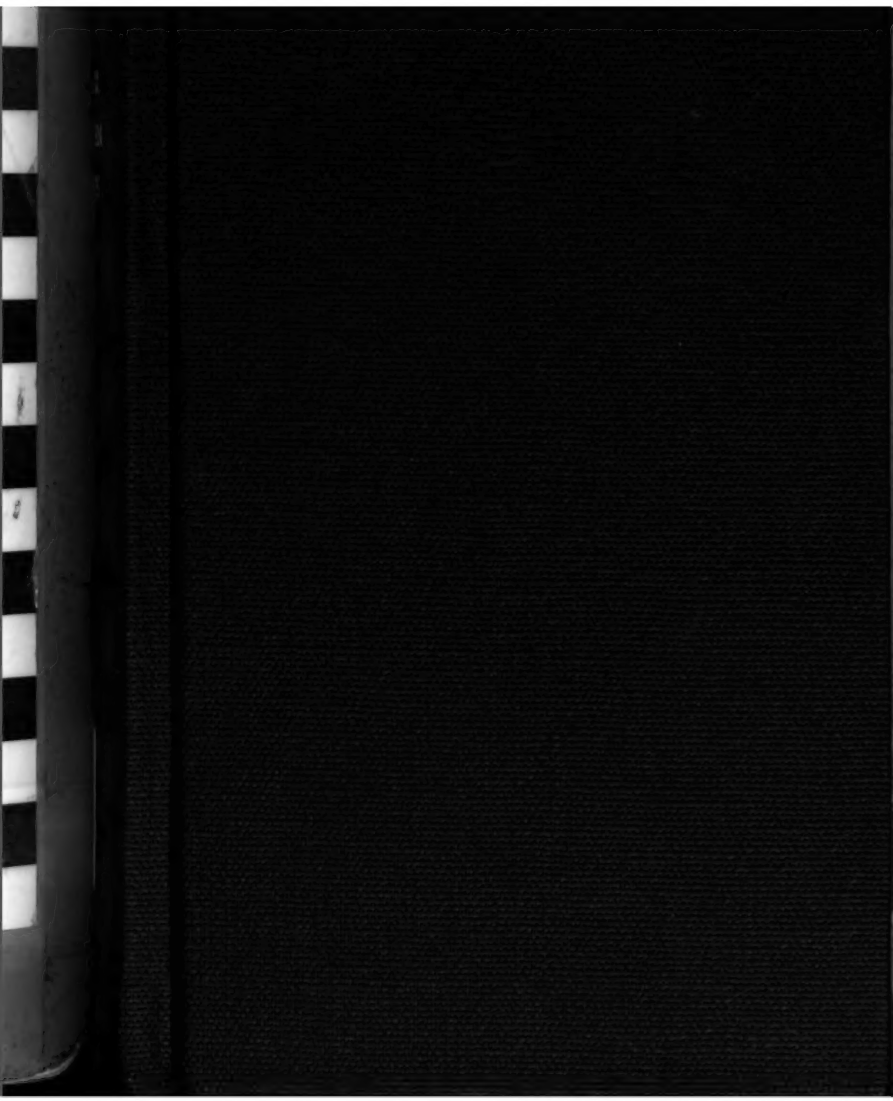
NEUESTE WELTKUNDE

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

THE LIBRARY

Periodical Collection
CLASS

BOOK

Digitized by Google

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Herausgegeben

von Malten.

Neunter Theil.

Aarau 1830.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Geschichtliche Uebersicht der denkwürdigsten Erscheinungen bei allen Völkern der Erde, ihrem literarischen, politischen und sittlichen Leben.

Herausgegeben

von Malten.

1830:9-12

Neunter Theil.

Aarau 1830.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Streifereien am Hudson.

Die Hauptabsicht meines Ausfluges auf dem Hudson war, die Militärschule von Westpoint zu besuchen. Je weiter wir vordrangen, einen um so größern und prachtvollern Karakter gewann die Szene um uns her. Die glänzendste Beschreibung würde doch nur einen unvollständigen Begriff von der Schönheit der Landschaften von diesem Theil des Flusses geben.

Majestätische Felsen umschlossen das westliche Ufer. Ihre mit Gebüsch gekrönten Gipfel stellten sich in den seltsamsten und malerischsten Formen dar. An ihrem Fuße bemerkt man hier und da eine arme, aber reinliche Hütte, umringt von Gärten, oder unter Laubbäumen halb verborgen.

Auf der andern Seite des Flusses ist das Land wohl bebaut, obgleich sein Anblick im Allgemeinen noch ziemlich wild ist. Weiterhin ruhet der Blick auf einem Dorfe, auf Meiereien und Landhäusern, deren lachendes Aeussere auffallend mit den steilen Felsen am entgegengesetzten Ufer kontrastirt.

Die zahlreichen Schlangenwendungen des Stroms verändern die Szene beinahe in jedem Augenblicke, und zeigen bald düstere, mit alten Vertheidigungswerken gekrönte Felsparthien, bald offene Gegenden, bald Wälder oder Triften von zahlreichen Heerden bedeckt.

HERTZBERG BINDERY
MAY 23 '48
467919

Digitized by Google

Mitten in dieser schönen Landschaft erblickt man die Militärschule von Westpoint. Man konnte nicht leicht einen günstigern Punkt zur Erreichung des vorgesteckten Zweckes wählen. Die Gebäude befinden sich auf einer hohen, auf beiden Seiten vom Flusse bespülten Ebene. Die Kasernen, die Akademie, und eine Menge anderer Gebäude, geben dem Ganzen den Anschein eines Dorfes. Es gibt in Amerika keine andere Anstalt dieser Art. Sie wird von der Zentral-Regierung allein erhalten. Ihr Zweck besteht nicht allein darin, Jünglinge für den Militärdienst zu bilden, sondern auch den Geschmack der wissenschaftlichen Kenntnisse in den verschiedenen Theilen der Union zu verbreiten, nebenbei auch einen Begriff von der militärischen Disziplin zu geben, was um so wichtiger in einem Lande ist, das nur Bürgermilizen hat, und dessen eigentliche stehende Armee nicht 6000 Mann übersteigt.

Ich habe die Schule von Westpoint mit der größten Aufmerksamkeit besucht, und mich überzeugt, daß sie im Ganzen, wie in allen ihren Einzelnheiten, mit Umsicht geleitet wird. Disziplin, Ordnung, Reinlichkeit lassen nichts zu wünschen übrig. Bei allem dem darf man vielleicht besorgen, daß das Resultat nicht ganz dem beabsichtigten Zwecke entspreche; denn es scheint unmöglich, daß ein vereinzelter Punkt in militärischer Hinsicht für die ganze Union genügend sein könne.

Es befinden sich jetzt 250 Zöglinge in dieser Anstalt. Man wird zwischen 14 und 17 Jahren in dieselbe aufgenommen. Der Studienkurs dauert vier Jahre. Nach dieser Zeit werden die Schüler streng

Digitized by Google

geprüft. Diejenigen, welche wirkliche Kenntniſſe haben, werden als Offiziere in der Armee angeſtellt. Die andern, welche ihre Zeit übel angewendet, werden fortgeſchickt, und können nie eine von der Zentral-Regierung ausgehende Anſtellung erhalten. Die Ernennungen hängen von dem Präſidenten der vereinigten Staaten ab.

Das Studium der Mathematik iſt bis jetzt mit dem meiſten Erfolg kultivirt worden. Auſſerdem werden jedoch die übrigen Zweige der militäriſchen Wiſſenſchaft eben ſo wenig vernachläſſigt. Man beſchäftigt ſich auch mit der Aſtronomie; da es aber in den vereinigten Staaten nur eine Sternwarte gibt, ſind die Fortſchritte der Zöglinge in dieſem Fache ſehr beſchränkt. Sie erhalten auch Unterricht in der franzöſiſchen Sprache, weniger um ſie geläufig zu reden, als um die in derſelben geſchriebenen guten militäriſchen Werke leſen zu können. Es gibt auch Privatkurſe der Mineralogie und der ſchönen Literatur.

Polizei und Disziplin der Militärſchule von Weſtpoint ſind ſehr ſtrenge. Die Zöglinge ziehen auf die Wache, und verrichten den Militärdienſt, wie in einer Garniſon. Die geringſten Fehler werden in ein von dem Gouverneur gehaltenes Regiſter eingeſchrieben, und ihnen täglich, wöchentlich, monatlich in Anrechnung gebracht.

Nach dem Regiſter von 1826 waren von 250 Zöglingen nur ſechs von dieſer Einſchreibung frei geblieben. Ein einziger hatte im Laufe des Jahrs 621 Fehler begangen. Die größte Zahl der Uebrigen war mit 100 bis 120 notirt.

Ich wohnte ihren Exerzitien bei. Die Infanterie-

Manöores wurden mit großer Präzision ausgeführt; die der Artillerie dagegen lieſſen noch viel zu wünſchen übrig. Ich bemerkte bei dieſen Jünglingen nicht die kriegeriſche Haltung jener in den europäiſchen Militärſchulen. Die meiſten hielten den Nacken gebeugt, was ihnen ein nicht angenehmes Anſehen gab. Ueberhaupt iſt das ein Verſtoß gegen den Schönheitsbegriff, welcher in Nordamerika beinahe allgemein zu ſein ſcheint.

Wir beſtiegen, nach unſerm Beſuche zu Weſtpoint, ein eben ſo zierliches als bequemes Dampfſchiff, und legten in ſechs Stunden die Strecke von 59 Meilen (19 ½ Stunden) bis Cats-Kill zurück, obgleich wir an mehrern Orten verweilten, um Reiſende auszuſchiffen oder aufzunehmen.

Zu Cats-Kill beſtiegen wir ein Stage, oder einen Poſtwagen. Er hatte drei Sitze im Innern und lederne Vorhänge auf beiden Seiten, die man nach Willkühr auf- oder zuziehen kann. Dieſe Art zu reiſen iſt im Sommer ſehr angenehm, während man im Winter vom Froſt viel zu leiden haben muß.

Cats-Kill iſt eine hübſche Stadt. Sie hat zwei ſchöne Kirchen, und eine lange Straße, die auf beiden Seiten mit ſchönen Kaufläden geſchmückt iſt. Man ſieht in derſelben ſehr viele Stages, Hackney-Coaches (Miethskutſchen) und Herrſchafts-Equipagen, mit einem Worte, den Luxus und die Bewegung einer reichen und handeltreibenden Stadt.

Am nächſten Morgen beſuchten wir die Berge am rechten Hudſon-Ufer. Der High-Peak, der höchſte von ihnen, erhebt ſich bis auf 3720 Fuß über die Meeresfläche. Schon zu Pine-Orchard (Tannen-

garten) hatten wir eine ſehr reizende Ausſicht. Zu unſern Füßen lag das reiche Hudſonthal. In der Ferne ſchlängelte der ſchöne Fluß durch die üppige Landſchaft, hier und da von grünen Inſeln getheilt. Dieſer Punkt iſt das Lieblings-Stelldichein der Bewohner von Albany und Neu-York, welche die meiſten ihrer Luſtparthien dahin richten. Eine Geſellſchaft hat ein prächtiges Gaſthaus am Rande des maleriſchen Abgrundes, 600 Fuß über dem Fluſſe, erbauen laſſen.

Wir blieben hier über Nacht, begaben uns ſodann zu den Waſſerfällen von Cauters-Kill, und kehrten durch das Clonethal, welches dieſe Gebirgskette durchſchneidet, nach Pine-Ochard zurück. Dieſe Gegend iſt noch viel abwechſelnder und maleriſcher als die, welche wir Tags zuvor geſehen.

Bei unſerer Ankunft zu Cats-Kill, am andern Tage, hörten wir Trommelgeraſſel, und ſahen eine Menge Soldaten, mit wehenden Fahnen, in den Straßen. Ich erſtaunte nicht wenig; denn ſolch ein kriegeriſcher Anblick war in Amerika für mich etwas ganz Neues. Ich erfuhr, daß es gerade die Zeit ſei, wo die Miliz ſich in den Waffen zu üben pflegt. Indeſſen hatte der Anblick dieſer Truppen nichts beſonders Kriegeriſches. Sie liefen unordentlich durch einander, ohne auf das Kommando ihrer Offiziere beſonders zu achten.

Bei Tiſche fanden ſich mehrere derſelben ein. Ich glaubte mich mit ihnen unterhalten zu können; aber vergeblich. Sie ſpeiſeten mit ſo großer Haſt, daß es unmöglich war, ihnen mehr als eine kurze Antwort abzugewinnen. Ich blieb endlich allein mit einem Manne, der, als er bemerkte, ich ſei ein Fremder, ſich mir zuvorkommend näherte, und mir alle Mit-

theilungen gewährte, die ich nur irgend wünschen konnte.

Nach den von Watterson im J. 1819 zu Washington herausgegebenen Tabellen belief sich die Stärke der Miliz der vereinigten Staaten auf 1,114,000 Mann. Die Bevölkerung des ganzen Landes wurde, mit Einschluß von 1 ½ Millionen Sklaven, auf 12,348,400 Seelen angeschlagen. Also bildet die Miliz den zehnten Theil der Gesammtbevölkerung.

Die Zahl und die Zeit der zur Uebung dieser Truppen bestimmten Versammlungen ist nicht in allen Staaten dieselbe; gewöhnlich aber gibt es deren sechs, und jede derselben dauert vier Tage hinter einander. Die Regierung liefert für 8 Dollare (20 rhein. Gulden) jedem Soldaten ein Gewehr, ausgenommen wenn er im regelmäßigen Dienst ist, wo er alsdann besoldet wird.

In den meisten Staaten werden die Stabsoffiziere der Miliz von der Zentral-Regierung, und mit Zustimmung des Senats, ernannt. Die Hauptleute und die übrigen Offiziere dagegen werden von ihren Kompagnien gewählt.

Alle Straßen und Wirthshäuser von Cats-Kill waren von Soldaten angefüllt. Es war vorauszusehen, daß es am Abend sehr laut hergehen würde. Wir beschlossen deshalb die Stadt zu verlassen, sobald die große Hitze sich gelegt. Fünf Meilen weit folgten wir dem Ufer des Flusses. Das Land war stets bevölkert und sehr wohlhabend. Wir kamen durch eine fast ununterbrochene Reihe von Dörfern, Landhäusern und Meiereien, deren Anblick etwas sehr Heiteres und Erfreuliches hatte.

Am 5. Juni Morgens kamen wir nach Albany. Diese Stadt ist der Regierungssitz des Staats Neu-York. Sie ist volkreich, und erlangt von Tag zu Tag eine immer größere Wichtigkeit.

Seit durch Fultons Genie der Hudson sich mit Dampfschiffen bedeckt, hat der Handel von Albany eine große Ausdehnung gewonnen. Diese Stadt bildet einen natürlichen Stapelplatz zwischen Neu-York und Montreal. Sie hat eine große Zahl Fabriken und Manufakturen, Eisenhammer, Bierbrauereien u. s. w. und über 13,000 Einwohner. Die holländische Bauart sehr vieler Häuser deutet ihren Ursprung an. Im alten Stadttheile findet man nur enge Straßen, während die in der Neustadt breit und lustig sind. Der Regierungspalast, die Bank und mehrere Kirchen verdienen gesehen zu werden.

Die Reise von Albany nach Neu-York wurde ehemals beinahe als gefahrvoll, und auf jeden Fall als sehr beschwerlich betrachtet. Man macht sie jetzt in weniger als dreißig Stunden, und manchmal selbst in zwölf Stunden. Die Entfernung beträgt 145 Meilen (48 Stunden).

Wenn der alte Henrich Hudson, der Gründer dieser Kolonie, aus seinem Grabe erstehen, und unser leichtes Fahrzeug wie ein Vogel die Fluth durchschneiden sehen könnte, er würde schwören, es sei der wirkliche holländische Schnelläufer, von dem er so oft reden gehört. Und wenn man ihm bemerkbar machte, daß das Schiff, welches er vor Augen hat, weder Segel noch Ruder habe, daß es die Insel Manathon oder Neu-York Abends zuvor verlassen, der alte Seemann würde glauben, man verspotte ihn.

Das ganze Land diesseits und jenseits Albany gewinnt unermeßliche Vortheile durch diese Schiffahrt. Eine große Zahl Städte und Dörfer, wie Stony-Point, West-Point, Sparta, Fishill, Werburgh und viele andere, erheben sich auf beiden Ufern des großen Stroms, von dem aus tausend Fahrzeuge nach den entferntesten Weltgegenden segeln.

Man kennt den Namen des Mannes nicht, der zuerst den Gedanken gehabt, die Gewässer des Eriesee mit denen des Hudson zu verbinden. Aber der Name des Bürgers, der sein Vermögen auf das Spiel gestellt, um ein so gewagtes Unternehmen in Ausführung zu bringen, ist Jedermann bekannt. Clinton ist es, dem man dies Riesenwerk verdankt, welches lange als unausführbar betrachtet wurde, und dessen Erfolg jezt ausser allem Zweifel ist.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalt zu Albany unternahmen wir einen Ausflug nach dem Staate Massachusset, von dem ein Theil sehr fruchtbar ist. Der Weg führt über eine Gebirgskette. Auf beiden Seiten sieht man schöne Dörfer und Baumgärten. Alles ist wohl unterhalten, und verkündet einen beständig steigenden Wohlstand. Diese Reise würde für uns viele Annehmlichkeit gehabt haben, wären Hitze und Staub nicht äusserst beschwerlich gewesen.

Wir besuchten auch eine Kolonie Zitterer am Lebunon. Sie bilden dort eine wenig zahlreiche Gemeinde. Männer und Frauen leben getrennt; aber ausserdem ist Alles bei ihnen gemeinschaftlich, so daß es weder Reiche noch Arme gibt. Die Zitterer sind sehr gutmüthig, einfach und gewerbsam. Sie treiben einen bedeutenden Handel mit Neu-York und Albany.

Ihre Dörfer sind sehr schön. Aber nirgends habe ich befremdendere Frömmigkeits-Uebungen gesehen, als bei ihnen. Ihr Kultus besteht vorzüglich in der Arbeit und im Tanz. Sie treten mit ernstem Anstand in den Tempel. Die Männer begeben sich auf die eine Seite, und die Frauen auf die andere. Ihre Kleidung besteht aus grobem Stoff, ist jedoch sehr reinlich. Ist die Versammlung vollständig, so beginnt man die Psalmen zu singen. Sodann legen die Männer ihre Oberkleider ab, stellen sich in Reihe und Glied, und machen die seltsamsten Sprünge, die man sich denken kann. Es ist unmöglich, etwas Komischeres zu sehen.

Von Albany wendeten wir uns gegen die westlichen Staaten, in der Absicht, uns in gerader Richtung zum Niagarafall zu begeben. Aber der Wunsch, zugleich den Eriekanal zu sehen, ließ uns einen Umweg machen.

Wir mietheten einen eigenen Wagen, Extra genannt, für welchen wir von Albany bis zum Niagara 115 Dollare (287 ½ rhein. Gulden) bezahlten. Die Entfernung beträgt 324 Meilen (106 Stunden). Auf solche Weise reiseten wir sehr angenehm.

Am Abend des ersten Tages kamen wir nach Schenectady, das in gerader Richtung nur sechstehalb Stunden von Albany entfernt ist. Aber da wir den Verbindungskanal zwischen dem Erie- und dem Champlainsee besuchen wollten, hatten wir wenigstens doppelt so viel.

Am nächsten Morgen setzten wir über den Fluß, und kamen nach Troy (Troja), einer großen und schönen Stadt, die bedeutenden Handel mit Neu-York

treibt. Der Hudson ist bis hierher mit Goeletten schiffbar. Troy ist von Hügeln umgeben, von welchen der höchste der Berg Ida genannt wird. Wir besuchten hier eine von einem reichen Bürger gestiftete Schule, und mehrere andere Anstalten, welche dieser Stadt zur besondern Ehre gereichen.

Den 19. Juni erreichten wir das Dorf Syrakus, welches von dem Eriekanal durchschnitten wird. Die Strecke von siebenzehn Stunden, welche wir bis hierher zurückgelegt, hatte uns einen hinlänglichen Begriff von den Fortschritten des Ackerbaues in diesem Lande gegeben. Die undurchdringlichen Wälder waren verschwunden, und durch lachende Dörfer, wohlkultivirte Felder und üppige Wälder ersetzt. Zu Syrakus war Alles Leben und Bewegung. Die Häuser waren schön und bequem eingerichtet, die Straßen breit und regelmäßig. Von meinem Fenster sah ich das Gewimmel in ihnen, und den Kanal mit schnellen Paketbooten bedeckt, die kaum seine Oberfläche zu berühren schienen.

Am nächsten Morgen befanden wir uns mitten unter dem Indierstamme Oneida, der rings von der Zivilisation umschlossen, auf einer kleinen Landstrecke vereinzelt lebte, und der seinen alten Sitten und Gebräuchen noch getreu geblieben war. Männer und Weiber waren in lange Decken gehüllt, die ihnen von der Schulter bis zum Knie reichten. Sie trugen ausserdem noch lederne Kamaschen und Mokassinen oder Indianerschuhe. Ihre Haare waren mit Oel, und ihre magern Gesichter mit verschiedenen Farben beschmiert. Sie warfen düstere Blicke auf uns, und wir waren froh, uns wieder von ihnen zu entfernen.

Gleich darauf fuhren wir wohl eine Stunde weit durch einen finstern Wald, dessen Bäume so alt zu sein schienen als die Erde, welche sie trug. In jedem Augenblicke sahn wir umgestürzte Stämme, welche sogleich von tausend verschiedenartigen Pflanzen bedeckt wurden.

Jenseits dem Walde überraschte uns der Anblick einer sehr freundlichen Gegend, mit Dörfern und blendenden Kirchthürmen geschmückt. Die meisten Häuser, welche wir bis dahin gesehen, waren aus Brettern gebaut und mit Rinde benagelt. Andere waren nur aus rohen Baumstämmen zusammengefügt.

Nichts ist weniger unsern europäischen Dörfern ähnlich, als diese in den Wäldern zerstreuten Wohnungen. Von Zeit zu Zeit sahen wir dann wieder die reizendsten Landhäuser, die wie durch einen Zauberschlag mitten in diese Einöden geschleudert zu sein schienen. Sie waren immer von sehr schönen Gärten und Fruchtbäumen umgeben. Wir fanden solche Villas oft genug in der Nähe der Hütte eines Wilden. Ganze Dörfer, wie das von Whiterborough, bestehen aus den niedlichsten Landhäusern, von denen man sich recht heimathlich angezogen fühlt.

Das Dorf Utika nimmt einen ausgezeichneten Rang ein auf der Leiter der amerikanischen Zivilisation. Es hat mehrere Kirchen, ein Kollegium für den Unterricht der höhern Wissenschaften und mehrere andere Anstalten.

Wir verliessen Syrakus den 22. Juni, und wendeten uns gegen Auburn. Dies Land, obgleich erst seit Kurzem bewohnt, ist dennoch gut bebaut und ziemlich stark bevölkert. Ueberall erheben sich neue Dör-

fer, überall sieht man bauen und schaffen, eine Bewegung, ein Leben, von dem man in Europa keinen Begriff hat.

Ich fragte meinen Führer um den Namen eines unter meinen Augen entstehenden Dörfer.

— Kamilla, entgegnete er.

Und dies große Gebäude?

— Das Kollegium.

Und jenes große steinerne Haus?

— Eine Wollentuch-Manufaktur.

Ein Brite hätte sich nach Alt-England versetzt glauben können. Aber hundert Schritte weiterhin, und Alles gewann eine andere Gestalt. Man war wieder in die Tiefe der Urwälder versenkt, und an den Grenzen der ziviliſirten Welt.

Den 27. kamen wir nach Canandaigua, im Mittelpunkte der Grafschaft Ontario. Ich bemerkte eine schöne Meierei vor dem Dorfe. Man sagte mir, daß sie einem Mann gehöre, welcher sich vor dreißig Jahren zuerst in dieser Gegend niedergelassen, als Alles noch finsterer Wald war.

Er war damals arm, und hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Aber seine Beharrlichkeit und seine Industrie liessen ihn sie übersteigen, und in wenigen Jahren erwarb er sich ein bedeutendes Vermögen. Er lebte noch jetzt, und war von Kindern und Enkeln umringt, immer thätig, unermüdlich, vom Morgen bis zum Abend mit der Verbesserung seiner Güter beschäftigt. Endlich, als ihm nichts Neues mehr zu schaffen übrig blieb, trat er die Meierei seinen Kindern ab, wanderte in einem Alter von sechszig Jahren mit seiner Frau, einem Zug Ochsen und

einigem Geräth nach Westen, um auf dem Gebiet von Michigan neue Ländereien urbar zu machen, und dasselbe Leben wieder zu beginnen, wie vor dreißig Jahren.

Sitten und Gebräuche in Mexiko.

Denkt man nach über die ungeheure Thätigkeit der periodischen Presse, über die beständig steigende Ausdehnung des Buchhandels, möchte man in Versuchung gerathen, zu glauben, daß bald alle Wort- und Ideen-Zusammenstellungen erschöpft sein werden, und daß es bald an Gegenständen gebrechen wird, die man beschreiben könnte.

Aber eine solche Voraussetzung beruhet nur auf einer sehr oberflächlichen Ansicht der Dinge. Denn selbst wenn die große politische Weltmaschine plötzlich in ihrem Gange gehemmt würde, um Jahrhunderte unbeweglich zu bleiben, würde man doch, in Ermangelung von Gegenwart und Zukunft, noch den Schatz der Vergangenheit heben.

Gibt es ein einziges Land in Europa, dessen Geschichte, durch die Nachforschungen der Gelehrten, schon definitiv festgestellt ist? Bedarf man nicht überall neuer Andeutungen, um Licht zu verbreiten in der Nacht der Jahrhunderte? Und dringt man weit hinaus in das Alterthum; wie vermehren sich da die Zweifel bei jedem Schritte! Nicht mehr Tage oder Jahre, nein ganze Jahrhunderte verbergen sich hinter dem Schleier der Hieroglyphen. Wer weiß, wie weit die Grenzen der Zeit zurückgedrängt werden können durch die gelehrte Hand, welche einst diesen

Schleier vollkommen heben wird? Verläßt man endlich die Kontinente unserer Erdhälfte, um die neue Welt zu betreten, wie viele neue Nationen, Sitten und Sprachen findet man da nicht?

Mancherlei wichtige Mittheilungen über den transatlantischen Erdtheil finden wir in dem neuesten Werke Beltrami's, betitelt: „Mexiko.“ Der Verfasser hat darin alle die Bemerkungen und Notizen zusammengetragen, welche er auf einer Reise durch dieses merkwürdige Land gesammelt. Er beschreibt beinahe Schritt, vor Schritt was er gesehen, gehört, entdeckt. Geschichtliche und politische Bruchstücke reihen sich in diesem Werke an religiöse, moralische und wissenschaftliche Abhandlungen. Vielleicht möchte man wünschen, daß er das Alles mehr geordnet hätte, obgleich das Ganze dadurch an Mannichfaltigkeit gewinnt.

Obgleich Beltrami die Geschichte nur als Reisender betrachtet, gibt er doch interessante Andeutungen über Iturbide, Guerrero, Vittoria, und über alle die großen Namen, welche in der mexikanischen Revolution figuriren. Er hat lange genug unter diesen Völkern gelebt und mit ihren Sitten sich vertraut gemacht, um ziemlich genau den Karakter und die Politik der Häuptlinge, welche sich immer der Menge anneigen müssen, um sie desto besser zu unterjochen, würdigen zu können. Die Revolution an und für sich selbst war durchaus national.

„Die Tirannei der spanischen Regierung, sagt er, hat die Mexikaner allein zum Aufstand bewegt. Die beleidigende Anmaßlichkeit, die despotischen Betrügereien der weißen Kaste, ihr unersättlicher Geiz haben den Grund gelegt zu der allgemeinen Umwälzung in

dieſem Lande.... Die Mexikaner dürfen ſich rühmen, zu ihrer Befreiung keiner andern Energie, keiner Hilfe bedurft zu haben, als der ihrigen.“

Zwei Urſachen trugen dazu bei, der mexikaniſchen Revolution einen furchtbaren Karakter zu verleihen: eine unbeſiegbare Rachſucht, verbunden mit einer, durch einen langen Despotismus veranlaßten Entartung.

Obwohl in mehrfacher Hinſicht die Mexikaner den Spaniern überlegen ſind, darf man ſich doch nicht einbilden, daß dies Volk die Inſtitutionen begreift, von denen es regiert wird. Es muß erſt mit ihrem Sinne vertraut werden, und ſo zu ſagen in Familie mit ihnen leben, um ſich unter ihrem Einfluſſe zu bilden, zu veredeln, die alten Eindrücke und Flekken der Knechtſchaft zu vertilgen.

Es gibt in Mexiko noch drei große und mächtige Agenten der Unruhe, nämlich: die Spanier, die Mönche und den Jeſuitismus. Es läßt ſich leicht nach den Ereigniſſen prophezeien; demungeachtet möchte man vorausſetzen, daß von ſo vielen ungünſtigen Erinnerungen umringt, die Spanier nicht gefährlich ſein könnten. Die Mexikaner ſind zu aufrichtig gegen ihre Feinde, als daß in dieſem Lande ihnen noch die mindeſte Hoffnung irgend eines Erfolgs bleiben könnte.

Mit den Mönchen dagegen und mit dem Jeſuitismus verhält es ſich anders. Der beſte Beweis von ihren Hoffnungen für die Zukunft beſteht darin, daß ſie mexikaniſch geworden, nachdem Mexiko aufgehört, ſpaniſch zu ſein. —

Die Jeſuiten haben ſich freilich ein wenig zurückgezogen; aber überall, wo ſie auf ſolche Weiſe ſich

verbergen, lauern sie nur (wie in Frankreich) auf eine günstige Gelegenheit, um wieder zu erscheinen, und nur zu oft erreichen sie auf solche Weise ihren Zweck. In Mexiko ist das keinem Zweifel unterworfen, denn ihr Erfolg ist von beschränkten Gesetzgebern in der Konstitution selbst gesichert worden, die neben den demokratischsten Formen für alle Zukunft die religiöse Unduldsamkeit feststellten, indem sie erklärten, daß die mexikanische Religion ist und immer sein wird die „römisch-katholisch-apostolische“ (sic), und daß die Ausübung jeder andern (besonders der evangelisch-christlichen) auf das Strengste verboten ist.

Man sieht also, daß die Priester sich festgeklammert haben an dem Boden, wie an den Gesetzen Mexiko's.

Wollte man nun auch die Gefahren eines Einflusses ohne gesetzliche Kontrolle unbeachtet lassen, müßte doch ein Staat, der das unschätzbare Gut der Freiheit erhalten will, vorzüglich darauf hinstreben, alle Ueberlegenheit in seinem Innern zu beseitigen. Man bemerkt überdies auf den ersten Blick, daß die Verdorbenheit der mexikanischen Geistlichkeit für die Nation eines der unheilbringendsten Uebel werden müsse.

Unter diesen beiden Gesichtspunkten ist also die Gefahr im höchsten Grade drohend, um so mehr, da die politische Gewalt der Mönche bereits eine große Entwickelung gewonnen hat. In der alleinigen Stadt Mexiko zählt man nicht weniger als 26 Mönchsklöster, nämlich: 5 der Franziskaner, 4 der Dominikaner, 4 der Augustiner, 3 der Merced, 1 der Karmeliter, 2 von San-Juan de Dios, 2 von dem Orden de la Ca-

ridad, 1 von los religiosos Betlemitas, 1 von los canonigos regulares, 1 von San-Antonio abad, und der Ueberrest von mehrern andern. Dazu kommen noch 20 Nonnenklöster, eine Menge Brüderschaften, Kongregationen ꝛc.

„Mehrere dieser Klöster, sagt Beltrami, gleichen kleinen Städten, sowohl in Hinsicht der Ausdehnung, als der Bevölkerung. Ihre Ringmauer umschließt, ausser dem Hauptkloster und seiner Kirche, noch die Gebäude anderer Brüderschaften und ihre Kirchen; denn jede derselben hat ihre eigene. Ganze Straßen gehören den Mönchen, den Nonnen, oder den Kongregationisten.“

Mit einem Worte, die Mönche bilden in Mexiko eine vollkommen organisirte Aristokratie. Die Karmeliter, die Augustiner und selbst die Franziskaner sind, ihrem Gelübde der Armuth zum Trotz, sehr reich, und besitzen große Ländereien.

Noch trauriger ist es, daß sie bei allen diesen Mitteln, die ihnen einen großen Einfluß gewähren, nicht ein exemplarisches Leben führen. Aber es ist äusserst selten, eine reiche und zugleich tugendhafte Geistlichkeit zu finden. Unordnung und Ausschweifungen jeder Art sind in den Mönchs- und Nonnenklöstern vielmehr an der Tagesordnung. Die Beichtväter sind entweder die erklärten Cicisbeen oder die Prokuratoren der Nonnen und der übrigen Frauen und Mädchen. Die Mönche statten den Nonnen selbst regelmäßige Besuche ab in ihren Klöstern, und werden von den „Verlobten des Erlösers“ in ihren Zellen mit Eingemachtem, Konfekt ꝛc. ꝛc. regalirt.

Die Augustiner machen es sich noch bequemer. Statt der Laienbrüder haben je zwei oder drei dieser

ehrwürdigen Väter eine junge Cameriera, die bezahlt wird, um ihnen alle möglichen Dienste zu erweisen. Auch die Pfarrer haben eine oder zwei Sobrinas (Nichten), mit denen sie wie Paschas von zwei Roßschweifen leben.

Beltrami wohnte bei einem Dorfpfarrer, der in aller Form verheirathet war, und mehrere Kinder hatte, die er selbst erzog. Als er seines Gastes Verwunderung bemerkte, sagte er ganz unbefangen, „daß, da die Ehe der Geistlichen in der heiligen Schrift nirgends verboten sei, er es nicht nur für erlaubt, sondern selbst für pflichtgemäß gehalten, eine Frau zu nehmen, ohne die Religion in irgend etwas zu verletzen.“ — Dieser Priester war ohne Zweifel der am wenigsten schuldige von allen; auch fanden seine Pfarrgenossen an seinem Betragen nicht das Mindeste auszusetzen.

Es ist in Mexiko gar nichts Seltenes, die Mönche in ihrer Ordenstracht oder in weltlicher Kleidung auf öffentlichen Bällen tanzen zu sehen, und zwar unter dem Vorwand, durch ihre Gegenwart Skandal zu verhindern. Zu diesen mannichfachen Lastern gesellt sich bei der mexikanischen Geistlichkeit noch eines, welches auch in Europa sehr häufig ist, nämlich eine unersättliche Habgier. Für Geld thun die Priester dort Alles. Sie treiben einen empörenden Ablaßhandel; verweigern die Beerdigungen, welche nicht genügend bezahlt werden, diktiren Testamente am Lager der Sterbenden, verschlingen das Vermögen ganzer Familien, und bringen sie dadurch an den Bettelstab.

Damit eine so sehr verdorbene Geistlichkeit in einem

Lande bestehen könne, muß das Volk im höchsten Grade beschränkt, bigott und abergläubig sein. Und in der That verhält es sich also in Mexiko. Die tausend lächerlichen Traditionen und fanatischen Gebräuche, welche die Geistlichkeit gelehrt und erhalten, und an welchen man mit unerschütterlichem Eifer hängt, übersteigen allen Glauben.

Zu Pueblo Viejo ist ein Kruzifix, dessen Fest den 25. Mai jedes Jahres mit großem Pomp gefeiert wird. Es wurde, der Sage nach, von Barbaresken-Seeräubern aus einer Stadt in Spanien entführt (man begreift nicht zu welchem Zwecke). Aber unterweges erhob es sich aus den Händen der Ungläubigen, und flog in gerader Richtung nach Amerika, wo es sich von Weißen nicht wollte ergreifen lassen, und wo die Indier allein es zum Stehen bringen konnten.

Seit jener Zeit öffnet die Christusfigur an diesem Kreuze am Festtage die Augen zum Gedächtniß jener wunderbaren Ankunft.

An einem andern Orte ist ein Antoniusbild aus einer Kapelle entschlüpft, die ihm nicht gefiel, und hat sich eine andere Wohnung in der Stadt gewählt, weshalb man ein großes Fest begeht, zum Gedächtniß der Desertion des heiligen Antonius.

Es scheint überhaupt, daß in Mexiko die Heiligenbilder eine große Neigung zum Nomadenleben haben. Es vergeht nicht ein Jahr, wo nicht mehrere Madonnen Reißaus nehmen, bald um sich eine neue Kirche oder Kapelle zu wählen, bald um Minen anzudeuten. Diese letzten Wunder ereignen sich seit Langem nicht mehr, indem es geschehen, daß eine Ma-

donna die Indier in den April geschickt, wonach diese alles Vertrauen zu der Wunderkraft der Bilder, in Hinsicht auf die im Schooße der Erde enthaltenen Reichthümer, verloren. Dagegen glauben sie jetzt an Wünschelruthen fremder Abenteurer, so oft sie auch von ihnen getäuscht worden.

Die religiösen Zeremonien haben noch das ganze Gepräge heidnischer Mysterien, und die Abgeschmacktheit derselben geht oft so weit, daß selbst die Pfarrer sich schämen, thätigen Antheil daran zu nehmen. Sie sehen sich jedoch genöthigt, dem Volke diese lächerlichen Maskeraden zu lassen, indem es die Religion nicht auf eine andere Weise zu begreifen im Stande ist. Zu Zalaya unter andern wurden am heiligen Weihnachts-Abend (la noche buena) in einer nächtlichen Prozession die fünfzehn Mysterien in natura dargestellt. Es erscheint auch ein Gekreuzigter nackt an dem Kruzifix, die Arme festgebunden, statt von Nägeln durchbohrt, und mit einem Vorsprung, auf welchem die Füße ruhen. Longin versetzt ihm einen Lanzenstich in eine mit Blut angefüllte Blase, hinter welcher ein Stück Eisenblech befestigt ist, um jede zufällige Verwundung zu vermeiden.

Die Schauspieler, welche in allen diesen Szenen figuriren, sind auf eine Menge große Wagen vertheilt, denen sich noch neun andere Darstellungen anschliessen, wie die der Zeit, des irdischen Paradieses, der Arche Noah ꝛc. ꝛc., was im Ganzen vierundzwanzig mit seltsamen Masken und prächtigen Vermummungen bedeckte Fuhrwerke macht.

Mit einer so ausserordentlichen Entwickelung der religiösen Ideen ist es unmöglich, daß nicht Alles

eine mystische Form annehme. Aus diesem Grunde auch sind die Kirchen und Kapellen mit Bildhauereien und Malereien überladen. Man bemerkt in ihnen neben wirklichen Meisterstücken Werke von sehr schlechtem Geschmack, wie z. B. das Gemälde eines halb todten Mannes, dem St. Peter, seiner Sünden wegen, den Eintritt ins Paradies versagt, und den der Teufel vergebens in die Hölle zu zerren sucht, eines Skapuliers U. l. F. von Karmel wegen, das die Eigenschaft hat, alle Dämonen im Respekt zu halten.

Man erräth leicht, welches, bei einem so nahe mit der Barbarei verwandten Zustande, die Sitten der Mexikaner sein können. Sie haben demungeachtet einen ganz eigenthümlichen Karakter, sie sind nämlich besser und schlechter als bei einem Volke, das nicht von einer zugleich höflichen und verdorbenen Nation unterjocht worden.

Es gibt in Mexiko so viele Diebe, daß der Eigenthümer, welcher ein Pferd verkauft, ihm ein Zeichen aufdrückt, um das Recht sich zu sichern, alle diejenigen wiedernehmen zu können, von denen er beweisen kann, daß sie ihm gehören, und die dies Zeichen nicht haben.

Neben diesem auf das Aeusserste getriebenen Mißtrauen im Handel, bemerkt man ein fast blindes Vertrauen in diejenigen, welche als Mittelsmänner auftreten, und die, behauptet man, nie einer Parteilichkeit oder einer Untreue sich schuldig gemacht.

Die beliebtesten Schauspiele, nach den abergläubigen Maskeraden, sind die Hahnen- und Stiergefechte. Mehrere Städte haben auch Theater. Die

Leidenschaft des Spiels ist allgemein, und die Frauen vorzüglich überlassen sich ihm ohne alle Scheu.

Ueberhaupt ist ihr Lebenswandel nicht sehr regelmäßig. Aber selbst diejenigen, deren Betragen am ausschweifendsten ist, bewahren immer eine gewisse äussere Würde, und wissen sich durch imposante Manieren Achtung zu verschaffen. Die beste Gesellschaft besteht aus den Kreolinnen.

„Sie besitzen viele Grazie, sagt Beltrami, selbst in ihrem Ciupar (während sie rauchen). Von Zeit zu Zeit nähern sie sich gegenseitig mit ihrem Cigarrito, um ihn anzuzünden. Ich habe sie nie geistreicher gesehen, als wenn sie rauchten. Das Feuer ihrer Augen scheint mit dem ihrer Zigarren zu erlöschen. Macht man einer Dame den Hof, und will man sie recht angenehm und selbst rührend sehen, muß man sie einladen zu ciupar.“

Beltrami hat mehrere geographische Irthümer über Mexiko berichtigt. Er hat auch seltene Mineralien gesammelt, und eine durchaus neue flora mexicana verfaßt. Ein besonders interessanter Theil seines Werkes ist auch der, in welchem er sich mit den Alterthümern des von ihm bereiseten Landes beschäftigt.

Ueber den berühmten Montezuma, seine Pracht und seinen Despotismus theilt es manches Beachtungswerthe mit. Den alten Kroniken zufolge hatte dieser Monarch einen Palast, der tausend Zimmer enthielt, nebst mehrern Sälen, von denen einer dreitausend Personen in sich aufnehmen konnte. Alle diese Gemächer waren mit Zedern und Zipressenholz ausgelegt. In großen Menagerien befanden sich viele vierfüßige Thiere, Vögel und kriechendes Gewürm. Eine Menge

Aerzte und Apotheker wachten über die Gesundheit dieser Thiere, welche selbst ihre Geburtshelfer hatten.

Neben dieser Thier-Menagerie hatte Montezuma noch eine andere, in welcher sich die seltsamsten menschlichen Krüppel und Mißgeburten befanden.

Begebenheiten auf Neu-Seeland im Jahr 1829.

Neu-Seeland besteht aus zwei großen Inseln, deren Umfang denen Großbritanniens gleich kommt. Sie gehören zu Australien, das von den Geographen als ein fünfter Welttheil betrachtet wird. Man kann diesen letztern in drei Theile scheiden: den östlichen Archipel, den man ehemals zu Asien rechnete; die große Insel Neuholland, nebst dem Appendix von Van Diemensland, und die tausend Inseln Polynesiens, unter denen sich auch Neu-Seeland befindet.

Aus nachfolgender Mittheilung eines englischen Seeoffiziers kann man entnehmen, wie groß noch die Barbarei der Bewohner dieser Inseln ist. Sie steht in einem auffallenden Kontrast mit den Fortschritten, welche die Eingebornen der Sandwich-Inseln, Otahaiti's, und einiger andern Inselgruppen, in den Künsten der Zivilisation gemacht haben.

Am 17. November 1828 — sagt der gedachte Offizier — verließ ich Sydney auf dem Brick Hawes, von 110 Tonnen Last und 14 Matrosen, unter Befehl des Kapitäns John James, der noch zwölf Matrosen mitnahm, welche theils auf den Inseln der Gegenfüßler, theils zu Bunny ausgeschifft werden sollten.

Wir gingen von dort nach Neu-Seeland unter Segel, berührten die Inselbucht im Dezember, um Holz und Wasser einzuladen, und wendeten uns nach Ostkap, das noch ungefähr 500 Meilen (170 Stunden) entfernt war. Kurz vor unserm Aufbruche erschienen die Eingebornen in großer Zahl, und kaum hatten sie unsere Schwäche bemerkt, so stimmten sie ihren Kriegsgesang an, und rüsteten sich zum Angriff.

Entschlossen, uns bis aufs Aeusserste zu vertheidigen, eilten wir zu den Waffen, und richteten unsere Kanone gegen den Feind, der, als er diese Vorbereitungen bemerkte, über Hals und Kopf entfloh. Einige Meilen weiter hin, in der Plentybucht, deren Bewohner ebenfalls sehr kriegerisch sind, waren wir beständig auf unserer Hut, um allen Feindseligkeiten zuvorzukommen, was uns auch so wohl gelang, daß wir im Tauschhandel große Vortheile gewannen.

Den lebhaftesten Verkehr hatten wir zu Towronga, dessen Umgebungen sehr reizend sind. Wir gingen dort, der wilden Schweinsjagd wegen, vor Anker. Aber der Erfolg entsprach unsern Erwartungen nicht, und um noch mehr Lebensmittel zu erhalten, beschloß der Kapitän, eine Barke nach dem 50 Meilen (17 Stunden) entfernten Walkitanna zu schicken, wo man deren im Ueberfluß finden sollte.

Ich erhielt den Oberbefehl dieser Barke. Nach einer vierundzwanzigstündigen Schifffahrt erreichten wir eine kleine Bucht, in welche sich ein Fluß ergießt, und an der das Dorf oder der Pah Walkitanna liegt. Dieser Pah, wie alle übrigen, die ich in Neu-Seeland gesehen, krönt den Gipfel eines steilen Spitzhügels, und wird von einem Erdwall umschlossen.

Man kann nur auf einem schmalen Fußwege, der sich durch Gestrüpp und über nackte Felsen hinanschlängelt, zu dieser Höhe gelangen.

Die Eingebornen begrüßten uns mit dem Geschrei „Heromoni!“ welches so viel bedeutet, als „Kommet hierher!“ Unser Dollmetscher benachrichtigte sie von der Absicht unsers Besuchs, worüber sie eine große Freude äusserten. Sie führten uns zur Wohnung ihrers Vorstehers, die aus hölzernen Pfählen erbauet, und mit Schilf gedeckt war. Man konnte in dieser Hütte nicht aufrecht stehen. Ringsum war eine Gallerie, mit roh geschnitzten und roth bemalten Figuren verziert, wodurch der Rang des Bewohners angedeutet wurde. Jene Figuren waren die Bilder seiner Vorfahren und seiner Familie.

Die Hütten der übrigen Insulaner waren sehr elend, und auf ein Haar unsern Schweinställen ähnlich. Gewöhnlich schläft die Familie unter freiem Himmel, und die Witterung muß sehr strenge sein, um sie zu nöthigen, ein Obdach zu suchen. Die Neu-Seeländer schlafen sitzend, mit unterschlagenen Beinen; nur wenige strecken sich der Länge nach aus.

Der Vorsteher, mit dem wir unterhandeln sollten, hieß Enararo oder Eidechse. Er war groß, stark, wohlgebaut und von imposantem Aeussern. Sein ganzer Körper war tatowirt. Er saß vor seiner Thür, mit einer schönen Matte über den Schultern. Sein Gesicht war mit Oel und Ocher beschmiert, und seine Haare waren auf dem Scheitel zusammengeschlagen.

Er zeigte uns eine große Menge schöner Schweine, die er uns verkaufen wollte. Aber unsere Barke war zu klein, um sie einzuschiffen, und da der Vorsteher

äusserte, daß er mit einem benachbarten Stamme im Krieg begriffen sei, und sie deshalb nicht nach dem Brick treiben lassen könne, entschlossen wir uns, nach demselben zurückzukehren. Leider hatten wir starken Gegenwind, und kamen nicht von der Stelle. Meiner mit dem Kapitän getroffenen Verabredung zufolge, wollte ich über Land den Dollmetscher zu ihm schicken. Aber weder dieser, noch mein Matrose, wollten sich den Gefahren einer solchen Wanderung aussetzen. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als sie selbst zu unternehmen, und ich machte mich am andern Morgen, bei Tagesanbruch, mit einem Führer auf den Weg.

Das Land war gebirgig, und von zahlreichen Bächen durchschnitten, denen wir oft stundenweit entlang schreiten mußten, bevor wir eine Stelle fanden, wo wir sie durchwaten konnten. Dadurch wurde unser Weg sehr verlängert. Auf dieser ganzen Strecke bemerkte ich vielen wilden Flachs längs den Strömen, und einige kultivirte Landstriche, auf denen Kohl, Kartoffeln, Möhren, Rüben und Wassermelonen gebauet wurden. Auch sah ich einige Pfirsich- und Orangenbäume. Die auffallendsten Bäume sind der Kaikaterre und der Kowry. Sie sind sehr hoch, haben keine Zweige, sondern nur eine Krone, und sind ganz vortrefflich zu Masten geeignet. Der erstere wächst besonders an sumpfigen, der andere an sandigen Stellen. Dieser letztere hat schönes Laub, und erzeugt sehr viel Harz.

Ein großer Theil unsers Weges führte uns durch sandige Gegenden, wodurch die Reise sehr beschwerlich wurde. Endlich nach einem Marsche von zwei Tagen und Nächten erreichten wir das Schiff. Ich

gab meinem Führer zwei Tomahaks und ein wenig Schießpulver, wodurch er sehr befriedigt zu sein schien.

Der Kapitän lichtete sogleich die Anker, und wir kamen in der folgenden Nacht nach Walkitanna. Die Eingebornen schienen über diese Ankunft sehr erfreut, besuchten uns in großen Barken, und brachten uns mehr Schweine, als wir kaufen mochten. Auch Enararo behandelte uns mit anscheinender Herzlichkeit, und nachdem wir unsern Handel zu gegenseitiger Befriedigung abgeschlossen, begaben wir uns nach Towronga, wo wir alles Fleisch einpöckelten und in Fässer schlugen.

Dieser erste günstige Erfolg veranlaßte uns, abermals nach Walkitanna aufzubrechen, wo wir am Sonntag, den 1. März 1829, ankamen. Das Wetter war sehr schön. Wir gingen zwischen dem Eilande Maltora und der Hauptinsel vor Anker. Sogleich erschienen die Eingebornen in großer Zahl, und wir kauften zwanzig Schweine von ihnen.

Am nächsten Morgen wurde ein Offizier und acht Mann ans Land geschickt, um die Schweine zu schlachten, und sie an einer in der Nähe befindlichen heißen Quelle zuzubereiten. Um 1 Uhr Nachmittags begab sich der Kapitän ebenfalls ans Land, und ließ mich nebst drei Matrosen auf dem Schiffe, auf welchem sich auch Enararo, in Begleitung von zwölf Männern, eingefunden.

Ich bemerkte, daß sie heftig von dem Kibbuki (dem Fahrzeuge) sprachen, weshalb ich irgend einen Verrath vermuthete, und meinen Leuten befahl, auf ihrer Hut zu sein. Aber diese wollten meiner Voraussetzung keinen Glauben beimessen, und wurden die

Opfer ihrer Nachläßigkeit. Enararo und seine Begleiter erschossen sie, und schnitten ihnen die Köpfe ab. Ich erklimmte den Maßbaum, und erhielt einen Schuß in den Arm, der mir den Knochen zerschlug.

Während dem begannen die Wilden ihren Kriegstanz, begleitet mit furchtbarem Geheul, wonach sie das Schiff plünderten. Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich, daß mehrere von ihnen die Autorität ihres Vorstehers verkannten, und sich lieber umbringen, als ihre Beute fahren liessen. Sie füllten in großer Eile ihre Boote an, bemächtigten sich sodann meiner, und schleppten mich mit sich fort. Einige ihrer Boote, die zu schwer beladen waren, strandeten, und die darin enthaltenen Waffen und Munitionen wurden von den Fluthen verschlungen.

Ich konnte nicht erfahren, welches das Schicksal des Kapitäns und seiner Matrosen gewesen; aber ich durfte vermuthen, daß sie ebenfalls ermordet worden. Bei unserer Ankunft auf dem Lande umringten uns die Weiber singend und tanzend, und äusserten durch die seltsamsten Bewegungen eine ausgelassene Freude. Bald nachher wurde ein großes Feuer angezündet, um welches sich die Menge drängte. Sie stritten mit großer Heftigkeit über eine Sache, von welcher ich bald unterrichtet wurde. Es handelte sich nämlich darum, ob man mich todtschlagen und aufspeisen, oder ob man mich leben lassen solle. Der Ausspruch des Anführers entschied für das letztere, und zwar aus dem Grunde, weil er hoffte, daß man meine Person gegen ein Gewehr auslösen werde.

Man brachte mich in des Vorstehers Hütte, wo ich Gott für meine wunderbare Erhaltung dankte.

Die beiden ersten Nächte konnte ich keinen Augenblick schlafen, so groß waren die Schmerzen, welche ich in meinem Arm verspürte. Mein Gewimmer erregte den Zorn meines Wirths. Er stieß mich zur Hütte hinaus, und ich schleppte mich bis zu einem in der Nähe befindlichen Schoppen.

Niemand dachte daran, mir irgend einen Beistand zu gewähren. Endlich fand ich ein Stück Leder, welches ich auf die Wunde preßte, ohne das darin befindliche Blei herausziehen zu können. Ich wusch sie mehrmals in dem nahen Bache, wobei man mich jedoch nie aus den Augen verlor. Die Kugel war durch den Knochen gegangen, und auf der andern Seite desselben im Fleische stecken geblieben.

Am zweiten Tage meiner Gefangenschaft erschien eine Goelette in der Bucht, und bemühete sich, den Brick mit sich fortzuführen. Ich bat die Wilden, mich an Bord zu bringen, und versprach ihnen alle Entschädigung, die sie nur wünschen konnten. Aber sie blieben taub gegen meine Bitten. Man kann sich meinen Schmerz denken, als ich die beiden Fahrzeuge, von denen ich allein eine nahe Rettung erwarten durfte, sich entfernen sah.

Am andern Morgen brachte mir einer der Eingebornen den Kopf eines meiner unglücklichen Gefährten, des Otahaiters, der mit vieler Sorgfalt einbalsamirt und tatowirt war. Sie bewahren auf diese Weise eine große Menge Köpfe, und treiben selbst Handel damit. Ich bebte bei dem Gedanken, daß über kurz oder lang mein armes Haupt auch ein ähnliches Schicksal haben könne.

Am Morgen des vierten Tages meiner Gefangen-

schaft erschrack ich nicht wenig, als ich die Wilden sich abermals um die Hütte ihres Vorstehers versammeln sah. Sie bemerkten meine Angst, und unterrichteten mich, daß es keinesweges auf mein Leben abgesehen sei, sondern daß man von Seiten des großen Stammes von Towronga einen Angriff zu befürchten habe.

Bald nachher erschien Enararo, mit dem Sextanten des Kapitäns in den Händen. Er gebot mir, die Sonne zu beobachten, und ihm zu sagen, ob man wirklich einen Angriff zu besorgen habe. Ich befand mich in einer sehr kritischen Lage. Die Ablehnung seines Verlangens hätte mir nur verderblich werden können, und prophezeihete ich, so konnte nur ein günstiger Zufall mich retten. Indessen durfte ich voraussetzen, daß die Nachricht von der Plünderung unsers Schiffes die Habgier der benachbarten Stämme gereizt, weshalb ich ein Buch verlangte, und aufmerksam darin zu lesen schien. Endlich sagte ich:

„Ja, der Stamm von Towronga nähert sich dem Deinigen mit feindseligen Absichten.“

— Und wann wird er uns angreifen? fragte der Voreher. In der äussersten Verlegenheit entgegnete ich: „Morgen früh.“

Diese Antwort schien ihn zu befriedigen, und er traf die nothwendigen Vorsichtsmaßregeln zu einem hartnäckigen Widerstande. Er ließ am Fuße des Dorfes, gegen den Fluß, einen vier Fuß hohen Erdwall erbauen, hinter welchen unsere Kanone aufgestellt wurde. Die ganze Nacht hindurch ließ er dabei Wache halten.

Mit Tagesanbruch vernahm ich mehrere Flinten-

ſchüſſe. Enararo ſtürzte in die Hütte, und rief, daß, wie ich es verkündet, die von Towronga wirklich erſchienen ſeien. Sein Vertrauen auf meine Prophezeihungen war nun grenzenlos. Er bat mich, ihm zu ſagen, ob er ſiegen werde. Ich bejahete dies, wodurch er und ſeine Krieger von neuem Eifer beſeelt wurden.

Der Feind war an der andern Seite des Stroms, und begrüßte die diesſeitige Verſchanzung mit einem heftigen Gewehrfeuer. Man entfernte mich von dem Schlachtfelde, damit ich keiner Gefahr ausgeſetzt ſei. Bald nachher vernahm ich Kanonendonner und gleich darauf ein gewaltiges Siegsgeſchrei, denn die von Towronga hatten die Flucht ergriffen, und mehrere Todte zurückgelaſſen. Enararo und die Angeſehenſten des Stammes naheten ſich mir mit großen Ehrenbezeugungen, und gaben mir den Namen Atua, oder Gott.

Man ſchnitt den verwundeten und gefangenen Feinden die Köpfe ab, reinigte das Innere der Körper, briet ſie, und verſchlang ſie ſodann mit großer Gier. Das Wohlbehagen, mit welchem Männer und Weiber dies entſetzliche Mahl hielten, ließ mich erkennen, daß ſie dem Menſchenfleiſch vor jeder andern Speiſe den Vorzug geben.

Die Menſchenköpfe, welche ſie als Siegeszeichen aufbewahren, werden auf folgende Weiſe zubereitet. Man trennt ſie vom Rumpf, ſchneidet alle untern Theile ab, umwickelt ſie mit Blättern, und thut ſie in einen ſteinernen mit Raſen bedeckten Ofen, der nur mäßig gewärmt wird, ſo daß die Hitze nach und

nach alle Feuchtigkeit verzehrt und die Köpfe vollkommen dörrt, ohne sie jedoch einzuschrumpfen.

Der Gebrauch, auf solche Weise die Köpfe aufzubewahren, ist allgemein in Neu-Seeland. Nach beendigtem Kriege werden die Häupter der Gefallenen ihrem Stamme und ihren Familien zurückgegeben. Doch werden sie oft auch an Europäer verkauft.

Die meisten Neu-Seeländer, welche ich gesehen, waren groß und wohlgebaut. Sie sind lebhaft und unermüdlich. Ihre Haut ist braun, ihr Haar schwarz und oft gelockt; ihre Zähne sind weiß und regelmäßig. Sie scheiden sich in zwei Klassen: die Rongatidas oder Vorsteher, nebst ihrer Familie und ihren Verwandten, und die Kubis oder Sklaven, die beinahe durchgängig schwarz und klein sind, und von einer andern Race zu sein scheinen.

Vor der Tatowirung sind ihre Züge angenehm, und manchmal ausgezeichnet schön. Aber sobald ein Jüngling zwanzig Jahre alt wird, muß er sich dieser schmerzlichen Operation unterziehen, welche auf folgende Weise vollstreckt wird. Der zu Tatowirende legt seinen Kopf auf die Knie eines Andern, welcher ihm mit einer kleinen Scheere von Fischknochen die seinem Stamme eigenthümlichen Linien ins Gesicht gräbt. Diese Schnitte werden sodann mit einer Kohlensalbe eingerieben. Der dadurch entstehenden Entzündung wegen, dauert diese mehrmals erneuerte Marter einige Monate lang. Auch die Weiber lassen sich tatowiren; aber ihre Schnitte im Gesicht sind weder so tief, noch so nahe aneinander, als die der Männer.

Die Kleidung dieser Insulaner besteht in zwei leinenen Matten, die sehr künstlich von den Frauen ge-

flochten werden. Die eine derselben werfen sie über die Schultern, die andere befestigen sie um die Hüften. Bei übelm Wetter hüllen sie den ganzen Körper in eine große Matte.

Ihre Haare beschmieren sie mit Oel, und schlagen sie in einem Büschel auf dem Scheitel zusammen. Sie durchflechten sie gewöhnlich mit langen Federn. Vor einer Schlacht reiben sie sich den ganzen Körper mit Oel und rothem Ocher. Den Kindern beiderlei Geschlechts werden die Ohrläppchen durchbohrt, und immer größere Stückchen Holz dadurch gesteckt. Denn je größer solche Löcher sind, für desto schöner wird es gehalten. Die höhern Klassen tragen einen seltenen Fischzahn darin, was die Kukis sich nicht erlauben dürfen. Um den Hals tragen sie eine unförmlich geschnitzte Figur von grünem Talk, worauf sie sich nicht wenig einbilden, und die vom Vater auf den Sohn übergeht.

Die Kleidung der Frauen unterscheidet sich in nichts von jener der Männer. Ihr Benehmen ist im Allgemeinen sehr bescheiden, und ihre Gesichtsfarbe ist die der Italienerinnen. Sie sind schön gebaut, bezeugen eine große Unterwerfung gegen ihre Männer, und lieben ihre Kinder über Alles.

Indessen gibt es einen Gebrauch, der am auffallendsten die Barbarei dieses Volkes bezeugt. Wenn eine Mutter mehr Mädchen als Knaben gebiert, so tödtet sie gleich nach der Geburt das Kind, indem sie ihm die Finger in die Schläfe drückt.

Ein Mann kann mehrere Frauen haben. Aber nur eine derselben wird als eigentliche Hausfrau betrachtet; die Uebrigen werden als Mägde behandelt.

Die Kinder der ersten sind allein die rechtmäßigen Stammhalter, die der andern gehören zu einer untergeordneten Klasse. Bei dem Tode des Gatten erhängt sich die Hausfrau gewöhnlich, und dies Begehen wird als eine heilige Handlung betrachtet.

Am 9. März erfuhr ich zu meiner größten Freude, daß ich ausgelöset werden solle. Unser Kapitän hatte sich nämlich mit der Schaluppe gerettet, und als er erfuhr, daß ich noch am Leben sei, beschloß er mich zu befreien. Durch einen glücklichen Zufall begegnete er der Goelette Neu-Seeland, unter Befehl des Kapitäns Clarke, die von Sydney kam, und an deren Bord er und die Seinigen aufgenommen wurden.

Die Goelette begab sich nach Towrongo, von wo der Kapitän zwei Anführer mit Gewehren nach Walkitanna schickte, um mich loszukaufen. Sie langten am 9. März an. Ich brach sogleich auf mit ihnen. Meine Schwäche machte die Reise sehr beschwerlich, obgleich ich des Weges bereits kundig war. Nur mit Mühe überschritt ich das Gebirg. Von Zeit zu Zeit gruben meine Führer Löcher in den Sand, um mir eine Art Lager zu machen, bis der Frost mich nöthigte, weiter zu schreiten. Endlich nach drei Tagen und drei Nächten erreichten wir Towronga, wo ich das unaussprechliche Vergnügen hatte, den Kapitän und meine Gefährten wieder zu finden.

Am 15. März waren wir in der Inselbucht, und am 17. ging ich mit der Goelette nach Sydney, wo wir den 25. anlangten, und wo das Blei mir aus dem Arm geschnitten wurde, nachdem ich dreiundzwanzig Tage lang ohne alle ärztliche Hilfe geblieben

war. Zum Seedienst ferner untauglich erachtet, kehrte ich nach England zurück, und erreichte es nach einer fünftehalbmonatlichen Ueberfahrt.

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.

Man weiß, daß im direkten Widerspruche mit dem Gesetze, durch welches alle Mönchsklöster für immer aufgehoben wurden, es zu Marseille eine Familie Kapuziner, größtentheils Fremde, gibt. Man erinnert sich auch, daß unter dem Ministerium Martignac diese von Villèle und Konsorten geduldete Klike aufgelöset wurde. Einige Mitglieder derselben entfernten sich. Aber die meisten blieben, und zeigten sich nur etwas seltener in den Straßen mit ihrem Bettelsack. Uebrigens behielten sie ihre Verbindung und ihre Tracht.

Verbalprozesse wurden aufgenommen, gerichtliche Instruktionen wurden eingeleitet, und es war vorauszusehen, daß, dem Buchstaben des Gesetzes zufolge, die Kapuziner-Familie genöthigt sein werde, Gehorsam zu leisten; als das Ministerium Polignac am 8. August v. J. die Szene betrat.

Der Politik Loyola's und Eskobars zufolge, ging man leise und behutsam zu Werke. Die Instruktion gegen die Kapuziner wurde fortgesetzt, aber so zögernd, so schonend gegen die schmutzigen Väter, daß Jedermann das Ende von dem Allem errathen konnte. Die Kapuziner sammelten sich wieder, erschienen aufs neu eben so ungewaschen, so ekelhaft, so zudringlich in den Straßen, als früherhin. Ihre Unverschämtheit ging selbst so weit, daß sie diejenigen Häuser, wo sie

entweder keine oder nur schmale Almosen hatten erpressen können, mit einem Kreuze bezeichneten, wahrscheinlich (wenigstens in ihrem blinden Eifer) zu einer neuen Bluthochzeit.

Dieser Zustand war sehr traurig, und gewissermaßen unleidlich. Denn sobald die Gesetze angerufen werden von der Autorität, und mißkannt oder verspottet von denen, auf welche man sie in Anwendung bringt, ist es zur Erhaltung des öffentlichen Friedens erforderlich, schnell zu entscheiden, ob diese Gesetze abgeschafft sind, oder ob sie noch fortbestehen.

In dem letzten Falle erfordert es die gesunde Vernunft, daß das Gesetz vollstreckt werde. In dem ersten müssen die Angeklagten ohne Weiteres aller Verfolgung enthoben werden. Aber unter einer Verwaltung, die mit sich selbst nicht einig ist, oder vielmehr, die noch nicht Alles zu thun wagt, was sie thun möchte, darf man auf Festigkeit, auf rasche Entscheidung nicht rechnen. In Folge dieses schwankenden Systems hat sich zu Marseille eine Szene ereignet, welche einer besondern Aufmerksamkeit würdig ist.

Am Sonntag, den 13. Juni d. J., sollte die große Prozession des Frohnleichnamsfestes Statt finden. Alle Zivil- und Militärbehörden waren dazu eingeladen. Sie versammelten sich in der Kirche de la Major. Auch die Kapuziner fanden sich ein, in der Tracht ihres Ordens. Der königliche Prokurator Taxil besprach sich zuerst mit dem Präfekten und dem Maire, ließ sodann ihren Vorsteher, den Pater Eugen rufen, und lud ihn ein, sich bei der Prozession nicht zu zeigen.

Dieser Aufforderung ungeachtet, schlossen die Kapuziner sich mit ihren Stangen, Fahnen, Kreuzen

und Laternen dem Zuge an, auf der einen Seite von der Kongregation der Brüder der christlichen Lehre, auf der andern vom Pöbel gedeckt.

Als der königliche Prokurator diese Disposition bemerkte, schickte er den Polizeikommissär Panon und zwei Gerichtsweibel zu den Kapuzinern, mit dem Befehl, sich sogleich von der Prozession zurückzuziehen. Sie entgegneten, „daß sie von dem Bischof eingeladen worden, der Prozession beizuwohnen, daß sie nur seine Autorität anzuerkennen gesonnen seien, und daß sie also von keiner andern irgend einen Befehl zu erhalten hätten.“

Durch dies Intermezzo wurde die Prozession einige Zeit unterbrochen, was bei den Frömmlern und den Betschwestern einen großen Skandal und allgemeines Murren erregte. Der Generalvikar Tempier, unter einem Traghimmel einherschreitend, schwang das Rauchfaß mit Ungestüm, und ließ den königlichen Prokurator rufen, um ihn zur Rede zu stellen. Dieser erklärte, daß entweder die Kapuziner sich zurückziehen müßten, oder daß er mit seinen Substituten sich entfernen werde.

Der Generalvikar erklärte, daß die Kapuziner ausdrücklich von dem Bischof eingeladen worden, der Prozession beizuwohnen, und daß sie so lange zu bleiben hätten, bis dieser Prälat, der allein darüber zu bestimmen habe, ihnen befehle, sich zu entfernen.

Der königliche Prokurator nahm nun seine Zuflucht zu dem Präfekten, als der ersten Magistratsperson des Departements. Aber dieser entgegnete, „daß Jeder thun könne, was er wolle, und daß wenn der königliche Prokurator es für gemessen erachte,

die Prozession zu verlassen, man ihn nicht zurückhalten könne.“ Dieser Insinuation zufolge, entfernte er sich sogleich mit seinen Substituten, während der Präfekt, der Maire, und alle übrigen Zivil- und Militärbehörden blieben.

Am andern Tage erhielten fünf Kapuziner die Einladung, vor dem Verhörrichter zu erscheinen, um Rede und Antwort zu geben über ihr Begehen, und über ihren Ungehorsam gegen die Organe des Gesetzes. Man versichert, daß zu gleicher Zeit der Bischof von Marseille sein Kapitel zusammenberufen, und daß die Kapuziner abermals eingeladen worden, der Prozession am 18. Juni beizuwohnen. — Ohne Zweifel wird nun auch dieser Kampf der geistlichen Autorität gegen die Gesetze des Landes und die öffentliche Gewalt aufhören. Aber schon sein alleiniges Bestehen war ein drohender Fingerzeig für das, was man von solchen Menschen und ihren Grundsätzen zu erwarten hätte, wenn ihr Einfluß mächtig bliebe.

Einer der neuesten Rechtshändel, welcher eine große Sensation erregte, war der, die Ermordung des geistreichen Schriftstellers Paul Ludwig Courrier betreffend. Sonderbar genug war der eigentliche Mörder bereits früher vor Gericht erschienen, und freigesprochen worden, weil es damals gegen ihn an überzeugenden Beweisen fehlte. Durch jenen Ausspruch seines Lebens gesichert, trat Fremont jetzt nur als Zeuge auf, um gegen diejenigen auszusagen, welche gegenwärtig gewesen bei dem Morde, ohne thätlichen Antheil daran genommen zu haben, und

die nun zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt werden konnten.

Als zweiter Hauptzeuge erschien eine Bauerndirne, die ihres übeln Lebenswandels wegen berüchtigt, mit einem ihrer Liebhaber ganz nahe bei dem Orte versteckt gewesen, wo der Mord verübt worden. Von Entsetzen gefesselt, hatte sie lange geschwiegen, und nur ein abergläubiger Schreck hatte sie vermögen können, zu gestehen, was sie wußte.

Am 9. Juni d. J., um eilf Uhr Vormittags, wurden die drei Angeklagten, Peter Dubois, Franz Arrault und Martin Boutet, dem Kriminalgerichte zu Tours vorgestellt. Umsonst suchte man in ihren Gesichtszügen einige jener Karaktere, welche große Verbrecher verrathen. Der allgemeine Ausdruck ihrer Gesichter ist vielmehr ruhig und sanft. Peter Dubois ist ein schöner Mann. Die beiden andern haben ein etwas stumpfsinniges Ansehen. Es sind zwei vollkommen rohe Bauern, wie es in Frankreich noch sechszehn oder zwanzig Millionen gibt, unwissend im höchsten Grade, und von einer Beschränktheit, die allen Glauben übersteigt. Zwischen einem solchen Menschen und einem Thiere konstituiren nur die Sprache, Aberglauben und Bosheit allein einen gewissen Unterschied.

Der Gerichtsschreiber las zuerst die Entscheidung des Anklagegerichts, durch welches die Wittwe Courrier (welche ebenfalls angeklagt worden) von allen Beschuldigungen freigesprochen, die drei andern dagegen den Assisen überantwortet wurden. Er theilte sodann die Anklageakte mit, der wir einige der Hauptpunkte entnehmen wollen.

Peter Dubois, Bruder von Symphorien (der seitdem gestorben ist), hatte sich mehrmals mit großer Erbitterung gegen Courrier geäussert. Das Gerücht ging selbst, daß er und sein Bruder mit der Frau Courrier in verbrecherischem Umgang gestanden, und daß diese sie aufgefordert, ihren Mann bei Seite zu schaffen, oder wenigstens, daß sie selbst diesen Entschluß gefaßt. Sie gesellten sich noch einige Personen bei, die ebenfalls mit Courrier unzufrieden waren.

Es war am 10. April 1825, als sie ihren Vorsatz in Ausführung brachten. Nach der Aussage der Maria Grivault weiß man darüber Folgendes: Sie war in Gesellschaft eines Jünglings in dem Walde von Largay, im Gebüsch verborgen. Auf einmal vernahm sie die Stimmen mehrerer Personen, die heftig mit einander sprachen. Bald sah sie Courrier erscheinen, begleitet von Symphorien Dubois, dessen Bruder Peter, Fremont, der ein Gewehr hatte, Boutet, Arrault, und einem alten Mann, den sie später als den Vater der Dubois bezeichnete.

In der Gegend, le Chêne-Pendu genannt, ergriff Symphorien Courriers Fuß, und warf ihn auf den Bauch zu Boden. Dieser schrie: „Ich bin verloren!“ Sogleich richtete Fremont sein Gewehr gegen ihn, durchschoß ihm die rechte Seite, und tödtete ihn auf der Stelle. Symphorien wendete den Ermordeten um, und Fremont durchsuchte die Taschen desselben. Sodann entfernten sie sich in verschiedenen Richtungen.

Diese Erklärung der Grivault veranlaßte eine andere nicht minder wichtige, obgleich sie nicht ganz so vollständig und aufrichtig war, nämlich die des Waldwächters Fremont. Er sagte aus, daß er am

10. April 1825 im Walde einen Schuß gehört, daß er in der Richtung desſelben fortgeſchritten ſei, und daß er endlich ſeinen Herrn todt auf der Erde ausgeſtreckt gefunden habe.

Später geſtand er, daß Symphorien Dubois ihm im Walde begegnet ſei und ihn gefragt habe, ob ſein Gewehr geladen ſei. Auf die bejahende Antwort habe dieſer ihm das Gewehr wie zum Spaß abgenommen, und ihn zu erſchießen gedrohet, wenn er nicht thue, was er ihm befehle. „Du mußt Courrier todtſchieſſen, ſagte er; es muß ein Ende haben.“ Er habe ihn nun mit ſich fortgezogen, und ihm mehrmals wiederholt, daß er Courrier todtſchieſſen müſſe. Bald nachher ſei dieſer gekommen. Symphorien habe ihm das Bein ergriffen und ihn zu Boden geworfen, wonach er ihm zugerufen: „Schieß jetzt, oder wir machen dir den Garaus!“ wonach er geſchoſſen, und ſich auf der Stelle entfernt habe. Er ſagte auch, daß Peter Dubois, Boutet und Arrault bei dieſer Szene gegenwärtig geweſen. Dieſe läugneten geradezu, die geringſte Kenntniß von dieſem Ereigniſſe zu haben. Sie bemüheten ſich, zu beweiſen, daß ſie an demſelben Tage ſich an ganz andern Orten befunden hatten. Die Angeklagten wurden mit Fremont und der Grivault konfrontirt, und von dieſen erkannt. Demungeachtet läugneten ſie beharrlich, und wollten nichts zugeſtehen. Auch bei Vorleſung der Anklageakte war keine Bewegung an ihnen zu bemerken.

Bei Aufrufung der Zeugen antwortete die Frau Courrier nicht. Man erfuhr, daß ſie ſich aus Frankreich entfernt habe, und daß ſie gegenwärtig in der Schweiz oder in Italien ſei.

Von allen Aussagen waren die der Grivault die wichtigsten und interessantesten. Sie erklärt, ihres Standes eine Schäferin zu sein. Ihr verbranntes Gesicht, ihre mit Schuppen bedeckten Hände, und der elende Zustand ihrer Kleider machen sie zu einem vollkommenen Gegenstück der zierlichen Schäferinnen Florians. Sie ist mit einem Worte eine häßliche Viehmagd, die keine besondere Veranlassung zu haben scheint, die Oeffentlichkeit ihrer Aussagen zu scheuen.

„Ich erkläre, sagt sie, den verstorbenen Herrn Courrier durch Fremont und den verstorbenen Symphorien Dubois ermorden gesehen zu haben. Der verstorbene Phorien hat den verstorbenen Herrn Courrier am Bein ergriffen. Fremont hat sogleich auf ihn geschossen und ihn getödtet. Phorien hat nun Courrier umgewendet, und Fremont hat ihn durchsucht. Peter Dubois, Arrault und Boutet waren als Zeugen dabei. Nachher haben sie sich zerstreut.“

Sie wiederholt diese Aussage sehr umständlich und in allen Einzelnheiten auf die verschiedenen an sie gerichteten Fragen. Die Ursache, aus welcher sie endlich verrathen, daß sie Zeugin des Mordes gewesen, war folgende: Eines Tages während der letzten Weinlese (1829), als sie zu Tartres, in der Gemeinde Vérez, arbeitete, schickte ihr Herr sie nach dem Chêne-Pendu, um Gerste zu holen. Sie war zu Pferde. Als sie an die Stelle kam, wo Courrier ermordet worden, und wo man seitdem ein Denkmal errichtet hat, sprang ihr Pferd so heftig bei Seite, daß sie beinahe herabgestürzt wäre. Nach der Rückkehr sagte sie zu ihrem Herrn: „Mein Pferd hat sich im Walde gescheut, und ich habe einen eben so großen Schreck

gehabt, als an dem Tage, wo ich Herrn Courrier habe umbringen sehen.“ Sie theilte ihm nun den ganzen Hergang der Sache mit, und auf solche Weise wurde die Gerechtigkeit davon unterrichtet.

Als ihren Gesellschafter im Gebüsch, während der Mordszene, nannte die Grivault einen jungen Mann, Namens Veillaud, der damals Stallknecht war, seitdem aber das Schuhmacherhandwerk ergriffen und sich verheirathet hat.

Dieser schwört Stein und Bein, daß er nie in einem vertrauten Verhältniß mit der Grivault gestanden, daß er nie mit ihr im Gehölz gewesen, und daß er nicht die mindeste Kenntniß von der Ermordung Courriers habe. Aller Einredungen des Präsidenten, der Geschwornen und der Advokaten ungeachtet, beharrt er immer auf dieser Aussage.

Selbst als man erfuhr, daß die Grivault zum Beweise ihrer genauen Bekanntschaft mit Veillaud gesagt, daß dieser eine starke Narbe auf dem rechten Schenkel habe,“ und nach vorgenommener Untersuchung von Seiten zweier Aerzte, man diese Narbe wirklich bei Veillaud auf der bezeichneten Stelle fand, läugnete er hartnäckig, im Walde gewesen zu sein, und Courriers Ermordung gesehen zu haben. Nicht die rührendsten Vorstellungen des Advokaten der Kinder des Ermordeten, nicht die Drohungen des General-Prokurators und des Präsidenten, konnten ihn zum Geständniß bewegen.

Auch Fremont veränderte sein Aussage-System in keinem Punkte. Er wiederholte Alles, was er gesagt, mehr als zehn Mal mit denselben Worten, Redewendungen, Geberden und Betonungen. Er schien im Vor-

aus ganz von dem durchdrungen zu sein, was er sagen wollte, und wodurch er am wenigsten sich zu kompromittiren hoffen durfte. Der Zustand, in welchem dieser Elende sich befand, war wirklich entsetzlich. Von Furcht, und vielleicht auch von Reue gequält, war er mehr einem Skelette ähnlich, als einem lebendigen Menschen. Seit drei Tagen hatte er nichts genossen, und während den öffentlichen Verhandlungen fiel er aus einer Ohnmacht in die andere. Er schien immer noch zu besorgen, daß er sein Verbrechen, wo nicht auf dem Schaffot, doch zeitlebens auf den Galeeren werde abbüßen müssen.

Einen großen Eindruck machte die Rede Barthe's, Advokaten der Kinder Courriers. Nicht weniger durchgreifend war die Darstellung des königlichen Prokurators de Chancel, der auf strenge Ahndung eines Verbrechens drang, das lange Zeit ein allgemeines Entsetzen und eine furchtbare Reizung der Gemüther veranlaßt hatte.

Dieser Prozeß hatte fünf Tage gedauert. Die gegen die Angeklagten aufgestellten Beschuldigungen waren sehr unbestimmt, und konnten auf keinen Fall zu einer Kapital-Verurtheilung Veranlassung geben. Die Geschwornen beriethen sich nur eine halbe Stunde lang, und erklärten Peter Dubois nicht schuldig, mit Gleichheit der Stimmen (sechs gegen sechs). Arrault und Boutet wurden einstimmig für nicht schuldig erklärt. Demzufolge wurden alle drei Angeklagten unmittelbar in Freiheit gesetzt.

Nach Beendigung der Audienz wurde Fremont von Seiten der Zivilparthei (der Kinder Courriers) eine Vorladung zugestellt, um sich zu einer Summe von 0,000 Franken Schadenersatz verurtheilt zu sehen.

Man behauptet, daß eine Perſon von hohem Stande dem Mörder Fremont den Vorſchlag gemacht, ſich in ein Trappiſtenkloſter zu begeben, daß dieſer jedoch ſolch Anerbieten abgelehnt habe.

Vor ungefähr anderthalb Jahren, während der kälteſten Jahreszeit, erſchien die Wittwe Longagne, glühend von Liebe und brennend von Eiferſucht, vor Gericht, um ſich über Mißhandlungen und Beſchimpfungen von Seiten ihrer Nebenbuhlerin, Virginia Desfoux, zu beſchweren. Dieſe letztere wurde zu fünf Franken Buße verurtheilt.

Seitdem haben noch zwei Winter ihren Schnee auf das Haupt der mehr als ſechszigjährigen Wittwe geſtreut, ohne jedoch die Glut ihres Herzens gemildert, oder ihr ein Körnchen Weisheit zugewendet zu haben, und abermals behelligte ſie die Gerechtigkeit mit den Klagen ihrer Liebe und Eiferſucht.

Die Wittwe Longagne hat immer noch ein lebhaftes Auge (denn ſie iſt einäugig), und dies zornentbrannte Auge, während alle übrigen Züge ihres Geſichts unbeweglich bleiben, dies Auge iſt unaufhörlich gegen ihre Nebenbuhlerin Virginia gerichtet. Nur von Zeit zu Zeit nimmt es eine ſchräge Richtung, um ſich mit komiſcher Zärtlichkeit auf den Gegenſtand eines ſo beharrlichen Gefühls, auf den jungen Barrière zu heften, der in großer Verlegenheit zu ſein ſcheint.

„Worüber beſchweren Sie ſich?“ fragt der Präſident die Klägerin.

Die Wittwe Longagne, mit einem ſchweren Seufzer und auf Virginie blickend: Dies Frauenzimmer

hat es sich zur Aufgabe gemacht, mich unaufhörlich zu beschimpfen. Sie nennt mich bald eine alte Verliebte, bald eine alte Närrin, bald eine junge Prima Donna (jeune première).

„Hat sie sich keiner andern beschimpfenden Ausdrücke bedient?“

— Sie nennt mich manchmal auch Püppchen, oder Kanaille, oder .... und das Alles eines jungen Menschen wegen, den ich ehemals genährt und gepflegt habe .... Sie hat ihn mir schändlicherweise entführt.

Präsident zu dem Zeugen Trott: Was wissen Sie?

Der Zeuge. Ich ging also die Treppe hinunter, eine Treppe, die keine von den bequemsten Treppen ist.

Präs. Kommen Sie zur Sache.

Zeuge. Lassen Sie mich nur erst die Treppe hinunter gehen. Ich sage also, daß die Treppe nicht zu den bequemsten gehört ....

Präs. Haben Sie Beschimpfungen oder so etwas gehört?

Zeuge. Nachdem ich also die Treppe hinunter war, die, wie ich die Ehre gehabt habe Ihnen zu sagen, keine der bequemsten ist ....

Präs. Zur Sache.

Zeuge. Also unten an der Treppe habe ich nichts gehört, nichts gesehen, nichts ....

Präs. zu Virginia Desfoux. Haben Sie der Wittwe Longagne die Namen ertheilt, welche sie angegeben?

„Im Gegentheil, Herr Präsident, die Wittwe Longagne hat mich beschimpft, nicht ich sie. Ich will mich nämlich mit einem jungen Menschen verhei-

rathen, auf den sie Ansprüche macht, ich weiß nicht, mit welchem Rechte. Sie sagt mir hunderttausend Abscheulichkeiten nach, wie z. B. daß ich 62 Jahre alt sei, daß ich nur noch 8 Jahre zu leben habe, und noch viel mehr andere Lügen. Ich will, daß das ein Ende habe, und daß eine von uns beiden guillotinirt werde, denn für uns beide ist die Erde zu klein. Alles was sie sagt, ist aus Rache und Eifersucht."

Die Wittwe Longagne, mit einem Blick der Verachtung: Ich eifersüchtig? Nein, so arg ist es nicht. Ich eifersüchtig über eine solche Fratze?

Bei diesen Worten wendet sie ihr vor Aerger grüngelb gewordenes Gesicht mit einem höhnischen Lächeln gegen die Versammlung, die in ein lautes Gelächter ausbricht, während Virginia, die sich für schön hält, und die wenigstens erträglich ist, die Augen schamhaft niederschlägt.

Präs. Wittwe Longagne, bedienen Sie sich schicklicherer Ausdrücke.

„Soll ich sagen, sie sei schön wie ein Bild?"

Präs. Man muß vor der Gerechtigkeit die ihr schuldige Achtung nicht verletzen.

Virginia Desfoux wurde ohne Kosten von der Klage freigesprochen.

In der Nacht vom 11. zum 12. Dezember v. J. starb Maria Aladenise, in dem Weiler Roulets, eines plötzlichen Todes. Verheirathet seit einem Jahre mit Andreas Joly, und kaum neunzehn Jahre alt, war diese Frau von starker Konstitution, und sehr gesund. Ihrem Tode war nicht die mindeste Unpäß-

lichkeit vorangegangen. Schon wollte man sie beerdigen, als die Obrigkeit dazwischen trat.

Die Eheleute hatten nicht zum besten mit einander gelebt. Die Brutalität des Mannes, die Klagen und der Leichtsinn der Frau hatten ihr trauriges Verhältniß bald allgemein bekannt gemacht. Der Verdacht eines gewaltsamen Todes begründete sich darauf. Der Leichnam wurde geöffnet, und man entdeckte, daß man sich nicht geirrt. Die Resultate einer chemischen Prüfung ergaben eine ziemliche Menge Arsenik, welche man im Magen gefunden.

Es ergab sich später während der Untersuchung, daß schon im November Foly den Versuch gemacht, seine Frau zu vergiften. Er brachte ihr den Arsenik in einem Getränk bei, welches sie jedoch sogleich wieder ausspie, so daß die Wirkung desselben keine besonders gefährlichen Folgen hatte.

Sie befand sich wieder ziemlich wohl, als ihr am 9. Dezember Abends eine im Voraus bereitete Suppe gereicht wurde, von welcher sie allein aß. Gleich darauf befand sie sich sehr übel. Ihr Kopf wurde schwer. Ein schrecklicher Frost bewegte ihre Glieder. Sie spie und würgte aus allen Kräften. Aber ihr Leiden verminderte sich nicht. Die Getränke, welche man ihr reichte, vermehrten ihre Schmerzen und veranlaßten neue heftige Erbrechungen. Endlich in der folgenden Nacht verschied sie. Ihr Mann hatte sie schon am Tage verlassen, und nur ihre Schwiegermutter war an ihrem Lager geblieben, um sie zu pflegen.

Vor ihrer Verheirathung hatte Maria Aladenise einen ziemlich leichtsinnigen Lebenswandel geführt;

aber sie hatte ihr Begehen schwer gebüßt. Ihr Mann ersparte ihr weder Beschimpfungen noch Mißhandlungen jeder Art. Einmal während der Nacht war sie genöthigt, im Hemde aus ihrem Hause zu entfliehen, verfolgt von ihrem Mann, der vor Wuth schäumte. Die Unglückliche hatte den Mund zerrissen, und war am ganzen Leibe mit blauen Flecken bedeckt. Mehrmals, wenn ihr Mann sie am Tage bedrohet hatte, wagte sie es nicht, über Nacht bei ihm zu bleiben, und verbarg sich, selbst bei der strengsten Jahreszeit, in einem Stall, oder bat ihre Nachbarn, ihr zu erlauben, auf einem Stuhl den nächsten Morgen zu erwarten.

Foly's Mutter, Maria Thabenat, war ihres bösen Karakters wegen bekannt. Gewöhnlich half sie ihrem Sohn, die Schwiegertochter mißhandeln. Sie war unaufhörlich bemühet, Haß und Zorn zwischen den Gatten zu nähren, und ergoß sich öffentlich in den abscheulichsten Beschuldigungen gegen die unglückliche Frau.

Foly hatte mehrmals geäussert, daß er nur nach dem Tode seiner Frau glücklich sein könne. Er hatte selbst seine Wünsche in dieser Hinsicht einer Frau mitgetheilt, um deren Tochter er sich schon früher beworben, und die er alsdann zur Gattin erhalten zu können glaubte. Er hatte zu mehrern seiner Verwandten gesagt, „daß er wohl hundert Sous für ein wenig Arsenik geben würde.“

Am Abend des 9. Dezb., als Foly's Frau die vergiftete Suppe genoß, weigerte sich ihr Mann, dieselbe mit ihr zu theilen, unter dem Vorwande, daß er keinen Hunger habe. Ein Kind bezeugte dies.

Bald nachher begab Foly sich zu einem Nachbar, und aß bei demselben mit vielem Appetit, während in seinem Hause das Gift operirte, und seine unglückliche Gattin die ersten Martern, welche es veranlaßte, verspürte.

Maria Chabenat war in beständigem Widerspruch mit sich selbst. Zuerst behauptete sie, die Suppe, das Zuckerwasser, und andere Speisen und Getränke für ihre Schwiegertochter selbst bereitet zu haben, später läugnete sie das Alles hartnäckig, und sagte, daß ihr Sohn allein seine Frau gepflegt.

Dieser hatte die Nacht, während welcher seine Gattin verschied, bei einem Nachbar zugebracht, und ganz ruhig geschlafen. Am Morgen kam er schluchzend wieder zu demselben, und benachrichtigte ihn von dem traurigen Ereignisse. Sodann traf er ganz ruhig alle Anstalten zur Beerdigung.

Als die Obrigkeit diese verhinderte, und der Arzt erschien, um den Leichnam zu untersuchen, richtete Foly mehrmals die Frage an ihn: „Wird man uns diesen plötzlichen Todesfall nicht zur Last legen?“ Mutter und Sohn waren bei der Sezirung gegenwärtig, und als das Gift in dem Magen der Verstorbenen entdeckt wurde, rief ihre Schwiegermutter: „Man kann nachsuchen bei uns, man wird kein Rattengift finden.“

Foly entfernte sich. Ein Gendarme wurde ihm nachgeschickt, um ihn zu verhaften. Kaum erblickte er denselben, so entfloh er aus allen Kräften, und diese Flucht zeugte gegen ihn.

Vor Gericht schien Foly sehr unruhig. Er neigte sich oft gegen seinen Vertheidiger, und ließ seine An-

gen unstät über die zahlreiche Versammlung umherirren. Sein Prozeß wurde vor dem Kriminalgericht zu Châteauroux, im Indre-Departement, verhandelt. Seine beinahe siebenzigjährige Mutter murmelte einige unverständliche Phrasen. Man vermuthete, daß sie Gebete hersage. Ihr Gesicht ist hart aber ausdrucksvoll; ihr Auge noch sehr lebhaft.

Der Magen der Verstorbenen befand sich in einem Gefäße voll Weingeist auf dem Bureau.

Nach der Vorlesung der Anklageakte ließ der Präsident die Mutter abtreten, und befragte den Sohn über die Vergiftung seiner Frau. Dieser beantwortete alle an ihn gerichtete Fragen mit den Worten: „Ich habe das Unheil nicht angestellt.“

Nachdem Joly auf Begehren des Präsidenten sich entfernt hatte, wurde seine Mutter vorgerufen. Sie erklärte auf die meisten Fragen, „daß sie unschuldig sei, daß sie nichts Uebles gethan, und daß sie die franche Marguerite (offene Wahrheit) sage.“

Joly und seine Mutter Maria Chabenat wurden durch das einfache Stimmenmehr der Geschwornen für schuldig erklärt. Das Gericht stimmte in Hinsicht der Mutter der Minderheit bei. Demzufolge wurde sie freigesprochen. In Hinsicht auf den Sohn erklärte es sich einstimmig für die Mehrheit, und dieser wurde zum Tode verurtheilt. Als Joly diesen Ausspruch vernahm, schrie er: „Ich bin fälschlich verdammt. Ich glaubte, es gebe eine Gerechtigkeit; aber es gibt keine.“

Die Verminderung des Gold- und Silber-Ertrags der amerikanischen Minen.

Der Ertrag der Gold- und Silberminen Europa's verminderte sich bedeutend bald nach Entdeckung Amerika's. Die Menge des edeln Metalls, welche schon um diese Zeit im Umlauf war, vermehrte sich nicht viel nach der Eroberung Mexiko's i. J. 1529, und selbst nicht nach der Peru's, im J. 1533. Erst nach Entdeckung der Minen Potosi's, im J. 1545, und deren von Veta Madre de Guanaxuato, im J. 1556, verbreiteten sich die Schätze der neuen Welt in der alten auf eine wirklich bemerkbare Weise.

Diese Wirkung wurde zuerst in England fühlbar durch das plötzliche Steigen verschiedener Kaufmannswaaren. Gegen Mitte des 17. Jahrhunderts war der verhältnißmäßige Werth der edeln Metalle auf das Viertel dessen vor Entdeckung Amerika's gesunken; dagegen hatte der Werth der meisten Verbrauchs-Artikel sich vervierfacht.

Ein gelehrter Reisender schlägt die Schätze, welche zwischen 1546 und 1600 jährlich nach Europa gebracht wurden, auf 11 Millionen Piaster (27 ½ Millionen rhein. Gulden) an, und zwischen 1600 und 1700 jährlich auf 16 Millionen Piaster (40 Millionen rhein. Gl.). Diese Summe vermehrte sich mit jedem Jahre, und stieg zwischen 1700 und 1750 jährlich auf 22 ½ Mill. Piaster (57 Mill. rhein. Gl.). Sie ist seitdem, durch die Entdeckung der Minen von Gualcoya, in Peru, und von Catorce in Mexiko, noch

höher gestiegen, dergestalt, daß man von 1751 bis 1800 die jährliche Gold- und Silber-Einfuhr aus Amerika in Europa auf 35 Mill. Piaster (97 ½ Mill. rhein. Gl.) anschlug.

In den ersten zehn Jahren dieses Jahrhunderts schätzte man den jährlichen Ertrag der Minen, halboffiziellen Angaben zufolge, folgendermaßen:

Mexiko . . .	23,000,000	Piaster	(58 ½ Mill. rh. Gl.)
Peru	6,240,000	=	(15,600,000 =)
Buenos-Ayres	4,850,000	=	(12,125,000 =)
Chili	2,060,000	=	(5,150,000 =)
Neu-Granada	2,990,000	=	(7,475,000 =)
Brasilien . . .	4,360,000	=	(10,900,000 =)
Im Ganzen:	43,500,000	=	(109,750,000 =)

Während dieser Zeit wurden jährlich in Mexiko nicht weniger als 22,564,722 Piaster (56,411,805 rh. Gl.) gemünzt. Der Gesammtertrag der mexikanischen Minen belief sich 1810 auf 27 Mill. Piaster (67 ½ Mill. rh. Gl.), und der aller Minen der neuen Welt auf 47 Mill. (117 ½ Mill. rh. Gl.)

Seit dem Ausbruche der Insurrektion in dem spanischen Amerika ist die Ausbeutung der Minen sehr vernachläßigt worden. Den Angaben Wards zufolge, lieferten die sechs Provinzialmünzen Mexiko's von 1811 bis 1826 eine Totalsumme von 168,297,400 Piaster, und in den Jahren 1827 und 1828, 11,702,600

Im Ganzen in achtzehn Jahren: 180,000,000

also im Durchschnitt 10 Millionen Piaster (25 Mill. rhein. Gl.) jährlich.

Dazu kommt noch eine Million Piaster, welche nicht einregistrirt worden, so daß der Gesammt-Ertrag der mexikanischen Minen während dieser Zeit

sich auf 11 Millionen Piaster (27 ½ Millionen rhein. Gl.) beläuft.

Nach dem Anschlage Jakobs war während derselben Epoche der jährliche Ertrag aller übrigen Minen Amerika's folgender:

Peru	2,000,000 Piaster	(5,000,000 rh. Gl.)
Buenos-Ayres	1,500,000 "	(3,750,000 ")
Chili	800,000 "	(2,000,000 ")
Neu-Granada	2,000,000 "	(5,000,000 ")
Brasilien . .	1,736,000 "	(4,340,000 ")
Im Ganzen:	8,036,000 "	(20,090,000. ")

Bürgerkriege und die Ausfüllung der Minen durch Wasser, haben zu dieser Verminderung das meiste beigetragen. Zu La Paz und Potosi wurde 1811 keine einzige der dortigen Minen ausgebeutet, und die Bevölkerung dieser letztern Stadt, welche vor der Insurrektion sich auf 130,000 Seelen belief, war 1826 bis auf 9000 gesunken.

Aehnliche Ursachen haben auch ähnliche Resultate in Chili veranlaßt. Nur in Neu-Granada hat sich der Ertrag wieder gehoben. Er erreichte 1823 die Summe von 1,270,000 Piastern. In Brasilien dagegen hat er sich sehr vermindert, und überstieg in 19 Jahren jährlich im Durchschnitt nicht 1,240,000 Piaster.

Der Werth des jährlichen Gold- und Silber-Ertrags in Europa und in Nordasien belief sich zu Anfang dieses Jahrhunderts auf ungefähr 4 Millionen Piaster (10 Mill. rh. Gl.). Mit Ausnahme einer Vermehrung von 6000 Mark Silber in den Minen des sächsischen Erzgebirges, hat, seit 1810, nur der Ertrag der russischen Minen bedeutend zugenommen.

Bis zu diesem Jahre gewann man im Ural jährlich 20 Pud Gold, von 1818 bis 1823 jährlich 50 Pud, und von 1824 bis 1829 jährlich über 250 Pud. Der Gesammtbetrag aller russischen Minen belief sich von 1704 bis 1829 auf 1726 Pud Gold, und 61,000 Pud Silber. Er stieg in dem Jahre 1828 auf 318 Pud Gold und 1093 Pud Silber. Der Gesammtwerth des Gold- und Silberertrags der russischen Minen mag sich jetzt jährlich auf 5 Millionen Piaster (12 ½ Mill. rh. Gl.) belaufen, folglich auf ein Drittel des Ertrags der amerikanischen Minen, was um so bedeutender ist, da Rußland ausschließlich diesen Vortheil gewinnt.

Crawford schätzt, daß Borneo, Sumatra und der Ueberrest des orientalischen Archipels jährlich ungefähr 2,980,000 Piaster (7,450,000 rh. Gl.) Gold geben, so wie Senegambien, Guinea und überhaupt die Küste Afrika's 1 Million Piaster (2 ½ Mill. rh. Gl.). Es gibt keine zuverlässige Angabe in dieser Hinsicht über das Innere Afrika's, über Zentral-Asien, Tonkin, China und Japan.

Oberflächlich kann man die Gesammtmasse des jährlichen Gold- und Silber-Ertrags auf der ganzen Erde folgendergestalt anschlagen:

	Vor 1810.		Seit 1810.
Europa und Nordasien .	4,000,000	Piast.	5,000,000
Oestlicher Archipel . . .	2,980,000	"	2,980,000
Afrika	1,000,000	"	1,000,000
Amerika	47,000,000	"	15,000,000
Im Ganzen:	54,980,000	"	23,980,000

Die jährliche Verminderung beläuft sich also seit 1810 auf 31 Millionen Piaster (77 ½ Mill. rh. Gl.),

oder im Ganzen, während den letzten 19 Jahren, auf die ungeheure Summe von 589 Millionen Piaster (1472 ½ Mill. rhein. Gl.).

Selbst wenn die Bedürfnisse stationär geblieben wären, hätte eine so beträchtliche Verminderung den verhältnißmäßigen Werth der edeln Metalle in einem noch stärkern Grade anregen müssen, als irgend eine der Begebenheiten, welche auf die Entdeckung der neuen Welt gefolgt sind. Aber die rasche Zunahme während dieser Periode der beiden großen Verschlinger der edeln Metalle, des Luxus und des Handels, ist nicht minder beachtungswerth, als die Verminderung des Ertrags der Minen.

Ein Blick auf die Aus- und Einfuhr der verschiedenen Völker der zivilisirten Welt, während den letzten zwanzig Jahren, kann uns von der ausserordentlichen Zunahme überzeugen, die in der Handelsthätigkeit von Nation zu Nation Statt gefunden, so wie in den schweigenden Fortschritten des innern Handels, die, obgleich weniger auffallend, dennoch nicht minder reell sind.

Vergleicht man die Masse der jetzt im Umlauf befindlichen Waaren mit der jener vor zwanzig Jahren, und den Eifer, mit welchem der Handel und die Künste der Zivilisation übereinstimmend darauf hinstreben, neue Märkte zu gewinnen, so wird man sich leicht überzeugen, daß es einer Vermehrung von zehn Prozent wenigstens in der Menge des gemünzten Geldes bedurfte.

Der gelehrte Oekonomist Storch schätzte im J. 1815 die Summe dieses letztern in Europa auf 1320 Millionen Piaster (3300 Millionen rhein. Gulden).

Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie jetzt bis auf 1600 Millionen Piaster (4000 Millonen rhein. Gl.) steigt. Europa's Bevölkerung belief sich im ersten Jahre auf 190 Millionen Seelen, und jetzt auf 210 Millionen. Bemerkt zu werden verdient noch, daß während dieser ganzen Zeit ungeheure Summen von Indien verschlungen worden sind.

Aber die eben angedeuteten Ursachen sind nur die gewöhnlichen und so zu sagen die natürlichen Ursachen des immer größern Bedürfnisses der edeln Metalle. Eine ausserordentliche und plötzliche Ursache hat seit 1815 dies Bedürfniß in einem noch größern Maße vermehrt. Diese Ursache besteht in dem Bedürfnisse von Metallgeld, welches die Regierungen haben, um das von ihnen ausgegebene Papier zurückzukaufen. Eine solche Operation hat gewissermaßen gleichzeitig in England, Oesterreich, Rußland, Schweden und Norwegen, Dänemark und den vereinigten Staaten Nordamerika's sich ereignet. Sie hat nicht weniger als 325 Millionen Piaster (812½ Millionen rhein. Gulden) erfordert; nämlich Großbritannien 125 Millionen, Oesterreich 150 Millionen, Rußland 35 Millionen, Dänemark 10 Millionen, Schweden und Norwegen 5 Millionen. Man kennt nicht genau die Summe, welche in diesem Betrachte in den vereinigten Staaten erforderlich gewesen.

Die Zunahme des Gold- und Silber-Verbrauchs zur Verfertigung des Geschirrs, der Uhren u. s. w. ist ebenfalls sehr beträchtlich gewesen. Ein französischer Oekonomist schätzte im J. 1819 den Verbrauch in dieser Hinsicht, in Frankreich allein, auf 30 Millionen Franken. Nach Humboldt würde er viermal

mehr für ganz Europa betragen. Nur allein zu Paris wird, den statistischen Nachforschungen Chabrols zufolge, jährlich für 14,553,000 Franken Gold und Silber verbraucht. Es werden jährlich mehr als 400,000 goldene Uhren in Frankreich verfertigt, und zu Genf über 50,000. Der jährliche Goldverbrauch in England kann auf nicht weniger als 24 Millionen Piaster (60 Millionen rhein. Gulden) angeschlagen werden. Er mag sich zu Genf, Augsburg, Berlin, Leipzig, Wien, Padua u. s. w. auf wenigstens 11 Millionen Piaster (27½ Millionen rhein. Gl.) belaufen.

Suchen wir jetzt zu bestimmen, in welchem Verhältnisse das Bedürfniß und die Lieferung der edeln Metalle in den letzten zwanzig Jahren gestanden. Wir haben gesehen, daß während dieser Zeit die mittlere jährliche Lieferung 23,980,000 Piaster gewesen, was für neunzehn Jahre eine Summe von 454,620,000 Piaster (1,136,550,000 rhein. Gl.) gibt. Das Bedürfniß kann folgendermaßen angeschlagen werden:

Nimmt man an, daß das im Umlauf befindliche Geld auf die Summe von 3000 Millionen Piaster (7500 Millionen rhein. Gl.) steigt, und schätzt man den jährlichen Verlust davon, durch den Wucher, durch Einschmelzungen, Schiffbrüche und andere Ursachen, auf Zwei vom Tausend, so ergibt sich für die neunzehn Jahre ein Gesammtverlust von 114 Millionen Piaster (285 Millionen rhein. Gulden).

Schätzen wir die absolute Masse des gemünzten Geldes, welches seit 1810 nothwendig geworden, auf sechs Prozent der bereits vorhandenen Masse, so macht das eine Summe von 180 Mill. Piaster (450 Mill. rhein. Gulden).

Die im Umlauf veranlaßte Lücke, durch die Zurückziehung des Papiergeldes ſeit 1815, muß ausgefüllt werden durch eine Summe von 300 Millionen Piaſter (750 Mill. rhein. Gulden).

Der jährliche Verbrauch der edeln Metalle in den Manufakturen und Werkſtätten kann auf nicht weniger als 30 Millionen Piaſter geſchätzt werden, was für neunzehn Jahre 570 Mill. Piaſter (1425 Mill. rhein. Gl.) gibt.

Folglich hat das Bedürfniß ſeit 1810 betragen:

1164 Mill. P. (2910 Mill. rh. Gl.)

und der Minenertrag 454,620,000 (1136,550,000)

Alſo Defizit: 709,380,000 (1773,450,000)

Hätte dagegen keine Verminderung in dem Ertrag der amerikaniſchen Minen Statt gefunden, würde ſich ihre Lieferung in den letzten neunzehn Jahren auf 1,053,620,000 Piaſter (2,634,050,000 rhein. Gl.) belaufen, und das Bedürfniß vollkommen befriedigt haben, ſeiner auſſerordentlichen Zunahme und der Zurückziehung des Papiergeldes ungeachtet.

Stellen wir noch einige Betrachtungen auf.

Der vor 1492 exiſtirende Gold- und Silberwerth überſtieg nicht 2000 Mill. Piaſter (5000 Mill. rh. Gl.)

Dazu kamen ſeitdem:

1) Der Ertrag der amerikaniſchen Minen,
   von 1492 bis 1803 . . . 5766 Mill. Piaſter;
   von 1804 bis 1810 . . . 329 „ „
   von 1811 bis 1829 . . . 435 „ „
2) Der Ertrag der europäiſchen und nordaſiatiſchen Minen von 1492 bis 1825 . . . . . 628 „ „

3) Der Ertrag der afrikanischen Küste seit 1492	150	„	„
Im Ganzen:	9308	„	„
Verluste durch Schiffbrüche ꝛc	2308	„	„
Bleiben:	7000 Mill. Piaster		

oder 17,500 Millionen rhein. Gulden; ohne den Ertrag der Minen Zentral-Asiens, China's, Japans, Tonkins, des östlichen Archipels und des Innern Afrika's.

Allen diesen Berechnungen zufolge würde die seit 1810 Statt gefundene Verminderung der edeln Metalle sich auf nicht ganz zehn Prozent belaufen, wodurch dann auch der erhöhte Werth derselben sich leicht erklären läßt.

Parallele zwischen den französischen Revolutionen von 1789 und 1830.

Seit 1815 schmachtete Frankreich unter einem Joche, das, seiner Natur und seiner Tendenz zufolge, von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag, immer drückender, immer unerträglicher werden mußte.

Dies Joch war das eines stupiden mönchischen und höfischen Despotismus. Unter so schmählicher Last erliegend, seufzte Frankreich dem Augenblick entgegen, wo es sie abwerfen, wo es sein Haupt wieder zur Freiheit erheben könne.

Der Augenblick ist erschienen, und Frankreich hat sich erhoben, größer, mächtiger, furchtbarer, aber zugleich ruhiger, friedliebender, ordnungsbegieriger auch als je.

Wehe dem, der es wagen wollte, dem Riesenschwunge seiner neuen Kraft Fesseln anzulegen! Wehe, tausendmal Wehe der unsinnigen Macht, die ihm gebieten möchte, seinen stolzen Nacken abermals unter entehrendem Joche zu beugen! Frankreichs, des gewaltigen Frankreichs Zorn einmal erwacht, würde so leicht nicht wieder zu besänftigen sein. Die kompakte Masse seiner dreiunddreißig Millionen Einwohner, die in den letzten Ereignissen ihre Einigkeit, ihre Energie, ihren Muth bewiesen, würde nicht eher rasten, bis sie alle ihre Gegner zermalmt, bis sie die Splitter aller Throne weithin zerstreut hätten.

Aber solche Gewaltmaßregeln sind nicht zu besorgen, so lange man Frankreich seine innern gesellschaftlichen und politischen Verbesserungen ungehindert vollbringen läßt, so lange ein wirklich konstitutioneller Thron in diesem Lande existirt, so lange sein erstes Bedürfniß Recht, Ordnung, Gesetzmäßigkeit bleibt.

Spanien selbst, das unglückliche, tief herabgewürdigte Spanien, kann ruhig sein. Frankreich wird in seine innere Angelegenheiten sich nicht mischen. Es wird eine Umgestaltung des gegenwärtigen Zustandes der Halbinsel nicht ungern sehen; aber es wird sie nicht befördern helfen.

Dasselbe läßt sich auch auf Savoien und Piemont, überhaupt auf ganz Italien, anwendbar machen. Daß die nächsten Ereignisse politische Modifikationen in diesen Ländern herbeiführen können, läßt sich nicht bezweifeln; aber Frankreich wird sie nicht veranlassen.

Um in seinem Innern glücklich zu sein, hatte Frankreich seit Langem erkannt, daß es der vollkommenen Anwendbarmachung und Vollstreckung jener

großen Grundsätze des politischen Rechts bedürfe, welche die Basis der Staaten, wie den Wohlstand der Völker sichern. Es hatte zugleich auch die große Wahrheit erkannt, „daß die gesetzgebende Macht immer reiner ist, je näher sie sich ihrer Quelle befindet.“ Und diese Quelle ist das Volk. Es hatte erkannt, daß Unterdrückung der Nation ihr ihre ursprünglichen Rechte, die der Selbsterhaltung, wiedergibt; daß der Vertrag zwischen ihr und dem Monarchen gegenseitige Verpflichtungen und „Rechte“ enthält; daß die Uebertretung oder Verletzung dieses Vertrags, von Seite des Fürsten, die Nation aller ihrer Pflichten entbindet, und ihr die Rechte der Souverainität wiedergibt.

Vor 1789 wurden alle diese Grundsätze als Majestätsverbrechen betrachtet. Man verfolgte, verbannte, ermordete die Menschen, welche sie verkündeten. Man wollte ein stummes, dummes Volk, gleich einer Heerde Schöpse, das man zur Frohn oder Schlachtbank führen, oder an fremde Würger und Seelenkäufer öffentlich versteigern könnte. Das war der Zustand der Gesellschaft vor der Revolution von 1789.

So scheußlicher Knechtschaft endlich müde, erhob sich Frankreich, zuerst ziemlich gelassen, dann schäumend vor Wuth, als man von Innen und Aussen ihm neue Fesseln anlegen wollte. Es zersprengte sie, und die Bruchstücke flogen von einem Ende Europa's zum andern.

Gegenwärtig sind die Umstände nicht ganz dieselben. Die jesuitische Folter, in welche die letzte Regierung Frankreich gespannt, war nicht von Eisen, sondern von Thon. Ein Faustschlag war genügend,

sie in Stücke zu sprengen. Frankreich hatte keine Feudalität mehr zu bekämpfen, keine tief gewurzelte, einflußreiche Geistlichkeit, keine eiserne Anhänglichkeit an alte Sitten und Gebräuche.

Der römische Katholizismus hat sich in den letzten Jahren, mit Hilfe der Jesuiten, selbst untergraben. Der Katholizismus, zu welchem, nach der Erklärung der Deputirtenkammer, sich äusserlich noch die Mehrheit der Franzosen bekannte, ist einer nahen Umgestaltung nahe.

Die Feinde der Ruhe Frankreichs sind, wie wir bereits vor einigen Monaten gesagt (man sehe zweiter Theil, Seite 184 u. f. des laufenden Jahrgangs dieses Werkes), nur etwa 30,000 Jesuiten und etwa 30,000 Höflinge und Höflingslakeien, von denen (wie wir sehr genau vorausgesagt) in der Stunde der Gefahr mehr als zwei Drittel die Fahne des Unsinns verlassen haben, um zu der der Vernunft zu schwören.*) Und in der That, was waren die kleinlichen Umtriebe dieser Verworfenen gegen das entscheidende Veto der ganzen Nation? —

Die Freiheit öffnet allen menschlichen Reizungen und Leidenschaften einen weiten Tummelplatz. Sie stählt die Kraft, sie lenkt den Willen, sie erweckt den rühmlichen Ehrgeiz. Große Revolutionen fordern große Menschen. Aber um sie zu erzeugen, muß der Urquell rein sein, aus dem sie entsprungen.

*) Man denke nur an den Schwur Berryers, Amy's, Lezardière's und all der andern Menschen dieses Gelichters, welche die eifrigsten Vertheidiger des Absolutismus und Ultramontanismus waren.

Und die Revolution von 1789 war nicht rein. Sie besudelte den Born, der sie erzeugte hatte. Leidenschaft verdrängte die Vernunft, Mord trat an die Stelle der Gerechtigkeit, Sklaverei beendete das Werk der Abscheulichkeit. Sie erzeugte Menschen, wie Marat, Robespierre, Cadoudal, Dumouriez, Pichegru, Bonaparte, Polignac, alle mehr oder weniger des Fluches der Menschheit würdig, weil sie ihre Tirannen, ihre Henker waren. Lafayette gehört ihr nicht; er ist der Sohn der amerikanischen Revolution. Ludwigs XVI blutiges Haupt rollte über die Szene, und die Welt erbebte.....

Welche Verschiedenheit jetzt! Ein Fürst, nicht mehr oder minder schuldlos als sein unglücklicher Bruder, bricht seinen Schwur, verletzt sein feierliches Versprechen, tritt das Grundgesetz des Staats mit Füßen, und entsagt somit allen Rechten, die er auf die Souverainität des Landes hat. Die Nation erkennt das, und einstimmig versichert sie sich ihres Rechtes der Souverainität wieder, die sie auf ein anderes Haupt überträgt.

Und das Alles wird ohne gewaltsame Bewegung, ohne Zwist, ohne Kabale, ohne Blutvergiessen vollbracht. Denn das Blut, welches der Despot bei Uebertretung der Gesetze vergossen, lastet nicht auf dem Gewissen der Nation.

Und diese letztere, wie groß, wie edel, wie vernünftig zeigt sie sich! Weit entfernt, die Hand anzulegen an den meineidigen Monarchen, ihm Rechenschaft abzufordern für das vergossene Blut und für die vergeudeten Millionen, begnügt sie sich, ihn aus

ihrer Mitte zu entfernen, damit das Entsetzen seiner Gegenwart nicht den Zorn der Familien der gemordeten Opfer aufrege, und sie zu unbedachter Rache reize. Mit Schätzen begabt verläßt er einen Boden, den er zum Heile Frankreichs und seiner Seele nie hätte betreten sollen.

Durch einen Wald von Mißbräuchen, Vorurtheilen und Hindernissen jeder Art ist die Freiheit in Frankreich langsam fortgeschritten. Wie das Leben der organischen Wesen nach der Dauer ihrer Entwickelung bestimmt ist, so auch das der Freiheit nach der Anstrengung, welche die Völker zu ihrer Erlangung aufgeboten.

Ein lange unterdrücktes Volk, das seine Fesseln bricht, ist wie ein brüllender Löwe. Es vernimmt nur das Geschrei der Rache, der Verzweiflung. Sein erstes Streben zielt dahin, die Tirannei zu vernichten. In seiner Wuth übersteigt es alle Schranken, schlägt nach allen Seiten, und kennt lange weder Gesetze, noch Gnade, noch Gerechtigkeit. Aber endlich bei kaltem Blute erkennt es seine Verirrungen, bereut seine Heftigkeit, und hat fernerhin keinen sehnlichern Wunsch, als den nach Ordnung, Ruhe und Gesetzmäßigkeit.

Dies konvulsivische Aufsprudeln, diese augenblickliche Rache des Unterdrückten gegen den Unterdrücker, liegt in der Natur der Dinge. Es ist eine Fatalität, von von welcher keine Revolution ganz verschont bleibt. Darum auch sind wir keine Freunde derselben, darum auch haben wir so oft gegen jeden gewaltsamen Umsturz gesprochen, der blutige Rückwirkungen nach sich ziehen kann.

Digitized by Google

Wir haben diesen Umsturz in Frankreich vorausgesehen, gewissermaßen prophezeihet. Man hat sich begnügt, bei unsern Raisonnements verächtlich die Achseln zu zucken; sie als die Träumereien einer benebelten Einbildungskraft zu bespötteln. Aber die neuesten Ereignisse haben bewiesen, daß wir uns keineswegs geirrt.

Und selbst jetzt, wollte man glauben, daß in Frankreich Alles beendet sei, würde man sich sehr irren. Noch gährt der alte Sauerteig, noch ist die Aristokratie und Kongregation nicht gänzlich gelähmt. Sie äussert sich mit mehr oder weniger Heftigkeit auf verschiedenen Punkten, und es ist vorauszusehen, daß sie nicht eher verschwinden wird, als bis die Unverbesserlichen auffer Landes gesandt werden.

Im Geheimen zu reizen, aufzuwiegeln, Verschwörungen anzuzetteln, das ist jetzt die Aufgabe des Jesuitismus in Frankreich. Zur Erlangung seines Zweckes ist ihm jedes Mittel willkommen. Bald zeigt er sich liberaler, als die freisinnigsten Organe der alten Opposition, bald schreit er über Unterdrückung und Verletzung der Gesetze. Aber die öffentliche Vernunft ist zu reif, um durch solche Kunstgriffe irregeleitet werden zu können. Sie verachtet sie, und bemitleidet die Menschen, welche keine andere Lebensaufgabe haben, als Zwietracht und Unordnung zu nähren.

Die Menschheit hat alle Wohlthaten, welche die Freiheit im Laufe der Jahrhunderte ihr zugesichert, theuer bezahlt. Sie hat oft ihr Herzblut vergossen, um sie sich zu erwerben. Wie könnte sie ohne Bedauern, ohne Widerstand ein so hohes Gut sich rauben lassen?

Aber einmal festgewurzelt, bedarf der Baum der Freiheit des Blutregens nicht mehr. Durch verborgene Kanäle zieht er aus dem Gemüthe, dem Karakter des Volks seine Säfte, seine Stärke. Unter seinem majestätischen Schatten thront das Gesetz auf den starken Grundpfeilern der Ordnung und Ruhe, der öffentlichen Weisheit und Tugend. In der unbedingten Unterwerfung gegen das Gesetz findet die Nation ihre Stärke, ihr Glück.

Die Revolution von 1789 war ohne alle Gewissenhaftigkeit. Sie baute Kerker und Schaffotte, schlug Frankreich mit dem Schweigen des Todes, bedrohete jede Existenz, und benahm sich in allem wie ein Rasender, der seinen Ketten und dem Tollhause entsprungen.

Der Wahnsinn der Urheber dieser Revolutions-Exzesse gebar die traurigsten Verirrungen des menschlichen Geistes, deren je die Geschichte gedacht. Ein System der Insubordination und Lizenz, bei dessen Andenken uns ein Schauder überfällt, verunstaltete alle Entwürfe, alle Rathschläge der Vernunft. Man sprach unaufhörlich von den Rechten des Volks, aber man vergaß seine Pflichten; und das Volk, gleich einem wüthenden Ungeheuer, verschlang seine eigenen Kinder. Es trat alle Gesetze, alles Recht mit Füßen, und stürzte, durch sein Begehen, sich selbst in den Abgrund des Verderbens.

In der neuen Zeit verfuhr Karl X wie früher das Volk, und wir wissen, welches das Ende seines Unternehmens gewesen. Die Nemesis verfolgt unbarmherzig alle Diejenigen, welche der Vernunft und dem

allgemeinen Menschenrechte Hohn bieten. — Die Verschiedenheit der Meinungen, ihr Aneinanderreiben und Bekämpfen, erzeugt Aufklärung, Licht. Feste Grundsätze keimen, bilden sich. Die vervollkommnete Vernunft, der forschende Geist, schaffen Plane, erheben das Staatsgebäude, befestigen, schirmen es. Die Nebel, welche den politischen Horizont umlagerten, verschwinden. Die Sonne der Wahrheit leuchtet. Sie belebt, sie verschönert das erneuerte Dasein, und die Wunderperiode des Genies beginnt.

Nach dem ersten Rausche, in welche die Freiheit alle Nationen versenkt, welche sie noch nicht gekannt, gestehen die Individuen ihre Irrthümer, ihre Schwächen. Sie begreifen und fühlen, daß nur kompakte Stärke von Dauer sein kann, während die zersplitterte Kraft nutzlos und unmächtig bleiben muß. Darum auch verzichten sie auf Systeme, die anfänglich ihrem Stolz, ihrem Ehrgeiz schmeichelten. Sie verwerfen die abstrakten Theorien, die den Geist irreleiten. Sie überzeugen sich, daß eine Konstitution die Wage aller Gewalten sein muß, und daß nur auf solche Weise eine Regierung zugleich stark sein kann und frei.

Die französische Nation begriff, daß, um frei und glücklich zu sein, man vor Allem den Gesetzen gehorchen, die Obrigkeit achten, die Leidenschaften zügeln, die Personen und das Eigenthum vertheidigen müsse. Diese glückliche Umgestaltung war das Werk eines großen Bürgers, Lafayette's. Die Quellen der Zwietracht wurden verstopft. Eintracht, Ordnung, Ruhe verdrängten das Entsetzen der Faktionen und die Verbrechen der Anarchie. Der von schrecklichen

Zuckungen lange Zeit aufgeregte gesellschaftliche Körper gewann wieder seine alte Kraft, und ein neues Leben durchströmte seine Adern.

Der Anblick der französischen Regierung war nach dieser Katastrophe wirklich erhaben und interessant. Sie zertrat der Schlange des Bürgerkrieges den giftigen Kopf; sie streckte ihre Hand aus, und Vertrauen und Eintracht blüheten empor. Die Gesetzgebung trat in Uebereinstimmung mit der Gerechtigkeit, mit der Vernunft. Eine glühende Vaterlandsliebe erzeugte die schönsten kriegerischen und bürgerlichen Tugenden. Die französische Nation war auf dem Wege, die erste der Erde zu werden.

Da erschien ein Mann, mit ausserordentlichen Geisteskräften und Talenten begabt. Bonaparte stellte sich an die Spitze des französischen Volks. Aber von seiner eigenen Größe geblendet, von Schmeichlern und böswilligen Menschen irregeleitet, verkannte er seinen Beruf. Statt den Gang der Entwickelung des menschlichen Geistes zu beschleunigen, hemmte er ihn. Statt seinen Namen zu dem Kometen einer neuen Aera zu machen, entwürdigte er ihn durch abgenutzte Titel, und umringte sich mit allem dem Plunder, den sein hoher Geist, als die Apanage der Erbärmlichkeit, nie hätte beachten sollen. — So sank Frankreich wieder, durch den Irrthum eines Mannes, von dem hohen Standpunkte, zu welchem es die Freiheit erhoben.

Und eben dieser Irrthum stürzte den Riesen, gerade in einem Augenblicke, wo er solch ein Resultat seines Strebens am wenigsten befürchten zu müssen glaubte. Kaiser und König, Herr einer großen Nation, Gebieter einer tapfern Armee, Schwiegersohn

eines Kaiſers .... wie viele Titel zur Erfüllung ſeiner Macht! Und wozu nutzten ſie ihm in der Entſcheidungsſtunde? Zu nichts. Das Alles wurde zerbrochen wie ein hohler Scherben, und die entthronte Majeſtät, der man, wie zum Spott, den Kaiſertitel ließ, wurde auf Elba verbant.

Frankreich ſah die Bourbonen wieder. Sie erſchienen, mit der Charte in der Hand, die Rechte der Nation anerkennend und ihre Achtung beſchwörend; Vergeſſenheit, Frieden, Ordnung, Geſetzmäßigkeit gelobend. Frankreich hätte vielleicht ein wenig mehr Freiheit gewünſcht; doch zeigte es ſich beſchwichtigt, und ſchwieg.

Kaum aber hatte die Emigration feſten Fuß gefaßt, ſo machte ſie die Kathegorie ihrer Anmaßungen, Bedrückungen und Verfolgungen geltend. Sie verletzte, ſie beleidigte die Nation auf alle nur denkbare Weiſe, in Allem was ihr das Liebſte und Heiligſte war.

Ein Windſtoß warf Napoleon, mit einer Handvoll Soldaten, wieder auf Frankreichs Küſte. Er flog nach Paris. In vierzehn Tagen hatte ſich ganz Frankreich für ihn erklärt. Nicht eine Stimme reklamirte die Bourbonen. Sie flohen in die feindlichen Lager.

Dieſer vulkaniſche Stoß hätte die unglückliche Familie belehren ſollen, daß die franzöſiſche Nation ihrer Gegenwart müde ſei; daß keine Sympathie mehr beſtehen könne zwiſchen ſo durchaus entgegengeſetzten Elementen. Sie hätten ſich freiwillig verbannen, freiwillig auf ihre Anſprüche verzichten ſollen, um ſich und Frankreich Jammer, Reue und Elend zu erſparen.

Aber die Sucht zu regieren, der Wunſch ſelbſt,

sich zu rächen, ließ sie andere Entschlüsse fassen, die früh oder spät zu ihrem Verderben gereichen mußten. Mit Hilfe der fremden Armeen wurden sie abermals Frankreich aufgedrungen. Der Schrei des Abscheues, das Murren der Mißbilligung mußte in Gegenwart von dreihunderttausend Bayonetten verstummen.

Von diesem Augenblicke an wurde das System der Rückwirkung in Ausführung gestellt. Der Grundstein zu einem spätern Eidbruch, zu treulosen Gewaltmaßregeln, wurde durch eine theilweise Modifikation der Charte gelegt. Die blutigen Kathegorien Labourdonnaye's wurden zuerst in Rede gestellt. Das erste und heiligste Versprechen, die allgemeine Amnestie, wurde gebrochen. Ney, Labedoyère, Mouton-Duvernet, Berton wurden gerichtlich gemordet. Brune wurde von besoldeten Fanatikern zerrissen, Andere, behauptet man, starben durch Gift.

„Und wer weiß, fügen die Widersacher der Bourbonen hinzu, welche Hand die Aqua tophana bereitet, durch welche Napoleon auf St. Helena, in der Kraft und Fülle seines Lebens, hinweggerafft wurde? Erschien sein Kerkermeister Hudson Lowe nicht bald nachher, um seinen Lohn zu fordern?“

Solche Maßregeln, solche Mißgriffe mußten nothwendigerweise einen tiefen Eindruck machen auf die Nation. Sie schwieg und trauerte; aber sie vergaß nichts. Alle Anneigung verschwand bei dem Gedanken an die Herabwürdigung, welche man mit Hilfe der Jesuiten, der Mönchs- und Nonnenklöster, der Mirakel, mit einem Worte, aller Abgeschmacktheiten des Romanismus, Frankreich zuführte.

Die Nation ſah alle ihre Rechte, alle Garantien der Ordnung, der Ruhe, der Geſetze durch wahnſinnige Miniſter, die gehorſamen Vollſtrecker der Launen und traurigen Pläne eines ſchwachen Monarchen, bedrohet, der, (ſo behauptet man allgemein) ſich dem Juſtitut Loyola's hingegegeben habe, und ſo das Wohl und Wehe, die Ehre und das Leben von 33 Millionen Menſchen den abſoluten Verfügungen desſelben überantwortete.

Ein ſolcher Zuſtand der Dinge konnte nicht von Dauer ſein; er mußte auf die eine oder die andere Weiſe ein Ende erreichen. Entweder die Nation oder die Dynaſtie mußte untergehen. Es war ein Kampf auf Leben und Tod zwiſchen zwei aufs Aeuſſerſte gereizten Elementen.

Die Exploſion fand ſtatt. Die Ordonnanzen vom 25. Juli d. J. erſchienen. Die materielle Gewalt hielt ſich bereit, ſie zu unterſtützen. Aber da erbebte der Boden Frankreichs. Schon zuckte das unterirdiſche Feuer von einem Ende des Landes zum andern, und drohte einen allgemeinen Umſturz, als es plötzlich in der Hauptſtadt ausbrach.

Wir kennen die Folgen. Zwölf Tage waren genügend, den Thron der Bourbonen zu vernichten, die Freiheit und die Rechte der Nation zu ſichern, und die konſtitutionelle Krone Frankreichs auf Ludwig Philipps I Haupt überzutragen.

Das Miniſterium Ludwig Philipps I, Königs der Franzoſen.

Broglie.

Achill Karl Leonce Viktor Herzog von Broglie, Pair von Frankreich, Sohn des Fürſten Viktor von Broglie, Mitgliedes der konſtituirenden Verſammlung, wurde 1785 geboren. Er iſt jetzt 45 Jahre alt. Durch ſeine Ernennung zum Miniſter des Kultus und des öffentlichen Unterrichts, ſo wie zum Präſidenten des Miniſterraths, iſt er vorzüglich mit der Redigirung der den Kammern vorzulegenden Geſetz-Entwürfe beauftragt. Sein Scharfſinn, ſeine Umſicht, ſo wie ſeine reife Erfahrung machen ihn zu einem ſo wichtigen Poſten vollkommen geeignet.

Er war kaum neun Jahre alt, als ihm ſein Vater, verurtheilt durch das Revolutions-Tribunal, entriſſen wurde. Bald nachher ſollte er auch ſeine Mutter (eine geborne von Roſen) auf dieſelbe Weiſe verlieren. Sie entfloh jedoch aus den Gefängniſſen zu Veſoul, und gelangte nach der Schweiz, von wo ſie, nach dem 9. Thermidor, wieder nach Frankreich zurückkehrte.

Der junge Broglie erhielt ſeinen Unterricht in den ſeitdem abgeſchafften Zentralſchulen, aus denen mehrere ausgezeichnete Männer hervorgegangen ſind. Er wurde 1809 zum Auditeur im Staatsrath ernannt, und hatte ſodann mehrere Miſſionen bei den franzöſiſchen Armeen in Illyrien und Spanien. 1812 befand er ſich im Perſonale der Geſandtſchaft zu Warſchau. Von dort wurde er zu dem franzöſiſchen

Gesandten Narbonne nach Wien geschickt, und begleitete ihn zum Kongreß nach Prag.

Nach der Restauration Ludwigs XVIII wurde er zum Pair ernannt, sonst aber wenig beachtet, weil seine politischen Ansichten mit denen der neuen Regierung keineswegs in Uebereinstimmung standen. Er nahm an den Begebenheiten der hundert Tage (der Rückkehr Bonaparte's von Elba) keinen Antheil. Dagegen sprach er sich immer mit Wärme gegen die verhängnißvollen Mißgriffe und Anmaßungen der Regierung Ludwigs XVIII und Karls X aus. Er wurde als eines der einflußreichsten und talentvollsten Häupter der freisinnigen Opposition in der Pairskammer betrachtet. Bei den neuesten Ereignissen zeigte er sich als ein eifriger Beförderer der Gerechtigkeit, der öffentlichen Ordnung und Vernunft. Seine Ernennung zum Präsidenten des Ministerraths verbürgt den Geist, von dem dieser beseelt sein wird.

Die Gemahlin des Herzogs von Broglie ist eine Tochter der berühmten Schriftstellerin, Frau von Stael, und eine Enkelin Neckers.

Dupont.

Jakob Karl Dupont (zubenannt de l'Eure), wurde zu Neuburg, im Eure-Departement, den 27. Februar 1767 geboren. Dieser durch seine unwandelbaren Grundsätze und durch sein edles Betragen ausgezeichnete Mann ist jetzt 63 Jahre alt.

Zu Anfang der Revolution, im J. 1789, wurde er als Advokat am Parlament der Normandie aufgenommen. Er hat seitdem seinem Vaterlande ununterbrochen wichtige Dienste geleistet. An seinem 25.

Geburtstage wurde er zum Maire seiner Gemeinde ernannt. Bald nachher wurde ihm die Administration des Distrikts von Louviers anvertraut, er wurde sodann Substitut bei dem Zivilgericht des Eure-Departements, und im Jahr VIII Rath bei dem Appellationsgericht zu Rouen.

In allen Aemtern, denen er vorgestanden, erwarb er sich das unbedingte Vertrauen seiner Mitbürger, durch welches er bald nachher zum Präsidenten des Kriminalgerichts von Evreux erhoben wurde. 1811 wurde er nach Rouen versetzt, und blieb Präsident des kaiserlichen und königlichen Gerichtshofes bis zum Dezember 1818, wo er, unter dem Ministerium Pasquiers, ohne Gnadengehalt verabschiedet wurde.

Seine Mitbürger schickten ihn nun in die Deputirtenkammer, wo er zur Opposition gehörte, und die verderblichen Pläne der Regierung mit eben so vieler Würde als Kraft bekämpfte. Seine unbeugsame Rechtschaffenheit, und seine wirklich antike Einfachheit machen ihn des hohen Postens eines Groß-Siegelbewahrers und Justizministers würdig, zu welchem er erhoben worden.

Gérard.

Stephan Moriz Graf Gérard, General-Lieutenant und Kriegsminister, wurde zu Damvilliers, im Maas-Departement, den 4. April 1773 geboren. Er ist gegenwärtig 57 Jahre alt. Als Freiwilliger nahm er Theil an den ersten Kriegen der Revolution, und zeichnete sich durch seine Tapferkeit dergestalt aus, daß er in Kurzem zum Offizier ernannt wurde. Unter Dümouriez stritt er bei Fleurus, wo die Sache

der franzöſiſchen Freiheit triumphirte. Ueberall zeichnete ſich Gérard auf die vortheilhafteſte Weiſe aus.

Zu Anfang des Jahres V war er Hauptmann und Adjutant Bernadotte's, und folgte ſeinem General auf allen Feldzügen in Italien und am Rhein. Die Armeeberichte nannten ſehr oft ſeinen Namen. Er ging mit Bernadotte nach Wien, war als Oberſt bei Auſterlitz, wo er, an der Spitze ſeines Kavallerie-Regimentes, ſchwer verwundet wurde. Noch auf dem Schlachtfelde wurde er zum Kommandanten der Ehrenlegion ernannt.

Nach dem Frieden von Tilſit machte er als Brigade-General und Chef des Generalſtabes den Krieg von 1809 in Spanien. Während dem öſterreichiſchen Feldzuge entſchied er das Treffen von Urfar, bei Linz, und bei Wagram befehligte er die ſächſiſche Reiterei, die eines ſolchen Anführers würdig war. 1810 wurde er nach Portugal geſchickt. In dem ruſſiſchen Kriege 1812 half er den Sieg bei Smolensk erringen. Aber den größten Ruhm erwarb er ſich bei Valentina, wo er ſein Feldherrntalent erſten Ranges beurkundete. Er zeigte nicht weniger Umſicht auf dem verhängnißvollen Rückzuge von Moskau, auf welchem er die Nachhut befehligte.

Auch bei den Schlachten in Sachſen bewährte er ſeinen längſt erprobten Muth. In der Schlacht an der Katzbach erhielt er eine Wunde; aber er verließ den Kampfplatz nicht, und erſt als er auch bei Leipzig am Kopf verwundet wurde, mußte er ſein Kommando andern Händen anvertrauen. Gegen Ende 1813 befehligte er die Reſervearmee bei Paris, und

nahm sehr thätigen Antheil an dem merkwürdigen Feldzuge von 1814. Bei La Rothière kommandirte er den rechten Flügel der Armee, und zog sich erst um Mitternacht, auf ausdrücklichen Befehl Napoleons zurück. Sein Name befand sich auf allen Bulletins.

Am 20. März 1815 befand sich Gérard als General-Inspektor der Infanterie im Elsaß. Napoleon übertrug ihm, nach seiner Rückkehr von Elba, den Oberbefehl der Mosel-Armee, und ernannte ihn zum Pair. Er schlug sich am 16. Juni bei Ligny, nachdem Tags vorher der General Bourmont, für dessen Treue er sich mit seinem Kopfe verbürgt hatte, zum Feinde übergegangen war. Am 18. Juni erhielt er einen Schuß durch die Brust, blieb aber demungeachtet bei der Armee, und führte, nach dem Rückzuge von Waterloo, sein Korps hinter die Loire.

Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit blieb er bis Ende Septembers 1815 zu Tours, verließ sodann Frankreich auf höhern Befehl, und vermählte sich zu Brüssel mit der Tochter des Grafen von Valence. 1817 kehrte er nach Frankreich zurück, und wohnte bis 1822 auf seinem Landgute Villers, bis er von dem Wahlkollegium von Paris zum Deputirten ernannt wurde. Er gehörte immer zur Opposition.

Nach der Bekanntmachung der gesetzübertretenden Ordonnanzen vom 25. Juli d. J. erklärte er sich offen gegen diese Gewaltmaßregeln, und stellte sich mit Lafayette an die Spitze der Bürger von Paris, durch deren Heldenmuth der Despotismus gestürzt und die Freiheit in Frankreich wieder festbegründet wurde. Seine Ernennung zum Kriegsminister war keine Be-

lohnung ſeines Muthes, ſondern nur eine öffentliche Anerkennung ſeiner ſeltenen Verdienſte.

Guizot.

Franz Guizot wurde 1787 zu Nimes geboren. Er iſt jetzt 43 Jahre alt. Seine erſten Studien machte er mit vielem Erfolg zu Genf, und begab ſich ſodann nach Paris, wo er ſich ganz der Pflege der Wiſſenſchaften und der Literatur überließ. Er nahm Theil an der Redaktion mehrerer Zeitſchriften, und gab mehrere Werke heraus, die ihm einen ausgezeichneten Platz unter den Gelehrten Frankreichs anwieſen.

Er wurde 1814 zum General-Sekretär des Miniſteriums des Innern ernannt, begleitete im folgenden Jahre Ludwig XVIII nach Gent, trat nach der zweiten Reſtauration in das Juſtizminiſterium, und wurde bald nachher zum Rentmeiſter ernannt. 1817 wurde er Staatsrath, und fand ſich in den Sturz des Miniſteriums Decazes mitinbegriffen. Von nun an hielt er ſich zur gemäßigten Partei, und ſchrieb mehrere nützliche Bücher, die ſeinen Namen berühmt machten. Auch ſeine Gattin (eine geborne von Meulan, geſtorben 1826) war als gute Schriftſtellerin bekannt.

Guizot wurde 1828, 1829 und 1830 zum Deputirten erwählt, und hielt ſich zur Oppoſition. Er erklärte ſich mit vieler Energie gegen die Ordonnanzen vom 25. Juli, wurde zuerſt proviſoriſch zum Miniſter des Innern ernannt, und nach der Wahl des neuen Königs von dieſem in ſeiner Stelle beſtätigt.

Louis.

Der Baron Louis wurde zu Toul, im Meurthe-Departement, 1755 geboren. Er ist jetzt 75 Jahre alt, folglich der älteste aller Minister des neuen Kabinets, in welchem er mit der Verwaltung der Finanzen beauftragt ist.

Louis hatte Theologie studiert, und war vor der Revolution Abbé. Er zeigte sich 1788 auf der Provinzial-Versammlung von Orléanais als einer der eifrigsten Anhänger des neuen politischen Systems. Am 14. Juli 1790 stand er als Diakon dem Bischof von Autun (gegenwärtigen Fürsten von Talleyrand) bei, als dieser am Altar auf dem Marsfelde die Messe las.

Ludwig XVI gab ihm bald nachher diplomatische Aufträge nach Brüssel und Schweden. Er zeigte sich während der Revolution immer sehr gemäßigt, und begab sich während der Exzesse nach dem 10. August 1792 nach England, wo er bis zum 18. Brumaire des Jahres VIII (9. November 1799) blieb.

Er wurde nach seiner Rückkehr in Frankreich zuerst im Kriegsministerium, sodann bei der Kanzlei der Ehrenlegion angestellt und endlich zum Rentmeister ernannt. 1810 war er Präsident des Liquidationsraths in Holland. 1814 übergab ihm die provisorische Regierung das Portefeuille der Finanzen, welches ihm auch von Ludwig XVIII gelassen wurde. Er folgte dem König 1815 nach Gent, und übernahm nach der zweiten Restauration wieder sein Ministerium, wurde aber schon im September desselben Jahres durch Corvetto ersetzt.

Als die Umstände zu Ende 1818 die Bildung eines

neuen Miniſteriums erforderten, erhielt er abermals die Finanzen, und verwaltete ſie bis 1820, wo er ſeine Entlaſſung forderte. Sein ſicherer, ruhiger Blick hatte ihn die Entwürfe des Miniſteriums Villèle durchforſchen laſſen, und ſeine ſtrenge Rechtſchaffenheit erlaubte ihm nicht, Theil zu nehmen an der Ausführung von Plänen, die nur verderblich für ſein Vaterland werden konnten. Er nahm Platz in der Deputirtenkammer und neigte ſich der Oppoſition zu. Am 27. Juli d. J. proteſtirte er gegen die Ordonnanzen vom 25., übernahm proviſoriſch die Verwaltung der Finanzen, und wurde am 10. Auguſt zum wirklichen Finanzminiſter ernannt.

Molé.

Ludwig Mathias Graf Molé, Pair von Frankreich und Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, wurde 1780 zu Paris geboren. Er iſt jetzt 50 Jahre alt. Sein Vater, Molé de Champlatreux, Präſident des Parlaments von Paris, kam den 1. Floreal des Jahres II, in einem Alter von 34 Jahren, auf dem Schaffot um.

Der junge Molé ſtudierte mit vielem Erfolg, und gab 1806 ſeine Essais de morale et de politique heraus, welche die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ihn lenkten. Er wurde nach und nach Auditor beim Staatsrath, Rentmeiſter, Staatsrath, General-Direktor der Brükken und Straßen, Graf nnd Großrichter.

Während den Begebenheiten von 1814 begleitete Molé die Kaiſerin Maria Luiſe nach Blois, und lebte vollkommen zurückgezogen bis zur zweiten Reſtauration. Während der hundert Tage wollte ihn Napo-

leon zum Justizminister ernennen, er lehnte aber dies Anerbieten ab, und begab sich nach Plombières. Nach Ludwigs XVIII Rückkehr trat er abermals in den Staatsrath, und übernahm seine frühere Direktion der Brücken und Straßen. Der König ernannte ihn zum Pair, und übergab ihm im August das Portefeuille des Marineministeriums, welches ihm 1819 wieder abgenommen wurde. Seitdem neigte er sich in der Pairskammer der Opposition gegen die Ministerien Villèle und Polignac zu, und wurde nach den neuesten Ereignissen in Frankreich zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt.

Sebastiani.

Horaz Franz della Porta Graf Sebastiani, Generallieutenant und Marineminister, wurde den 11. November 1775 zu la Porta, auf Korsika, geboren. Er ist 55 Jahre alt. 1792 trat er in Kriegsdienst, zeichnete sich besonders bei Arcola aus, wurde von Bonaparte zum Schwadronschef und 1799 auf dem Schlachtfelde bei Verona zum Obersten ernannt.

Bei Verderio gerieth er in Kriegsgefangenschaft, nachdem er an der Spitze seines Dragonerregiments Wunder der Tapferkeit gethan. Er wurde bald nachher ausgewechselt, und nahm Theil an der Revolution des 18. Brumaire, so wie an der Schlacht von Marengo, nach welcher er den Waffenstillstand von Treviso unterhandelte.

Nach dem Frieden von Amiens wurde er als Gesandter nach Konstantinopel geschickt, und schloß den Frieden zwischen Frankreich und der Pforte. Bald nachher ertheilte ihm der erste Konsul einen noch bei

weitem ſchwierigern Auftrag. Unter dem Vorgeben als Vermittler zwiſchen Schweden und dem Bey von Tripolis aufzutreten, ſollte er den Zuſtand Aegyptens und Syriens prüfen, und die Rückkehr einer franzöſiſchen Armee in dieſe Länder vorbereiten.

Nach ſeiner Rückkehr wurde Sebaſtiani zum Brigade-General ernannt, und mit der Bewaffnung der Küſte der Normandie und der Bretagne beauftragt. Von einer gegen Frankreich gerichteten neuen Koalition bedrohet, ſchickte Napoleon den General in aller Eile nach der Schweiz, nach Baiern, Tyrol, Salzburg und Franken, um dieſe Länder, ſo wie die Bewegungen der öſterreichiſchen Armeen zu beobachten. Dieſe Miſſion wurde mit eben ſo vieler Umſicht als Schnelligkeit und Diskretion vollbracht. Die Folgen davon waren die Ueberrumpelung von Ulm und die Schlacht von Auſterlitz, wodurch das Schickſal des ganzen Feldzuges entſchieden wurde. Sebaſtiani befehligte immer die Vorhut, und beſtimmte gewiſſermaßen den Gang der Begebenheiten durch ſeine raſchen Manöver. Er wurde zum Diviſions-General erhoben, und den 2. Mai 1805 abermals als Geſandter nach Konſtantinopel geſchickt, wo er mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, um den franzöſiſchen Einfluß zu erhalten.

Nach der Kriegserklärung der Pforte gegen Rußland, die Sebaſtiani durch ſeine Vorſtellungen veranlaßt hatte, ertheilte ihm der Sultan den Halbmondsorden. Indeſſen konnte er die Erſcheinung einer britiſchen Flotte vor Konſtantinopel nicht verhindern. Er ſetzte die Hauptſtadt des türkiſchen Reiches in Vertheidigungszuſtand, und zwang die engliſche Flotte

zur Flucht. Der Sturz des Sultans Selim veranlaßte eine allgemeine Insurrektion, und die Thronbesteigung Mustapha's.

Dieser zeigte sich ebenfalls der französischen Allianz geneigt, und Napoleon versprach, von Dalmatien aus 25000 Mann zur Armee des Großveziers stoßen zu lassen. Aber der Frieden von Tilsit machte diesen Vertrag scheitern, weshalb die Türken nicht wenig gegen Frankreich erzürnt waren.

Indessen marschirten der Pascha von Rustschuck, Mustapha Bairaktar, und der Großvezier von Adrianopel gegen die Hauptstadt, um Selim wieder auf den Thron zu erheben. Schon hatten sie sich Konstantinopels bemächtigt, als der Sultan Mustapha seinen Vetter erwürgte. Dies Verbrechen war ihm jedoch von keinem Nutzen. Er hatte dasselbe Schicksal, und der gegenwärtige Sultan, Mahmud, wurde zum Beherrscher der Gläubigen ausgerufen.

Während dieser Ereignisse begab sich Sebastiani nach Paris, um dort den Theilungsplan der europäischen Türkei zu diskutiren, der bei dem Frieden zu Tilsit stipulirt worden. Er erklärte sich gegen dies Projekt, auf welches Napoleon erst zu Erfurt verzichtete.

Später erhielt Sebastiani einen Oberbefehl in Spanien, und nahm Theil an dem Siege von Merida. Bald nachher gewann er die Schlacht von Ciudad-Real und das Treffen bei Santa-Cruz. Er war auch bei Talavera und bei allen übrigen Gefechten in der Halbinsel.

Mit zerrütteter Gesundheit begab er sich 1811 nach Frankreich. Napoleon ernannte ihn zum Obergeneral

der Armee von Boulogne; aber Sebaſtiani beſchwor ihn, Theil nehmen zu laſſen an der Expedition nach Rußland. Er befehligte die Vorhut, ſtritt zu Smolensk und an der Moskwa, und ſchlug ſich auf dem Rückzuge beinahe täglich.

Er nahm einen unermüdlichen Antheil an den Begebenheiten des Feldzuges in Sachſen, und bewährte ſeine alte Tapferkeit vorzüglich in der Schlacht bei Leipzig, in welcher er einen Lanzenſtich durch die Bruſt erhielt. Demungeachtet war er auch bei Hanau, und vertheidigte ſodann die Rheinlinie.

Nach Napoleons Abdankung zog er ſich in das Privatleben zurück. Während der hundert Tage war er Mitglied der Deputirtenkammer, und wurde mit Lafayette, Argenſon, Pontécoulant, La Forêt und Benjamin Conſtant zu den verbündeten Monarchen geſchickt, um mit denſelben zu unterhandeln.

Seit 1819 gehörte er in der Deputirtenkammer zur Oppoſition, proteſtirte gegen die Ordonnanzen vom 25. Juli, unterſtützte die Ernennung des Herzogs von Orleans zum Generalſtatthalter und endlich zum König der Franzoſen aus allen Kräften, und wurde von dieſem zum Marineminiſter ernannt.

Miniſter ohne Portefeuille.

Bignon.

Ludwig Eduard Baron Bignon, geboren 1771 zu Meilleraye, im Unter-Seine-Departement. Er iſt 59 Jahre alt. Gleich nach ſeinem Austritt aus dem Kollegium nahm er lebhaften Antheil an der Revolution, gegen deren Gewaltmaßregeln er ſich jedoch

erklärte, weshalb er sich 1793 flüchten mußte. Er diente fünf Jahre in der republikanischen Armee, und begann nun seine diplomatische Laufbahn. 1797 kam er als Gesandtschafts-Sekretär nach der Schweiz, und zwei Jahre später nach der zisalpinischen Republik. In der gleichen Eigenschaft ging er 1800 nach Berlin, wo er, unter sehr angenehmen Verhältnissen, bis 1803 blieb.

Als bevollmächtigter Minister war er von 1803 bis 1806 bei dem Kurfürsten von Hessen-Kassel, wo er den Gedanken des Rheinbundes auffaßte, der später von Napoleon in Ausführung gebracht wurde. Nach der Schlacht von Jena wurde er zum kaiserlichen Kommissär in Preussen und zum General-Verwalter der Domänen und Finanzen der eroberten Länder ernannt. Er stand seinem Amte mit so vieler Milde und Schonung als nur immer möglich bis 1808 vor. Im folgenden Jahre war er bevollmächtigter Minister zu Karlsruhe, als er mit der General-Verwaltung in Oesterreich wie in Preussen, durch ein Dekret Napoleons, beauftragt wurde.

Bald nachher wurde er nach Warschau geschickt, wo er beinahe drei Jahre blieb. Bei Eröffnung des Feldzuges von 1812 wurde ihm die Verwaltung der von der französischen Armee besetzten polnischen Provinzen übertragen. Er war zugleich kaiserlicher Kommissär bei der provisorischen Regierung in Wilna. Während der Schlacht bei Lützen war er noch zu Krakau, von wo er sich nach Dresden begab, das er erst nach der Kapitulation verließ. Den 7. Dezember 1813 kam er nach Paris. Nach der Abdankung Napoleons lebte er äusserst zurückgezogen.

Während der hundert Tage wurde er zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. 1817 trat er in die Deputirtenkammer, und gehörte ſeitdem immer zur Oppoſition. Er proteſtirte gegen die Ordonnanzen vom 25. Juli, und übernahm proviſoriſch das Miniſterium des Kultus und des öffentlichen Unterrichts. Der neue König berief ihn in ſeinen Miniſterrath.

Dupin.

Andreas Maria Johann Jakob Dupin, Advokat und Doktor der Rechte, wurde den 1. Februar 1783 zu Varzy, im Nièvre-Departement, geboren. Er iſt 47 Jahre alt, und einer der ausgezeichnetſten Advokaten und Rechtsgelehrten Frankreichs. 1815 trat er in die Deputirtenkammer, und ſtimmte mit Jay und Manuel für Napoleons zweite Abdankung.

Nach der zweiten Reſtauration vertheidigte er den Marſchall Ney und mehrere Journale der Oppoſition. 1819 weigerte er ſich die Stelle eines Unter-Staatsſekretärs und Rentmeiſters anzunehmen, trat in dem Prozeſſe des Herzogs von Orleans als deſſen Bevollmächtigter auf, war der Advokat Berengers und anderer Perſonen, die in politiſche Prozeſſe verwickelt waren, und beurkundete in allen dieſen Veranlaſſungen eben ſo viel Scharfſinn, als Umſicht und Takt. Er gab auch mehrere Werke heraus, die ſeine Gelehrſamkeit und ſeinen geraden Sinn beurkundeten.

Seit 1825 war er Mitglied der Oppoſition in der Deputirtenkammer, und einer der eifrigſten und talentvollſten Gegner des Miniſteriums Villèle. Auf einer Reiſe nach Amiens ſuchten ihn die Jeſuiten

u St. Acheuil zu gewinnen. Bei Erscheinung der Ordonnanzen vom 25. Juli erklärte er öffentlich ihre Gesetzwidrigkeit. Seit Langem schon Mitglied des Raths des Herzogs von Orleans, war seine Stelle im neuen Ministerium ihm gewissermaßen vorausbestimmt. Fügen wir hinzu, daß er in der That derselben würdig ist.

Lafitte.

Jakob Lafitte wurde 1767 zu Bayonne geboren. Er ist 63 Jahre alt. Von Jugend an widmete er sich der Handlung, und trat 1788 in das Haus des Bankiers und Senators Perregaux zu Paris. Ohne alles Vermögen, konnte er sich nur durch angestrengten Fleiß und durch seine Talente erheben. Sein Prinzipal gestand ihm nach einigen Jahren einen Antheil in den Bankgeschäften zu.

Kaum hatte Lafitte auf solche Weise einiges Vermögen gewonnen, so ließ er seine zehn Geschwister nach Paris kommen, und legte den Grund zu ihrer künftigen Wohlhabenheit. 1804 wählte ihn Perregaux zum Associé und zu seinem Testamentsvollstrecker. Nach dessen Tode verwaltete er zehn Jahre lang das Haus allein, und hob es auf eine so erstaunliche Weise, daß es eines der ersten in Frankreich wurde.

Dabei waren alle seine Finanz-Unternehmungen immer im Interesse seines Vaterlandes. 1809 war er Vorsteher der Bank, und 1814 Gouverneur derselben, ohne das Gehalt dieser Stelle zu beziehen. Nach der zweiten Kapitulation von Paris, im J. 1815, zahlte er zwei Millionen Franken aus seiner Kasse, zur Besoldung der Armee. Er war zugleich der Ban-

kier Ludwigs XVIII und Napoleons. In der Deputirtenkammer gehörte er zur Opposition, protestirte gegen die Ordonnanzen vom 25. Juli, wurde während der diesjährigen Sitzung erster Vizepräsident, präsidirte, während der Unpäßlichkeit des Präsidenten, die Kammer und ward, als dieser letztere seine Demission eingab, beinahe einstimmig zum Präsidenten erwählt.

Périer.

Kasimir Périer wurde den 12. Oktober 1777 auf dem Schlosse Vezille, bei Grenoble, geboren. Er ist 53 Jahre alt. Seine Studien machte er zu Lyon, betrat sodann die militärische Laufbahn, machte die Feldzüge von 1799 und 1800 in Italien mit vieler Auszeichnung im Generalstabe, und trat endlich aus dem Dienst, um sich dem Handelsstande zu widmen.

Mit seinem Bruder Scipio gründete er 1802 in Paris ein Bankierhaus, welches sich bald hob, und eines der berühmtesten Frankreichs wurde. Nebenbei stiftete er noch mehrere Fabriken und Manufakturen. Als Mitglied der Deputirtenkammer zeigte er, besonders in Finanz-Angelegenheiten, einen durchdringenden Scharfsinn, und trieb das Ministerium Villèle, durch seine schlagenden Berechnungen, sehr oft in die Enge. Er protestirte gegen die Ordonnanzen vom 25. Juli, und wurde bald nachher zum Präsidenten der Deputirtenkammer ernannt. Kränklichkeitshalber überließ er jedoch das Präsidium Herrn Lafitte, mit dem er zugleich in den Ministerrath des neuen Königs berufen wurde.

Karakteristische Züge der Heldentage zu Paris.

Das Verfahren der Minister des unglücklichen Karl X war seit der Erlassung seiner Ordonnanzen vom 25. Juli in einem so hohen Grade zugleich unmenschlich und ungereimt, daß alles Mitleiden gegen die Urheber der fürchterlichen Szenen, welche eine unmittelbare Folge ihres Wahnsinnes waren, verstummen muß.

Man kann sich in der That nichts Abscheulicheres, nichts Empörenderes denken, als die kalte Barbarei, mit welcher diese Elenden das Unglück ihres Vaterlandes verbreiteten und in Ausführung brachten.

Angenommen selbst, es wäre möglich gewesen, in dem Kampfe gegen die Rechte der Nation einen augenblicklichen Sieg zu erringen, so mußte doch gerade dieser Sieg eine lange Reihenfolge gräßlicher Ereignisse eröffnen, bei deren flüchtigem Ueberblick selbst die schlaffste Einbildungskraft erbebt. Auf jeden Fall war der Bürgerkrieg, mit seinem Gefolge von Justizmorden, Einkerkerungen, Verbannungen u. s. w, unvermeidlich. Das wußten Polignac und seine Genossen sehr wohl. Und dennoch trugen sie kein Bedenken, ihr Vorhaben auszuführen.

Wir wissen bereits, daß an dem Tage der Bekanntmachung der berüchtigten Ordonnanzen, den 26. Juli, das Volk von einer allgemeinen Bestürzung geschlagen wurde. Erst am folgenden Tage offenbarte sich sein Zorn durch das Geschrei: „Nieder mit den Ministern! es lebe die Charte!“

Wir haben den raschen Gang der Begebenheiten

und die plötzliche, unerwartete Wendung, welche sie gewonnen, schon umständlich angedeutet. Fügen wir diesem großen Gemälde jetzt noch einige Züge bei, welche es vorzüglich karakterisiren.

— Als die Söldlinge der absoluten, stupiden Gewalt, welche auf Frankreich lastete, gegen das Volk ausgesendet wurden, um durch den brutalen Dazwischentritt der materiellen Macht alle bürgerliche Freiheit mit einem Streiche zu vernichten, gab man ihnen den ausdrücklichen Befehl, alle Bürger ohne Unterschied zu ermorden, welche sie auf ihrem Wege finden würden. Eine große Zahl Weiber, Kinder und Greise fielen als Opfer dieses kannibalischen Befehls.

Jeder Soldat der königlichen Garde erhielt, als Stimulanz zur Vollstreckung dieses Henker-Auftrags, 30 Franken, und jeder Soldat der Linie 25 Franken, wovon diesen letztern jedoch nur 10 Franken im Voraus bezahlt wurden, mit dem Versprechen, daß sie die übrigen 15 Franken erhalten würden, wenn sie vollkommen ihre Pflicht gethan. Aber sie weigerten sich, auf das Volk zu schiessen.

— Die arbeitende Klasse der Vorstädte von Paris war es, welche das erste Zeichen zum Widerstand gab. Die 3000 oder 4000 Arbeiter der Buchdruckereien, welche am 26. Abends und am 27. Vormittags die Straßen durchzogen, gaben dazu das Signal. Am 27. Abends erhob sich die Vorstadt St. Antoine, aus welcher mehr als 10,000 Arbeiter gegen das Stadthaus und gegen den Louvre strömten. Eine eben so starke kompakte Masse kam von Montmartre herab, eine dritte vom Tempel, und zehn andere aus den übrigen Vorstädten von Paris.

Gegen 9 Uhr Abends waren mehr als 80,000 Menschen in den Straßen. Sie waren noch alle unbewaffnet, als die Truppen auf sie schossen, und einen Theil zerstreute. Aber bald wälzte sich die Masse mit erneuerter Wuth vorwärts. Sie übermannte die Soldaten und entwaffnete sie. Das Gefecht wurde allgemein, und dauerte bis zum 29. gegen Abend, wo die Truppen sich genöthigt sahen, die Stadt zu räumen.

Von einem unbeschreiblichen Enthusiasmus beseelt, stritt das Volk für seine Freiheit allein. Jede andere Leidenschaft schien während diesem heldenmüthigen Kampfe verbannt. Die unterste Klasse der Bevölkerung von Paris (deren Moralität man sonst nicht besonders gerühmt) machte sich keiner Exzesse, keiner unnützen Grausamkeit, keiner Verwüstung, keiner Plünderung, keiner persönlichen Rachsucht schuldig. Ueber die große Sache des Vaterlandes vergaß man seine eigene. Alle Geschäfte waren eingestellt, ganz Paris hatte sich erhoben, die Sache der Gerechtigkeit, der Vernunft mußte triumphiren.

Wir haben gesehen, wie die Satrapen der jesuitischen Gewalt, die den Thron Frankreichs entehrte, indem sie nicht der französischen Nation allein, sondern auch allen übrigen Völkern den Krieg erklärte; wir haben gesehen, wie diese Satrapen das Henkergeld vertheilten, und ihre Söldlinge mit den Worten: „Tödtet! tödtet!“ gegen die Bürger angefeuert.

Und nun das Gegenstück. Bemittelte Personen, welche in den ersten Momenten des gewaltigen Volksaufstandes für ihr Eigenthum fürchten mochten, wollten Geld vertheilen unter die Masse. Aber ihr Anerbieten wurde mit stolzem Selbstgefühl zurückgestoßen.

„Wir kämpfen nicht um Geld — ſchrie man auf allen Seiten — ſondern um Freiheit und Recht.“ Ein Kapitaliſt übergab einem der improviſirten Anführer tauſend Fünffrankenthaler zur Vertheilung. Er erhielt ſie nach dem Kampfe wieder zurück.... Es fehlte nicht ein Thaler daran.

Zwei Männer von der unterſten Volksklaſſe, welche mehrere ihnen übergebene Gefangene von der königlichen Garde bewachten, äuſſerten geſprächsweiſe unter ſich, daß ſie ſeit länger als zwölf Stunden nicht das Geringſte genoſſen. Der Hauptredakteur der Tribunalzeitung, Hr. Darmaing, hörte ihre Unterhaltung. Er nahete ſich ihnen, und bot ihnen einen Fünffrankenthaler an, mit den Worten: „Geht und eßt; ich will ſo lange auf Euerm Poſten bleiben, bis Ihr wiederkommt.“

Sie zögerten, unentſchloſſen, ob ſie ſein Doppel-Erbieten annehmen ſollten, oder nicht. „Nehmt nur!“ wiederholte er: „In einem Augenblicke, wie der gegenwärtige, theilt man, was man hat.“ Die beiden Arbeiter nahmen den Thaler, und entfernten ſich. Nach einer Viertelſtunde erſchienen ſie wieder, mit vollen Backen, und gaben dem Redakteur 55 Sous zurück, die ihnen nach ihrer Mahlzeit übrig geblieben. — Man könnte hundert ähnliche Züge anführen.

— In dem groſſen patriotiſchen Schwung, welcher am 27. und 28. Juli die ganze Bevölkerung von Paris ergriffen, zeichneten ſich die jungen Zöglinge der polytechniſchen Schule auf eine wirklich bewunderungswürdige Weiſe aus. Ihr Betragen war über alles Lob, wie über jede Belohnung erhaben.

Bei einem der Angriffe gegen die königliche Garde

war dieſe durch die Bürger zurückgedrängt worden, und hatte eine Kanone ſtehen laſſen. Sogleich ſtürzte ſich ein Zögling der polytechniſchen Schule darauf, und umſchloß ſie mit beiden Armen. „Sie iſt unſer,“ rief er: „ich will eher auf der Stelle bleiben, als ſie fahren laſſen.“

Man ſchoß von beiden Seiten mit verdoppelter Wuth. Der Jüngling blieb unter dem Kugelregen unverrückt auf ſeiner Kanone. Endlich waren die Soldaten, die faſt immer auf ihn geſchoſſen, genöthigt, zu weichen, und er ſah ſich, mit dem eroberten Stücke, gerettet.

Bei dem Sturm auf die Tuilerien erſchien ein anderer Zögling der polytechniſchen Schule, der ſich an der Spitze eines Korps bewaffneter Bürger befand, an dem Eiſengitter des Schloſſes, und rief einem Offizier zu, es zu öffnen. Statt aller Antwort drückte dieſer ſein Piſtol gegen ihn ab. Es verſagte. Der Jüngling ergriff ſogleich den Offizier an dem Kragen, und ſetzte ihm ſeinen Degen auf die Bruſt. „Ihr Leben iſt in meiner Gewalt,“ ſagte er, „aber ich will nicht unnütz Blut vergieſſen.“

Beſtürzt und erſtaunt riß der Offizier ſeinen Orden ab, und überreichte denſelben ſeinem Sieger. „Niemand iſt würdiger, ihn zu tragen, als Sie!“ ſagte er: „Ich bitte um Ihren Namen.“

„Zögling der polytechniſchen Schule! entgegnete der Andere, und entfernte ſich.

Die Verehrung des Volkes gegen dieſe wackern Jünglinge war wirklich rührend. Es ſtellte ſie an ſeine Spitze, und gehorchte ihren Befehlen mit einer Bereitwilligkeit, die eben ſowohl der Einſicht als dem

Takt der Pariser Ehre macht. Während diesen drei Tagen einer allgemeinen Umwälzung, wo alle übrigen Autoritäten mißkannt und beseitigt wurden, weil sie selbst die Schranken der Gesetzmäßigkeit übertraten, zeigte sich das Volk willig und bereit, den Geboten einiger Jünglinge zu gehorchen, die keine andern Titel hatten, um seine Ehrfurcht sich zu erwerben, als ihre militärischen Kenntnisse. Und man muß es gestehen, die Zöglinge der polytechnischen Schule entsprachen vollkommen dem Vertrauen, welches man in sie gesetzt. Selbst mehrere Tage nach den Szenen des Entsetzens und des Heldenmuthes, dem Frankreich seine neue Freiheit verdankt, nahm Jedermann den Hut ab, sobald man die Uniform des polytechnischen Instituts bemerkte.

— Auch die Offiziere der alten Armee trugen nicht wenig bei zu dem glücklichen Erfolge dieser glorreichen Tage. Von demselben Geiste beseelt, wie die große Masse, welche sich erhoben wie ein Mann, gehorchten sie ohne Murren den Befehlen der Generale, welche das Volk sich gegeben. Nicht ohne Rührung konnte man diese benarbten Krieger sehen, welche die Sonne Aegyptens und Spaniens geschwärzt, oder die von der Strenge des moskowitischen Klima's verschont geblieben, und die nun die Ordre vollstreckten, welche ein Schüler ihnen gegeben, der zum ersten Male im Feuer war. Einer der jungen Generale, welcher den Sturm gegen den Louvre kommandirte, hatte einen Obersten und zwei Hauptleute der alten Armee als Adjutanten.

Einer dieser letztern, der Wunder der Tapferkeit

gethan, und der am meisten zur Einnahme der Tuilerien beigetragen, wollte eben an der Spitze seiner Abtheilung in das Schloß dringen, als er an der Ecke der Rohanstraße erschossen wurde. Man hob ihn auf, trug ihn sterbend in den Palast, und legte ihn auf den Thron, wo kurz vorher Karl X seine Vertilgungsbefehle ausgefertigt, und den nun ein Patriot mit seinem Blute färbte.

— Die Bevölkerung des Stadtviertels des Palais-Royal, wo der Kampf am heftigsten und am anhaltendsten war, trug nicht wenig bei zur Erlangung der glücklichen Resultate desselben. Sie zwang zwei Regimenter der königlichen Garde, die auf allen Seiten den Tod über sich erblickten (indem alle Häuser und Dächer mit Menschen bedeckt waren, die Steine auf sie zu schleudern drohten), zum Waffenstillstande, und endlich zum Rückzuge. Sie nöthigte auch ein Korps Gendarmen zur Kapitulation, und bemächtigte sich aller Stellungen der St. Honoré-Straße und des Palais-Royal.

— Das Volk wußte nur zu wohl, welchen verderblichen Antheil die katholische Geistlichkeit an den letzten Maßregeln der Regierung genommen hatte. Demungeachtet wurde kein Mitglied der Klerisei beleidigt, geschweige denn körperlich verletzt.

Es war allgemein bekannt, daß der Erzbischof von Paris als einer der eifrigsten Agenten des Ultramontanismus, unter Beistand des Kardinals de Latil, ehemaligen Beichtvaters Karls X, und des Jesuiten Frayssinous, den größten und verhängnißvollsten Einfluß auf das schwache Gemüth und auf den noch

schwächern Verstand des beklagenswerthen Monarchen ausgeübt.

Von ihrem bösen Gewissen angeklagt, hatten diese eben so feigen als boshaften Unruhestifter, bei dem ersten Zeichen eines Volksaufstandes, Paris verlassen. Das Volk bemächtigte sich des erzbischöflichen Palastes. Anfänglich wurde kein Exzeß verübt. Man begnügte sich damit, nach Lebensmitteln oder Erfrischungen zu spähen. Statt derselben fand man aber zwei Tonnen Pulver und mehr als hundert Dolche.

Die Wuth des Volks kannte nun keine Grenzen mehr, und der erzbischöfliche Palast wurde im Innern vollkommen verwüstet. Die meisten Geräthe wurden zerschlagen oder in die Seine geworfen. Keiner der Anwesenden behielt irgend etwas für sich. Alles Silberzeug und alle Wäsche wurde in das nahe Spital des Hôtel-Dieu getragen.

— Während dem Gemetzel am 28. Juli schoß sich in der Münzstraße eine Abtheilung Soldaten mit den Bürgern. Plötzlich erkannte einer der erstern, der eben angelegt, um loszudrücken, sich gerade gegenüber seinen Bruder. Er warf sogleich sein Gewehr von sich, stürzte in des Andern Arme, und entfernte sich mit ihm, während seine Kameraden auf ihn schossen. — Man erzählt, daß an demselben Tage ein Sohn seinen eigenen Vater erschossen, und wahrscheinlich kennt man noch lange nicht alle die Greuelszenen, welche sich an diesen verhängnißvollen Tagen ereignet haben.

— Am 26. Juli waren die Wohnungen der verbrecherischen Minister mit Gendarmen besetzt, und vor dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, wo der Minister Polignac hauste, standen mehrere Kano-

nen, und die Kanoniere mit brennenden Lunten daneben. Dies war ein treffendes Bild der despotischen Gewalt des unglücklichen Monarchen seinem Volke gegenüber.

Den 28. verliessen alle Minister Paris, Polignac zuerst, und seine Helfershelfer ihm nach. Als der scheußliche Troß kaum entflohen war, erschien auch schon die gewaltige Volksmasse vor dem Palast, wo er seinen verderblichen Unsinn ausgebrütet. Es war noch mit Gendarmen angefüllt. In Ermangelung der politischen Hyäne wollte man nun ihre Satelliten erwürgen. Nur mit Mühe konnte ein großer Bürger, Kasimir Périer, ihnen das Leben retten. Man fand die Unglücklichen in einem finstern Gemache, wo sie sich entkleidet hatten, um sich unkenntlich zu machen. Man gab ihnen bürgerliche Kleider, und ließ sie durch eine Hinterthür entschlüpfen.

— Während dem Gefechte sammelten sich in den etwas entlegenen Straßen mehrere tausend Knaben, von den untersten Ständen, von denen die ältesten kaum 16 Jahre alt waren. Kein einziger von ihnen war bewaffnet; aber alle waren von demselben Willen, von dem gleichen Entschlusse beseelt. Sie rückten dem Schauplatz des Treffens näher, unter dem beständigen Geschrei: „Es lebe die Charte! Es lebe der General Lafayette! Es lebe die Nationalgarde! Wir kommen Euch zu ersetzen, ihr Herren von der Nationalgarde, haltet Euch tapfer, wir sind Eure Konskribirten, Eure Stellvertreter!“..... Und gegen solch ein Volk wagte es der Jesuitismus zu Felde zu ziehen! —

Individuen aller Nationen nahmen an dem glorreichen Kampfe der Gerechtigkeit gegen die brutale

Gewalt Antheil. Man hat Spanier und Briten, Italiener und Russen, Deutsche und Savoyarden in den Reihen der Pariser streiten sehen. Mehrere dieser edeln Fremdlinge, besonders viel Savoyarden, sind auf dem Platze geblieben. Die Engländer theilten den Enthusiasmus des Volks. Spanier und Italiener schlugen sich wie Löwen. Auf dem Vandôme-Platze und in der Friedensstraße mischten sich mehrere Engländerinnen, mit dreifarbigen Kokarden auf der Brust, unter das Volk, und feuerten es an zur Vertheidigung seiner Rechte.

Ein junger Mann, auf einem prächtigen, reichangeschirrten Pferde reitend, schloß sich am 28. an einen Volkshaufen, welcher gegen die Tuilerien vordrang. Er hatte nur einen Degen und wünschte ein Gewehr zu haben. Neben ihm her schritt ein Mann von der untersten Volksklasse, dessen Anzug seine Armuth verrieth. Er trug eine Flinte auf der Schulter. Der reiche Jüngling bot ihm hundert Franken dafür.

„Nein," entgegnete der Arme, „mein guter Freund ist mir nicht feil."

— Ich gebe dir 500 Franken! rief der Reiter, und bot ihm eine Hand voll Zwanzig-Frankenstücke: Laß uns tauschen.

„Nein, nein," sagte jener: „Mein guter Freund kommt nicht aus meiner Hand, nicht für alles Gold der Welt. Er hat schon zwei Feinde niedergeworfen, und wir sind noch nicht am Ende. Ich behalte meinen guten Freund, behalten Sie Ihr Geld."

— Ein Arbeiter bemerkte nach der Einnahme des Tuilerienschlosses, daß einige Personen sich mit Gegenständen von Werth entfernen wollten. Er hielt

ſie an, rief mehrere ſeiner Kameraden zu ſich, bildete aus ihnen eine Wache, und traf ſeine Verfügungen mit ſo großer Umſicht, daß es unmöglich wurde, ferner etwas aus dem Schloſſe zu entwenden. Selbſt die Kleidungsſtücke, welche einige Individuen ſich zugeeignet hatten, wurden wieder zurückgegeben. „Wir ſind gekommen, um zu ſiegen,“ ſagten ſie, „nicht um zu rauben!“

Mehrere andere Arbeiter durchſuchten das Haus eines Waffenſchmieds, auf das Gerücht, daß er noch Pulver und Waffen verborgen habe. In ihrem Eifer öffneten ſie alle Schränke und Schubkäſten, in welchen ſie Piſtolen zu finden hofften. Statt deſſen entdeckten ſie in einem verborgenen Fache Banknoten und Geld. Sie verſchloſſen es ſogleich wieder, mit den Worten: „Das ſuchen wir nicht.“

Zwei Arbeiter, die zuerſt in den von der Herzogin von Berry bewohnten Theil der Tuilerien drangen, fanden in ihrem Boudoir eine mit Gold angefüllte Schatulle von Bronze. Sie beſchloſſen ſogleich, ſie nach dem Stadthauſe zu tragen. Unterweges baten ſie einen dritten Bürger, ihnen ihre Laſt tragen zu helfen, um ſo ſicherer zu ſein, daß der Schatz weder entwendet, noch unterſchlagen werden könne. Bei der Ablieferung weigerten ſie ſich, ihre Namen zu ſagen.

Ein Offizier von der Nationalgarde empfahl einem Manne aus der unterſten Volksklaſſe, Acht zu geben, daß aus dem Tuilerienſchloſſe nichts entwendet werde. „Sein Sie ruhig, Herr Hauptmann,“ ſagte dieſer; „wir haben wohl unſere Regierung verändert, weil ſie unſer Verderben wollte; aber nicht unſer Gewiſſen.“

— Man hat die Bemerkung gemacht, daß der

28. Juli 1830 genau übereinstimmt mit dem 28. Thermidor des Jahres III. So ist also der Tag des Sturzes Robespierre's auch der Karls X und seiner Familie.

Als die königliche Garde und das Schweizer-Regiment Salis durch die Bürger aus Paris gedrängt worden, ließ Karl X jedem Soldaten 120 Franken versprechen, die Theil nehmen würden an dem gegen die Hauptstadt beabsichtigten Angriff. Er wollte auch eine Menge Orden unter sie vertheilen lassen. Aber das gräßliche Schauspiel, welches sie drei Tage lang vor Augen gehabt, hatte die Soldaten entmuthigt, und die meisten weigerten sich, ferner auf ihre Brüder und Freunde zu schiessen. Der unglückliche Monarch sah sich demzufolge genöthigt, St. Cloud zu verlassen, und sich nach Rambouillet zurückzuziehen, wo ihm kein anderer Ausweg blieb, als abzudanken.

— Auch die Wundärzte erwarben sich während diesem Heldenkampfe, und nach demselben, große Verdienste um die Menschheit. Sie liessen sich von dem Kugelregen nicht abschrecken, und folgten der vordringenden Masse Schritt vor Schritt, um sogleich die Verwundeten zu verbinden.

Bei der Erstürmung der Kaserne in der Babylonestraße zeichnete sich vorzüglich ein Zögling der medizinischen Schule durch seine Unerschrockenheit aus. Bald führte er einen Haufen Arbeiter ins Feuer, bald verband er sie, immer mit dem bloßen Degen zur Seite, und den Blick gegen die Streitenden gewendet.

Während dem begannen die Angreifenden zu wanken. Einige Muthlose lassen das Geschrei vernehmen: „Rette sich wer kann!“ Sogleich ergriff der junge

Wundarzt seinen Degen, und warf sich den Weichenden in den Weg. „Vorwärts, vorwärts!“ schrie er. „Der Erste, welcher schreit, der Erste, welcher über meinen Degen zurückweicht, ist todt auf der Stelle.“ Die Masse stutzte. Er wiederholte seinen Ruf: „Vorwärts, vorwärts!“ und die Kaserne wurde erstürmt. Man hat den Namen dieses jungen Helden nicht erfahren können. — Und jetzt sage man nicht, daß es der französischen Nation an Tugend gebreche.

Als nach beendigtem Kampfe der Generalstatthalter des Königreichs allen Zöglingen der polytechnischen Schule Lieutenantsrang zugestand, und zwölfen von ihnen, so wie vier Zöglingen der Rechtsschule, und vieren der medizinischen Schule das Ritterkreuz der Ehrenlegion ertheilen wollte, weigerten alle diese Jünglinge sich einstimmig, die ihnen zugedachte Auszeichnung anzunehmen. Sie äusserten, nicht mehr gethan zu haben, als ihre Pflicht. — Ist nach einem solchen Zuge Frankreich für die Freiheit reif oder nicht? —

— Nicht alle Werkzeuge der materiellen Gewalt erblickten im stupiden Gehorsam die Erfüllung ihrer Pflicht. Die Sache des Vaterlandes, der Menschheit, sprach lauter zu ihrem Herzen, als das Gebot wahnsinniger Tirannei. Unmündige oder böswillige Menschen, die sich mit der Larve gleisnerischer Scheinheiligkeit bedecken, haben nicht allein in Frankreich, sondern auch noch anderswo, behauptet, daß es die Pflicht der Soldaten gewesen, ihre Mitbürger zu ermorden. Das ist Irrthum und Lüge zugleich. Die Pflicht des Soldaten bestand darin, einer Gewalt, die das Gesetz übertreten, die ihr Versprechen meineidig gebrochen, allen Gehorsam zu verweigern. Wer

ist anders Rebell, als der, welcher das Gesetz verletzt, und mit treulosem Verrath die öffentliche Ruhe untergräbt? Und wer befand sich in diesem Falle, die französische Nation oder Karl X und seine Minister?

Daß Rechtschaffenheit und reife Vernunft mit uns gleicher Meinung gewesen, beweiset das Verfahren mehrerer Offiziere und Soldaten, und selbst ganzer Regimenter, die sich für die Sache des Volks und der Gerechtigkeit erklärten. Als Polignac der königlichen Garde den unmenschlichen Befehl ertheilte: „Schießt wo Ihr wollt und wo Ihr könnt!“ verbargen mehrere Offiziere ihren Abscheu nicht, und einer derselben, der Graf Raoul de Latour du Pin, sprach ihn auf eine energische Weise in folgendem, an den Präsidenten des Ministerraths gerichteten Schreiben, aus:

„Nach einem Tage der Massakre und Vernichtung, unternommen gegen alle göttlichen und menschlichen Gesetze, und an der ich nur aus einer menschlichen Ehrfurcht Theil genommen, die ich mir zum Vorwurf mache, verbietet mein Gewissen mir aufs Strengste, noch einen Augenblick länger zu dienen.

„Ich habe in meinem Leben genug Beweise meiner Ergebenheit gegen den König gegeben, um jetzt, ohne daß meine Absicht verläumdet werden könne, zu unterscheiden, was von ihm ausgehet, von den Abscheulichkeiten, die in seinem Namen vollbracht werden. Ich habe also die Ehre, Sie zu bitten, meine Demission als Kapitän seiner Garde, Sr. Majestät vorzulegen.

„Paris, den 28. Juli 1830.

Der Graf Raoul de Latour du Pin.“

Selbſt mehrere Gendarmen, die doch allgemein für die gehorſamſten Knechte des Abſolutismus gehalten wurden, warfen bei dem Signal des Widerſtandes der Nation ihre Uniform bei Seite, und miſchſen ſich in die Reihen der Bürger, um ſie in der Erhaltung ihrer Rechte zu unterſtützen. Einer von dieten Braven ſchlug ſich ſechs Stunden lang an dem St. Martinsthor, und ſtreckte mehrere königliche Gardiſten zu Boden.

Von dort führte er, faſt beſtändig laufend, einen Haufen in die Richelieu-Straße und gegen die Tuilerien, die er erſtürmen half. Mit Schweiß, Staub und Blut bedeckt, konnte man ihm ſeine Erſchöpfung anſehen. Mehrere Bürger boten ihm Wein oder Branntwein dar. Er lehnte Alles ab. „Man ſchlägt ſich beſſer, wenn man nüchtern iſt,“ ſagte er: „bei kaltem Blute weiß man wenigſtens was man thut.“ Erſt als der Kampf vollkommen beendet war, ließ er eine Wunde verbinden, die er gleich im Anfang erhalten.

Ein anderer Soldat der alten Armee ergriff eine dreifarbige Fahne, und ſchritt mit derſelben durch den Kugelregen dem Triumphbogen im Hofe der Tuilerien zu. Er erhielt einen Schuß in die linke Schulter. Demungeachtet feuerte er ſein Gewehr noch zehnmal ab, bis er endlich, nochmals verwundet, beſinnungslos niederſtürzte. Gleich darauf wurde das Schloß mit Sturm genommen, und man trug den wackern Krieger in den königlichen Saal.

— Noch bewunderungswürdiger vielleicht als der Muth, der übereinſtimmende Wille, der raſche Entſchluß der Bevölkerung von Paris, iſt die Ordnung

und Mäßigung, welche sie nach errungenem Siege bewiesen.

Einmal die Tirannei gestürzt, und alle persönliche Rache war wie vertilgt in dem Gedächtnisse der Masse. Ihr erster Ruf war: „Schonung des Eigenthums und der Personen! Wiederherstellung der von Polignac und Konsorten gestörten Ordnung und Gesetzmäßigkeit!“

Dies Bedürfniß war so vorherrschend, so allgemein, daß schon an dem Tage nach dem blutigen Kampfe die Ruhe wie durch einen Zauberschlag wiederhergestellt war. Die Bürger selbst boten dazu thätige Hand. Mit Blitzesschnelle wurde eine dirigirende Autorität ernannt, die überall raschen und unbedingten Gehorsam fand. Die zu Paris anwesenden Mitglieder der Deputirtenkammer traten zusammen, und ersuchten den Herzog von Orleans die Stelle eines Generalstatthalters des Königreichs anzunehmen.

Mit derselben Blitzesschnelle, Ruhe und Festigkeit nahmen sie mit der Charte die nothwendigen Modifikationen vor, und schon den 7. August wurde der Generalstatthalter zum konstitutionellen König der Franzosen ausgerufen. So wurde eine Revolution, durch welche Frankreich ein Jahrhundert vorwärts geschritten, in weniger als zwölf Tagen vollkommen beendet. Die größte Woche der französischen Nation wird in den Jahrbüchern der Völker unsterblich bleiben.

— Jetzt noch einen Blick auf den entarteten, verabscheuungswerthen Hof, der Frankreich und Europa in den Abgrund des Elends und Verderbens zu stürzen bereit war.

Während am 27. das Gemetzel zu Paris begann,

jagten Karl X und sein würdiger Sohn, der Dauphin, die grosse bête.

Den 28., als man auf das Volk mit Kartätschen und Paßkugeln schoß, sandte der Herzog von Raguſa (Marmont) in aller Eil einen Kurier mit Depeschen von der höchsten Wichtigkeit an den beklagenswerthen König zu St. Cloud. Dieser wollte sich eben in die Schloßkapelle begeben. Er sagte zu dem Offizier, der ihm athemlos das Paquet überreichte, „daß er nach Anhörung der Messe davon Einsicht nehmen wolle.“

Bald nachher erschien ein General in bürgerlicher Kleidung und mit Staub bedeckt. Er verlangte auf der Stelle eine Audienz, indem er Sr. Majestät Mittheilungen von der höchsten und entscheidendsten Wichtigkeit zu machen habe. Man entgegnete: „die Etikette erlaube nicht, daß er in seinem Anzuge vor dem Monarchen erscheine.“

Als Marmont am 29., nach seinem Rückzuge aus Paris, dem Dauphin zu Sèvres Bericht abstatten wollte, überfiel ihn dieser, und versetzte ihm mehrere Faustschläge ins Gesicht und auf die Brust. Sodann forderte er ihm seinen Degen ab, und versuchte ihn zu zerbrechen, wobei er sich an der Hand verwundete. Sogleich schrie er laut auf, und befahl mehrern Gardes-du-corps, sich des Marschalls zu bemächtigen und ihn in Arrest zu führen. Sein Zorn rührte vorzüglich daher, daß Marmont die Ernennung des Dauphins zum Generalissimus, welche eine Stunde vorher Statt gefunden, noch zu ignoriren schien.

Den 30. Nachmittags erbot sich Karl X, zu Gunsten seines Sohnes abzudanken. Man machte ihm bemerkbar, daß ein solcher Schritt keinesweges geeignet

sein werde, die Nation zu befriedigen. Er kam nun auf den Gedanken, die Krone auf seinen angeblichen Enkel, den Herzog von Bordeaux, überzutragen. — Der Herzog von Mortemart äusserte, das Alles sei jetzt zu spät, denn die königliche Familie habe auf immer des Volkes Vertrauen verloren. „Man spricht schon davon, fügte Mortemart hinzu, den Herzog von Orleans zum König auszurufen.“ — Karl X blickte starr vor sich hin, schlug ein Kreuz und sagte: Que voulez-vous que j'y fasse (was wollen Sie, daß ich da thue)? — —

Reise Karls X und seiner Familie.

Während den großen Ereignissen der Neugestaltung Frankreichs, am 27., 28. und 29. Juli, befanden sich Karl X und seine Familie zu St. Cloud, zwei Stunden von Paris. Erst am 30., als in der Hauptstadt Alles vollbracht, und Karl X, so wie seine Nachkommenschaft, des Throns verlustig erklärt worden, begab er sich nach Rambouillet, wo er, so wie sein Sohn, der Herzog von Angoulême, am 2. August abdankten.

Auf dem Wege von St. Cloud nach Rambouillet machte die gewesene königl. Familie Halt im Schlosse Trianon, bei Versailles. Man speisete dort zu Mittag. Die Gesellschaft war sehr zahlreich und äusserst lebhaft. Karl X zeigte eine ungewöhnliche Vertraulichkeit gegen mehrere Marschälle und Generale, die er hatte einladen lassen. „Sein Sie vollkommen ruhig über Alles, was vorgeht, wiederholte er mehr-

mals. Diese Geschichte wird nicht hundert Tage dauern." *)

Sein Entschluß war, den Bürgerkrieg in den westlichen Departementen, besonders in der Vendée, zu organisiren. Aber die Vendéer, wenn auch nicht weniger tapfer als 1793, doch durch Erfahrung über ihre wahren Interessen belehrt, zeigten sich keineswegs bereit, dem Verlangen eines eidbrüchigen Monarchen zu entsprechen, der sie zuerst zu Werkzeugen und später zu Opfern seines Despotismus machen wollte. Sie blieben ruhig, unbeweglich, und die letzte Hoffnung, durch Gewalt sich zu erhalten, welche er auf ihre Unterstützung gegründet, scheiterte.

Auf solche Weise enttäuscht, mußte der unglückliche Monarch sich nun wohl überzeugen, daß in Frankreich Alles für ihn und die Seinigen geendet sei. Er ersuchte deshalb den Generallieutenant des Königreichs (Herzog von Orleans), ihm Beauftragte zu senden, um seine Entfernung aus dem Lande, welches er, seit er die Gesetze desselben mit Füßen getreten, nicht mehr bewohnen konnte, zu sichern.

Die ernannten Beauftragten waren der Marschall Maison und der Herzog von Coigny, beide Pairs von Frankreich, Jaqueminot und Schonen, Deputirte, und Odilon-Barrot, einer der Maires von Paris. Sie begaben sich den 2. August nach Rambouillet, wo sie Abends 8 Uhr ankamen.

Karl X ließ nur den Herzog von Coigny vor sich. Bald nachher ließ er die andern Beauftragten durch den Marschall Marmont (derselbe, welcher mit der

*) Anspielung auf die Zwischenregierung Napoleons im J. 1815.

Massaker der Einwohner von Paris beauftragt war) unterrichten, daß er nicht gesonnen sei, Rambouillet zu verlassen, bevor er nicht auf das Bestimmteste erfahren, daß man seinem Verlangen Genüge geleistet, und den Herzog von Bordeaux, unter dem Namen Heinrich V, zum König von Frankreich proklamirt habe.

Die Beauftragten kehrten also nach Paris zurück, um den Generallieutenant des Königreichs und die provisorische Regierung von diesem Begehren des gewesenen Königs zu unterrichten. Kaum aber hatte diese Nachricht sich zu Paris verbreitet, als sogleich mehr als 40,000 Pariser, unter Anführung des Generals Pajol und des Obersten Jacqueminot, so wie ein Artilleriezug, unter Georg Lafayette (dem Sohn des Generals) nach Rambouillet eilten, das eilf Stunden von Paris entfernt ist. Eine Kolonne bewaffneter Einwohner von Rouen und Havre, die auf dem Marsch nach Paris begriffen war, schloß sich ihnen unterwegs an. Der Zweck dieser Exkursion war, Karl X ein- für allemal zu belehren, daß er keinerlei Bedingungen mehr aufzustellen habe, und daß es kein anderes Heil für ihn geben könne, als so schnell als möglich ein Land zu verlassen, dessen Bewohner er durch seine Treulosigkeit auf das Aeusserste gereizt hatte.

Er begriff das endlich. Und da bei schwachen Karakteren kein allmäliger Uebergang möglich ist, wurde plötzlich bei diesem beklagenswerthen Monarchen blinde Aufgeblasenheit durch panische Furcht ersetzt. Er gab den Befehl, auf der Stelle aufzubrechen, ohne die Ankunft der Pariser abzuwarten. Seine Abreise glich einer vollkommenen Flucht. Sie war so

übereilt, daß man selbst das Nothwendigste mitzunehmen vergaß. Um 11 Uhr Abends war Karl X mit seinem Höflings-Gefolge (das sich jedoch seit Saint-Cloud sehr vermindert hatte) und mit etwa 1800 Gardes-du-corps und Dragonern, auf dem Wege nach Dreux. Drei Beauftragte der Regierung, Maison, Schonen und Odilon-Barrot, begleiteten ihn.

Als er in der Nacht zum 4. vor dieser acht Stunden von Rambouillet entfernten Stadt anlangte, fand er die Thore derselben verschlossen, überall die dreifarbige Fahne wehend, und die dreifarbige Kokarde auf allen Hüten. Die Nationalgarde war unter den Waffen, und verweigerte dem flüchtigen Fürsten den Eintritt, der ihm erst auf Verwenden der obgenannten Beauftragten gestattet wurde. Er blieb den 4. zu Dreux, wo er in einem Privathause wohnte.

Am 5. Morgens setzte der gewesene König seinen Weg nach Cherbourg, wo er sich einschiffen sollte, fort. Seine kleine Armee bestand aus vier Kompagnien Gardes-du-corps und drei Kanonen. Karl X und der Herzog von Angoulême waren zu Pferde. In einer Kutsche, unmittelbar hinter ihnen, befanden sich die Herzogin von Angoulême, die Herzogin von Berry und ihre Kinder. Nach ihnen folgten mehrere mit Hofleuten angefüllte Kutschen. Der Herzog von Ragusa war an der Spitze eines nicht besonders zahlreichen Generalstabes. Das tiefste Schweigen herrschte im ganzen Zuge. Man blieb über Nacht in der kleinen Stadt Verneuil, 25 Stunden von Paris.

Der alte König schien während den ersten Tagen seiner Reise zu hoffen, daß die Landleute sich für ihn erklären würden, und daß er, mit ihrer Hilfe, sich

wieder der höchsten Gewalt bemeistern könne. Als er aber in seinen Erwartungen sich vollkommen getäuscht sah, wurde er sehr niedergeschlagen, vergoß häufige Thränen, murmelte Gebete, und sprach ausserdem wenig.

Der Ex-Dauphin zeigte seit der Flucht von Rambouillet, und dem nicht sehr schmeichelhaften Empfang zu Dreux, einen in seiner Lage unerklärlichen Frohsinn. Er lachte und scherzte, nicht mit philosophischem Gleichmuthe, sondern mit der Untheilnahme des Schwachsinnes. Seine Gemahlin schien nicht nur über diese seltsame Stimmung ihres Gatten, sondern auch über den ganzen Gang der Begebenheiten auf das Aeusserste erzürnt. Ihre Augen schleuderten Blitze des Zorns und der Verachtung, das krampfhafte Zucken ihres Mundes und ihrer Gesichtsmuskeln verriethen die heftigen Gefühle, von denen ihr Inneres bewegt wurde. Ihr Anzug befand sich in größter Unordnung.

Die Herzogin von Berry hatte Mannskleider angelegt, was sie auch früher schon oft gethan, um desto freier in ihren Bewegungen zu sein. Ihre Kinder befolgten die ihnen eingeprägte Lehre und grüßten rechts und links auf theatralische Weise, ohne jedoch von Seiten des Volks irgend einen Gegengruß zu erhalten.

Siebenzehn Hofkarossen und einige mit Gold beladene Wagen (indem die provisorische Regierung Karl X eine Million geschickt) beschlossen den Zug, der sich nur sehr langsam fortbewegte.

Zwischen den königlichen Kutschen und denen der Höflinge bemerkte man einige Personen mit blassen

Gesichtern, die Hände über den Rücken geschlagen und die Augen auf die Erde geheftet. Ihrer Vermummung ungeachtet war es leicht, in ihnen Mitglieder der Gesellschaft der Jesuiten zu erkennen, die, nachdem sie die königliche Familie ins Unglück gestürzt, sie wenigstens noch einige Tagreisen weit begleiten wollten.

Eine unzählbare Menge Landleute und Bürger drängte sich zu beiden Seiten der Landstraße, um den Abzug der ehemaligen Beherrscher des Landes zu sehen. Kein Laut, weder des Mitleidens noch des Hasses, wurde laut. Karl X weinte und betete, sein Sohn lachte, die Herzogin von Angoulême knirschte, die Herzogin von Berry und deren Kinder nickten unaufhörlich..... Alles umsonst. Das Volk sah trockenen Auges, mit stummem Ernst, beinahe mit Gleichgültigkeit, eine Familie sich entfernen, von der es durch Erfahrung nur zu wohl wußte, daß sie nie sein Bestes gewollt.

Ueberall auf dem ganzen Wege Karls X wehete die dreifarbige Fahne. Die Bevölkerung des ganzen Landes hatte sich mit dreifarbigen Kokarden und Bändern geschmückt. Die Zeichen der Königswürde waren überall verschwunden.

In der Nähe von Nonancourt, einem Städtchen zwischen Dreux und Verneuil, speisete die königliche Familie in einem kleinen Wirthshause zu Mittag. Die Mahlzeit bestand aus einigen frischen Eiern. Die Herzogin von Angoulême begab sich in die Kirche des Ortes, um zu beten. Der gewesene König sprach kein Wort, selbst nicht mit seinen Enkeln, die er neben sich hatte setzen lassen. Man hatte kurz vorher,

quer über die Straße gestreckt, einen todten Garde-du-corps gesehen, der wahrscheinlich aus Hunger oder Ermüdung umgekommen war. Dieser Anblick schien den hohen Reisenden die Eßlust geraubt zu haben.

Sie blieben den 6. zu Verneuil, unter dem Vorgeben großer Ermüdung, obgleich sie nur sehr kleine Tagreisen gemacht hatten. Den 7., um 1 Uhr Nachmittags, kamen sie nach Aigle, deren Einwohner sie mit demselben Schweigen, mit derselben imposanten Ruhe empfingen, wie die aller übrigen Orte, welche sie bisher dahin berührt hatten. Karl X weinte, als er die Stadt betrat und verließ. Die übrigen Mitglieder der Familie zeigten sich in den ihnen eigenthümlichen Rollen. Einige Personen behaupteten, den Exminister im Gefolge des Königs erkannt zu haben.

An demselben Tage war zu Paris der Generallieutenant des Königreichs, der Herzog von Orleans, durch die Deputirten- und Pairskammer zum konstitutionellen König der Franzosen proklamirt worden. Es war gerade ein Jahr, seitdem Karl X das Ministerium Polignac gebildet, welches durch die Ordonnanzen vom 8. August 1829 eingesetzt wurde.

Zu Aigle wohnte der gewesene König auf dem Schlosse des Herrn von C., das nach seiner Abreise sich in einem kläglichen Zustande befand. Der Chef de cuisine (Oberkoch) langte schon Morgens an, mit einem Heere von Officiers de bouche, Köchen, Kochbuben u. s. w., so wie mit allem Nothwendigen und Ueberflüssigen zum Dienst des königlichen Tisches. Indessen mußten doch noch 25 Frauen aufgeboten werden, um in der Küche behilflich zu sein.

Nach seiner Ankunft ließ Karl X den Eigenthümer

des Schlosses rufen. Dieser äusserte, daß er sich glücklich schätze, den Monarchen beherbergen zu können, aber daß es ihm sehr leid thue, dieser Ehre unter so traurigen Umständen theilhaftig zu werden. Der König entgegnete:

„Die Umstände sind traurig, in der That. Es thut mir leid, Frankreich zu verlassen. Ich liebe Frankreich, mein Herr. Frankreich ist ein schönes Land. Ich wünsche, daß es glücklich sein möge. Ich war nicht geeignet, es glücklich zu machen. Man bedarf dazu einer eisernen Hand. Ich habe nicht genug Karakterstärke. Uebrigens hoffe ich, daß es glücklich sein wird. Ich wünsche es. Ich werde immer Frankreich mit meinen Wünschen folgen."

Herr von C. antwortete nichts. Er machte eine tiefe Verbeugung und entfernte sich.

Den 8., ziemlich früh, brach der Zug nach Argentan auf, wo er an demselben Tage gegen Abend ankam. Diese Stadt, von ungefähr 6000 Einwohnern, ist 42 Stunden von Paris entfernt. Sie liegt auf einer Höhe, am Ufer der Orne. Weder hier noch zu Falaise, einer 5 Stunden weiterhin gelegenen Stadt von 16,000 Einwohnern, wo Karl X am 9. ankam, ereigneten sich Umstände, welche eine besondere Meldung verdienten. In dem ersten Ort fielen einige Betschwestern vor dem unglücklichen Monarchen nieder, und bedeckten seine Hände mit Küssen und Thränen. Die Nationalgarde bildete in den Straßen eine Doppelreihe. Sie trug die dreifarbige Kokarde, war jedoch unbewaffnet.

Man vermied absichtlich die nähere Hauptstraße über Caen, weil auf derselben das Volk gegen Karl X

und seine Familie sehr erbittert war, und man ihr jede unangenehme Begegnung auf ihrer ohnedem schon sehr traurigen Reise so viel als möglich ersparen wollte.

Bei dem Einzuge zu Falaise befand sich der alte König in einer der letzten Kutschen, von seinen Gardes-du-corps umringt. Die Nachricht, daß die Bürger dieser Stadt sehr konstitutionel gesinnt seien, hatte ihn nicht wenig beunruhigt. Er war blaß und im höchsten Grade niedergeschlagen. Selbst der Zorn der Herzogin von Angouleme schien sich ein wenig gemildert zu haben.

Der gewesene König hatte noch ungefähr 300 Bediente in seinem Gefolge. Mehr als 30 Wagen waren allein mit den Bedürfnissen des Küchendienstes beladen. Beinahe 100 Kutschen und Kabriolette enthielten das Hofpersonale, welches sich übrigens in nicht besonders glänzenden Umständen zu befinden schien.

Von Karl X und seinem Gefolge wurde der kleine Herzog von Bordeaux als König von Frankreich behandelt. Er hatte seinen Platz in einer prächtig vergoldeten Kutsche, mit dem großen königlichen Wappen, und wurde Sire und Eure Majestät genannt. Bei Tische erhielt er den Ehrenplatz, und wurde auf alle nur mögliche Weise ausgezeichnet. Man hoffte dadurch den sogenannten royalistischen Geist der Bevölkerung zu heben. Aber wie viele Handküsse der arme Heinrich V und seine Schwester ihr auch zuschicken mochten, sie blieb stumm und begnügte sich höchstens mitleidig die Achseln zu zucken. Zu Falaise wurde Karl X durch den Deputirten la Pommeraye,

welchen die provisorische Regierung eigends abgeschickt, von der Ernennung des Herzogs von Orleans zum König der Franzosen unterrichtet. Ein zweifelhaftes Lächeln ersetzte von nun an auf seinem Gesichte die Thränen, welche er bisher vergossen.

Den 11. um 1 Uhr Nachmittags kam Karl X mit seinem Gefolge, in welchem man besonders den Marschall Marmont zu Pferde bemerkte, zu Vire, 12 Stunden von Falaise und 59 Stunden von Paris, an. Vire hat ungefähr 8000 Einwohner. Der König stieg in einem Privathause ab, wo die Beauftragten der Regierung im Voraus seine Wohnung hatten einrichten lassen. Er ließ Niemand vor sich, ging von 6 bis 7 Uhr in dem zu dem Hause gehörenden Garten spazieren, und schien nachdenkender als je zuvor.

Er hatte geglaubt, daß es zu Vire und in der Umgebung viele Königlichgesinnte gebe. Die Hoffnung, diese zu einer Diversion zu seinen Gunsten zu vermögen, ging jedoch nicht in Erfüllung. Bei seinem Einzuge bildeten etwa 300 Mann von der Nationalgarde, jedoch ohne Waffen, eine Gasse bis zu seiner Wohnung. Die drei Farben zeigten sich überall, und selbst Kinder, Frauen und Mädchen trugen die Nationalkokarde.

Dgs betrübte den unglücklichen Monarchen sehr. Er war äusserst verstimmt, sich in seinen letzten Erwartungen getäuscht zu sehen, und ließ seinen Unwillen an den Beauftragten aus, die ihn mit schweigender Würde ertrugen. Als er am andern Morgen die Stadt verließ, machten sich bei ihm Zorn und Schmerz durch Thränen Luft. Die Herzogin von Angouleme verhüllte sich das Gesicht. Auch sie schien zu

weinen. Die Herzogin von Berry war mit ihren Kindern beschäftigt, die nach allen Seiten grüßten. Der Herzog von Angouleme war ebenfalls in einer Kutsche, weil es regnete. Der Ausdruck seines Gesichts war im höchsten Grade nichtssagend und gleichgültig.

Von Vire aus folgte Karl X ein Detaschement des 12. Linienregiments, ein anderes des 52., eine Abtheilung Dragoner und ein Korps Nationalgarden, um ihn gegen jede Beleidigung von Seiten der Bevölkerung des Manche-Departements zu schützen, welche durch die von böser Hand angeordneten Feuersbrünste sehr gelitten hatte, und deshalb aufs Aeusserste erbittert war.

Den 12., um 3 Uhr Nachmittags, kam der große Leichenzug des Absolutismus nach Saint-Lo, einer Stadt von 9000 Einwohnern, 63 Stunden von Paris und 10 Stunden von Vire. Marmont ritt an der Spitze. In einiger Entfernung hinter ihm ritt der Ex-Dauphin. Seine Gemahlin blickte flüchtig nach allen Seiten. Sie schien in dem großen Haufen nach Anhängern zu spähen. Aber kein Laut, keine Bewegung war zu Gunsten der unglücklichen Familie.

Karl X hatte rothe Augen und ein etwas aufgedunsenes Gesicht. Im Uebrigen schien ihm die Reise nicht übel zu bekommen, denn man bemerkte nicht, daß er auf irgend eine Weise davon angegriffen sei. An der Kutsche, in welcher er sich befand, war das königliche Wappen vollkommen ausgewischt.

Eine ungeheure neugierige aber stumme Volksmenge drängte sich in die Straße und vor das Haus, wo die königliche Familie absteigen sollte. Die Herzogin von Berry und ihre Kinder allein erregten die

Theilnahme einiger Personen. Man bedauerte sie als unschuldige Opfer des großen Schiffbruchs.

Um 5 Uhr Morgens den 13. brach der Zug nach Valognes auf. Diese kleine Stadt von beinahe 8000 Einwohnern ist 14 Stunden von Saint-Lo entfernt, folglich war diese Tagreise die stärkste, welche Karl X von Rambouillet aus gemacht. Es regnete, und der Dauphin, so wie Marmont, befanden sich mit ihm in einer Kutsche. Alle drei schienen sich sehr zu langweilen; man bemerkte unterwegs, daß sie häufig gähnten.

Bei ihrer Ankunft zu Valognes fanden sie die Nationalgarde zu Fuß und zu Pferde unter den Waffen. Auf der ganzen Strecke von Saint-Lo bis Carentan waren sie von einer unzähligen Menge Landleute begleitet worden. Alle trugen die Nationalkokarde, und stießen ein Geschrei aus, das den unglücklichen Reisenden nicht besonders erfreulich scheinen mußte, indem es sie unaufhörlich an die Mißgriffe erinnerte, deren sie sich schuldig gemacht.

Unter dem Vorwand der Ermüdung, blieb Karl X bis zum 16. Morgens zu Valognes. Sonntags den 15. hörte er dort die Messe und kommunizirte. Er hoffte immer noch, daß eine Parthei sich für ihn erklären werde, obgleich Alles, was er bis dahin gesehen und vernommen, ihn längst vom Gegentheil hätte überzeugen können.

Er verließ Valognes um 9 Uhr Morgens, und kam um halb 2 Uhr Nachmittags nach Cherbourg, das 12,000 Einwohner hat, und 87 Poststunden von Paris entfernt ist. Ohne in der Stadt zu verweilen, deren entschiedene konstitutionelle Gesinnung ihm ein

Gräuel war, begab er sich unmittelbar nach dem Einschiffungsorte.

Die Gardes-du-corps und die Elite-Gendarmen, welche ihn bis dahin begleitet hatten, folgten ihm schwadronenweise in den Umschluß des großen Hafens, und stellten sich dort in Schlachtordnung auf. Die königliche Familie nahm Abschied von den Personen ihres Gefolges, welche sie nicht weiter begleiteten, und verabschiedeten das Militär, das sich größtentheils in einem traurigen Zustande befand. Die Herzogin von Angoulême sagte zu den Garden: „Lebt wohl, meine Kinder! wir werden uns bald wiedersehen.“ Marmont entließ sie mit denselben Worten. Gleich darauf steckten die Gardes-du-corps die dreifarbige Kokarde auf und kehrten nach Valogne zurück. Sie waren nur noch 800 an der Zahl. Karl X nahm im Augenblicke der Trennung keine Notiz von ihnen, obgleich sie seinetwegen so vielen Gefahren Trotz geboten, und gewiß nicht geringe Mühseligkeiten ausgestanden hatten.

Er stieg unmittelbar aus der Kutsche in das Boot, welches ihn nach den Schiffen bringen sollte. Er trug einen blauen bürgerlichen Rock und einen schwarzen, runden Hut. Obgleich blaß und niedergeschlagen, war seine Haltung doch ziemlich ruhig.

Der Herzog von Angoulême war ebenfalls in bürgerlicher Kleidung. Er hatte einen olivenfarbenen Ueberrock und einen grünen Hut. Sein Ansehen war keineswegs würdig. Er hüpfte und geberdete sich, als mache es ihm eine große Freude, Frankreich auf immer zu verlassen.

Seine Gemahlin schien nicht so heiter. Sie drückte

den Offizieren, und selbst einigen Soldaten die Hände, und schien häufige Thränen zu vergiessen. Auch die Herzogin von Berry, die als Amazone gekleidet war, umarmte mehrere Offiziere, die sie zu kennen schien, und sprang sodann mit einem gewaltigen Satze in das Boot, indem sie mit der langen Schleppe ihres Kleides eine verächtliche Bewegung machte. Gleich nachher verhüllte sie sich das Gesicht. Ihre Kinder schienen von dem ganzen Vorgang wenig oder nichts zu begreifen. Der Herzog von Bordeaux gab Karl X und dem Ex-Dauphin die Hand. Sie führten ihn ins Boot, während der gewesene König zu den ihm am nächsten befindlichen Personen sagte: „Meine Herren, kehren Sie zurück zu Ihrer Bestimmung und thun Sie Ihre Schuldigkeit.“

Siebenundsechszig Individuen schifften sich mit der königlichen Familie ein. Die Schiffe, welche sie nach England bringen sollten, waren der Great Britain und der Charles Caroll, beide Nordamerikaner und Eigenthum Joseph Bonaparte's, ehemaligen Königs von Spanien.

Um 3 Uhr Nachmittags lichteten die Schiffe die Anker, und um 4 Uhr hatte man sie vollkommen aus dem Gesichte verloren. Zwei französische Schiffe mit der dreifarbigen Flagge und unter Anführung des Kapitäns Dürville begleiteten sie, und dienten ihnen zur Bedeckung.

Keiner der Minister, welche der Familie Karls X nach Kräften zu ihrem Verderben behilflich gewesen, befand sich in ihrem Gefolge. Peyronnet, Chantelauze und Guernon-Ranville waren bereits zu Tours

angehalten und Polignac wurde zu Granville verhaftet, als er sich eben nach der britischen Insel Jersey einschiffen wollte.

Die Abreise der königlichen Familie wurde von den zu ihrer Begleitung von der Regierung abgeordneten Beauftragten folgendergestalt bescheinigt:

„Wir abgeordnete Beauftragte bei dem König Karl X, um ihn und seine Familie nach Cherbourg zu begleiten und für ihre Sicherheit zu sorgen, haben, nachdem wir uns an Bord des amerikanischen Schiffes „Großbritannien" begeben, bescheinigt, daß der König Karl X, Ihre königliche Hoheiten, Ludwig Anton, Dauphin, die Frau Dauphine, der Herzog von Bordeaux, die Frau Herzogin von Berry und Mademoiselle (Tochter der Herzogin von Berry) sich auf dieses Fahrzeug eingeschifft haben, den 16. August 1830, um 2 Uhr Nachmittags, daß sie Schlag 3 Uhr die Gestade Frankreichs verlassen, um nach England unter Segel zu gehen. Ueber alles dieses haben wir den Verbalprozeß aufgenommen, ihn unterzeichnet, und ihn von dem See-Präfekten des Hafens von Cherbourg unterzeichnen lassen, welcher bei besagter Einschiffung gegenwärtig gewesen.

So geschehen zu Cherbourg, den 16. August 1830.

Der Marschall Marquis Maison; de Schonen; de la Pommeraye; Odilon-Barrot; der Seepräfekt Pouyer."

Den 17. um zwei Uhr Nachmittags kamen die Schiffe, auf welchen sich Karl X und seine Familie befanden, auf der Rhede von Spithead, bei Ports-

mouth, an. Man hatte also nur 24 Stunden zur Ueberfahrt gebraucht.*)

Der Lieutenant-Gouverneur von Portsmouth, Sir Colin Campbell, begab sich sogleich mit seinem Generalstab an Bord der amerikanischen Schiffe, und begrüßte den gewesenen König, den er zugleich einlud, nicht zu Portsmouth zu landen, wenn er nicht auf eine unangenehme Weise von der Bevölkerung dieser Stadt begrüßt werden wolle, welche sich mit den drei Farben geschmückt habe, um ihre Abneigung gegen ihn zu bezeugen.

Karl X war bei dieser Nachricht ausserordentlich niedergeschlagen, eben so die Herzoginnen von Angoulême und von Berry. Diese letzte hatte sich während der Ueberfahrt übel befunden, und wünschte sogleich ans Land zu gehen. Die Schiffe wurden durch zwei Dampfboote nach der kleinen Stadt Coves, auf der Insel Wight, gebracht, wo die Prinzessinnen und die Kinder ans Land gingen, und im Gasthofe zum Brunnen einkehrten, während Karl X und sein Sohn an Bord blieben.

Der gewesene König schickte eine Deputation nach London, bestehend aus dem Herzog von Luxemburg, dem Marquis von Choiseul, dem Grafen Larochejaquelin und den Baronen Beurtel und Crossard, um mit dem britischen Ministerium über sein Verweilen in England zu unterhandeln. Auch der Marschall Marmont und sein Adjutant begaben sich nach London.

Die englischen Minister entschieden, daß Karl X und seine Familie als Privatpersonen in Groß-

*) Die Entfernung beträgt 30 Stunden.

britannien wohnen dürften, daß man ihnen aber keine Auszeichnung irgend einer Art zugestehen könne und werde.

Der gewesene König verlangte als solcher behandelt zu werden. Er verlangte auch, daß die englische Regierung den Herzog von Bordeaux als König von Frankreich anerkenne. Diese Anträge wurden geradezu als unstatthaft verworfen, wie dringende Vorstellungen die Beauftragten Karls X auch machten.

Er sah sich endlich genöthigt, in die Vorschriften der Regierung sich zu fügen, und mit dem Titel eines Privatmanns sich zu begnügen, wonach er die Erlaubniß erhielt, sich nach dem Schlosse Lullworth in der Grafschaft Dorset, fünf Stunden von der Stadt Dorchester, und ungefähr 60 Stunden südwestlich von London, nahe an dem Meerarm des Kanals, welcher England von Frankreich trennt, zu begeben.

Er verließ, in Begleitung seiner Familie, Cowes um 8 Uhr Morgens, am 23. August. Bei seiner Abreise herrschte das tiefste Schweigen. Man vernahm nicht einen Laut, weder der Theilnahme noch des Mißfallens und der Menge. Die exilirte Familie nahm ihre Richtung gegen Poole, einer kleinen Seestadt, 8 Stunden von Dorchester; dort erwarteten sie ihre Kutschen, um sie nach Lullworth zu bringen, wo sie am Abend ankamen. Dies Schloß gehört dem Kardinal Weld, der zugleich päbstlicher Legat in England, und einer der eifrigsten Anhänger der Jesuiten ist.

Einkommen des regierenden Zweiges des Hauses Bourbon von 1814 bis 1830.

Die gewesene königliche Familie von Frankreich gleicht einem alten Prachtgebäude, dessen Grundfesten die Zeit untergraben, und das nur mit ungeheurer Kostenverschwendung bis zu dem Augenblicke aufrecht erhalten werden konnte, wo der Finger der Vernichtung es berührte. Alle die Summen, welche man auf seine Doppel-Restauration verwendete, sind auf immer verloren. Die Erhaltung dieses kolossalen Werkes war unmöglich, indem man, statt die Last zu erleichtern welche die morschen Pfeiler zu tragen hatten, sie im Gegentheil beständig schwerer machte.

Zwar gab man ihm 1814 durch die Charte ein neues Dach, und durch die beiden Kammern zwei mächtige Seitenstützen, welche es noch lange hätten erhalten können. Aber kaum war der Giebel aufgeführt, so wurde er schon von den Bewohnern des Palastes durchbrochen. Ein gewaltiger Regenguß bedrohete die Sicherheit dieser letzten. Während des Sonnenscheins von 1815 flickte man das Loch wieder zu.

Von einem bösen Geiste besessen, thaten die Bewohner von nun an gerade das Gegentheil von dem, was sie hätten thun sollen. Statt die Seitenstützen (von welchen die eine sich über einen Abgrund, die andere über einen Sumpf erhob) immer mehr zu befestigen, zu verstärken, untergrub man sie bald mit vermeintlicher Schlauheit und bei Nacht, bald jubelnd, und am hellen Tage. Man glaubte etwas recht Kluges, etwas recht Großes gethan zu haben.

Je weiter die Arbeit der Minirer (besonders auf der Seite gegen den Abgrund) gedieh, um so kecker und ausschweifender wurde die Narrheit der Bewohner des alten Gebäudes. Sie meinten, es sei nun auch Zeit, den neuen Dachstuhl abzuwerfen, der sie bis dahin allein geschirmt.

Das Unternehmen wurde in Ausführung gebracht. Aber in demselben Augenblicke erhob sich ein gewaltiger Sturm. Die Seitenstützen wichen, die verwesten Grundpfeiler zerstiebten, und das kolossale Haus stürzte in den Abgrund; indem es, in Folge der Arbeiten seiner Bewohner, und deren Lakeien, schon seit Langem sich gegen diese Seite geneigt.

Sprechen wir ohne Metapher. Der älteste Zweig der Familie der Bourbonen hat sich selbst gestürzt. Er hat sein Unglück mit systematischer Beharrlichkeit vorbereitet und vollbracht. Es wäre ein Wunder gewesen, hätten die Ereignisse sich anders gestaltet, als wir sie gesehen. Eine solche Fügung hätte das Bereich der Möglichkeit überschritten. Unser oben angeführtes Bild kann das versinnlichen.

Für den aufgeklärten Theil des Publikums bedarf es keiner andern Demonstration. Aber um Jedermann diese Wahrheit einleuchtend zu machen, wollen wir auch durch Zahlen beweisen, welche Masse von metallischer Macht dieser Familie zu Gebote stand, und welche ungeheure Summen sie Frankreich, seit der Restauration, gekostet.

Wie groß nun auch diese Summe sein mag, war sie für eine so verschwenderische Familie dennoch nicht genügend. Sie machte immerfort neue Schulden, obgleich sie jährlich vom Staate nicht weniger als

34 Millionen Franken (16,120,700 rhein. Gulden) zu ihren persönlichen Ausgaben bezog. In den letzten Monaten seines Ministeriums hatte Villèle, sagt man, den Plan, durch ein Gesetz eine beständige Rente von 500,000 Franken, zum Kapital von 10 Millionen, zu begründen, um die Schulden des Königs (Karls X) zu bezahlen.

Ausser diesem öffentlichen Einkommen floß der königlichen Familie noch ein anderes aus den Krondomänen zu, das sich jährlich auf wenigstens fünf Millionen Franken (2,370,700 rh. Gl.) belief. Dazu kamen noch mehrere im Geheimen bezogene Summen, die unter allerlei Namen in Anschlag gebracht wurden, die jedoch nicht genau gewerthet werden können. Begnügen wir uns deshalb nur mit dem, was mit Gewißheit spezifizirt werden kann. Dem allem ungeachtet, war diese Familie, auf ihrer Flucht nach Rambouillet, so ganz von Geld entblößt*), daß die neue Regierung ihr eine Unterstützung von einer Million angedeihen lassen mußte, so daß sie in der That ihre Reise nach Cherbourg und weiterhin auf Kosten der französischen Nation gemacht.

In dem allgemeinen Anschlag wollen wir auch nicht die großen Summen anführen, welche die königliche Familie sich 1814, durch die Spoliation der ausserordentlichen Domänen, zugeeignet. Dies entehrende Manöver ist immer mit einem undurchdringlichen Schleier umhüllt geblieben. Den zuverlässigsten und zugleich den mäßigsten Berechnungen zufolge, kann der Ertrag dieser un-

*) Sie hat selbst ihre schreiendsten Schulden nicht bezahlt. Noch fordert der Graf von Pfaffenhofen, und Fauche-Borel hat sich aus Verzweiflung das Leben genommen.

gesetzlichen Beschlagnahme oder Konfiskation auf nicht weniger als achtzig Millionen Franken (37,932,000 rh. Gl.) berechnet werden.

Man könnte allen diesen Summen auch noch die beifügen, welche der durchaus unnütze Luxus der garde-du-corps, des militärischen Hauses, des Generalstabes des Königs, des Dauphins und des Herzogs von Bordeaux, kostete. Aber wir wollen das Alles unbeachtet lassen, indem auch schon ohnedem die Summe, welche die königliche Familie während der sechszehn Jahre der Restauration (von 1814 bis 1830) verbraucht, auf nicht weniger als 800 Millionen Franken (379,320,000 rh. Gl.) steigt. Dies ungeheure Kapital diente ausschließlich zum Unterhalt der sieben oder acht Individuen, aus welchen die königliche Familie bestand. Hätte man diese Summe den Steuerpflichtigen gelassen, oder auf Zinsen geliehen, würde Frankreich jetzt um wenigstens tausend Millionen reicher sein, während es für eine so große Ausgabe nur Jammer und Elend, Blut und Thränen gewonnen hat.

Geben wir jetzt eine gedrängte Uebersicht von den Summen, welche die königliche Familie von 1814 bis 1830 bezogen.

Zivilliste und königliche Familie.

1814	Die neun letzten Monate	Fr. 19,510,000
1815	. . . . .	30,700,000
1816	. . . . .	23,000,000
1817	. . . . .	29,000,000
1818	. . . . .	31,800,000
1819	. . . . .	34,000,000
		168,010,000

	Uebertrag:	168,010,000
1820	. . . . .	34,000,000
1821	. . . . .	34,000,000
1822	. . . . .	34,000,000
1823	. . . . .	34,000,000
1824	. . . . .	34,000,000
1825	. . . . .	32,000,000
1826	. . . . .	32,000,000
1827	. . . . .	32,000,000
1828	. . . . .	32,000,000
1829	. . . . .	32,000,000
1830	Die 7/12 der 32 Millionen .	18,670,000
	Zivilliste, ꝛc .	516,680,000

Dazu kommen noch:

a) Schulden des Königs (Gesetz vom 21. Dez. 1814). . . .	30,000,000
b) Vermählung des Herzogs von Berry	1,500,000
c) Hilfsgelder an Emigrirte in England	1,800,000
d) Beerdigung Ludwigs XVIII (Gesetz vom 15. Januar 1825) . .	6,000,000
e) Ertrag der Kron-Domänen, jährlich fünf Millionen Franken, von 1815 an	80,000,000
Hauptsumme ohne die obgedachten Nebeneinnahmen . .	635,980,000

Allgemeine Uebersicht sämmtlicher Jesuiten-Anstalten auf der Erde.

Während der letzten Revolution zu Paris bemächtigte sich das Volk auch des großen Jesuitenhauses zu Montrouge, in der Nähe der Hauptstadt. Die Nationalgarde versicherte sich besonders der Papiere der Gesellschaft. Man fand in denselben, unter andern interessanten Aktenstücken, eine genaue und authentische Liste sämmtlicher Jesuiten-Anstalten auf der Erde. Wir theilen sie unsern Lesern nach den französischen Journalen mit, ohne sie verbürgen zu können.

Man wird übrigens sogleich bemerken, daß hier nicht von den jetzt bestehenden, sondern von den früher bestandenen Jesuiten-Anstalten die Rede ist. Indessen ist diese Liste immerhin merkwürdig, weil sie einen Begriff geben kann von der gewaltigen Ausdehnung, welche diese Gesellschaft gewonnen. Viele der angegebenen Namen sind seltsam verstümmelt. Wir haben eine große Zahl derselben berichtigt.

Bemerkung. Die Buchstaben P. f. h. bedeuten: Profeßhaus; R. Residenz; K. Kollegium; P. Pension und Kollegium; N. Noviziat; Ue. h. Uebungshaus; S. Seminar; M. Mission.

Assistenz von Deutschland.

Provinz Polen.

Bar, K. Biala, M. Bialocerkiew, K. Brzesk, K. Bromberg, K. Cassubien, M. Choincze, K. Konstantinopel, M. Culm, M. Danzig, M. Gnesen, M. Grudezitza, K. Jablonow, M. Jaroslaw, K. und N. Jassy, M. Jordanow, M. Kalisch, K. und P. Ka-

miniec, K. Kniehyn, M. Kobryn, M. Koden, M. Koniecpol, M. Kowel, M. Koschlitz, M. Krakau, R. P. f. h. Krasnostaw, K. Krimm, M. Krosno, K. Krzemienec, R. Kujawien, M. Laszerow, R. Lemberg, K. Lenzice, R. Lublin, K. und S. Luckno, K. Luku, M. Marienburg, R. Markowicza, M. Miedzirzec, R. Mozir, M. Naslasow, M. Nizburg, M. Oknin, M. Ostrog, K. u. P. Owrucze, K. Pietrokum, K. Paleſien, M. Posen, K. Prezemisl, K. Radau, M. Rawa, K. u. P. Rozniatow, K. Sambor, R. Sandomir, M. Sickierki, M. Stanislaw, K. Suratz, M. Szaragrod oder Moskow, M. Thorn, K. Tuezna, M. Tysmienitz, M. Ukräne, M. Uſchowa, M. Waltz, R. Warſchau, R. Winnitza, R. Wlodomir, M. Zytomir, M. Zywico, M.

Dieſe Provinz enthält: 71 Häuſer und 1105 Jeſuiten, wovon 552 Prieſter.

Provinz Litthauen.

Baxa, M. Bebra, M. Bekielmo, M. Bobroysk, R. Braunsberg, K. und S. Chernitzow, M. Drogietzin, K. Dukaszty, M. Düneburg, R. Dzienbrow, M. Faszczowka, M. Grodno, K. Halitz, M. Hilez, M. Horodeck, M. Janisko, M. Janowo, M. Jlluckszta, R. Kadzina, M. Karniew, M. Königsberg, M. Koszieniew, M. Kowno, K. Kroze, K. Kyecdani, M. Lahkieza, M. Lahyszin, M. Liefland, M. Lixna, M. Lomza, K. Lubosr, M. Mercecz, M. Mileuw, M. Minsk, K. Mittau, R. Mohilow, R. Mſcislaw, R. Niſiewitz, K. u. R. Nowogrodeck, K. Nyszyniek, M. Orſa, K. Pinsk, K. Plateroiwsk, M. Plock, K. Poloczk, K. Poszawsze, K. Preslaw, M. Pultowsk, K. Puszko, M. Rasno, M. Riga, M. Roeſſel, K. Roſtkow, M.

Schönberg, M. Slonim, R. Sluczk, K. Smyadin, M. Soboes, M. Sokolmkow, M. Schadow, M. Tilſza, M. Turow, M. Uzani, M. Uzwald, M. Warklau, M. Warſchau, K. u. P. f. h. Weiß-Rußland, M. Wilna, M. zwei Seminare und P. f. h. Wyſtynetz, M. Witepſk, K. Wolkowitz, M. Womien, M. Wyſocho, M. Zagiellowoſka, M. Zeromin, M. Zodziſki, K.

Dieſe Provinz enthält: 80 Häuſer und 1047 Jeſuiten, wovon 475 Prieſter.

Provinz Böhmen.

Alt-Buntzlau, R. Braunsdorf, M. Breslau, K. und P. Brieg, M. Brünn, K. und R. Brzezniez, K. Commotau, K. u. S. Crumlau, K. u. S. Czaslau, M. Dresden, M. Eger, K. Gitſchin, R. S. u. K. Glatow, K. u. S. Glatz, K. u. S. Heiligenberg, R. Hirſchberg, R. Hradiſch, K. u. S. Jenikow, R. Iglau, K. u. S. Königingrätz, K. u. S. Koſſumberg, R. Kuttenberg, K. Leipzig, M. Leitmeritz, K. u. S. Libeſchitz, R. Liegnitz, K. u. S. Maria-Schoinuter, R. Neuhaus, K. u. S. Neiſſe, S. Olmütz, K. S. u. P. Oppeln, K. Pickar, R. Pommersdorf, M. Prag, drei Kollgien, zwei Seminare, P. f. h. zwei Miſſionen, P. Sagan, K. u. S. Saatz, M. Schleſien, fünf Miſſionen. Schweidnitz, K. u. S. Tarnomont, M. Teleſch, K. Teſchen, R. u. P. Troppau, K. u. S. Tuchomierz, R. Turzan, R. Warlenberg, R. Woparszar, M. Znaim, S.

Dieſe Provinz enthält: 47 Häuſer und 1239 Jeſuiten, wovon 673 Prieſter.

Provinz Oeſterreich.

Agra, K. Eperies, R. Eſſek, M. Felſoe-Ranya, M. Fünfkirchen, K. Fiume, K. u. S. Gioengyoes, R.

Gintz, K. u. S. Görtz, K. u. S. Grätz, K. u. S. Grau, R. Herrmannstadt, R. Herrengrund, M. Jawarin oder Raab, K. u. P. Judenburg, K. u. S. Karlsstadt, R. Kaschau, K. S. u. P. Klagenfurt, K. Koloswar, K. u. S. Komorn, R. Krems, K. u. S. Kronstadt, M. Laubach, K. u. S. Laybach, S. Leoben, K. u. S. Leopoldstadt, M. Leutsch, K. u. S, Lintz, K. Millestadt, R. Nagybanya, R. Neustadt, R. Neuzoll, K. St. Niklaus, M. Oedenburg, K. u. P. Ofen oder Buda, R. u. P. Passau, K. u. S. Patak, R. Possega, K. Rosno, R. Schemnitz, R. Schurz, R. Skalir, K. Steyr, K. u. S. Szattmar, R. Traunkirchen, R. Trentschin, K. u. R. Triest, K. u. S. Turetz, K. Tyrnau, K. zwei Seminare. Waradein (Groß), R. (Klein), M. Waraſdin, K. u. S. Warſachel, M. Wien, drei Kollegien, M. P. f. h. R. P. u. S. Windschachen, R. Utuarell, zwei M. S. u. R. Unguar, K. u. S. Stuhl-Weissenburg, K. Zilina, R. Zips, R. Zagrabia, K. u. S. (10 Missionen in den Diözesen).

Diese Provinz enthält: 64 Häuser und 1772 Jesuiten, wovon 751 Priester.

Provinz Ober-Deutschland.

Aichstadt, K. Amberg, K. Augsburg, K. Biburg, K. Brieg (Wallis), K. Pruntrut, K. u. S. Burghausen, K. Dillingen, K. u. P. Ebersberg, R. Ellwangen, K. Feldkirch, K. Freiburg im Breisgau, K. Freiburg im Uechtland, K. S. u. P. Hall im Tirol, K. Ingolstadt, K. u. P. Insbruck, K. Kaufbeuern, R. Konstanz, K. Landshut, K. Landsberg, K. u. R. Luzern, K. Mindelheim, K. München, K. Neuburg, K. Orlenburg, K. Orlenberg, R. Oesting in Schwa-

ben, M. Oesting in Baiern, M. Regensburg, K. Rotenburg, K. Rothweil, K. Solothurn, K. Straubing, K. Trient, K.

Diese Provinz enthält: 37 Häuser und 1060 Jesuiten, wovon 496 Priester.

Provinz Oberrhein.

Aschaffenburg, K. Baden, K. Bamberg, K. Bokkenheim, R. Erfurt, K. Eslingen, K. u. P. f. h. Frankenthal, M. Fuld, K. u. S. Hagenau, K. Heidelberg, K. Heiligenstadt, K. Mannheim, K. Mainz, K. u. P. f. h. Molsheim, K. u. S. Neustadt an der Hart, R. Offersweyer, R. Ruffach, R. Pfalz, M. Schlettstadt, K. Speier, K. Wetzlar, R. Würtzburg, K. Worms, K.

Diese Provinz enthält: 23 Häuser und 497 Jesuiten, wovon 240 Priester.

Provinz Unterrhein.

Aachen, K. Allnau, M. Anhalt, M. Arensberg, M. Bentheim, M. Berg, M. Bonn, K. Bremen, M. Bürlen, R. Cölln, K. u. P. Coblenz, K. Coesfeld, K. Coppenhagen, M. Düren, K. Düsseldorf, K. u. S. Elberfeld, M. Emmerich, K. Ems, M. Essen, R. Falkenhagen, R. Friedrichssode, M. Friedrichsstadt, M. Geiß, R. Glückstadt, M. St. Goar, R. Hadamar, R. Halteren, M. Hamburg, M. Hildesheim, K. u. M. Hoff, M. Horstmar, M. Jülich, R. Lübeck, M. Mevpen, R. Münster, K. Münster-Eifel, K. u. M. Nassau, M. Neus, K. Osnabrück, K. Paderborn, M. Ravenstein, M. Recklingshausen, M. Santen, R. Siegen, K. Sohlingen, M. Schwerin, M. Trier, K. R. u. S. Warendorf, M. Wern, M.

Diese Provinz enthält: 51 Häuser und 772 Jesuiten, wovon 398 Priester.

Provinz Flandern.

Antwerpen, K. P. u. P. f. h. Bailleul, K. Berg St. Vinox, K. Brüssel, K. Brügge, K. Cassel, K. Cautray, K. Dünkirchen, K. Friesland, M. Gent, K. Gröningen, M. Geldern, M. Hall, K. Holland, M. Liere, K. u. R. Löwen, K. Mastricht, K. Mecheln, K. u. R. Ondenarde, K. Over-Issel, M. Rüremonde, K. Tongern, R. Utrecht, M. Zeeland, M.

Diese Provinz enthält 26 Häuser und 542 Jesuiten, wovon 232 Priester.

Provinz Gallisch-Belgien.

Atre, K. Armentière, K. Ath, R. Bethune, K. Cambray, K. Château-Cambresis, K. Dinant, K. Dossay, P. Hug, K. Lille, K. Lüttich, K. Luxenburg, K. Mark, R. Maubeuge, K. Mons, K. u. S. Namur, K. Nivelles, K. St. Omer, K. Tournay, K. S. u. R. Valenciennes, K.

Diese Provinz enthält: 20 Häuser und 471 Jesuiten, wovon 266 Priester.

Provinz England.

Apostel-Kollegium. Boulogne, M. St. Eadde, K. Conception, K. St. Franz Xaver, K. St. Hugo, K. St. Ignaz, K. St. Johann Evangelist, K. St. Ludwig, K. St. Maria, R. St. Michel, R. Mariland, M. St. Stanislaus, R. St. Thomas zu Canterbury, K. Watten, R. St. Wenfriede, R.

Diese Provinz enthält 19 Häuser und 299 Jesuiten, wovon 28 Priester.

Aſſiſtenz von Spanien.

Provinz Kaſtilien.

Avita, K. Arebalo, K. Arcoitia, R. Bilbao, K. Burgos, K. Corunna, K. St. Jakob von Compoſtella, K. u. S. Leon, K. Lequeitio, K. Lograno, K. Loyola, K. Medina-des-Campos, K. Monforte, K. Monterey, K. Ognate, K. Orduna, K. Orenſe, K. Oviedo, K. Palencia, K. Pamplona, K. Pont-Vedra, K. Salamanka, K. u. S. Santander, K. St. Sebaſtian, K. Segovia, K. Soria, K. Tudela, K. Valladolid, zwei K. u. S. Verhara, K. Victoria, Hoſpiz. Villafranca, R. Villa-Garcia, R. Zamora, R.

Dieſe Provinz enthält 33 Häuſer und 718 Jeſuiten, wovon 360 Prieſter.

Provinz Boetien.

Anduxar, K. Anlequera, K. Arcos, R. Baena, R. Baeza, K. R. Cazorla, K. Cadix, K. Canaria, R. Carmonn, K. Cordua, K. S. Ecija, K. Frexenal, K. Granada, K. S. Guadrix, K. Higuerra, K. Jaen, K. Lacuna, R. Malaga, K. Montilla, K. Moron, K. Monteil, K. Orotava, R. Oſſuna, K. Port St. Maria, R. San-Lucar, K. Sevilla, 2 K., 2 S. R. u. P. f. h. Trigueros, K. Ubeda, K. Utrena, K. Xeres, K.

Dieſe Provinz enthält 31 Häuſer mit 662 Jeſuiten, wovon 303 Prieſter.

Provinz Toledo.

Albacete, K. Alcala, K. Alcarar, K. Almayra, K. Almonacid, K. Badajos, K. Caceres, K. Caravaca, K. Carthagena, K. St. Clemento, K. Cuenca, K. Daymiel, K. Fuente de Maeſtre, K. Guadalaxara, R. Guete, K. Jeſus del Monte, R. Lerena, K. Lorca, K. Ma-

drid, K. 3 S. P. f. h. Murcia, K. Novalcarnero, R. Ocanna, K. Oropesa, K. Placentia, K. Segura, K. Talavera, K. Toledo, K. Villa-Rejo, R. Fevenes, R.

Diese Provinz enthält 30 Häuser mit 659 Jesuiten, wovon 288 Priester.

Provinz Arragonien.

Alicante, K. Barcellona, K. S. Calatajud, K. Gandia, K. Ghirone, K. Grans, K. Huesca, K. Iviça, R. Lerida, K. Majorka, 2 K. Minorka, K. R. Ontiniente, K. Orihuela, K. Pollenza, K. Saragossa, K. R. Segorbia, K. Tarragona, K. R. Teruel, K. Tortosa, K. Valenzia, K. S. u. P. f. h. Vich, K. Urgel, K. St. Wilhelm, R.

Diese Provinz enthält 24 Häuser mit 604 Jesuiten, wovon 272 Priester.

Provinz Sardinien.

Algeri, K. Bosa, K. Cagliari, 2 K. R. Glesia, K. Nori, R. Norvi, R. Orcier, K. Oliena, K. Ponerba, R. Sassari, 2 K. S.

Diese Provinz enthält 10 Häuser mit 300 Jesuiten, wovon 114 Priester.

Provinz Peru.

Arequipa, K. Chochabamba, K. Santa-Cruz de la Sierra, R. Cusco, K. 2 S. Guamanga, K. Guancavelica, K. Juli, R. Lima, 2 K. R. S. u. P. f. h. Moquega, K. Moxos, R. Oruro, K. La Pax, K. Pisco, K. Plata, K. S. Potosi, K. Truxillo, K. Yea, K.

Diese Provinz enthält 17 Häuser.

Provinz Chili.

Acongagna, R. Arauco, R. Baldivia, R. Buena-Esperanza, K. Bucalenta, K. Chillan, K. Chiloe, K.

St. Christoph, R. St. Conception, K. S. Coquimbo, K. St. Jakob d'Elchida, 2 K. N. S. San-Joana, R. San-Joan-Neppuceno de Santa Fe, R. Mendoza, K. Mocha, R. Punta, R. Quillota, K. Valparaiso, R.

Diese Provinz enthält 20 Häuser.

Provinz Mexiko.

Los Angeles, 2 K. Campeche, R. Celaya, K. Chyapa, K. Chiguaga, R. Cinalva, M. Cretaro, K. S. Durango, K. Guatemala, K. S. Guadalaxara, K. S. Guanaxarato, K. Havanna, M. Kalifornien, M. Leon, K. S. Louis de la Paz, K. S. Louis de Potosi, K. Merida, K. S. Mexiko, 3 K. S. u. P. f. h. Najarits, M. Santa-Maria de las Parras, K. Pazzuaro, K. Sierra de Piastla, M. Los Pimas, M. Sonora, M. Barahomares, M. Tepehuanes, M. Tepezotlan, M. Valladolid, K. La Vera Cruz, Zacatecas, K.

Diese Provinz enthält 30 Häuser.

Provinz Quito.

Archudona, M. Buga, K. Cuença, K. Darien, M. Guayaquil, K. Guamies, M. Hambato, K. Ibarra, K. Loxa, K. Mavnas, M. Panama, M. Pasto, K. Popayan, K. S. Quito, K. S. Riobauba, K. Tacunga, R.

Diese Provinz enthält 15 Häuser.

Provinz Paraguay.

Assomption, K. Buenos-Ayres, K. R. Catamarca, R. Chiquitos, M. Chiriguaios, M. Cordua, K. S. u. N. Corientes, K. S. Yago del Estero, K. Lulos, M. Macovies, M. Pampas, M. Mission an dem Parana. Rioxa, K. P. Salta, K. Santa-Fe, K. Tarixa, K. Tucuman, K. Mission am Uragay.

Provinz des neuen Königreiches.

Antiochia, K. Carthagena, K. St. Domingo, K. Santa-Fe, 2 K. S. Fontibon, R. Huda, K. Los Llanos, M. Merida, K.-Miſſion an der Meta, Monpox, K. Miſſion am Oronoko, Pamplona, K. Tunga, R.

Provinz der Philippinen.

Antipolo, R. Arevalo, K. Bohola, R. Carigara, R. Catbologna, R. Cavita, K. Cebu, K. Santa-Cruz, R. Dagami, R. Dapitan, R. Manilla, 2 K. Marianen, M. Marinduque, R. S. Miguel, R. Negerinſel, M. Palapag, R. Samboagan, K. Silang, R.

Aſſiſtenz von Portugal.

Bega. Brag. Braganza. Campolida. Coimbra. Elvas. Evora. Faro. Liſſabon, 6 Häuſer. Orla. Portalegro. Porto. Santarem, 2 Häuſer. Setubal. Villanova de Portimao. Villa-Vicioſa.

Provinz Amerika.

Braſilien, 443 Jeſuiten. Maragnon, 245.

Provinz Aſien.

China, 49. Goa, 150. Malabar, 47. Japan, 57.

Aſſiſtenz Italien.

Provinz Rom.

Ancona, K. Arezzo, K. Ascoli, K. Cacciabella, R. Citta di Caſtello, K. Citta, S. Sepulcro, K. Fabriano, K. Fano, K. Fieſtranella Maria, R. Florenz, K. R. Frascati, K. P. Livorno, K. Loretto, K. S. Ilmacellaro, R. Macerata, K. Monte Pulciano, K. Orvieto, K. Perugia, K. Piſtoja, K. P. Raguſa, K. Recanati, K. Rom, 2 K. 75 R. und Pf. h. Sezza, K. Siena, 2 K. P. Sora, K. Spoleto, K. Stornara, R. Terni, K. Tivoli, K. Viterbo, K.

Provinz Mailand.

Ajaccio, K. Alexandria, K. Arona, K. Baſtia, K. Bormio, K. Caſtel Nuovo, K. Chieri, K. Como, K. Coni, K. Cremona, K. Genua, 3 K. R. und Pf. h. Mailand, 2 K. 2 Pf. h. Mondovi, K. Monza, K. P. Nizza, K. Novara, K. Pavia, K. Pignerol, R. Ponte, K. S. Remo, K. Soluccr, K. Savigliano, R. Savona, K. Turin, 2 K. Vareſa, R. Vercelli, K.

Provinz Neapel.

Amantea, K. Aquila, K. Atri, K. Barri, K. Barletta, K. Benevento, K. Capua, K. Caſtellamare, K. Catanzaro, K. Chieti, K. Cocumella, R. Coſenza, K. Lecce, K. Maſſa, K. Molfetta, K. Monopoli, K. Monteleone, K. Neapel, 5 K. R. und Pf. h. Nola, K. Paula, K. Portici, R. Reggio, K. Salerno, K. Solmona, K. Tarent, K. Tropea, K.

Provinz Venedig.

Bagnacavallo, K. Belluno, K. Bologna, 3 K. Pf. h. Borgo St. Domino, K. Breſſa, 2 K. Buſſeto, R. Carpi, K. Caſtiglione, K. Conto, R. Contiglona, K. Faenza, K. Ferrara, K. Forli, K. Guaſtalla, R. Imola, K. Mantua, K. Mirandola, K. Modena, K. Novellare, R. Padua, K. Parma, 2 K. Piazenza, K. Ravenna, 2 K. Rege, K. Rimini, K. Tine, R. Venedig, Pf. h. Verona, K. Vicenza, K.

Provinz Sizilien.

Alcamo, K. Bivona, K. Callagirones, K. Caltaniſeta, K. Caſtro Giovanna, K. Catania, K. Malta, K. Marſala, K. Mazzarra, K. Mazzarino, K. Meſſina, 2 K. R. und Pf. h. Mineo, K. Modica, K. Montreal, K. Naro, K. Noto, K. Palermo, 2 K. R. Pf. h. P. Piazza, K. Polizi, K. Regalbuto, K. Sacca, K. Sa-

lemo, K. Scieli, K. Syrakus, K. Termini, K. Tropano, Vezzini, K.

Assistenz Frankreich.

Provinz Lyon.

Aix, K. Alais, R. Apt, S. Arles, K. Avignon, K. R. Besançon, K. Bourg-en-Bresse, K. Carpentras, K. S. Châlons-sur-Saône, K. Chambery, K. Die, M. Dôle, K. Embrun, K. S. Fenestrelles, M. Fréjus, R. Gray, K. Grenoble, K. P. S. Lyon, 2 K. R. S. Macon, K. Marseille, K. 2 R. S. Montelimar, M. Nimes, K. Orney, M. Paroy, R. Pontarlier, R. Roanne, K. Salins, R. Toulon, S. Vesoul, K. Vienne, K.

Provinz Toulouse.

Alby, K. S. Annonay, M. Aubenas, K. Auch, K. S. Aurillac, K. Béziers, K. Billon, K. Cahors, K. Carcassonne, K. Castres, K. Clermont, K. S. St. Flour, K. St. Gaudens, S. Mauriac, K. Milhaud, R. Montauban, K. Montpellier, K. Pamiers, K. Perpignan, K. S. Le Puy, K. Rhodès, K. S. Toulouse, 2 S. Pf. h. Tournon, K. Usez, M.

Provinz Champagne.

Autun, K. Auxerre, K. Bar-le-Duc, K. Châlons-sur-Marne, K. Charleville, K. Chaumont, K. Colmar, R. Dijon, K. Ensisheim, K. Epinal, K. Langres, K. Laon, R. Metz, K. St. Michel, R. Nancy, K. S. Pf. h. St. Nicolas, R. Pont-à-Mousson, 2 K. S. Rheims, K. S. Sedan, K. Sens, K. Straßburg, K. S. Verdun, K.

Provinz Aquitaine.

Agen, K. Angoulême, K. Beaulieu, R. Bordeaux, K. R. S. Pf. h. Clérac, R. Fontenay, K.

Guéret, R. Libourne, R. Limoges, K. Loudens, R. Marennes, R. St. Macaire, R. Pau, K. Périgueux, K. Poitiers, K. P. 2 S. La Rochelle, K. S. Santer, K. Sarlat, R. Tulle, K.

Provinz Frankreich.

Alençon, K. Amiens, K. Arras, K. S. P. Bapaume, R. Blois, K. Bourges, K. P. S. Brest, S. Caen, K. Compiegne, K. Dieppe, K. Eu, K. La Flèche, K. P. S. Hesdin, K. Moulins, K. Nantes, R. Nevers, K. S. Orléans, K. Paris, K. N. S. Pf. h. Pontoise, R. Quebec, K. Rennes, K. Rouen, K. N. S. Tours, K. Vannes, K.

Südamerika.

Cayenne, R. Granada, M. Guadeloupe, R. Mission am Kuron. Martinique, R. Mission am Oyapok. Fort St. Pierre, R. Mission am Sinamari.

Nordamerika.

Albinaquis, M. Huronen, M. Illinois, M. Irokesen, M. Neu-Orleans, R. Mont-Real, R. Utaonak, R. u. M.

Syrien.

Aleppo, R. Antura, 2. R. Kairo, R. Seida, R. Tripolis, R.

Ostindien.

Bengalen, M. Karikala, M. Karnate, M. Pondicheri, M.

China.

Pecking, R.

Persien.

Beschra, M. Ispahan, M.

Griechenland.

Bacsesaray, R. Chio, R. Konstantinopel, R. Naxos, R. Tessalonicha, R. Santorin, R. Smyrna, R.

Haupt-Uebersicht.

Das Reich der Jesuiten schied sich in fünf Assistenzen, bestehend aus 39 Provinzen, 24 Profeßhäusern, 669 Kollegien, 61 Novizíaten, 176 Seminarien, 335 Residenzen, 223 Missionen nnd 22,787 Jesuiten, wovon 11,010 Priester. Das Alles war folgendermaßen vertheilt:

Assistenzen.	Provinzen.	Häuser.	Jesuiten.	Priester.	Haupt-Resultat.
Italien.	Rom.	31	848	425	139 Häuser. 3622 Jesuit. 1694 Priester.
	Sizilien.	27	775	317	
	Neapel.	26	667	296	
	Mailand.	26	625	296	
	Venedig.	29	707	307	
Frankreich.	Frankreich.	25	891	482	155 Häuser. 3548 Jesuiten. 1761 Priester.
	Aquitaine.	19	437	240	
	Lyon.	30	773	403	
	Toulouse.	24	655	344	
	Champagne.	22	594	292	
	Missionen in Amerika.	15	104	—	
	Miss. in Asien.	13	69	—	
	Missionen in Griechenland.	7	25	—	
Deutschland.	Ober-Deutschland	37	1060	496	438 Häuser. 8740 Jesuiten. 4111 Priester.
	Oesterreich.	64	1772	791	
	Flandern.	26	542	232	
	Polen.	71	1050	552	
	England.	19	299	28	
	Litthauen.	80	1047	475	
	Gallisch-Belgien.	20	471	266	
	Böhmen.	47	1239	673	
	Oberrhein.	23	497	240	
	Unterrhein.	51	772	398	
Spanien.	Toledo.	30	659	288	259 Häuser. 5014 Jesuiten. 2520 Priester.
	Kastilien.	33	718	360	
	Arragonien.	24	604	272	
	Boetien.	31	662	308	
	Sardinien.	10	300	114	
	6 Prov. in Amerika.	113	1945	108	
	Philippinen in Asien.	18	126	97	
Portugal.	Portugal.	16	861	384	1854 Jes. 927 Priest.
	4 Prov. in Asien.	—	303	227	
	4 Prov. in Amerika.	—	690	316	

Griechenland wie es ist.

Zweiter Artikel.

Die Seeräuberei.

Einer der größten Uebelstände der griechischen Revolution ist unstreitig die von ihr veranlaßte Seeräuberei. Fünf Jahre lang ist der Handel der Levante von den Piraten geplündert worden. Es war einem nicht eskortirten Schiffe unmöglich, sie zu vermeiden. Von hundert Fahrzeugen, die nach Alexandria gekommen, war nur eins verschont geblieben.

Die Seeräuberei wurde auf zweierlei Art betrieben, auf großen Fahrzeugen, Briggs oder Goeletten, und auf Barken. Diese letzte war nicht die am wenigsten gefährliche. Die Seeräuberei im Großen mußte mehreren Ursachen zugeschrieben werden: zuerst den schnell auf einander gefolgten provisorischen Regierungen, die sie gewissermaßen in Schwung gebracht; sodann der Unterbrechung des Handels, wodurch die ganze handeltreibende Bevölkerung ins Elend gestürzt wurde; endlich die Anlockung eines leichten Gewinnstes.

Die ersten Seeräuberei-Versuche gingen von der Regierung selbst aus. Beim Ausbruch des Krieges erklärten die Griechen alle Küsten des Archipels in Blokadezustand. Diese Maßregel war schon an und für sich eine Verletzung des Völkerrechts; denn in der That waren die Griechen nur insurgirte Unterthanen, und als solche konnten und durften sie die freundschaftlichen Verhältnisse anderer Mächte mit der Pforte nicht unterbrechen. Indessen betrachtete

man die in Rede stehende Maßregel nicht unter dem politischen, sondern unter dem religiösen Gesichtspunkte, und der Blokus wurde theilweis anerkannt.

Daß Oesterreich sich von Anfang an der griechischen Sache abgeneigt zeigte, ist ganz natürlich, und erklärt sich von selbst. Zuerst erblickte Oesterreich in der griechischen Insurrektion nur eine Revolte. Es konnte erwarten, daß sie nicht von langer Dauer, und von einflußreichen Folgen sein werde. Sodann hatte Oesterreich zu besorgen, daß die Entwickelung des Handels der Griechen den seinigen sehr beschränken werde, was jetzt auch auser allen Zweifel gestellt ist. Es lag also in seinem Interesse, die griechische Insurrektion mehr zu verhindern, als zu befördern.

Alle Mächte mußten nun wohl wünschen, daß die griechische Insurrektion den Handel mit der Levante nicht ganz vernichte. Sie zeigten sich also geneigt, den Blokus für die Küsten Griechenlands anzuerkennen, insofern die Hellenen ihn zu erhalten im Stande sein mochten. Aber sie konnten nicht zugestehen, daß diese die Schifffahrt im ganzen Meere der Levante unsicher machten.

Unter dem Vorwande, die Handelsschiffe zu durchsuchen, um sich zu überzeugen, daß sie den Türken weder Waffen noch Munition zuführten, maßten die Griechen sich nach und nach das Recht einer allgemeinen Inspektion an, die nur zu bald in Seeräuberei ausartete, und die endlich so weit getrieben wurde, daß man sich genöthigt sah, Gewalt durch Gewalt abzutreiben. Erst die Ankunft des Präsidenten konnte diesen Mißbrauch der Zugestehung in

Etwas vermindern, und nach und nach immer mehr beseitigen.

Kontinental-Griechenland.

Wir haben im ersten Artikel die vorzüglichsten Abtheilungen angedeutet, welche sich in Griechenland darbieten, und die es verhindern, ein übereinstimmendes Ganzes zu bilden.

Die erste aller Ursachen ist die Natur. Sie zieht die scharfen Trennungslinien, welche eine vervollkommnete Zivilisation allein zu verwischen im Stande ist. Nicht aber von der Barbarei und den politischen Umwälzungen, die Griechenland seit mehreren Jahrhunderten zerrissen, kann man ein solches Resultat erwarten. Dazu kommt noch die Invasion der Türken in Europa, die langdauernd und methodisch gewesen. In dem Maße, als sie vordrangen, gaben sie auch den besetzten Ländern eine andere Gestalt.

Das muselmännische Gesetz wurde allbeherrschend. Es gestand zwar den christlichen Unterthanen, gegen Bezahlung eines Tributs, Schutz zu; aber es verweigerte ihnen die Rechte, welche nur den Gläubigen vorbehalten waren. Auf solche Weise bildete es immer und überall zwei durchaus geschiedene Klassen, die sich nie vermischen, nie in einander verschmelzen konnten.

Das Verfahren der Türken war in dieser Hinsicht keineswegs politisch. Sie stellten zwischen den unterjochten Völkern und sich eine unübersteigliche Scheidewand, und verhinderten auf solche Weise, daß jene nach und nach ihren Grundsätzen und Glaubensmeinungen sich anneigen konnten. Sie verlangten „Bekehrung in Masse“, die aber gerade durch

ihr Verfahren unmöglich gemacht wurde. Früher, als der Islamismus in dem vollen Glanze einer neuen Lehre die Völker blendete, wendeten sich ganze Nationen ihm zu. Er hatte damals nichts Schroffes, nichts Zurückstoßendes. Er bemächtigte sich der Einbildungskraft, und beschäftigte sie auf eine sehr angenehme Weise, während er in Griechenland sich kalt und gebieterisch zeigte, und die unterjochte Bevölkerung mehr zu unterdrücken als zu erheben sich bemühete.

Die Türken, welche zum ersten Male im vierzehnten Jahrhundert unter Orkan I die Dardanellen überschritten, hatten den europäischen Kontinent bis zu den Grenzen Thessaliens, zu Ende desselben Jahrhunderts, unter Bajazet, erobert. Morea wurde erst von Mahomet II, nach der Einnahme Konstantinopels im Jahr 1453, unterworfen. Die Venetianer bemächtigten sich 1685 dieser Halbinsel, und gaben sie 1718, durch den Vertrag von Passarowitsch, den Türken zurück.

Morea war der letzte Zufluchtsort der Hellenen, während der kurzen Okkupation der Venetianer. Eine große Zahl derselben flüchtete sich dahin aus den benachbarten Provinzen, besonders aus Rumelien. Durch diese Einwanderungen kamen auch die albanesischen Völkerstämme nach Achaja, Korinth, Argos und in die benachbarten Inseln. Die türkische Bevölkerung war von jeher gering im Peloponnes, während sie in Mazedonien, in Thessalien und in Albanien sehr bedeutend war. Indessen ließen sie sich doch vorzugsweise in den Ebenen nieder, während die Griechen in das Gebirg gedrängt wurden.

Die Gebirgsbewohner.

Sie unterscheiden sich von denen des flachen Landes durch ihre Vorliebe für ein wildes, freies Leben. Sie treiben wenig Ackerbau, und beschäftigen sich beinahe ausschließlich mit der Viehzucht. Die griechischen Stämme, welche das Gebirg bewohnen, sind im Allgemeinen arm, aber stolz auf ihren Ursprung. Sie halten es keinesweges für entehrend, Räuberei zu treiben, und das flache Land zu verheeren. Ihr Leben ist von dem der Banditen wenig verschieden. Sie überfallen die Reisenden, sie plündern zerstreute Häuser und Weiler, sie stehlen Vieh und andere Gegenstände, und flüchten sich mit ihrem Raube in die Berge, wo sie geborgen sind. Dergleichen Unternehmungen sind ihnen so sehr zur Gewohnheit geworden, daß es eine der schwersten Aufgaben einer regelmäßigen Regierung sein dürfte, davon sie abzuwenden.

Daß diese Bevölkerung von kriegerischem Instinkt beseelt ist, ergibt sich von selbst. Sie beschäftigt sich mit nichts anderem, als mit Waffenthaten, und kennt keine höhere Aufgabe, als die, ihre physische Ueberlegenheit so viel als möglich geltend zu machen. Deshalb auch befand sie sich im Solde der türkischen Paschas, und es war ihnen vollkommen gleich, zur Unterdrückung ihrer eigenen Landsleute gebraucht zu werden, insofern sie nur regelmäßig bezahlt wurden.

So verrieth Wasso, am Tage von Peta, das Korps der unglücklichen Philhellenen, das gänzlich aufgerieben wurde. Während der Belagerung von Missolunghi verkaufte der Suliot Zawellas den Türken den Proviantransport, welchen der philhellenische Ausschuß den Belagerten zusendete, und ohne den

jene die Belagerung hatten aufheben müssen. Man könnte noch viele ähnliche Umstände andeuten, die dem griechischen Karakter eben nicht zur Ehre gereichen.

Diese Andeutung der Neigungen und Sitten der griechischen Gebirgsbewohner erklärt ihr Betragen während dem letzten Kriege. Die Revolution, welche ihrem Vaterlande eine andere Gestalt verliehen, rührt keineswegs von ihnen her. Sie ist entstanden in der Masse des Volkes, die von den Türken unterdrückt wurde, und mehr noch durch die Primaten, die als Mittelspersonen dienten, und die durch eine andere Ordnung der Dinge nur gewinnen konnten.

Die Banditen im Gebirg nahmen ebenfalls Theil an den Unruhen, zuerst weil sie sich darin in ihrem eigentlichen Elemente befanden, sodann weil sie ihnen Beute versprachen. Sie allein waren bewaffnet und an den Krieg gewöhnt. Man empfing sie also beinahe wie Befreier, und ahmte sie als Muster nach. Aber diese Nachahmung konnte nicht vortheilhaft sein für das Land, das von den Pallikaren und ihren Anhängern ohne alle Schonung behandelt wurde. Sechs Jahre lang arbeiteten sie nur darauf hin, Alles zu desorganisiren, was ihnen auch so wohl gelang, daß es jetzt schwer ist, in der ganzen Nation noch eine Klasse zu finden, die man leicht zum Guten leiten könnte.

Die arbeitende Klasse, welche überall die bessere ist, existirt in Griechenland beinahe nicht mehr. Man entdeckt sie nur noch auf einigen entlegenen Punkten im Innern, und selbst dort ist sie selten. Auf den ersten Blick glaubt man nichts als bewaffnete Banditenhorden zu sehen, oder Faullenzer, die

kein größeres Glück kennen, als gemächlich zu schmauchen, ohne im Uebrigen Hand oder Fuß zu bewegen.

Das Land ist überall verheert, die Häuser sind niedergebrannt, die ruhige Bevölkerung ist der Verzweiflung nahe. Bei dem Ausbruche der Insurrektion hatten die arbeitenden Klassen wenigstens ihr tägliches Brod; jetzt mangelt es ihnen an Allem. Was der Krieg verschont hat, wird nun von der Hungersnoth aufgerieben. Man bemerkt, wie viel die Regierung in diesem Lande zu thun hat, um es wieder einigermaßen zu erheben.

Nächst den Pallikaren haben die Primaten Griechenland das meiste Unheil zugefügt. Unter der türkischen Beherrschung bildeten die Primaten den Mittelstand zwischen den Gebietern und den Sklaven. Aber ihre unmittelbare Berührung mit beiden war nur geeignet, sie immer mehr herabzuwürdigen. Sie hatten keine andere Waffen, als List und Treulosigkeit. Jedes edle Gefühl war ihnen durchaus unbekannt. Golddurst hatte alle übrigen Anregungen verdrängt. Kriechend gegen die Türken, waren sie anmaßlich und unbarmherzig gegen das Volk, dessen Lasten sie beständig vermehrten.

Was kann man jetzt von ihnen erwarten? Wenig oder nichts. Von Grund aus verdorben, sind sie keineswegs geeignet, den guten Samen zu pflegen, den die neue Regierung mit vollen Händen ausstreut. Ihr ganzes Bestreben zielt im Gegentheil darauf hin, ihn zu vernichten, weil sie wohl einsehen, daß ihr Einfluß sich in dem Maße vermindern muß, als eine weise Freiheit ihre Früchte erzeugt. Schon jetzt verbergen sie ihre Erbitterung gegen eine neue Ordnung

der Dinge nicht, die es ihnen unmöglich macht, mit den Anführern und Vorstehern sich zu verständigen, und gemeinschaftlich mit ihnen zu stehlen. Denn bevor die Verwaltung Capodistrias einige Ordnung in das Finanzwesen brachte, war der Diebstahl öffentlich, und Niemand scheute sich, einzugestehen, daß er auf Kosten des Landes sich bereichert habe.

Bürgerkrieg.

So lange es noch Etwas zu stehlen gab, waren die Primaten und die Anführer der Banden vollkommen übereinverstanden. Aber kaum war die Mine ausgebeutet, als auch schon die Feindseligkeiten zwischen ihnen begannen. Man stritt sich nun über den getheilten Raub; denn Jeder glaubte von dem Andern übervortheilt worden zu sein. So wurzelte das Uebel immer tiefer, und der Augenblick war nahe, wo es unmöglich gewesen wäre, es gänzlich auszurotten.

Selbst die Anwesenheit des Feindes, der Aegypter in Morea, verminderte diesen innern Zwist nicht. Griechenland wurde auf doppelte Weise verheert, und an Verräthern fehlte es nicht.

Die Türken verachteten endlich ihre Gegner so sehr, daß sie mit ihnen keine Unterhandlung mehr pflegen mochten. Sie wußten, daß Alles käuflich sei, und daß man sich nur an den ersten besten Anführer und Vorsteher zu wenden habe, um gegen eine mäßige Summe von Allem unterrichtet zu werden, und Alles zu erhalten.

Ibrahim hätte auf diesem Wege ganz Morea sich in Kurzem unterwerfen können. Aber sein natürlicher Stolz und die Rechtschaffenheit seiner Halbbarbarei liessen ihn voraussetzen, daß er eben so gut, und

rascher vielleicht, durch Waffengewalt seinen Zweck erreichen könne. Erfahrung belehrte ihn, wie falsch sein Kalkul gewesen. Fast immer siegreich, entgingen ihm die flüchtigen Horden unaufhörlich, und bei aller Tapferkeit und Disziplin seiner Truppen war es ihm nicht möglich, irgend ein entscheidendes Resultat zu erzielen.

Indessen verstrich die Zeit. Krankheiten dezimirten seine Armee, bis endlich der Dazwischentritt der großen Mächte dem Gange der Angelegenheiten eine andere Gestalt verlieh.

Bevölkerung der Ebenen.

Längs den Küsten Achaja's, zu Elis, in den Umgebungen von Argos und Tripolizza, so wie in dem schönen Eurotasthale, findet man noch einige Landwirthe, welche den Ackerbau allmälig wieder zu erheben sich bemühen. Ihre Sitten sind durchaus verschieden von denen der Pallikaren. Sie sind sanft, reinlich, zuvorkommend und gastfreundschaftlich. Freilich fehlt es ihnen noch an aller Unterrichtung, und der schwärzeste Aberglaube ist allgemein vorherrschend bei ihnen. Doch unter guter Leitung werden sie sich bald erheben und einen durch seine guten Eigenschaften wirklich achtungswerthen Stand bilden.

Raub und Diebstahl sind äusserst selten bei ihnen. Es gibt hier wenigstens noch einen Kern der Rechtschaffenheit, des Gradsinnes, dem sich viel Gutes entnehmen läßt.

Ihre Gemeinden-Organisation ist wirklich musterhaft. Sie scheint einen beinahe patriarchalischen Ursprung zu haben. Alles in ihr ist im höchsten Grade einfach und zweckmäßig. Der Vorsteher jeder Ge-

meinde wird unter ihren Mitgliedern gewählt, und verwaltet sein Amt, ohne dafür irgend eine Besoldung zu erhalten. Jede Gemeinde ist verantwortlich für die in ihr verübten Verbrechen, die immer auf das Strengste bestraft werden. Stößt dagegen einem Einwohner ein Unglück zu, so wird er von seinen Mitbürgern entschädigt.

Diese Organisation ist von dem Präsidenten einigermaßen verändert worden, weil sie dem gegenwärtigen Zustande des Landes nicht mehr vollkommen entsprechend war, und vorzüglich, weil es ihr an einer Zentralkraft gebrach, die unter den gegenwärtigen Umständen dringend nothwendig war. Sie beförderte vielmehr eine Zersplitterung, die auf jeden Fall nachtheilige Folgen hätte haben können. Wir werden der neuen Organisation weiter unten umständlicher gedenken.

Die Hauptaufgabe der Regierung besteht vor Allem darin, das Volk dem Elende zu entreissen, in welches es jetzt versenkt ist. Der traurige Zustand des Landes übersteigt alle Beschreibung. Fast alle Häuser sind niedergebrannt oder zertrümmert, alle Weinstöcke und Oelbäume sind ausgerissen, alle Heerden vernichtet, und das wenige Geld, welches im Lande war, ist entweder verschwunden, oder befindet sich in den Händen der Räuber.

Die Regierung hat also Alles neu zu schaffen. Sie findet hier keine Elemente des Wohlstandes, auf welche sie sich stützen könnte, um das Gedeihen des Guten zu befördern. Es fehlt hier an Allem. Man muß zuerst den Samen spenden, um die Erde zu befruchten, und man muß Ackergeräthe haben, um die Erde fruchttragend zu machen.

An arbeitsfähigen Aermen fehlt es nicht, aber an den Mitteln, sich derselben mit Vortheil zu bedienen. Das große, das unermeßliche Elend, in welches Griechenland sich versenkt sieht, ist bei Allem ein beinahe unübersteigliches Hinderniß. Jede Kultur, wie gering sie auch sein mag, erfordert die Verwendung eines kleinen Kapitals, um Geräth, Vieh, Aussaat sich zu verschaffen. Sie bedarf ausserdem auch des Vertrauens und der Sicherheit; denn wer möchte arbeiten, wenn er nicht auf eine Aernte hoffen darf?

Das sind die Ursachen, welche bis jetzt die innere Kraftentwickelung Griechenlands verhindern. Die Zeit allein vermag über das Elend zu triumphiren. Alles hängt von der Beharrlichkeit und von der Dauer der jetzigen Regierung ab. Das Gute, was sie bereits gethan, kann dem, welches sie zu vollbringen berufen ist, als Basis dienen. Sie hat die Ordnung wieder hergestellt und erhalten: möge es ihr nun auch gelingen, die Arbeitsliebe wieder zu erwecken in einer durch lange Unruhen aufgeregten Bevölkerung, die sechs Jahre lang beinahe kein anderes Gewerbe kannte, als Räuberei.

Das Unternehmen ist schwer, um so schwerer, da die Regierung zur Erreichung ihres Zweckes sich einer von Grund aus verdorbenen Klasse, jener der Primaten, bedienen muß. Bei alledem darf man hoffen, daß es ihr, unter der Aegide eines Mannes, wie Capodistrias, gelingen werde.

Die Rumelier und die Moraiten.

Wir haben bereits zwei Hauptabtheilungen der griechischen Bevölkerung angedeutet, die Bewohner des Gebirges und die der Ebene, die erstern vom

Raube, die andern von der Arbeit lebend. Die Rumelier nennen die Moraiten nur entartetes und feiges Gesindel. Sie allein glauben Muth zu haben, und den eigentlichen Nerv ihres Vaterlandes zu konstituiren. Sie allein widersetzten sich den Türken, und machten durch die heldenmüthige Vertheidigung von Missolunghi sich unsterblich, während die Bewohner Morea's sich verzagt unter das ägyptische Joch beugten.

So äussern die Rumelier sich gegen die Moraiten. Diese ihrerseits vergelten ihnen Gleiches mit Gleichem. Sie erblicken in jenen nur ungezügelte Räuber, denen Plünderung über Alles geht. Sie erinnern sie an die Beschiessung Napoli's, und an ihre schimpfliche Flucht bei Athen, wo 300 Delhis 10,000 Rumelier zerstreuten, während vier Jahre später Ibrahim mit 40,000 Mann vortrefflicher Truppen Morea sich nicht unterwerfen konnte.

So ist immer noch Neid und Zwietracht vorherrschend bei den Partheien. Die Regierung findet auch darin eine schwere Aufgabe. Denn diese Spaltungen bestehen nicht allein von Provinz zu Provinz, sondern auch von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf. In Morea sind die Gebirgsbewohner gegen die der Ebenen wirklich feindselig gesinnt. Die Arkadier, und vorzüglich die Mainoten, haben eine durchaus verschiedene Lebensweise, wie die Bewohner von Argos, von Korinth, von Achaja, von Elis, von Messenien, von Tripolizza und von Mistra. Sie sind Pallikaren, wie die Rumelier, und leben, wie diese, nur vom Raube, und in beständiger Feindschaft mit den Ackerbauern, die sie Sklaven nennen.

Die Mainoten halten sich für direkte Nachkommen

der alten Spartaner. Ihr hartnäckiger Widerstand gegen die Türken hat dieser Behauptung selbst einiges Gewicht gegeben. So viel ist gewiß, daß man sie als die unerschrockensten Räuber in Europa betrachten kann.

Das von ihnen bewohnte Land begreift die ganze Strecke des Taygetes, zwischen den beiden Meerbusen von Kolokythia und Koron. Das äusserste Ende desselben bildet das Kap Matapan. Diese Felsenkette ist durchaus nackt. Die Temperatur in ihr ist bald glühend, bald eisig. Demungeachtet ist sie mit zahlreichen Dörfern bedeckt, die man bald auf schwer zugänglichen Gipfeln, bald auf in das Meer hinausragenden Klippen bemerkt.

Man begreift nicht, auf welche Weise die Bewohner dieser unwirthbaren Gegend die nothwendigsten Lebensmittel gewinnen. Aber die Industrie der Mainoten weiß sich Alles zu verschaffen. Nirgends findet man besser organisirte Diebsgesellschaften, als bei ihnen. Arbeit ist ihnen verhaßt. Verrath ist ihre Lieblingswaffe. Bietet sich ihnen irgend ein Raub dar, so ruhen sie nicht eher, bis sie desselben sich bemeistert haben. In dieser Hinsicht sind sie unermüdlich.

Vor der Revolution hatten sie, wenigstens dem Namen nach, ihre Beys, und diese Würde stand ausschließlich der Familie Mauromichalis zu. Aber diese Beys hatten keinen andern Einfluß, als den, welchen ihre Reichthümer ihnen gewährten. In allem Uebrigen bekümmerte man sich um ihre Gebote wenig oder nicht. Indessen vertraten sie ihre Landsleute bei der Pforte, und einer ihrer Angehörigen diente dieser beständig als Geisel.

Beinahe alle Häuser in den mainotischen Dörfern sind befestigt, ungefähr wie bei uns die Herrschaftsgebäude im Mittelalter. Die Mainoten sind nie, im eigentlichen Sinne des Wortes, türkische Unterthanen gewesen. Sie bezahlten der Pforte nur einen leichten Tribut, und befanden sich in der gleichen Kathegorie, wie die Inselbewohner im Archipel.

Karakter des Volks.

Unwissenheit und Aberglaube sind bei der großen Masse der griechischen Nation bis auf den äussersten Punkt gediehen. Man darf daraus jedoch nicht folgern, daß die Natur sie stiefmütterlich bedacht habe. Sie hat ihr im Gegentheil viel Scharfsinn, viel sogenannten Mutterwitz gegeben. Leider ist das Streben der Geistlichkeit beständig darauf gerichtet gewesen, diese herrlichen Gaben zu verpfuschen, und es ist ihr, in Hinsicht auf alle religiösen und moralischen Begriffe, nur zu wohl gelungen.

In allen übrigen Beziehungen zeigt sich der rasche, kühne Geist der Hellenen in seiner ganzen Integrität. Es ist unglaublich, mit welcher Geschicklichkeit sie ihre Zwecke zu erreichen wissen. Mit ihnen muß man beständig auf seiner Hut sein. Kein Blick, kein Wort entgeht ihnen. Sie errathen alle Bewegungen, und dringen bis auf den Grund der Seele dessen, mit dem sie irgend etwas zu verkehren haben. Schlau geben sie sich oft das Aeussere gutmüthiger Beschränktheit, um ihre Gegner desto sicherer zu täuschen. Alle ihre Worte, Bewegungen, Blicke und Gebehrden sind genau berechnet. Sie verlieren das Ziel, dem sie zustreben, nicht eine Minute aus den Augen.

Niemand ist geschickter, die schwache Seite desje-

nigen zu entdecken, mit dem er es zu thun hat, als der Grieche. Er vereint Alles in sich, was List und Erfahrung darzubieten vermögen. Schmeichelei, Theilnahme, zuvorkommendes Wesen, Ueberredung stehen ihm eben so gut zu Gebote, als Hartnäckigkeit, Lüge, Betrug und Heuchelei. Sind alle diese Mittel noch nicht hinlänglich, so nimmt er seine Zuflucht zur Gewalt, und bemächtigt sich mit ihrer Hilfe dessen, was er nicht auf andere Weise erlangen kann.

Der Werth der Zeit ist den Griechen unbekannt. Sie kennen keinen andern reellen Werth, als den des Geldes.*) Zeigt sich ihnen ein gewisser Gewinn am Ende des Tages, so warten sie geduldig, und denken nicht daran, ihre Zeit auf eine andere zweckmäßige Weise zu verwenden. Es fällt ihnen nicht ein, daß sie durch eine bestimmte Arbeit vielleicht zehnmal mehr gewinnen könnten. Man kann diesen falschen Kalkul nur ihrer Unwissenheit zuschreiben, und der Knechtschaft, in welcher sie so lange gelebt. Geld ist für sie Alles, und ihre Hauptaufgabe bestand nicht allein darin, es sich zu verschaffen, sondern vielmehr, es sich zu erhalten.

Die Ideenfolge, welche in diesem Betrachte bei den Hellenen sich gebildet, ist durch lange Jahre der Unterdrückung tief gewurzelt, und durch die letzten Unruhen noch mehr befestigt worden. Es bedarf jetzt der Herrschaft der Ordnung, Ruhe und Gesetzmäßigkeit, um diesem Volke das längst verlorne Vertrauen wieder zu geben.

*) Man kann dieselbe Bemerkung auch auf die handeltreibende Klasse der Israeliten anwendbar machen.

Blick auf das alte Aegypten.

Dritter Artikel.

Ein anderer merkwürdiger Beweis der zwischen den Künsten und den Institutionen der an den Ufern des Nils wohnenden Völker bestehenden Aehnlichkeit ist durch Caillaud's Reise nach Meroe festgestellt worden. Indessen hat die hieroglyphische Literatur noch kein genügendes Licht verbreitet über den Zweck und die Bestimmung der Pyramiden, welche man bis zu den entferntesten Punkten seines Laufes bemerkt, und die von wirklichen Riesen-Völkern aufgethürmt zu sein scheinen. Noch erheben sich diese ungeheuern Denkmäler immer in schweigender Majestät.

Dem Zeugnisse des Plinius zufolge, wissen wir, daß die Alten in diesem Betrachte keine bestimmte Meinung hatten, und die absoluten Angaben des Herodot werden durch sein eigenes Zeugniß widerlegt, wenn er sagt, daß die Priester über diesen Gegenstand sich nicht gern äusserten.

Auf jeden Fall ist es eine merkwürdige Thatsache, daß man diese Denkmäler auf den beiden entferntesten Punkten der Nilregion findet. Das ganze Land, welches man als zu Meroe gehörig betrachten kann, ist mit kleinen Pyramiden überdeckt, die jedoch an Höhe und Umfang hinter denen von Memphis weit zurückstehen. Der obengedachte Reisende beschreibt die Pyramiden von Nure folgendermaßen:

„Man zählt deren fünfzehn sehr große. Sie waren noch ziemlich gut erhalten, und ich konnte sie an ihrer Basis messen. Eine von ihnen ist doppelt so groß, als alle übrigen. Ihre Basis mißt 40 Meter

50 Centimeter (1 23 Fuß). Im Ansteigen wird sie sie immer schmaler, wie die von Sakarah. Der oberste Theil einer ihrer Seiten ist eingestürzt, und läßt im Innern den Gipfel einer kleineren Pyramide erblicken, welche die größere bedeckt zu haben scheint. Alle übrigen haben 26 bis 28 Meter (80 bis 86 Fuß) an der Basis. Ihre Bauart ist von jener der ägyptischen Pyramiden nicht verschieden, ausgenommen, daß sie oben dünner sind. Auf der Aussenseite sind sie mit flachen Ziegeln gedeckt. Das Innere ist aus viereckig zugehauenen Wurfsteinen gebauet. Sie sind senkrecht an einander gefügt."

Die Pyramiden im Süden haben gewöhnlich ein kleines Heiligthum am Eingange, und unter diesem Betrachte sind sie von denen im Norden verschieden. Ausserdem aber sind die Pyramiden von Meroe mit denselben Hieroglyphen bedeckt, wie die von Theben und Abydos. Diodor bescheinigt ausdrücklich den äthiopischen Ursprung der Hieroglyphen, die er *Αιθιοπικα γράμματα* nennt.

Ein anderer Umstand verdient beachtet zu werden. Während nämlich äthiopische Thiere, wie das Rhinozeros, das Nilpferd und die Giraffe, unter den hieroglyphischen Karakteren sich zeigen, bemerkt man unter ihnen das Kameel nicht, das doch in Unter-Aegypten häufig war, indem der König dieses Landes mehrere derselben Abraham zum Geschenk machte.

Also trägt Alles dazu bei, die Wahrscheinlichkeit des äthiopischen Ursprungs der Künste Aegyptens zu bezeugen. Uebrigens ist diese Meinung nicht neu, wie Champollion zu glauben scheint, indem sie bereits Diodor nach der Tradition und den Zeugnissen der

Priester ausgesprochen. Auch Bruce behauptet, daß die zahlreichen Höhlen, in den Bergen über Theben, ursprünglich von der äthiopischen Kolonie bewohnt wurden, welche später die Stadt erbaute. Hamilton seinerseits äussert, daß wir die ersten Keime der Politik und der Religion den Nachkommen jener Troglodyten verdanken, welche ihre Höhlen verliessen, um die Welt zu erleuchten.

Aber zu welcher Race gehören jene ersten Urheber der Zivilisation des Menschengeschlechts, die in ihrer Hauptstadt Meroe zugleich Handelsverbindungen hatten mit Indien und mit ganz Afrika; deren Tempel war wie die heilige Stätte von Mekka, ein großer Zentralpunkt des Handels und der Religion, und von wo die von ihnen kultivirten Künste, mit ihren gewerbsamen Kolonien, nach und nach dem Laufe des Nils folgten, und die Sümpfe Aegyptens fruchtbar machten?

Muß unser Stolz der demüthigenden Schlußfolge sich unterwerfen, daß wir die ersten Grundsätze der Zivilisation, der wir unsern Ruhm und unsern Wohlstand verdanken, jener unglücklichen, so lange verfolgten und verachteten Race schuldig sind, die noch jetzt in Amerika unter unserer Tirannei seufzt?

Die noch vorhandenen Denkmäler vergönnen uns, diese Frage auf eine peremptorische Weise zu beantworten. Nichts ist merkwürdiger in den Malereien und Bildhauereien des alten Aegyptens, als die anscheinende Sorgfalt, mit welcher die verschiedenen Racen in ihnen karakterisirt sind.

Obgleich der Neger, mit seiner schwarzen Hautfarbe, seinen dicken Lippen, seinem wolligten Haar, häufig unter den Feinden oder unter den Gefangenen

sich zeigt, ist die beherrschende Kaste dennoch nicht schwarz, sondern vielmehr dunkelbraun. Ihr Wuchs ist hoch, ihr Haar gekräuselt, aber nicht wolligt, und man findet in ihrem Profil eine gewisse Feinheit und Regelmäßigkeit.

Heyne, mit dem prophetischen Scharfblick des Genies, hatte diese Thatsache bereits geahnet, bevor sie durch eine genaue Prüfung der Denkmäler festgestellt wurde.

In den ältesten, wie in den neuern Grabmälern, sind die Helden ohne Ausnahme Personen, deren Züge denen der Negerrace durchaus fremd sind, und die sich vielmehr den griechischen Idealen nähern. Die Malereien führen zu denselben Folgerungen. Die einfachen Farben der Aegypter vergönnen ihnen die Haut der verschiedenen Racen ziemlich genau zu unterscheiden. Das entscheidendste Zeugniß aber ist das der Mumien. Die der höhern Stände haben eine braune, aber keineswegs schwärzliche Haut. Sie haben lange, manchmal glatte Haare, und ihre Züge verrathen durchaus keinen Negerursprung.

Es ist zu bezweifeln, daß die Troglodyten von Meroe zuerst das Nilthal bevölkert haben. Wahrscheinlicher ist es, daß sie, in einigen Theilen wenigstens, in dem Maße als sie abwärts drangen, bereits eine barbarische Race angesiedelt fanden, auf welche sie den Einfluß gewonnen, den ihnen natürlicherweise eine überlegene Zivilisation geben mußte, und daß sie die höheren Stände einer gemischten Nation bildeten.

Eines Tages vielleicht wird man den Fortschritten der Troglodyten in jenen Urtempeln Nubiens fol-

gen, die sie in dem Felsen ausgehauen, wo sie selbst sich gegen die Sonnenglut, gegen die erstickenden Südwinde und die Sandwellen der Wüste zu schirmen suchten. Belzoni und zwei französische Künstler, Gau und Huyot, haben in dieser Hinsicht bereits viel gethan. Aber es bleibt noch viel mehr zu thun übrig. Vorzüglich muß man die Urgebäude von den Hinzufügungen unter den Pharaonen und den Ptolemäern unterscheiden.

Theben hat unstreitig ein sehr hohes Alterthum. Die Troglodyten verliessen nach und nach ihre Höhlen, um in die Ebene niederzusteigen, wo sie, auf beiden Ufern des Flusses, die Stadt mit den hundert Thoren gründeten. Zu gleicher Zeit dehnte sich der Ackerbau um ihre Mauern aus. Die Stimme der Tradition und die der Geschichte schreiben übereinstimmend dem ägyptischen Gott die Erfindung des Ackerbaues zu.

Primus aratra manu solerti fecit Osiris
Et teneram ferro sollicitavit humum.

Die Priester Aegyptens und Aethiopiens, sagt Diodor, haben einen Zepter in Form eines Pflugs, und ihre Könige haben denselben Zepter angenommen.

Abydos war wahrscheinlich der Punkt, bis zu welches Volk längs dem Flusse vordrang. Es scheint selbst, daß, nachdem die Regierung eine monarchische Form angenommen, diese Stadt die Residenz einer königlichen Dynastie wurde. Die Aegypter betrachteten sie mit Ehrfurcht, und glaubten, daß Osiris dort beerdigt worden.

Man darf voraussetzen, daß Unter-Aegypten zu jener Zeit nichts war, als ein großer Sumpf, und

daß das Delta noch nicht existirte. Wissenschaftliche Nachforschungen der neuern Zeit haben die Voraussetzung Herodots bestätigt, daß ganz Aegypten ein Geschenk des Nils sei. Cuvier hat dieser Hypothese die Sanktion seines Namens gegeben. Er findet es nicht unwahrscheinlich, daß, zu den Zeiten Homers, Pharos in der That so weit vom festen Lande entfernt war, als in der Odyssee angedeutet ist. Er behauptet auch, daß Unter-Aegypten 2000 Jahre vor Christi Geburt noch nicht existirte. Aber diese Angabe ist unvereinbar mit dem chronologischen System, welchem zufolge Abraham den König von Aegypten zu Zoan besuchte, 292 Jahre nach der Sündfluth.

Die Urbevölkerung Aegyptens hat also, wie Zoega voraussetzt, aus einigen elenden Hirtenstämmen bestehen können, welche die Niederungen bewohnten, wo die Ueppigkeit der Vegetation ihren Heerden eine überflüssige Nahrung darbot.

Später führten dort die äthiopischen Einwanderer den Ackerbau ein, und verwandelten die Sumpfwiesen in fruchtbare Felder, indem sie dieselben mit Kanälen durchschnitten und trocken legten. Bald darauf wurde diese große Region gänzlich von theokratischen Kolonien bedeckt. Die Städte entstanden nach und nach. Sie erhielten ihre Namen von den Göttern, welche man in ihnen verehrte. Der griechische Name von Theben, Diospolis, war unstreitig die Uebersetzung eines gleichbedeutenden ägyptischen Wortes. Memphis war die Stadt Phtahs, Heliopolis die der Sonne u. s. w.

Indessen ist es wahrscheinlich daß, bevor die

untere Region vollkommen bevölkert war, die theokratiſche Regierung ſich bereits in eine Monarchie verwandelt hatte. Die eigentliche Geſchichte Aegyptens beginnt mit Menes, dem erſten ſterblichen Könige. Die Zeit der Prieſter-Herrſchaft war, wie Larcher es vorausſetzt, jene lange Periode, während welcher die Regenten für Götter gehalten wurden. Es iſt das mythiſche Zeitalter jener Gegend. Die 30,000 Jahre der Regierung der Sonne, die 3,984 Jahre der zwölf Götter, und die 217 Jahre der Halbgötter, ſind entweder eine religiöſe Allegorie, oder ein mit den Formen der Geſchichte bekleidetes aſtronomiſches Problem. Findet man je den Schlüſſel deſſelben, ſo wird die Löſung wahrſcheinlich nicht die Mühe belohnen, welche man ſich ihretwegen gegeben.

Wir kennen nichts von Menes, ausgenommen was einige griechiſche Schriftſteller über ihn ſagen, und was ſie ſelbſt als ungewiſſe Traditionen andeuten. Es iſt uns gleichermaßen unbekannt, ob der Uebergang von der prieſterlichen zur monarchiſchen Regierungsform plötzlich und gewaltſam, oder langſam und ruhig war.

Doch zeigen ſich unter des Menes Regierung zwei Thatſachen, die bemerkt zu werden verdienen. Es ſcheint, daß unter dieſem Fürſten die ägyptiſche Ziviliſation bedeutend längs dem Fluſſe vordrang. Herodot ſchreibt ihr die Erbauung einer großen Schleuſſe zu, durch welche der Lauf des Nils gemäßigt wurde, und Memphis gegen die Gefahren einer Ueberſchwemmung ſchützte.

Nach demſelben Geſchichtſchreiber war Menes der

Gründer dieser großen Stadt, während Diodor den Uchoreus, welcher viel später herrschte, als ihren Erbauer nennt. Einer Tradition zufolge scheint Menes nicht im besten Vernehmen mit den Priestern von Theben gestanden zu haben.

„Nach den Göttern, sagt Diodor, war Menes der erste König Aegyptens. Er lehrte dem Volke die Götter anbeten, und ihnen Opfer darbringen. Er führte auch den Gebrauch kostbarer Geräthe ein, und die Gewohnheit des Luxus. Mehrere Generationen nachher unternahm Tnephaktos, Vater Bocchoris des Weisen, eine Expedition nach Arabien. Als seine gewöhnlichen Lebensmittel verzehrt waren, mußte er sich mit denen der Eingebornen begnügen. Dadurch befriedigt, schaffte er den alten Luxus ab, verwünschte den König, der zuerst eine so kostspielige Lebensart eingeführt, und wollte, daß diese Verwünschung in geheiligten Buchstaben auf einer Säule des Jupitertempels zu Theben geschrieben werde. Solches ist die Hauptursache, um deretwillen der Ruhm des Menes nicht zu den spätern Zeitaltern gelangt ist.“

Plutarch erzählt dieselbe Geschichte. Sollte man darunter nicht eine Andeutung der Versuche des Menes, in Beseitigung der Kasten-Privilegien, und der Theilnahme des Volks an den religiösen Zeremonien erkennen? Die feierliche Eingrabung der Verwünschung auf eine Säule, von Seiten der Priester, ist auf jeden Fall sehr beachtungswerth.

Von Menes bis zur 15., oder vielleicht selbst bis zur 17. Dynastie ist eine große Lücke. Herodot springt sogleich von Menes bis zu Möris über, der, nach Champollion, zur 18. Dynastie gehört. Der griechische

Geschichtschreiber behauptet zwar, daß zwischen beiden nicht weniger als 330 Könige regiert, aber daß sie keine Denkmäler hinterlassen haben. Er erfuhr von ägyptischen Priestern, daß achtzehn dieser Könige Aethiopier gewesen, und daß alle Uebrige Eingeborne waren. Er nennt auch eine Königin Nitokris, von welcher er eine sonderbare Legende erzählt.

Diodor gibt dem Menes zweiundfünfzig ungenannte Nachfolger. Sodann kommen zwei Fürsten des Namens Busiris, beide jedoch durch acht Generationen von einander getrennt. Dem letzten von ihnen schreibt er die Erbauung von Theben zu. Nach einiger Zeit erscheint der berühmte Osymandias, und nach ihm Uchoreus, der Gründer von Memphis.

Die beiden Geschichtschreiber begegnen sich von Neuem in der Person des Möris. Wir haben über diese Periode auch die Liste, welche Eratosthen von den Priestern zu Theben erhalten zu haben vorgibt. Young hält diese Liste für ächt, der Gleichförmigkeit mehrerer Etymologien mit der erkannten Bedeutung einiger Worte der ägyptischen Sprache wegen. Bei alledem ist diese Liste weiter nichts, als ein trockener Katalog.

Wir eilen schnell über diese große Lücke hinweg. Aber wenn wir zu jener Menge von Königen und Dynastien gelangen, welche Manetho angibt, der nicht weniger als sechszehn Reihefolgen regelmäßiger Könige zählt, ist man verlegen, auf welche Weise man sie in den Grenzen der Chronologie aufnehmen könne.

Man weiß, daß Marsham es versuchte, diese Schwierigkeit zu heben, indem er voraussetzte, daß

mehrere dieser Dynastien Seitenverwandte waren, und zu gleicher Zeit in den verschiedenen Theilen Aegyptens regierten. Diese Hypothese wird von Champollion verworfen, doch gibt er keine rationellere Lösung dieses Problems. Indessen ist diese Meinung nicht neu. In der seltsamen Geschichte der Geburt und der ersten Abentheuer des Moses, von Artapanes (augenscheinlich einem Juden von Alexandria), deren Eusebius gedenkt, ist auch die Rede von mehreren gleichzeitigen Königen. Diese Autorität ist freilich nicht von großem Gewicht. Aber unstreitig war das auch des Eusebius Meinung.

Es verdient bemerkt zu werden, daß Manetho selbst sagt, es habe zu der Zeit der Hirten-Vertreibung noch andere Könige, als die der siegreichen Thebener, in Aegypten gegeben.

Alle Denkmäler sind stumm über diesen Zeitraum. Sie haben beinahe ausschließlich nur Bezug auf die imposante Monarchie der Pharaonen. Champollion hat, mit Hilfe der in dem Tempel zu Abydos entdeckten genealogischen Tafel, einige Exkursionen in die sechszehnte thebaische Dynastie, die gleichzeitig mit den Hirten war, gemacht. Aber da die Inschrift nur die Vornamen der Fürsten andeutet, sind die erhaltenen Resultate von keiner großen Wichtigkeit.

In den Legenden einer früheren Dynastie bemerkt man vorzüglich den Namen Mandui, der auf mehreren Obelisken mit dem Hammer ausgeschlagen worden zu sein scheint. Champollion hält ihn für denselben, als Osymandias, dessen Name, ihm zufolge, aus den Worten Usi Mandui zusammengesetzt worden. Es läßt sich Manches dagegen einwenden.

Um das Schweigen der Denkmäler über diese alte Epoche zu erklären, setzt Champollion voraus, daß die ältesten Bauwerke durch die Hirten zerstört wurden, die, nachdem sie Unter-Aegypten sich unterworfen, ihre Streifereien bis nach Theben ausdehnten.

Diese Vermuthung ist nicht besonders wahrscheinlich. Ohne Zweifel mußten die Einwohner von Theben den Hirten einen Tribut zahlen. Aber wir glauben nicht, daß sie Hand an alle ihre Denkmäler legten, sondern vielmehr, daß die spätereu Könige die noch vorhandenen Werke ihrer Vorgänger niederreissen liessen, um mit den Materialien derselben die ihrigen aufzuführen.

Die Invasion der Hirten ist eine äusserst wichtige und interessante Aera. Demungeachtet schweigen, mit Ausnahme Manethos und Josephs, alle übrigen Geschichtschreiber über dies große Ereigniß. Nur einige Phrasen Herodots haben Bezug darauf. Bei Erwähnung des Cheops und des Chephrenes, denen er die Erbauung der Pyramiden zuschreibt, sagt er:

„Man versichert, daß diese beiden Könige 106 Jahre regierten, während denen die Aegypter auf alle mögliche Weise gequält wurden. Die Tempel blieben während dieser ganzen Zeit geschlossen. Aus Haß sprach das Volk die Namen dieser Könige nie aus. Man behauptet, daß die Pyramiden von den Hirten Philitis erbaut wurden, deren Heerden zu jener Zeit in dieser Region weideten.“

Es ist eine auffallende Uebereinstimmung, daß in einer Handschrift des Eusebius die Zeit der Herr-

schaft der Hirtenkönige ebenfalls auf 106 Jahre angegeben wird.

Wir lassen uns nicht gern durch Etymologien und Analogien verführen. Aber die Aehnlichkeit zwischen den Philitis und den Philistern der Bibel ist wirklich beachtungswerth.

Uebrigens muß man über das Schweigen der Aegypter, hinsichtlich der Hirten, keineswegs erstaunen. Die Priester waren natürlicherweise wenig geneigt, Fremde über diese Epochen zu unterrichten, die für den Nationalstolz so demüthigend gewesen.

Unglücklicherweise ist die Stelle Josephs auch nicht viel klarer. Wir sind selbst nicht gewiß, ob es die eigenen Worte Manethos sind, oder nur eine willkürliche Darstellung des jüdischen Geschichtschreibers. Dieser letzte drückt sich folgendermaßen aus:

„Es gab einmal einen König in Aegypten, des Namens Timaus. Während seiner Regierung wurde die Gottheit feindselig, und plötzlich erschien ein Volk unbekannten Ursprungs von Sonnenaufgang. Es hatte die Kühnheit, das Land zu überschwemmen, welches es mit Leichtigkeit und ohne Widerstand sich unterwarf. Nachdem diese Barbaren die Fürsten besiegt, verbrannten sie die Städte, und schleiften die Tempel der Götter. Sie behandelten die Eingebornen mit der größten Grausamkeit. Die Männer wurden von ihnen umgebracht, und Weiber und Kinder in Sklaverei geschlagen. Endlich erwählten sie unter sich einen König, Namens Salatis. Er wohnte zu Memphis, und ließ sich Tribut von Ober- und Unter-Aegypten zahlen.“

Joseph fügt noch hinzu, daß die Hirten, um gegen die damals sehr furchtbare Macht der Assyrier sich zu schirmen, eine saitische Stadt, Namens Abaris, baueten und befestigten, in welche sie eine Besatzung von 240,000 Mann legten. Der König kam oft nach dieser Stadt, um unter sein Volk das Getreide zu vertheilen, welches er als Tribut erhalten, und um die Truppen in den Waffen zu üben.

Derselbe Geschichtschreiber gibt sodann die Liste von fünf Königen, welche auf Salatis folgten. Ihre Regierungszeit würde eine mittlere Dauer von 48 Jahren gehabt haben, was ohne Beispiel sein würde in der Geschichte.

Champollion irrt sich nicht, wenn er voraussetzt, daß die wilde Race, welche man auf den Denkmälern figuriren sieht, die der Hirten sei, welche bis zu ihrer Vertreibung ihre ursprüngliche Bekleidung und ihre Tatowirung bewahrt zu haben scheint.

In ihren Niederlagen werden sie noch mit wildem Anblick, und mit Häuten bedeckt, dargestellt. Nichts deutet an, daß sie die Gewohnheiten des Ackerbaues angenommen, obgleich sie viel Getreide von den Eingebornen erhoben. Abaris scheint mehr ein großes befestigtes Lager gewesen zu sein, wie sich das bei einem Hirtenvolke vermuthen läßt, als eine regelmäßige Stadt einer civilisirten Nation.

Champollion gibt folgende Beschreibung von den Hirten, nach ihrer Darstellung auf den Denkmälern:

„Diese beiden Nationen, so wie eine dritte immer roth gemalte, mit rothen Haaren und selbst mit blauen Augen, sind die beständigen Feinde der ägyp-

tischen Urmonarchie. Die letzten besonders waren augenscheinlich die am wenigsten zivilisirten, indem sie sich gewöhnlich mit langen, unordentlich flatternden Haaren zeigen, gehüllt in eine Ochsenhaut, auf der man noch das Haar bemerkt, oder mit einem einfachen Schurz um die Hüften, und Aerme und Beine auf eine rohe Weise tatowirt.

„Ich habe Ursach zu glauben, daß diese Barbaren keine andern sind, als jene berüchtigten Hirten, jene Hickschos, die in einer entfernten Zeit Asien verliessen, Aegypten überschwemmten und verwüsteten, bis die Fürsten der 18. Dynastie ihren Verheerungen ein Ziel stellten, sie zuerst aus Aegypten vertrieben, und später alle ihre Angriffe zurückschlugen.

„Die ägyptischen Denkmäler stellen diese Völker nie anders dar, als in einem Zustande der Niederlage oder der Gefangenschaft. Man stellt sie z. B. niedergeworfen dar, oder gebunden auf den Stufen des Throns der Pharaonen, was der Psalmist andeutet in dem Verse: Ponam inimicos tuos in scabellum pedum tuorum.

„Selbst Privatpersonen bezeugen ihren Haß gegen diese Feinde Aegyptens auf eine ähnliche Weise; denn ich habe in den Sammlungen Caillauds und Drovetti's, so wie in dem königlichen Kabinette zu Paris, Sandalen bemerkt, auf denen, gerade auf dem Punkte, welchen die Fußsohle berührte, eben solche Figuren gefangener Hirten, wie auf den Seiten des königlichen Thrones des Horus dargestellt waren.“

Es ist merkwürdig, daß Typhon, der Gott alles

Unheils, das böse Prinzip, ebenfalls mit rothen Haaren dargestellt wird. Diodor berichtet, daß ehemals Menschen von solcher Farbe, die äusserst selten ist unter den Aegyptern, auf dem Grabe des Osiris geopfert wurden. Bei den fremden Eroberern dagegen scheint diese Farbe sehr häufig gewesen zu sein.

Typhon war also die Versinnlichung dieser verwünschten Race, und Abaris war eine typhonische Stadt.

Man sieht auch auf den Denkmälern von Karnak, zu Theben, eine andere Race, mit langen schwarzen Bärten und weiten Kleidern, welche eine Todfeindin Aegyptens gewesen zu sein scheint. Da die Menschen dieser Race auch Heerden haben, welche mit ihnen vor den sie verfolgenden ägyptischen Königen fliehen, hat Heeren vorausgesetzt, daß sie wohl die Hykschos oder Hirten sein möchten. Aber es ist wahrscheinlicher, daß dieser Name der typhonischen Race beigelegt wurde, deren Farbe und Haare einen szythischen Ursprung anzudeuten scheinen. Bruce sagt, daß bei Yembo Individuen wohnen, welche rothe Haare und blaue Augen haben. Sollten sie nicht von der typhonischen Race abstammen?

Aber welches auch der Ursprung der Hirten, und ihr Schicksal nach ihrer Niederlage gewesen, sie wurden aus Aegypten vertrieben durch die letzten thebaischen Könige der siebenzehnten Dynastie und durch die ersten der achtzehnten. Diese letzte herrschte zu Theben 360 Jahre lang, von dem neunzehnten bis zum fünfzehnten Jahrhundert vor Christi Geburt. Sie erhob die Nation aus dem traurigen Zustand,

in den sie versunken war, bedeckte Aegypten, oder wenigstens den südlichen Theil, mit kolossalen Denkmälern, und trug unter Sesostris ihre siegreichen Waffen in alle Regionen der damals bekannten Welt.

Die Obelisken, welche noch in Aegypten vorhanden sind, oder die nach europäischen Städten versetzt worden, sind fast alle aus jener Zeit. Die meisten Museen Europa's enthalten Denkmäler zum Andenken eines der Fürsten dieser Dynastie. Die königliche Sammlung zu Turin enthält an und für sich mehr, als alle übrigen zusammengenommen.

Mit Hilfe dieser Schätze hat Champollion seine glänzende Fantasmagorie der alten Pharaonen gebildet. Die Tafel von Abydos, obgleich verstümmelt, enthält die Vornamen vieler Fürsten dieser Race in ununterbrochener Folge, und da diese Vornamen auch auf anderen Inschriften mit den Zunamen vorhanden sind, hat dieser Gelehrte jedem der in Rede stehenden Fürsten seinen eigenthümlichen Platz in den Dynastien Manethos anweisen können, welche die Grundlage seines ganzen Systems bilden. Oft auch hatten die Könige zwei oder drei Namen, und da man sich bald des einen, bald eines andern bediente, entsteht dadurch eine nicht geringe Verwirrung in der morgenländischen Geschichte.

Seit Champollion sich selbst an die Ufer des Nils begeben, hat er die allgemeine Aufmerksamkeit beständig gespannt gehalten, durch eine ununterbrochene Reihefolge äusserst wichtiger Entdeckungen. Er hat auf den Tempeln, den Obelisken, den

Gräbern, den Statuen, den Basreliefs die Legenden der Könige gelesen, von denen, oder zu deren Andenken sie errichtet worden.

Seine Briefe haben der gelehrten Welt Wunder über Wunder verkündet. Aber bevor wir sie vollkommen würdigen, müssen wir warten, bis er das Gesammt-Resultat seiner Entdeckungen über den Kultus und die Geschichte Aegyptens, die er auf seinen Denkmälern studiert, bekannt gemacht.

Die Entdeckung der Hieroglyphenschrift.

Bereits acht Jahre sind vergangen, seitdem Champollion der jüngere, in seinem „Briefe an Dacier“ die ersten Resultate der merkwürdigen Entdeckung verkündete, welche je die Archäologie gemacht. Die gedrängte Uebersicht des hieroglyphischen Systems, die Briefe an den Grafen von Blacas, und die ersten Hefte des ägyptischen Pantheons haben nach und nach dem Publikum die Fortschritte und die Anwendbarmachung der neuen Wissenschaft angedeutet.

Demungeachtet gibt es noch viele Personen, nicht allein unter denen, die jeder Wissenschaft entfremdet sind, sondern selbst in der literarischen Klasse, welche der Thatsache, daß man Hieroglyphen lesen kann, keinen Glauben beimessen wollen. Einige dieser letztern läugnen geradezu die Möglichkeit, jene alte Zeichenschrift zu lesen, die ihnen zufolge nichts als eine seltsame, sinnlose Aneinanderreihung von Figuren ist. Andere, deren Beschränktheit und Hartnäckigkeit nicht so weit geht, versuchen es, den Gang dieser neuen Entdeckung durch eine Menge ungegründeter Zweifel, schwankender Auslegungen und im Nothfall selbst durch Verläumdungen zu hemmen. Die Schwäche der ersten karakterisirt sich von selbst; die der letztern dagegen ist nichts als Neid. Befassen wir uns weder mit der einen noch mit der andern.

Das Sonderbarste mitten in dem Allem ist die Stellung des Publikums. Skeptisch aus Besorgniß, sich der Arbeit der Beweisgründe zu unterziehen, gibt es der Demüthigung, nichts zu wissen, den Vorzug, nur um die an und für sich schon so schwere Last alles

Desjenigen, was der unterrichtete Mensch wissen muß, nicht noch zu vermehren.

Nichts ist bequemer als Unglaube. Er untersucht, er prüft, er würdigt nicht. Was ist ihm daran gelegen, ob die Sache sich also verhalte, oder anders. Was uns unglaublich scheint, beschäftigt uns nicht lange. Man kennt das alte Sprichwort: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß..“ Aber nicht Jedermann ist dieser Meinung, und wir sind überzeugt, unsere Leser am wenigsten. Untersuchen wir also, was wirklich Wahres ist an der Entdeckung der Hieroglyphenschrift.

Die siegreiche französische Armee hatte Aegypten besetzt. Die Mitglieder der Gelehrten-Kommission, welche durch die Wunder von Theben angezogen worden, maß, zeichnete und beschrieb die Gräber, die Tempel, die Paläste, welche die zerstörende Hand der Jahrhunderte noch unversehrt gelassen.

In Gegenwart dieser zahllosen Räthsel einer erloschenen Zivilisation, brachte Jeder den Tribut seiner Gewohnheiten und seiner Vorurtheile, Jeder nach der Entwickelung einer fixen oder gleichförmigen Idee, lieh diesen Zeichen einen eigenthümlichen Sinn. Der Naturforscher las in ihnen Beobachtungen über verschiedene Natur-Phänomene. Ein Zögling Dupuis erblickte in ihnen die Weihe eines mystischen Epikuräismus. Andere fanden darin Astronomie, Gnostizismus, Kabala, u. s. w. Man würde nicht enden, wollte man alle die verschiedenen Voraussetzungen über die Bedeutung der Hieroglyphenschrift angeben.

Während diesen gelehrten Spekulationen entdeckten einige Soldaten, die an den Festungswerken von

Rosette arbeiteten, in der Erde einen alten Stein, auf welchem man einige halbverwischte Zeichen bemerkte. Bei näherer Untersuchung ergab sich, daß sich verschiedenartige Buchstaben auf diesem Stein befanden. Einige derselben waren griechisch, andere hieroglyphisch, noch andere hatten dieselbe Form, welche man schon auf dem Papyrus und auf anderen Inschriften gesehen.

Mit anderen Gegenständen, die man wahrscheinlich als viel kostbarer betrachtete, wurde die Inschrift von Rosette nach Alexandria gebracht, wo sie in die Hände der Briten gerieth.

Indessen war die Inschrift nicht vollständig. Von den Hieroglyphen waren nur noch wenige Zeilen vorhanden. Der Zwischentext war auch auf einigen Punkten gänzlich ausgelöscht, und beinahe das ganze Ende der griechischen Inschrift fehlte. Doch las man in derselben die bemerkenswerthen Worte:

ΤΕΡΕΟΤΛΙΘΟΤΤΟΙΣΤΕΙΕΡΟΙΣΚΑΙΣ-
ΓΧΩΡΙΟΙΣΚΑΙΕΛΛΗΝΙΚΟΙΣΓΡΑΜΜΑΣΙΝ.

Das heißt: „(daß das Dekret gegraben werde) auf einen geglätteten Stein in heiligen, in enchorialischen (gebräuchlichen) und griechischen Buchstaben.“

Man hatte also ein überzeugendes Beispiel von den beiden Hauptgattungen der in Aegypten gebräuchlichen Karaktere nach dem so berühmten Zeugnisse des Klemens von Alexandria.*)

*) Folgendes ist die Uebersetzung der Stelle des Klemens von Alexandria (Stromat. v. 657, Potter), von Letronne: „Diejenigen, welche unter den Aegyptern Unterricht erhalten, lernen vor Allem die Gattung ägyptischer Buchstaben, welche man die epistolographischen nennt, hiernach die hieratischen, deren sich die Hierogrammaten bedienen, und

Ausserdem hatte man noch die griechische Uebersetzung einer hieroglyphischen Inschrift, nach welcher man schliessen konnte, welches Sinn, Styl und Bestimmung einer großen Zahl Denkmale derselben Art seien. Man konnte demnach hoffen, daß eine aufmerksame Vergleichung der wenigen korrespondirenden Theile der griechischen Inschrift und des hieroglyphischen Textes, dahin führen würde, daß man den Werth und die Natur der Zeichen, aus denen dieser letztere bestand, unterscheiden könne.

Es hätte nun scheinen mögen, daß dieses Denkmal, von dem Tage seiner Entdeckung an, eine allgemeine Aufmerksamkeit und einen gewaltigen Nachforschungseifer unter den Gelehrten, welche mit dem Studium der ägyptischen Archäologie sich beschäftigten, hätte erregen sollen. Aber die Theorien des wissenschaftlichen Empirismus waren zu lachend, die Träumereien, mit welchen man sich bis dahin beschäftigt, waren zu bunt, als daß man sich hätte entschliessen können, unmittelbar den einförmigen Weg der Wirklichkeit zu verfolgen.

Die Inschrift von Rosette wurde also einige Jahre lang als ein exzentrisches Denkmal betrachtet, ohne

---

endlich die hieroglyphischen. Die hieroglyphische Schrift scheidet sich in zwei Gattungen; die eine, die cyriologische, bedient sich der ersten alphabetischen Buchstaben; die andere ist symbolisch. Die symbolische Methode theilt sich wieder in verschiedene Gattungen. Die eine stellt die Gegenstände eigends durch Nachahmung dar. Die andere erklärt sie auf eine tropische (figürliche) Weise. Die dritte bedient sich allein der Allegorien, welche durch gewisse Räthsel ausgedrückt werden.

mögliche Anwendbarmachung auf die meisten hieroglyphischen Texte, oder vielmehr als einer jener ungerufenen Zeugen, dessen Aussage endlich eine täuschende Illusion zu beendigen drohet. Selbst noch ein Jahr vor Erscheinung des „Briefes an Dacier" erbot man sich, zu beweisen, daß die Hieroglyphen des Steins von Rosette nichts seien, als launische Zusammenstellungen, und daß die ägyptischen Priester, welche sie geschrieben, nicht die geringste Kenntniß der heiligen Schrift gehabt.

Indessen beschäftigten sich doch mehrere Sprachforscher mit dem griechischen Text dieser Inschrift. Heyne in Deutschland, Porson in England, Ameilhon und Villoison in Frankreich, machten Uebersetzungen und Kommentare dieses Textes bekannt.

Die Orientalisten bemächtigten sich sodann des enchorialischen oder demotischen Theiles. Silveſtre de Sacy, und nach ihm der gelehrte Akerblad, bestimmten die Stelle und die Form der Worte, welche mit denen korrespondirten, die sich am meisten in dem griechischen Texte zeigten.

Bis dahin war der hieroglyphische Text immer eine heilige Arche geblieben, der Niemand sich zu nähern wagte. Die ersten Nachforschungen darüber sind die des Dr. Young, dessen Verlust England und die gelehrte Welt noch jetzt betrauern. Seine Deutung der hieroglyphischen Zeichen brach zuerst die Bahn. Bei dem Allem hatten seine Arbeiten keinen besondern Einfluß auf die Champollions, der seinen eigenen Weg verfolgte.

Man kann sich leicht denken, daß bei Nachforschungen, wie die über Werth und Bedeutung der

Hieroglyphen, wo man nur auf Vermuthungen sich stützen konnte, man zögernd zu Werke schreiten mußte, um nicht abermals in ein Labyrinth von Irrthümern zu gerathen. Das war denn auch das Verfahren Youngs und Champollions. Der erstere deutet jedoch nur ungewiß den Punkt an, wo der Schatz liegen möge; die Ehre der Entdeckung gehört ihm nicht.

Man hat Youngs Verdienst auf Kosten dessen Champollions vergrößern wollen, und behauptet, daß dieser letzte nie das Glück gehabt haben würde, zu einem entscheidenden Resultat zu gelangen, wenn Bankes nicht einen kleinen Obelisk von Philoe nach Europa gebracht hätte, auf welchem eine griechische Bittschrift eingegraben war, welche die Priester der Isis an den König Ptolemäus Evergetes II gerichtet. In der That las man auch dort den Namen Ptolemäus in denselben Zeichen, wie auf dem Stein von Rosette, und gelangte endlich so weit, auch mehrere andere Namen und Worte zu verstehen. Aber die Legende von Philoe war früher in England, als in Frankreich bekannt, ohne in jenem irgend eine wirkliche Entdeckung des hieroglyphischen Systems veranlaßt zu haben.

Die hieroglyphische Schrift besteht aus einer gewissen Zahl entlehnter Zeichen:

1. allen sichtbaren Theilen der Natur;
2. der Kunst und den Handlungen des Menschen;
3. den abstrakten und geometrischen Formen.

Diese bald größer, bald kleiner dargestellten Figuren, bald eingegraben, bald gemalt, auf allen ägyptischen Denkmälern, welche sie zugleich erklären

und schmücken. Man findet sie ebenfalls auf den kleinen Bildsäulen und in den Handschriften auf Papyrus.

Die eigentliche Essenz des heiligen oder hieroglyphischen Systems ist symbolisch. Aber die Elemente eines solchen Systems sind zu unvollständig, um allen Bedürfnissen einer Gesellschaft entsprechen zu können, die eine gewisse Stufe der Zivilisation erreicht hat.

Die englische Republik vor Kromwells Protektorat.

Wenn in einem Lande, wo Gesetzmäßigkeit, Ordnung, Freiheit vorherrschend sind, plötzlich einige Mitglieder der Gesellschaft sich erheben, um das Alles zu erschüttern, umzustürzen, wie kann man ihr Begeben anders nennen, als Hochverrath? Kein Verbrechen veranlaßt größeres Unheil; keines also verdient strengere Strafe. Das Gesetz übertreten, heißt, eines Volkes moralische Kraft vernichten. Denn ist das Gesetz gut, muß man es über Alles achten; ist es schlecht, muß man durch friedliche Berathung es verbessern.

Man denke sich nun ein Land, dessen Grundgesetz durch einen meineidigen Monarchen übertreten worden; wo die gekrönte Treulosigkeit eine seit Langem unterdrückte, verhöhnte Nation endlich herausfordert zum Kampf auf Leben und Tod; wo Schwüre, Verträge, gesellschaftliche Bestimmungen plötzlich zerrissen und mit Füßen getreten werden: was haben da die Bewohner eines solchen Landes zu thun?

Zwei Beweggründe, zwei Handlungs-Werkzeuge, zwei Gesetze stehen ihnen noch zu Gebote:

ihr gemeinschaftliches Interesse;

ihr eigenthümlicher Wille.

Aus der Uebereinstimmung ihres Willens und ihres Interesses erzeugt sich alsdann die Freiheit wieder, die man ihnen geraubt. Die Irrthümer, die Ausschweifungen, welche die Völker bei Erringung eines so unschätzbaren Kleinodes begehen, fallen nicht ihnen zur Last. Sie sind die Früchte der unleidlichen Ti-

rannei, der sie sich entrissen. Man kann nicht von den Massen die Ruhe und Stärke der Vernunft verlangen, welche die Individuen nicht haben. Dies würde heißen, das Unmögliche fordern.

Die Geschichtschreiber sind nur zu sehr geneigt, sich gegenseitig zu kopiren oder nachzubellen, ohne Kritik, wie ohne Skrupel. Darum auch haben sie nie dies Gesetz der einfachen Billigkeit auf die von ihnen eben so leichtsinnig beschriebenen, als mit empörender Parteilichkeit beurtheilten Revolutionen anwendbar gemacht.

Die englische Republik und die große gesellschaftliche Krisis, aus welcher diese Regierungsform hervorgegangen, sind meistentheils in einem ganz falschen Lichte dargestellt worden. Der Karakter und die Talente Kromwells allein haben die Aufmerksamkeit der Geschichtforscher gefesselt. Aber sie sind leicht hingegleitet über die Ursachen und den Beginn der Bürgerkriege.

Die meisten haben das „Protektorat" des Usurpators mit der eigentlichen Republik verwechselt. Godwin*) und Brodie**) sind die einzigen, welche einiges Licht auf die Zwischenzeit geworfen. Vor ihnen haben Hume und andere Geschichtschreiber diesen Theil ihrer Arbeit durchaus entstellt. Sie haben ihre

*) Godwin hat eine „Geschichte der Republik in England" herausgegeben, in der sich viele wichtige Aktenstücke befinden. Es ist zu bedauern, daß die Verwirrung des Plans und die Schwülstigkeit des Styls ihr Verdienst sehr vermindern.

**) Verfasser einer guten „Geschichte der englischen Konstitution bis zur Thronbesteigung Wilhelms I."

Dokumente Parteimenschen entnommen, die, nach der Reformation, ihre persönliche Rachsucht befriedigten, indem sie apokryphische Thatsachen in die Geschichte übertrugen. Man findet darin keine Nachforschung, keine Kritik. Alle Republikaner, ohne Unterschied, wurden wie Verbrecher behandelt.

Diese Parteiwuth ist von der spätern Trägheit als Ausdruck der Wahrheit angenommen worden. Dadurch aber ist zugleich eine Verwirrung entstanden, der man nur mit Mühe einen Schimmer der Wahrheit entnehmen kann. Die Aristokratie besoldete gewissenlose Schriftsteller, und ließ eine Geschichte verfertigen, die in Hinsicht der Einseitigkeit als ein wirkliches Muster aufgestellt werden kann . . . .

Der Despotismus hatte sich nach und nach in die christliche Hierarchie geschlichen. Eine Religion, deren erste Symbole Freiheit und Gleichheit der Menschen waren, hatte durch eine unglaubliche Hartnäckigkeit einen geradezu entgegengesetzten Karakter angenommen. Seit Jahrhunderten hatte man die Lehrsätze des Erlösers in Werkzeuge der Knechtschaft und Tirannei verwandelt.

Drei verschiedene Systeme, der Katholizismus, das Episkopat und der Presbyterianismus, waren demselben Ziele zugestrebt. Alle drei, unter verschiedenen Formen und in einem ungleichen Grade, hatten den Christianismus zu einem Unterdrückungsmittel, in Bezug auf die Völker, gemacht.

Das geschickteste, das größte, das imposanteste dieser drei Systeme, der Katholizismus, wie man ihn auf dem Gipfel seiner Macht und seines Glanzes gesehen, war eine ungeheuere Maschine, die

größte und die sinnigste vielleicht, welche der Mensch je erfunden. Unter sinnbildlichen Schleiern erhob sich dieser Riese der neuern Theokratie. Für ihn hatten (oder sollten haben) alle Menschen nur einen Glauben, eine Seele, einen Gedanken. Prüfung war ein Verbrechen; Zweifel, Verdammung. Der Katholizismus durchschritt die Welt wie ein Mann.

Der Lehrsatz der absoluten Autorität und des passiven Gehorsams umschwebte das Ganze. Die Bibel, das Grundgesetz des Christenthums, blieb dem Volke verschlossen. Wer eine Frage wagte, wurde auf der Stelle anathematisirt, exkommunizirt. Der gemeinschaftliche Typus des allgemeinen Glaubens sollte allen Rechtgläubigen als unwandelbarer Leitstern dienen. Kein Zögern, keinerlei Prüfung. Die sklavische Presse befand sich unter dem index expurgatorius. Die Ohrenbeichte verlieh dieser geheimnißvollen Macht das Recht, bis in das Heiligthum der Familienverhältnisse zu dringen. Die Autodafés erschreckten die Schwachen und verschlangen die Rebellen. Die Räthe aller Monarchen wurden durch Beichtväter und Bischöfe oder Kardinäle geleitet. Sie allein setzten Alles in Bewegung. Sie unterwarfen sich Alles, und die Einbildungskraft selbst wurde von dem erhabenen Pomp ihrer Hauptkirchen betroffen. Die Seele wurde erschüttert, die Vernunft überrascht, die Sinne berauscht.

Das Episkopat (Bischofswesen) ist im Vergleich mit dem Katholizismus dasselbe, was eine tirannische Aristokratie im Vergleich mit einer unumschränkten Regierung ist. Die englische Kirche hat die Scheiterhaufen der Inquisition und die Kerker

Roms, durch andere weniger strenge, aber nicht minder strafbare Maßregeln ersetzt.

Statt Autodafés zu gebieten, begnügte sie sich, den Abtrünnigen Nasen und Ohren abzuschneiden. Statt mit der Brandfackel, bewaffnete sie sich mit der rächenden Peitsche. Anscheinend einfacher und strenger, hat sie nicht desto weniger aller Reichthümer, aller Würden sich bemächtigt. Sie hat die Könige bewacht, und sich immer verschwenderisch gezeigt mit Exkommunizirung, Verwünschung, Anklage, Verläumdung, Habgier und Rachsucht. Ihr Glanz ist weniger blendend, als jener des Katholizismus; aber er beruhet auf denselben Grundsätzen. Die beherrschende Gewalt ist sicher, eine Stütze in ihr zu finden, und wer diskutirt, wird auch von ihr ausser dem Gesetz erklärt.

Der Presbyterianismus scheint sich der Demokratie zuzuneigen. Er ahmt seine Sitten nach und seine Formen. Die Gehalte seiner Diener sind gering. Aber ihre Unduldsamkeit ist um so größer. Die Presbyterianer sind die wirklichen Spartaner des Christianismus; sie haben die ganze ausschließliche Strenge ihrer Vorbilder.

Im Namen der Freiheit schlagen sie in Sklaverei; im Namen einer strengen Tugend sind sie grausam bis zum Unglaublichen. Ihre Opfer haben selbst nicht einmal den schwachen Trost, bemitleidet zu werden. Man beweiset ihnen, daß die Unduldsamkeit, welche sie verdammt, die erste aller Tugenden ist.

Vor ein aus Kardinälen bestehendes Gericht geschleift, möchte man in Versuchung gerathen, diese mit Gold, Purpur und Hermelin bedeckten Richter

zu achten, deren Tribunal ein Thron ist, und deren Aussprüche wie Donnerschläge wiederhallen. Aber auf eine nichtswürdige Weise umkommen, seine Sentenz von einem wie ein Bauer gekleideten Priester aussprechen hören, das heißt doppelt gestraft werden. Zu dem Schmerz der Züchtigung gesellt sich noch der einer unaussprechlichen Verachtung.

Diese drei Systeme christlicher Tyrannei beruhen auf einem und demselben Prinzip: „Ausser unserer Kirche kein Heil!“

Die Independenten (Unabhängigen) waren die ersten, welche diesen Lehrsatz verwarfen. Sie fürchteten, aber sie verwünschten und ächteten auch keine Sekte. Sie forderten nur für sich, wie für die andern, eine unumschränkte Meinungsfreiheit. Das ist ihr Verdienst, ihr Ruhm; es war lange Zeit ihre Stärke.

Als Begründer der englischen Republik, sahen sie in dieser Regierungsform nicht eine zu realisirende Utopie, sondern ein Bedürfniß ihrer Zeit. Erfahrung hatte sie gelehrt, daß man auf das Wort eines Königs nicht zählen dürfe, dessen Gewohnheit die Lüge, dessen Gesetz, dessen alleinige Regel der Meineid sei.

Sie wußten, daß man nichts Besseres von dem Presbyterianismus und von seiner ausschließlichen Aristokratie zu erwarten habe. Was sollte man unter solchen Umständen thun?

Auf Seiten Karls I war eine willkührliche Regierung, begründet auf dies Axiom, daß das Verbrechen erlaubt ist, um die Freiheit zu unterdrücken, und die Gewalt zu befestigen, weshalb alle Eide und Versprechungen eines Monarchen ohne Gewicht sind.

Auf Seiten der Presbyterianer erhob sich drohend eine religiöse Tirannei, begründet auf Unduldsamkeit, und bereit, alle Geistesfreiheit zu ersticken.

Vane, Ireton, Kromwell und ihre Anhänger, sowohl im Parlament als in der Armee, hielten die Armee für unumgänglich nothwendig. Um dies schwierige Ziel zu erreichen, traten sie festen Schrittes auf, das Aug unverwandt auf den Gegenstand ihres Strebens gerichtet. Zwischen zwei Klippen, zwischen zwei Despotismen mitten inne, vernichteten sie das eine und das andere Hinderniß, und ihre Republik entstand.

Man kann nicht zweifeln, daß die Insurrektion gegen Karl I nicht unumgänglich nothwendig geworden. So denken wenigstens alle Diejenigen, deren Meinung noch einigen Werth für uns haben kann.

Als nun einmal der Degen entblößt war gegen den Monarchen, in einer gerechten und legitimen Sache, verfolgten die Independenten einen geraden offenen, aber schwierigen und blutigen Weg. Es war um ihr Leben zu thun. Mit weniger Kühnheit oder Umsicht würden sie bald unterlegen sein, nicht unter den Streichen der königlichen Partei, die kaum widerstehen konnte, sondern unter der immer wachsenden Präponderenz der presbyterianischen Partei.

Reich und adelich, waren die meisten Presbyterianer Freunde des Privilegiums und der Willkühr. In der Politik wollten sie Floten, in der Religion Blindgläubige. Ihr Schlachtgeschrei war: „Vernichtung der Ketzerei.“ Der Galgen war dazu ihr Mittel, und der Henker ihr Akolyt.

Die Anmaßungen der Königswürde waren ihnen

ein Gräuel, weil ihre eigenen Usurpationen darin ein Hinderniß fanden. Die englische Energie, die sich täglich immer mächtiger in den untern und in den mittlern Ständen entwickelte, verursachte ihnen großes Entsetzen. Sie sahen mit wachsender Bangigkeit den Geist der Prüfung und eines männlichen Widerstandes unter dem Volke sich verbreiten. Sie unterhielten mit den Anhängern Karls einen ununterbrochenen geheimen Briefwechsel. Ihr Streben ging dahin, die Umstände zu benutzen, und zur höchsten Gewalt sich empor zu schwingen.

Was thaten während dem die Independenten? Als Gebieter der Armee bewahrten sie ihre siegreichen Degen. Sie konstituirten ein militärisches Parlament, bemächtigten sich Londons, vernichteten die Presbyterianer und die Gleichmacher, und bahnten auf solche Weise den Weg zu Kromwells Allgewalt.

Ihre Absicht mochte gut sein. Sie bestand darin, ihr Land einer drohenden, nahen, entsetzlichen Unterdrückung zu entreissen. Um diesen Zweck zu erreichen, benutzten sie die alleinigen Hebel, welche ihnen zu Gebote standen.

Aber indem sie aus England eine Republik machten, begriffen sie ihre Zeit und die Bedürfnisse derselben?

Obgleich die schwierige Krisis, in welcher sie sich befanden, ihnen zur Entschuldigung gereichen kann, war ihr Unternehmen doch nicht das einzige Mittel zum Heile ihres Vaterlandes, welches sich ihnen darbot.

Seit sechs Jahrhunderten war Englands Regierungsform monarchisch, und diese ununterbrochene Reihefolge von Souveränen, die es beherrschten, stieg

nicht allein bis zur Eroberung der Normänner, sondern bis zur sächsischen Heptarchie, zu jener Zeit, wo Großbritannien aufhörte, eine römische Provinz zu sein.

Die Ringe der menschlichen Generationen können nicht nach Willkühr zerbrochen werden, wie die Ketten, welche der Arbeiter schmiedet, und die er bald anders gestalten kann. Der Mensch ist nicht vereinzelt im Gang der Jahrhunderte. Die Tugenden der Väter haben einen großen Einfluß auf die Söhne; eben so auch ihre Fehler und Laster.

Umsonst bemühet sich eine stolze Theorie, plötzlich monarchische Gewohnheiten in republikanische zu verwandeln, oder demokratische Ideen in monarchische Gebräuche. Solche Umgestaltungen können nicht gewaltsam, sondern nur allmälig stattfinden. Ein unbemerklicher Hang leitet die Völker von einer Regierungsweise zur andern, aus einer Gesinnungs-Sphäre in eine andere. Die Uebergänge sind langsam; Jahrhunderte sind zu ihrer Vollbringung erforderlich.

Die Independenten verachteten diese Lehre der Erfahrung. Sie gaben einem gewagten Versuche, dem die zwei Drittel der Bevölkerung zuwider waren, den Vorzug. Sie bildeten die Republik. Die alten Regierungsformen, welche das Volk aus Gewohnheit achtete, wurden zerbrochen. Sie verstanden nicht, zu warten. Nachdem sie eine nothwendige Revolution gemacht, kompromittirten sie dieselbe durch eine unnütze Neuerung.

Nie, in der Politik, darf man sich eine einzige Bewegung erlauben, die nicht unumgänglich nothwendig ist. Jeder Schritt muß seinen Zweck, sein Ge-

setz, seine leichte und schnelle Rechtfertigung, in dem Drange der Begebenheiten selbst, haben.

Wenn die Gesellschaft, ihrer gewöhnlichen Basis entrissen, zusammenzustürzen drohet, möchte man da in dieses Chaos noch ein neues Element der Unbeständigkeit schleudern? Nein; denn das würde heißen: als Unsinniger handeln. In solcher gewaltsamen Krisis Alles zu erhalten, was erhalten werden kann, das ist die wahre Weisheit. Man muß sparsam sein mit zweifelhaften Neuerungen, geizig mit unnöthigen Stößen. Man muß suchen, nicht was das Beste ist in der Theorie, sondern was, unter dem sich darbietenden Guten, am leichtesten in Ausführung gestellt werden kann. Non quod optimum, sed e bonis quid proximum.

Mißbräuche haben sich nach und nach in den gesellschaftlichen Körper geschlichen. Man kann sie ausrotten; aber man muß sich hüten, den Körper zu verletzen, der ihnen Nahrung gibt. Hat man eine an und für sich selbst schlechte, schädliche Organisation zu reformiren, muß man langsam, allmälig zu Werke gehen.

Man muß den amerikanischen Kolonisten nachahmen, im Schoose mehrhundertjähriger Wälder, deren dunkle Schatten, deren alte Trümmer, deren unzugängliche Schluchten seiner schaffenden Hand tausend Hindernisse entgegenstellen. Er versucht es nicht, in einer Minute das Alles umzugestalten; es würde unmöglich sein. Er hofft nicht, auf einen Schlag alle die wilden Thiere zu vernichten, deren Geheul ihn mit Entsetzen erfüllt, oder die stinkenden Sümpfe auszutrocknen, die sich in dem dichten Schatten ge-

bildet, oder die Luft zu reinigen, die so viele giftige Dünste mit den Elementen des Todes geschwängert. Seine Arbeiten sind progressiv. Er vertheidigt sein Leben. Er lichtet nach und nach die verschlungenen Zweige und Ranken, welche einen unübersteiglichen Wall bildeten.

Auf gleiche Weise muß auch der Gesetzgeber verfahren.

Schon vom Adel, von der Geistlichkeit und den Gerichten gehaßt, gesellten die Independenten, durch ihre Proklamirung der Republik, noch die zwei Drittel der englischen Bevölkerung der Masse ihrer Feinde bei. Nichts konnte unpolitischer sein.

Bald versetzte die Unpopularität dieser Maßregel sie in die Nothwendigkeit, die Republik in eine wirkliche Tirannei zu verwandeln. Sie hatten ihren König auf's Schafott geführt, und diese in ihren Augen ruhmwürdige Handlung wurde von ihren Gegnern als das abscheulichste aller Verbrechen dargestellt.

Die Presbyterianer waren besiegt. Alles zitterte vor den Independenten. Aber ihre Stellung war gezwungen. Sie sahen sich genöthigt, ihre Zuflucht zur Gewalt zu nehmen, um ihre Autorität zu erhalten. Die Privilegien des Parlaments wurden vernichtet. Die Gerichte verstummten. Das Volk bebte. Die Beseitigung der Geschwornen und die Präponderenz der Armee reizten die Gemüther. Durch den unwiderstehlichen Strom der Begebenheiten fortgerissen, wurden diese Menschen, deren Abgott die Freiheit war, und deren Aufrichtigkeit man nicht bezwei-

feln kann, die wirklichen Despoten und Unterdrücker ihres Vaterlandes.

Es gab damals einen populären Publizisten, mit mittelmäßigen Talenten ausgestattet, aber zugleich mit einer Kühnheit, die nur seiner Hartnäckigkeit gleichgestellt werden konnte. Wilkes im achtzehnten, und Cobbett im neunzehnten Jahrhundert, können einen Begriff geben von der Rolle, welche Johann Lilburne, während der in Rede stehenden Epoche, spielte.

Als unermüdliches, ungestümes und pöbelhaftes Organ der allgemeinen Klage, war dieser deklamatorische Tribun, dieser unlogische Schwadroneur, dieser beharrliche Phrasenmacher dem Triumvirat Kromwell, Ireton und Vane ein nicht geringer Stein des Anstoßes. Miltons Flugschriften wurden wenig beachtet, während man die Lilburne's mit Enthusiasmus las.

Zu jeder andern Zeit würde man sich begnügt haben, seine Erbärmlichkeit zu verachten. Aber unter den obwaltenden Umständen erwarb er eben durch seine Unwissenheit, seine Barbarei und seine Anmaßlichkeit sich einen großen Anhang. Mehrmals vor Gericht geführt, und immer freigesprochen, neckte er die Regierung auf alle nur denkbare Weise, bis endlich die Staatshäupter, unter einem nichtigen Vorwande, ihn verbannten. Das Parlament verurtheilte ihn zum Tode, wenn er England je wieder betrete.

Hätte er dieser Sentenz nicht Trotz geboten, wäre er seinem Karakter untreu geworden. Aber Lilburne behauptete ihn bis zu Ende. Er erschien wieder, veranlaßte selbst seinen Prozeß, und — wurde abermals freigesprochen.

Man sah einen Menschen von niedriger Abkunft, und ohne alles Verdienst, allein einer im Innern mächtigen und im Aeussern gefürchteten Regierung Trotz bieten. Er vertrat ganz allein die populäre Opposition. Als Sinnbild derselben wurde er eine Macht, und seine Mittelmäßigkeit gewann Werth genug, um der Autorität selbst die Wage zu halten.

Es ist also falsch, daß die Empörung gegen Karl I. das Werk einiger Fanatiker gewesen. Es ist falsch, daß die Anführer der Independenten sich zum Umsturz der Religion und des Staats verschworen. Ihre Irrthümer wie ihre Tugenden sind übel gewürdigt worden. Man hat ihnen ein Verbrechen aus dem gemacht, was in ihrem Betragen lobenswerth ist. Dagegen hat man ihnen ihre wirklichen Fehler nicht vorgeworfen. Das Bedürfniß der Freiheit und Toleranz selbst stürzte sie in den Despotismus. Sie verstanden nicht zu zögern, Zeit zu gewinnen, die Ereignisse auszubeuten. Es lag eben so viel Gradheit als Ungeschicklichkeit in ihren Irrthümern.

Einige ihrer Handlungen waren wirklich bewunderungswürdig. Sie zuerst stellten die Habeas corpus-Akte in Thätigkeit*), schafften die Monopole ab, vernichteten die auffallendsten Mißbräuche der Feudalität, und verordneten, daß künftighin vor Gericht die englische Sprache die normännische ersetzen solle, deren man sich bis dahin bedient hatte.

Sie ertheilten den Priestern der verschiedenen christlichen Glaubensmeinungen bedeutende Gehalte,

*) Diese Thatsache war Clarendon, Hume und Blackstone unbekannt, oder ist von ihnen absichtlich verschwiegen worden.

und überhäuften ihre Feinde selbst mit Reichthümern. Sie unterstützten die Wissenschaften, und hoben die Universitäten. Ludlow, Hutchison und Milton glänzten unter ihnen. Ein weniger bekanntes Genie, Harrington*), redigirte und ordnete die Theorien seiner Freunde. Nichts Originelleres, Grandioseres und Energischeres zu gleicher Zeit, als seine Oceana. Man findet in ihnen die ewigen Grundsätze der Politik, die Keime der Verbesserungen, die dem Menschengeschlecht zu Theil geworden. Der Ruhm ihres Verfassers würde bei weitem größer sein, hätte die besorgte Tirannei Kromwells ihn nicht genöthigt, die edle Kühnheit seines Gedankens mit einem allegorischen Schleier zu umhüllen.

Diese ausgezeichneten Menschen, diese achtungswürdigen Handlungen, diese gehaltreichen Werke, die man seit 150 Jahren kennt, werden immer noch verläumdet. Lüge und Beschimpfung gehen von einem Geschichtschreiber zu dem andern über, und werden endlich für unbestreitbare Wahrheiten gehalten.

Hat man nicht bis zum Ueberdruß wiederholt, daß das 1653 zusammengerufene Parlament, bekannt unter dem Namen „Parlament Barebones", aus Handwerkern, aus unwissenden und unfähigen Menschen, bestand?**) Man höre nur, was in dieser Hinsicht Whitlocke, ein Zeitgenosse Kromwells und einer der glaubwürdigsten Schriftsteller, sagt:

„Man erstaunte, in dieser Zeit die reichsten und

*) Verfasser der Oceana und der Prärogative der Volks-Regierung.

**) Diese falsche Angabe ist unbedingt von allen Geschichtschreibern angenommen worden.

die durch ihre Geburt, so wie durch ihre Kenntnisse ausgezeichnetsten Männer öffentliche Aemter annehmen zu sehen."

Welcher Widerspruch! Welch neuer Beweis, daß die meisten Geschichtschreiber nur Lügenschmiede oder Lügenverbreiter gewesen!

Eine der heldenmüthigsten und hochgesinntesten Personen jener Zeit und jener Parthei, Sir Heinrich Vane, verdient am meisten, daß eine beredte Feder ihm Gerechtigkeit angedeihen lasse. Ueberspannt, aber duldsam, enthusiastisch, aber menschlich, war er im höchsten Grade strenger und zugleich gutmüthiger Republikaner; unwandelbar in seinem Betragen und alle gewaltthätige Handlungen verdammend. Und doch hat Niemand mehr, als grade er, über die feierliche Verläumdung der Geschichte sich zu beklagen.

Das Ende seines Lebens rechtfertigte sein ganzes Dasein. Nie war ein Tod edler und ruhiger. Nach Karls II. Rückkehr weigerte er sich gleichzeitig, zu entfliehen, oder sich zu unterwerfen. Clarendon ließ ihm die königliche Amnestie versprechen, und derselbe Clarendon ließ sie widerrufen. Er verunstaltete sodann, in den Augen der Nachwelt, das unglückliche Opfer, dem er feige Fallstricke gelegt.

Der Beweis von Clarendons Treulosigkeit befindet sich in einem vertrauten Briefe Karls II. an diesen Minister. Harris hat diesen Brief aufbewahrt.*) Der König gesteht zu, daß er Vane Begnadigung gelobt habe. Aber er fragt zugleich den Lord Clarendon, ob es kein Mittel gebe, sich seiner auf „eine honnette

*) Lives, Band V, S. 32.

Weise“ zu entledigen (if we can honestly put him out of the way).

Will man bis zur Quelle so vieler lügnerischen Angaben und historischer Entstellungen gelangen, muß man ihren Ursprung nicht allein in den Schriften der Restauration suchen, sondern auch in dem Partheigeist, der Kromwelln auf den Thron erhob, und ihn auf demselben erhielt.

Die aufrichtigen Republikaner wurden zuerst von ihm angegriffen, sodann von den Presbyterianern, endlich von den Königlichgesinnten. Alle hatten, der Verschiedenheit ihrer Meinungen ungeachtet, ein gleiches Interesse, jene reinen und gewissenhaften Menschen niederzudrücken, die nur die Freiheit ihres Vaterlandes wünschten, und deren Erbe und Verläumder zu gleicher Zeit Kromwell war. Alle bemüheten sich, der Lächerlichkeit und dem öffentlichen Hasse die rechtschaffenen Enthusiasten zu überliefern, deren Gegenwart sie in Ausführung ihrer Plane hinderte.

Unter den Independenten hatten Sektengeist und Unduldsamkeit keinerlei Macht gewonnen. Sie waren Fanatiker, aber nicht Heuchler, und ihrer eigenen Ueberspannung ungeachtet, beschränkten sie die Meinungsfreiheit keinesweges.

Unter Kromwell im Gegentheil war die Unduldsamkeit vorherrschend. Die Heuchelei zeigte sich in den allerhäßlichsten Gestalten *). Man beging Verbrechen unter Anführung der Bibel. Das persönliche Interesse war allbeherrschend. Der gemeinste Ehrgeiz verschlang alle Aemter und Würden. Die Uni-

*) Hutchinson's Memoirs, Band V.

versitäten und die Geistlichkeit suchten sich in Kriecherei gegen den Protektor zu übertreffen. So entstand die Verschwörung der höheren Stände, aller einflußreichen Klassen, gegen die Independenten.

Sagen wir noch ein Wort über diesen Kromwell, dem alle Partheien den Kultus entweder ihrer Verehrung und ihrer Bewunderung, oder ihres Entsetzens widmen. Whigs und Torys haben in der neuesten Zeit einstimmig diesen Tirannen gelobt. Dieselben Schriftsteller, die nur mit Zorn oder Verachtung der Republikaner gedenken, welche mit ihm zu gleicher Zeit gelebt, haben den Protektor mit wirklich exemplarischer Nachsicht behandelt. Es ist nicht unwichtig, die Ursache davon zu entdecken.

Wir haben so eben gesehen, daß die Geistlichkeit und die Gesetzmänner Kromwells Tirannei begünstigten. Dieselben Beweggründe, aus denen sie ihn unterstützten, bestehen noch jetzt. Er vernichtete die Republik, und machte sich zum König von England, unter einem Namen, der bescheiden sein sollte, der aber nur unverschämt war. Er ließ zwischen Großbritannien und der Monarchie nur eine einzige zerbrechliche Scheidewand, sein Leben. Er säete (wie Napoleon später in Frankreich) alle Keime einer Gegenrevolution. Er widersetzte sich den Verbesserungen und erneute die Mißbräuche. Seine unumschränkte Autorität schmückte sich mit Ruhm und Glanz. Er bereitete das Volk für das königliche Joch vor. Er gewöhnte den Bürger, nur nach seinen Vorschriften und Befehlen zu denken, zu glauben und zu handeln.

So wurde auf eine ganz natürliche Weise Karl II

der Weg zu einem Thron gebahnt, den er zum Unglück Englands wieder besteigen sollte. So verschwanden, unter Kromwells triumphirenden Schritten, die Spuren der Duldsamkeit und der Freiheit, die Vane und Ludlow dem britischen Boden eingedrückt hatten. Die Königlichgesinnten waren die Opfer seiner Macht; aber das Königthum gewann die Früchte derselben.

Man bemerke nun auch, mit welcher Freude die Hellsehenden jener Freunde des Privilegiums, in dem Protektorat Kromwells, die Hoffnung einer für sie günstigen, und für das Volk verderblichen Zukunft erblickten. Jede seiner Handlungen war für sie eine glückliche Prophezeihung. Sie lasen in den Verordnungen des Protektors die Gewißheit der Rückkehr Karls II. Sie sahen in ihnen die Morgenröthe des glorreichen 29. Mai (1659).

Sie täuschten sich nicht. Dieser Tag erstand für sie. Ein ausschweifender, heuchlerischer König, von Satelliten umringt, die seiner vollkommen würdig waren, betrat aufs neue den Boden Großbritanniens, ausgestattet mit fremden Sitten, mit dem Gewissen eines Jesuiten, und mit der Rachsucht eines Tiegers.

Von ihren Händen wurden die letzten Hoffnungen der nationalen Freiheit zerbrochen. Kromwells Gebeine wurden auf den Schindanger geschleift, und seine Asche in den Wind gestreut. Aber sein Werk wurde erhalten, fortgesetzt, vervollkommnet in allen Einzelnheiten. Das war die Hauptaufgabe der Restauration.

Der Wollenhandel Deutschlands und anderer Gegenden.

Die gegenwärtigen Handelsverhältnisse Deutschlands sind nicht allein für dieses, sondern auch für ganz Europa, von einem besondern Interesse, sowohl in Hinsicht auf die Wichtigkeit seiner Ausfuhr, als auch auf die beinahe vollständige Umgestaltung, welche er erlitten.

Vor der Einführung der Merinos, oder spanischen Schafe, in diesem Theile Europa's, waren die einzigen Erzeugnisse, welche er gegen seine Einfuhr austauschen konnte, Getreide, Leder, ein wenig geringe Wolle, einige Mineralien aus Sachsen und Schlesien; Leinwand, die in bedeutender Menge über Spanien nach Südamerika geschickt wurde, Leingarn und einige grobe Tücher, die nach Polen, Rußland und Persien ausgeführt wurden.

Deutschland verfertigte auch mehrere Artikel zum innern Verbrauch, und hatte ausserdem einen bedeutenden Transithandel, dessen Zentralpunkte die Messen von Braunschweig, Leipzig, Frankfurt am Main und Frankfurt an der Oder waren. Eine große Zahl polnischer, russischer, griechischer und armenischer Kaufleute besuchten alljährlich diese Messen, um Lyoner Seidenwaaren, Silber- und Goldarbeiten, so wie Pariser Modeartikel, baumwollene Zeuge, Tücher u. s. w. einzukaufen.

Die Einfuhr Deutschlands zu eigenem Verbrauch bestand größtentheils aus Kolonialwaaren, wie Zukker, Kaffee, Tabak ꝛc., und Tüchern aus Flandern

und England, indischen und britischen Zeugen, und einigen Luxusartikeln für die reichen Klassen.

Vergleicht man nun die Ausfuhr mit der Einfuhr, so wird man sich leicht überzeugen, daß der Werth der letzten den der ersten bei weitem übertraf. Deshalb auch befand sich in den meisten deutschen Staaten die untere Volksklasse in großer Armuth, weil sie von den Landeigenthümern, für welche man die meisten Luxus-Gegenstände einführte, erschöpft wurde.

Der traurige Zustand, in welchem Deutschland sich damals befand, wurde noch durch das Aneinanderreiben der gegenseitigen Interessen der verschiedenen Regierungen vermehrt. In der ganzen Ausdehnung der deutschen Gauen waren die Handelsverbindungen durch innere Mauthen gehemmt, so wie durch den Mangel an festen Landstraßen und schiffbaren Kanälen, diesen Adern der Nationen, ohne welche ein Staat nie eine große Handels-Wichtigkeit gewinnen kann.

Nach und nach verminderten die deutschen Fürsten jedoch die Strenge ihrer Beschränkungen. Friedrich der Große vereinigte die Elbe, die Oder und die Weichsel durch das Netz einer künstlichen Schifffahrt, von welcher der größte Theil seines Königreichs überdeckt wurde. Endlich in der letzten Zeit besiegte die Schöpfung eines neuen Industriezweiges die Hindernisse, welche sich noch der Entwickelung der Handelsthätigkeit in diesem Theile Europa's entgegenstellten.

Wem der Karakter des deutschen Volkes nicht unbekannt war, konnte leicht voraussehen, daß diese

Quelle des Reichthums unter seinen Händen nicht unbenutzt bleiben würde. Seine unermüdliche Betriebsamkeit, die manchmal von unübersteiglichen Hindernissen beschränkt, aber nie gänzlich vernichtet werden konnte, zeugte hinlänglich dafür. Die ausdauernden Nachforschungen seiner ältern Schriftsteller, und die nicht minder thätigen Arbeiten jener der neuern Zeit, sind die sprechendsten Beweise seiner Energie und seiner Beharrlichkeit.

Kaum hatte Deutschland das Joch der französischen Beherrschung abgeworfen, als Preußen zuerst das Zeichen zu nützlichen Verbesserungen gab. Prächtige Landstraßen wurden in allen Richtungen zwischen den größern Städten gebahnt. Eine Menge Manufakturen und Fabriken entstanden wie auf einen Zauberschlag, und die Industrie schuf unzählige Gegenstände, die man, wenige Jahre früher, nur vom Auslande beziehen konnte.

Wer Deutschland seit 15 Jahren nicht gesehen, seit den letzten blutigen Kriegen, würde es jetzt nur mit Mühe wieder erkennen. Seine verhältnißmäßigen Fortschritte sind selbst viel schneller gewesen, als die Frankreichs in derselben Zeit, weil es von der Pest des Jesuitismus und seiner scheußlichen Verwaltung verschont geblieben, und weil das Genie der Freiheit nur das auszubilden brauchte, wozu das Genie Napoleons den Keim gelegt.

Es war unmöglich, daß Deutschland der fortschreitenden Bewegung fremd bleiben konnte, mit welcher die zivilisirte Welt einer bessern Bestimmung zueilt. Doch läßt die wirklich auffallende Schnelle seines Ganges sich nur durch eine innere, eigenthüm-

liche Ursach erklären. Und diese Ursach liegt in der Einführung der spanischen Schafe.

Dem letzten Könige von Sachsen verdankt man, als er noch Kurfürst war, das hohe Verdienst dieser Einführung, die beinahe den Handel Spaniens zwischen Rhein und Weichsel versetzt hat, und die das Urprinzip des Wohlstandes Sachsens und mehrerer anderer Staaten Deutschlands geworden ist.

O glückliches Genie der Industrie! Durch die Einführung einiger Schafe hat Friedrich August der Weise mehr gethan für sein Volk, und für das deutsche Vaterland im Allgemeinen, als wenn er die glücklichsten Eroberungen gemacht, und die Größe seiner Staaten verdoppelt hätte. Diese unschätzbare Wohlthat hätte Sachsen anders vergolten werden sollen, als dies 1815 geschehen ist.

Seit der Einführungsepoche der ersten Merinos bis 1814, wo Europa von Neuem des Friedens Wohlthaten zu genießen begann, verbreitete sich diese Race, obgleich langsam, doch unausgesetzt, über ganz Sachsen. Von nun an trieben die sächsischen Wollenhändler auch einen regelmäßigen Verkehr ihres Artikels, dessen Wichtigkeit sie bald mit England messen konnten. Im ersten Jahre, d. h.

1814 führten sie dort ein	3,595,146	Pfund.
1819 . . .	4,557,938	—
1824 . . .	15,432,657	—
1828 . . .	23,110,822	—

Die ausserordentliche Zunahme der Bestellungen auf diesen Artikel erregte eine allgemeine Nacheiferung in den Sachsen begrenzenden Staaten, und einige Zeit lang verkauften die Schafheerden-Eigen-

thümer ihre Widder und Schafe sehr vortheilhaft nach Schlesien, Böhmen, Oesterreich u. s. w.

Lange Zeit kam die Nachfrage den Fortschritten der Produktion gleich. Zu derselben Zeit veranlaßte auch eine leichte Ueberlegenheit in der Feinheit der Wolle ein so übertriebenes Steigen des Preises, daß, um diesen ausserordentlichen Grad von Feinheit zu erhalten, man die Schafe nur mit Getreide nährte. Also, indem Großbritannien die Wolle der deutschen Landwirthe kaufte, sicherte es ihnen auch, auf eine indirekte Weise, neue Verbraucher für ihr Getreide zu.

Der in Deutschland durch diesen starken Zweig der neuen Landwirthschaft geschaffene Reichthum kann wohl nicht anders geschätzt werden, als nach der Summe Geldes, welche England allein für die deutsche Wolle bezahlt. Es ergibt sich aus den dem Parlamente vorgelegten Rechnungen, daß die in Großbritannien im Laufe des Jahres 1828 eingeführte deutsche Schafwolle bis auf 23,110,822 Pfund gestiegen, was, wenn man das Pfund auf 1 Schilling 6 Pence (47 Kreuzer rh.) schätzt, einen Werth von 1,733,311 Pfund Sterling (20,799,732 rhein. Gulden) gibt.

Fügt man dazu nur noch die Hälfte mehr für die nach Frankreich, den Niederlanden, Rußland, Polen, der Schweiz und Italien ausgeführte Wolle, und schätzt man zur Hälfte der Produktion die von den deutschen Fabrikanten verbrauchte Wolle (was auf jeden Fall viel zu gering ist), so findet man eine Summe von 62 ½ Millionen rhein. Gulden für den jährlichen Ertrag der spanischen Schafwolle in Deutschland, was gewiß ein nicht geringes Resultat ist.

Wir haben oben gesagt, daß die schlesischen Fa-

brikanten ehemals einen beträchtlichen Tuchhandel mit Polen, und über dieses Land mit Rußland und Asien trieben. Seit der Bildung des neuen Königreichs Polen, unter der Souveränität der Kaiser von Rußland, hat die Regierung zu Warschau nichts unterlassen, um einen industriellen Stand in diesem Königreich zu schaffen.

Um es dahin zu bringen, und um die entstehenden Fabriken zu begünstigen, hat sie alle ausländischen Tücher verboten. Diese Maßregel würde die Fabrikation in Schlesien, und überhaupt in Deutschland, vernichtet haben, wenn nicht der geringe Arbeitslohn und die Verbesserung der Wolle ihnen vergönnt hätte, die innern Märkte, mit Ausnahme einiger Ballen extrafeinen niederländischen Tüchern, ausschließlich zu versorgen.

Zu gleicher Zeit, als die Verbesserung in der deutschen Industrie sich ereignete, fand auch eine gleichmäßige Zunahme in den Verbrauchsquellen Statt. Während den vierzehn letzten Jahren erhob sich die Bevölkerung der preussischen Staaten um beinahe zwei Millionen Individuen, oder von 10,536,571 auf 12½ Millionen. Die statistischen Tabellen, welche wir vor Augen haben, beweisen, daß die Vermehrung in den übrigen Staaten Deutschlands hinter jener in der preussischen Monarchie nicht viel zurücksteht.

Es gibt einen andern Punkt auf der Erde, auf welchem die spanische Schafzucht bereits große Fortschritte gemacht, obgleich der Wolle-Ertrag bis jetzt noch nicht sehr bedeutend ist; doch läßt es sich nicht bezweifeln, daß er es werden kann, und daß die deutschen Wollenhändler alsdann eine furchtbare Konkur-

renz zu bekämpfen haben werden. Dieser Punkt ist Australien.

Es war im Jahr 1795, als man ungefähr ein Dutzend Merinos vom Vorgebirg der guten Hoffnung auf die fruchtbaren Triften von Neu-Südwales versetzte. Diese kleine Heerde ist der Kern jener unzählbaren Menge Schafe geworden, welche sich seitdem über einen großen Theil von Neu-Holland und Van-Diemensland verbreitet hat.

Die Wolle-Ausfuhr begann zum ersten Male 1806. Seit 1814 ist die Zunahme ausserordentlich stark gewesen, wie sich aus nachstehender Uebersicht entnehmen läßt.

Jahre.	Ausfuhr.	Jahre.	Ausfuhr.
1806	245 Pfd.	1818	86,525 Pfd.
1807	562	1819	74,284
1808	nichts	1820	99,415
1809	nichts	1821	175,433
1810	167	1822	138,498
1811	nichts	1823	477,261
1812	nichts	1824	382,907
1813	nichts	1825	323,995
1814	32,971	1826	1,106,302
1815	73,171	1827	512,758
1816	13,611	1828	1,603,512
1817	nichts		

Es ist vorauszusehen, daß die Progression von Jahr zu Jahr stärker sein wird, und daß also Deutschland in Kurzem die Konkurrenz dieser Wolle, auf seinen Märkten in England, verspüren wird. Und was diese Konkurrenz noch furchtbarer macht, ist, daß die australische Wolle nicht unter der guten sächsischen

steht, obgleich man dort die Schafe sich selbst überläßt, während man in Deutschland sie sorgsam pflegt.

Australien ist eine britische Kolonie. Angenommen nun, daß die dortige Schafwolle der deutschen an Feinheit und Güte gleichkommt, wird man jener auf den englischen Märkten immer den Vorzug zugestehen, selbst wenn die Preise nicht geringer wären, und insofern auch ihre Quantität allen Forderungen des Verbrauchs entspricht.

Was werden alsdann die deutschen Wollen-Erzeuger thun? Diese Frage ist leicht zu beantworten. Es wird ihnen nichts anders übrig bleiben, als neue Auswege für ihre Produkte zu suchen, oder die Preise derselben dergestalt herabzusetzen, daß sie ihren Konkurrenten in Australien das Gleichgewicht halten können.

In Hinsicht neuer Märkte wird es schwer sein, solche zu finden, indem sich Deutschland in der Mitte anderer Staaten befindet, die ebenfalls die Merinoszucht begünstigen. Frankreich und die Niederlande verbrauchen ohne Zweifel viel Wolle, die sie nicht erzeugen; aber die Konsumtion wird sich nicht vermehren, weil Deutschland über die Anbringung seiner Wolle verlegen sein wird.

Die französischen Manufakturen verfertigen nicht viel mehr, als für den innern Verbrauch, während die in den Niederlanden viele Tücher ausführen, besonders aber nach Deutschland, wo ihr Debit, durch die Konkurrenz der einheimischen Fabrikanten, in beständiger Abnahme ist. Es ist unmöglich, daß der niederländische Ausfuhrhandel eine große Ausdehnung gewinnen könne, wenn alle Staaten, beinahe ohne

Ausnahme, sich das Monopol ihrer innern Märkte und ihrer häuslichen Industrie zuzusichern bemühen.

Eine gewisse Quantität extrafeiner Wolle wird in der That alljährlich von Deutschland nach Polen ausgeführt, zum Verbrauch in den von der Regierung unterstützten Fabriken. Aber der polnische Eigenthümer wird auch bald genug mit der Produktion der feinen Wolle sich beschäftigen, um über lang oder kurz die aus Deutschland kommende entbehrlich zu machen.

Schon bezieht man in Polen nur noch die extrafeinen Qualitäten, und die gemeine polnische Wolle wird dagegen auf den deutschen Messen ausgetauscht. Jenseits Polen beginnt auch Rußland, das demselben Zepter unterthan ist, mit der Schafzucht sich zu beschäftigen, und im Laufe dieses Jahrhunderts wird es wahrscheinlich noch mehr Wolle ausführen, als verbrauchen.

In den deutschen Theilen der k. k. österreichischen Erbstaaten wimmelt es von Schafen. Von dort werden auch die Tücher ausgeführt, in welche die Bewohner der italienischen Theile der Monarchie sich kleiden. Der Ueberrest Italiens wird aus England, Frankreich und den Niederlanden versorgt; doch ist der Betrag ihres Verbrauchs nicht bedeutend.

Die vereinigten Staaten Nordamerika's haben zwar einige Tuchfabriken errichtet, doch sind sie bis jetzt genöthigt gewesen, fast alle feine Wolle, deren sie bedürfen, von aussen zu beziehen. Sie versorgen sich damit auf den englischen Märkten. Aber dieser Zustand der Dinge wird nicht von langer Dauer sein; denn es ist leicht vorauszusehen, daß die innere, durch-

aus Landwirthschaft treibende Bevölkerung dieses Landes, bald ihre eigenen Fabriken versorgen wird.

Also, nach welcher Seite der deutsche Wollen-Erzeuger sich auch wenden mag, um einen Ausweg für sein Produkt zu finden, wird er bald alle Märkte damit überladen sehen. Wenn also er nicht die Vortheile seiner Lage benutzen kann, um den Debit seiner Waare zu erzwingen, indem er allmälig den Preis derselben vermindert, wird ihm seine Wolle so lange bleiben, bis die jedes Jahr erzeugte Quantität nicht mehr die Summe der Bestellungen übersteigt.

Jenen Vortheil der Lage scheint der deutsche Wollen-Erzeuger ohne Zweifel zu haben, wenn man die große Distanz zwischen Europa und Australien beachtet. Aber die politische Lage, in welcher sich dieses letztere befindet, ist so eigenthümlich, daß alle andern Umstände, im Vergleich damit, unbedeutend sind, und daß der Umstand der Entfernung selbst nur von einem sehr untergeordneten Interesse sein kann.

In England z. B. nöthigt der gegenwärtige Zustand der Bevölkerung und des öffentlichen Einkommens die Regierung, Alles zu thun, was in ihren Kräften steht, um die Industrie der nationalen Arbeiter zu heben, sei es nun in ihrem europäischen Gebiete, oder in ihren Kolonien.

In diesem Zustand der Dinge, und da Großbritannien einen großen Theil der Märkte Deutschlands für seine Wollentücher verloren, und die noch übrigen, in so fern nicht unvorherzusehende Ereignisse Statt finden, gänzlich verlieren wird, ist es augenscheinlich, daß es nicht anders als mit Vergnügen die Zeit voraus zu berechnen, und ihr Erscheinen zu

beschleunigen sucht, wo es im Stande sein kann, alle Schafwolle, deren es zu dem Verbrauch seiner Fabrikation bedarf, aus seiner eigenen Kolonie zu beziehen.

Der Kostenertrag, welchen der Transport der Wolle von Australien nach England verursacht, wird durch den geringen Preis des Landes in dem erstern, und dadurch ausgeglichen, daß diese Wolle bei der Einfuhr in dem letztern keinen Mauthbetrag zu zahlen braucht, so daß der australische Wollen-Erzeuger seine Waare immer zu billigen Preisen wird losschlagen können. Steht sie daher an Feinheit und Güte nicht hinter der deutschen zurück, so wird ihr in Großbritannien immer der Vorzug gesichert bleiben.

Das nothwendige und unausbleibliche Resultat dieses Zustandes der Dinge wird sein, daß der deutsche Wollen-Erzeuger ausschließlich auf sein eigenes Land für den Verbrauch seiner ordinairen Wolle wird zählen müssen, und daß in Folge der Einstellung einer so großen Forderung, wie die bisher von Seite Englands, dieser Artikel, der eines der vortheilhaftesten europäischen Produkte war, und gegenwärtig noch ist, nothwendigerweise überall, wo er nicht von extrafeiner Qualität ist, viel von seinem Werthe verlieren wird.

Die ausserordentliche Bevölkerungszunahme hat bis jetzt, der noch viel beträchtlichern Vermehrung der Schafe und der Konkurrenz der Baumwolle ungeachtet, den Preis der Schafwolle immer gleich erhalten.

Da aber die Quantität dieses Artikels sich unaufhörlich vermehrt, und zwar in einem bei weitem stärkern Verhältnisse, als die Fortschritte der Bevölkerung, muß der Preis der Wolle nothwendigerweise sich ver-

mindern, bis er sein Minimum erreicht haben wird. Und dies Minimum wird schneller oder langsamer bei den verschiedenen Nationen erreicht werden, je nach den Umständen, in welchen sie sich befinden.

So ist in England die Wolle, die im Durchschnitt das Pfund zu zwei Schilling (1 Gl. 10 Kr. rhein.) bezahlt wurde, nach und nach bis auf sechs Pence (17 Kr.) gesunken.

Die englische Schafwolle ist, in Hinsicht der Qualität, unbedeutend, während sich aus einem offiziellen Aktenstücke von 1828 ergibt, daß die mittlere Quantität der Wolle-Produktion in Großbritannien auf ungefähr 111 Millionen Pfund steigt, und daß die Einfuhr derselben sich auf ungefähr 29 Millionen Pfund beläuft, was eine Totalsumme von 140 Millionen Pfund gibt, sowohl für den innern Verbrauch, als zur Ausfuhr.

In Frankreich, in Deutschland und in Polen beschäftigt man sich weniger mit der Hammel-Mästung, als in England. Alles ist dort dem Wunsche untergeordnet, sich so feine Wolle, als nur immer möglich, zu verschaffen. Um diesen Zweck zu erreichen, darf der Eigenthümer weder die Quantität beachten, noch die bedeutenden Kosten, welche die Bildung einer Merinosheerde ihm verursacht; was demnach seine Vortheile sehr vermindert.

Um sich Heerden erster Qualität zu bilden, haben mehrere Landwirthe 40 bis 60 Friedrichsd'or für jeden Widder bezahlt, und in der ersten Zeit ihrer Einführung im Norden Europa's kostete jedes Schaf zehn Friedrichsd'or. Die gegenwärtigen Umstände haben diese Preise sehr vermindert; demungeachtet sind sie in

den meisten Meiereien immer noch die theuersten Gegenstände, indem ihre Nahrung große Ausgaben nothwendig macht.

Im Winter schließt man sie in ungeheure Ställe, von denen jeder eine ganze Heerde aufnehmen kann, und wo sie, durch ihr Beisammensein, sich selbst eine künstliche Wärme schaffen. So lange diese Einsperrung dauert, wirft man ihnen Heu und selbst Stroh, sammt den Aehren, vor. Ist das Getreide nicht zu theuer, so ist diese Nahrung die vortheilhafteste, weil dadurch die Wolle sehr an Güte gewinnt.

Die Merinos haben beinahe vollkommen die einheimische Race in Sachsen und den umliegenden Ländern ausgeschlossen. Es ist wahrscheinlich, daß sie sich noch mehr verbreiten werden. Eines der Länder in Europa, wo sie die meisten Fortschritte machen, ist unstreitig die Krimm. Der Transport der dortigen Wolle verursacht freilich große Kosten, bis sie nach Großbritannien und nach den Niederlanden gelangt. Aber anderseits ist die Unterhaltung der Schafe auf den großen Weiden dieser Halbinsel so wenig kostspielig, daß, der großen Entfernung ungeachtet, sie durch ihre niedrigen Preise doch eine gefährliche Konkurrenz darbieten kann.

Die in Spanien gewonnene Wolle ist das Produkt der ursprünglichen Race, von welcher die Merinos herrühren, welche jetzt in Europa und in Australien existiren. Bevor der Kurfürst von Sachsen, vor ungefähr 40 Jahren, eine kleine Merinosheerde von dem König von Spanien zum Geschenk erhalten, war die einzige, damals bekannte feine Wolle, die spanische. Sie versorgte ausschließlich die Fabriken

Frankreichs, der Niederlande und Englands, in welchen die schönsten Tücher verfertigt wurden.

Unglücklicherweise für die Merinos-Eigenthümer in Spanien, raubten ihnen die napoleonischen Generale, während dem sogenannten Insurrektionskriege, ihre schönsten Heerden, und liessen sie nach Frankreich bringen. Andere wurden in dem entsetzlichen Kampfe von den verschiedenen Partheien zerstreut oder vernichtet. Diese Zerstörung war so beträchtlich, daß der Wolle-Ertrag in der ganzen Halbinsel jetzt kaum einem Drittel dessen in Deutschland gleichkommt.

Man kann sich einen noch genauern Begriff von dieser Verheerung machen, nach der Einfuhr in den britischen Inseln zu drei verschiedenen Epochen, sowohl aus der Halbinsel als aus Deutschland, wie folgt:

	1800.	1814.	1827.	
Deutschland	421,350.	3,595,146.	22,007,178	Pf.
Spanien und Portugal	7,794,758.	9,234,991.	4,347,643	—

Im Jahr 1800 standen die Hafen beider Länder dem britischen Handel eben so wohl geöffnet, als in den beiden spätern Epochen, dergestalt, daß die allmälige Zunahme der Ausfuhr Deutschlands, und die Verminderung jener Spaniens, die bestmöglichsten Beweise der Umgestaltung sind, welche in der verhältnißmäßigen Lage der beiden Länder sich ereignet, in Hinsicht auf die Wolle-Produktion.

Ungeachtet ihres Rufes, den die spanische Wolle hat, der Rolle wegen, die sie einst auf den Märk-

ten spielte, und des Einflusses ungeachtet, den sie noch jetzt auf den Märkten ausübt, ist sie kaum so beträchtlich, als die einer einzigen Provinz Oesterreichs.

Es ist jedoch nicht zu bezweifeln, daß das Klima und die Natur der Nahrungsmittel, auf den hohen Gebirgsketten, die Spanien durchschneiden, der Erzeugung der schönsten Wolle überaus günstig sei, ohne daß es nothwendig sein dürfte, zu künstlichen, und folglich kostspieligen Verfahrungsarten seine Zuflucht zu nehmen. Es ist also unbestreitbar, deß wenn dies schöne Land einmal erst die Fesseln gebrochen haben wird, welche seine Energie lähmen, seine Hügel und Thäler sich aufs neue mit schönen und zahlreichen Heerden bedecken werden.

Welches nun auch die Fortschritte der Bevölkerung sein mögen, ist es doch augenscheinlich, daß die Wollenmasse noch schneller wachsen wird.

Die Schafwolle hat ausserdem noch, wie schon gesagt, eine gewaltige Konkurrenz von Seiten der Baumwolle zu befürchten. Ein großer Mißbestand der ersten ist der Verlust, den sie bei der Tuchbereitung erleidet, und wodurch sie fast um die Hälfte vermindert wird, während die Baumwolle nur sehr wenig verliert.

Dieser Vortheil ist unberechenbar, und wenn die Heerdenbesitzer auf dieselbe Weise fortfahren ihre Schafe zu vermehren, wie bisher, muß ihr Vermögen über lang oder kurz, aber unfehlbar, eine Krisis erleiden, der sie nur mit Mühe sich entziehen dürften. Mögen die Andeutungen, welche wir ihnen vorlegen, sie behutsamer machen, und sie vermögen,

durch zweckmäßige Maßregeln einer solchen Katastrophe zuvorzukommen.

Wir müssen schließlich noch hinzufügen, daß unsere Bemerkungen nur auf die Erzeuger der ordinären oder mittleren Wolle-Qualitäten anwendbar sind. Die Produktion der extrafeinen Wolle, mit welcher man sich an einigen Orten in Deutschland und anderswo beschäftigt, erfordert so viele Sorgfalt und Kosten, daß man in ihrem Betrachte noch lange nichts zu besorgen hat.

Der moralische Einfluß der Zeitungen in der nordamerikanischen Union.

Der Zeitungsstempel ist in der nordamerikanischen Union durchaus unbekannt. Die Regierung hat mehr noch gethan: sie gesteht den Zeitungen selbst Portofreiheit zu, so daß man sie in den entferntesten Provinzen zu demselben Preise erhält, wie an dem Orte, wo sie erscheinen. Der Zweck dieser Maßregel ist, die große Volksmasse durch die periodischen Erscheinungen über ihre wahren Interessen zu unterrichten, und der öffentlichen Meinung auf diese Weise eine größere Solidität zu gewähren.

Man bemerkt, nach dem Ebengesagten, daß das Privilegium, welches man der periodischen Presse zugesteht, aus einem höheren Prinzip, als dem der Privatbegünstigung, entspringt. Es ist die nothwendige Folge jenes, an großen Resultaten so fruchtbaren Urgrundgesetzes, das die Freiheit und Unabhängigkeit der großen nordamerikanischen Familie begründet, dem sie ihre innere Sicherheit, ihre Industrie, ihre Opulenz, ihre sich unaufhörlich vervollkommnende Zivilisation, und die immer zunehmenden Fortschritte ihrer kräftigen Bevölkerung verdankt, dem Unterricht.

Die Journale sind die thätigsten Verbreiter desselben. Im Durchschnitt erscheinen in den Vereinigten Staaten täglich nicht weniger als zwölfhundert verschiedene Zeitungen, welche sich von den Städten in die Dörfer verbreiten, in die Nacht der Wälder dringen, und die bis zu den vereinzelten Meiereien ge-

langen, welche wie abgeſchieden von der übrigen Welt zu ſein ſcheinen.

Dieſer Unterricht, dieſe täglich unter mannigfachen Formen ſich erneuernde Aufklärung, findet überall eine darauf begierige, darauf vollkommen vorbereitete Bevölkerung; denn in Nordamerika wird nicht nur ein Menſch, welcher nicht leſen kann, als ein Kretin, oder als eine Art mit Sprache begabter Affe betrachtet, man findet auch äuſſerſt ſelten nur ein Individuum, das nicht begreift, was es lieſt.

Für die über einen ungeheuern Flächenraum zerſtreuete Bevölkerung der Vereinigten Staaten erſetzen die Zeitungen die übrigen, größtentheils noch fehlenden Unterrichtungsmittel, wie Kollegien, Univerſitäten u. ſ. w.; ſie erſetzen ſelbſt, durch die Mannigfaltigkeit und den Reichthum ihres Inhalts, die noch mangelnden Bücher, welche überhaupt in dieſem Lande theuer ſind, und welche der Landwirth, der haushälteriſch mit ſeiner Zeit ſein muß, vielleicht nicht hinlänglich ſtudieren könnte.

Die Zeitungen erhalten die Neugierde in beſtändiger Thätigkeit. Sie beſchäftigen unaufhörlich die Einbildungskraft, ohne ſie je zu ermüden, und laſſen nicht einen Tag vorüber gehen, ohne ſie ſtark anzuregen, ohne irgend einen religiöſen oder politiſchen Gegenſtand in Rede zu ſtellen, das Nachdenken auf ihn hinzuleiten, ohne eine nützliche Thatſache in des Leſers Gedächtniß zu graben, und eine neue Methode, ein neues Verfahren in Vorſchlag zu bringen.

Vor Allem der wichtigſte Theil dieſes immerwährenden Unterrichts betrifft die *inneren* und *äuſſeren* Angelegenheiten der Union, ſowohl in politiſcher

als in kommerzieller Hinsicht. Dieser Theil wird mit strenger Wahrheitsliebe und so klar, so umfassend als möglich behandelt. Die Verhandlungen der Regierung, die Diskussionen der beiden Kammern jedes der verschiedenen Staaten, in ihren größten Einzelnheiten, erregen ein unbeschreibliches Interesse, und werden äusserst begierig gelesen und kommentirt. Die Ursache dieser großen Theilnahme liegt darin, daß es in Nordamerika nicht einen einzigen Bürger gibt, gleichviel, ob reich oder arm, der nicht Wähler und wählbar ist.

In den Vereinigten Staaten kennt man in dieser Hinsicht keine Beschränkung; die alleinige Eigenschaft als Bürger ist dazu hinlänglich, und selbst der Fremde erhält sie nach einem fünfjährigen Aufenthalt. Während der Sitzung, wo man weniger mit den großen Landarbeiten beschäftigt ist, nämlich im Dezember, Januar und Februar, sind die Journale, in wie großer Zahl sie auch erscheinen mögen, doch nie genügend für die unzählbaren Leser.

In diesen Zeitungen werden die Beauftragten der Nation auf das Sorgfältigste bewacht, angeregt, gelobt und getadelt mit einer Wärme und einer Strenge, von der man sich in Europa keinen Begriff machen kann. Hier kann man die Deputirten nur nach ihren Reden beurtheilen (wo es nämlich erlaubt ist, das Volk von den Meinungen seiner Vertreter zu unterrichten), während in dem wichtigen, entscheidenden Augenblicke des Votums die verborgen niedergelegten Kugeln oft im direkten Widerspruche mit den Worten stehen.

Erfahrung hat das mehr als einmal beurkundet, und bewiesen, aus welchen traurigen Elementen noch

die meiſten unſerer Volksvertretungen zuſammengeſetzt ſind.

In der nordamerikaniſchen Union dagegen, ſowohl beim Krongreſſe zu Waſhington, als bei den geſetzgebenden Verſammlungen der verſchiedenen Staaten, ſind die Abſtimmungen immer öffentlich. Die Namen aller Stimmenden, für und wider, ſind allgemein bekannt, und nach jedem nur irgend wichtigen Geſetze werden alle dieſe Namen durch die zwölfhundert Trompeten der öffentlichen Meinung ad aeternam rei memoriam dem Publikum zur Würdigung preisgegeben.

Solch Verfahren würde vielen unſerer braven Vertreter Gänſehaut machen. Ihr Entſetzen iſt leicht begreiflich, und nach den Worten des Erlöſers: „Vater, vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun", begnügen wir uns, ſie zu bemitleiden. Aber in Amerika begnügt man ſich nicht damit. Der Lohn des Verräthers an ſeinem Eide, ſeiner Bürgerpflicht iſt öffentliche Verachtung. So will es dort das Geſetz.

Aber, rufen erſchrocken einige unſerer Salomone, ſolch Verfahren muß direkt zur Anarchie führen. — Im Gegentheil, es führt direkt zur Ordnung, zur ſtrengen Geſetzmäßigkeit, zur gewiſſenhaften Vollſtrekkung des den Deputirten durch des Volkes Vertrauen gewordenen Mandats. Der Vertreter, welcher nicht mehr mit ſeiner Stimme Schmuggelei treiben kann, der genöthigt iſt, zu ſtimmen, wie er geſprochen, der nicht mehr die Schande ſeiner Gewiſſenloſigkeit unter dem Schleier der Geheimhaltung verborgen ſieht, wird ſich zweimal beſinnen, bevor er ein Votum gibt, das ihn öffentlich ehren, oder öffentlich brandmarken kann.

Die Regierung der Union befindet sich bei dem Allem in den kräftigsten, den blühendsten Umständen. Die öffentliche Meinung ist nicht ihr Feind, sondern ihre Stütze. Freilich sind ihre Mitglieder auch nicht die Vertreter der Mittelmäßigkeit, oder die Typen der Erbärmlichkeit, sondern vielmehr Riesen an Umsicht und Talent, vom In- und Auslande geehrt und bewundert. Ihre Weisheit, ihre hohe Tugend bewährt sich im Größten wie im Kleinsten. Was sind Jesuiten-, Kongregationisten-, Hoflakaien-Umtriebe in Nordamerika? — Durchaus unbekannte Dinge. Die Angelegenheiten dieser großen Völkergemeinde sind so vortrefflich verwaltet, daß in Kurzem, und als eine Ausnahme in den Jahrbüchern der neuern Zivilisation, die öffentliche Schuld der Union vollkommen getilgt sein wird.

Aber auch in der alten Welt finden wir ein ähnliches Beispiel: Was die Vereinstaaten im Großen sind, ist die Republik Genf im Kleinen. Aehnliche Grundsätze, ein gleiches Streben, gleiche Resultate.

Man kann es nicht einen Augenblick bezweifeln, diese letzten hat man dem in Nordamerika wie in Genf gleichmäßig vertheilten Unterricht zu verdanken. Die Lage der letztern ist kritischer, aber konzentrirter als die des ersten. Seine hochgesteigerte Aufklärung, die umsichtsvolle Weisheit seiner Regierung, machen die Mehrheit eigener Journale überflüssig, um so mehr, da es an und für sich allein eben so viel fremde Zeitungen verbraucht, als die ganze südliche Hälfte der Schweiz.

In Amerika dagegen sind die Journale die eigentlichen Verbreiter des Unterrichts, den sie bis auf einen

in unſerm alten Europa unbekannten Grad populariſirt haben. Dieſe alleinige Bemerkung beweiſet, daß alles Rückwärtsſchreiten in der Union durchaus unmöglich iſt.*)

*) Die Traveller and Monthly-Gazette von Philadelphia, vom Januar 1829, enthält folgende Ueberſicht der in den Vereinſtaaten ſeit 1775 erſchienenen Zeitungen und Zeitſchriften, nebſt ihrer ſtufenweiſen Vermehrung:

Staaten.	Zahl der Journale. 1775.	1810.	1820.
Maine	—	—	29
Maſſachuſetts	7	32	78
New-Hampſhire	1	12	17
Vermont	—	14	21
Rhode-Island	2	7	11
Connecticut	4	11	28
New-York	4	66	161
New-Jerſey	—	8	22
Penſylvanien	9	71	185
Delaware	—	2	4
Maryland	2	21	32
Diſtrikt Columbia	—	6	9
Virginia	2	23	34
Nord-Karolina	2	10	15
Süd-Karolina	3	10	16
Georgia	1	13	13
Florida	—	1	2
Alabama	—	—	10
Miſſiſſipi	—	4	6
Luiſiana	—	10	9
Teneſſee	—	6	8
Kentucky	—	17	23
Ohio	—	14	66
Indiana	—	—	17
Michigan	—	—	2
Illinois	—	—	4
Miſſuri	—	—	5
Arkanſas	—	—	1
Scherokeſiſche Nation	—	—	1
	37	358	827

Das Bemerkenswertheste der neuesten ausländischen Literatur.

Nordamerika.

The fifth Report of the American Sunday School Union. — Fünfter Bericht der amerikanischen Sonntagsschul-Gesellschaft. Philadelphia, 1829.

Die Sonntagsschulen sind eine der vortrefflichsten und nützlichsten Stiftungen der religiösen Philanthropie. Die ersten Anstalten dieser Art bestehen höchstens seit dreißig Jahren. Aber während dieser kurzen Zeit haben sie sich über das ganze britische Reich und seine Kolonien, über Nordamerika, Deutschland, Frankreich, die Niederlande, mit einem Worte über alle die Länder verbreitet, in denen die evangelische Reform den Menschen dem Schlamm des Aberglaubens und der thierischen Unwissenheit entnommen. Einer Berechnung zufolge, deren Genauigkeit wir keine Ursache haben bezweifeln zu wollen, wird die Zahl der Kinder und der erwachsenen Personen, welche in den Sonntagsschulen unterrichtet werden, auf 1,580,000 angegeben.

Welch mächtiger Hebel in den Händen der Wohlthäter der Menschheit, die mit Recht die Verbreitung der Aufklärung als die beste Garantie der gesellschaftlichen Ordnung und des individuellen Glückes betrachten!

Die Sonntagsschulen werden vielleicht ein Problem lösen, dessen Entscheidung man bis jetzt vergeblich gesucht, nämlich zu wissen, „wie es möglich ist, den untern Volksklassen den Wunsch und das Bedürfniß

der Aufklärung einzuflößen.“ Sie werden dies Ziel durch eine einzige Thatsache erreichen, indem sie die Unterrichtung des Volkes an seinen religiösen Glauben knüpfen.

Der Bericht, welcher uns diese Betrachtungen eingeflößt, enthält mehrere interessante Mittheilungen über die Sonntagsschulen in den Vereinstaaten Nordamerika's. Die Zahl der Kinder, welche sie besuchen, beläuft sich auf 349,202. Sie überstieg 1828 nicht 259,656; was für ein einziges Jahr eine Vermehrung von 89,546 gibt. Man zählt in diesen Schulen nicht weniger als 52,663 Lehrer und Monitoren, die durchaus keinen Gehalt empfangen, sondern blos aus christlicher Liebe diesem verdienstlichen Geschäfte sich unterzogen. Wollte man ihr Gehalt nur auf 33 Centimen anschlagen, würde sich dennoch eine Hauptsumme von 903,697 Dollaren (2,259,242 rhein. Gulden) ergeben, die jetzt anderweitig verwendet werden kann.

Solche Resultate erzeugt wahre Religiosität in den vereinigten Staaten. Wann wird man ähnliche andeuten können in Frankreich, in Italien, in der Halbinsel? — Um die Masse anzuregen, um für das hohe Interesse der Menschheit 50,000 Personen mit einem und demselben Geiste zu beseelen, bedarf es der hohen Weisheit und Milde des Evangeliums, und nicht der satanischen Spekulationen Loyola's.

Seit ihrer Bildung bis 1829 hat die Gesellschaft der Sonntagsschulen in Nordamerika nicht weniger als 6,098,899 Bände nützlicher Lehrbücher und Werke zur Unterrichtung des Volkes drucken lassen. Die all-

einige Volksbibliothek (für die untern Klassen) zu Neu-York enthielt Anfangs 1829 75,833 Bände. Man kann daraus die einfache Schlußfolge entnehmen, daß die untern Stände in den vereinigten Staaten ausgedehntere Unterrichtsmittel haben, als die Gelehrten und selbst die Akademien vieler Länder Europa's. Was sind z. B. unsere Bibliotheken von 5000 oder 10,000 Bänden, die jährlich höchstens um einige Werke vermehrt werden, im Vergleich mit der obenangedeuteten? ....

Das Einkommen der Sonntagsschulen-Gesellschaft belief sich 1828 auf 75,884 Dollare (189,710 rhein. Gulden), und bestand blos aus freiwilligen Beisteuern. Diese Summe ist bei weitem stärker als diejenige, welche die französische Regierung für den Primarunterricht von 33 Millionen Seelen ausgesetzt.

Großbritannien.

Notices of Brasil in 1828 and 1829. — Bemerkungen über Brasilien in den Jahren 1828 und 1829. Von Walsh, Verfasser der Reise nach Konstantinopel ꝛc. London, 1830.

Der Verfasser begleitete den englischen Gesandten Strangford als Kapellan nach Brasilien. Er hatte häufige Gelegenheiten, den Kaiser Don Pedro in der Nähe zu sehen, der, seinen Mittheilungen zufolge, mehr als Privatmann denn als Monarch zu leben scheint. Er beschäftigt sich mit mehrern Künsten und Handwerken, und ist besonders geschickt in der Tischlerei. Gewöhnlich steht er sehr früh auf, und weckt seine Leute durch Pistolenschüsse. Seine Lebensweise

ist sehr regelmäßig. Aber sein Aeusseres ist gemein, und seine Sprache und Manieren verrathen eine ziemlich vernachläßigte Erziehung. Doch gebricht es ihm an natürlichem Verstande und an Umsicht nicht. Er spricht ziemlich geläufig französisch, und ein wenig deutsch und englisch. Seine Ausgaben sind sehr beschränkt, und er hält Rechnung selbst über die kleinste derselben. Er beschäftigt sich auch mit der Landwirthschaft, und läßt die Erzeugnisse derselben öffentlich verkaufen. Die Ausgaben seines Vaters beliefen sich jährlich auf vier Millionen, die seinigen übersteigen nicht 100,000 Reis.

Es wurden 1828 in ganz Südamerika 133 Zeitungen und Zeitschriften gedruckt. Davon kamen auf Brasilien 25, nämlich auf Rio-Janeiro 15, auf Bahia 3, und die übrigen auf Pernambuko, St. Paul, St. Joao del Rey und Villa Rica. Von den zu Rio-Janeiro erscheinenden Zeitungen ist der Imperio do Brazil das Organ der Regierung. Das Diario de Rio-Janeiro und das Journal do Commercio sind schlecht geschrieben und schlecht gedruckt, werden aber demungeachtet häufig gelesen, der in ihnen enthaltenen Anzeigen wegen. Das Blatt „Korrespondenz“ betitelt enthält nur persönliche Angriffe und Vertheidigungen. Es ist eine Art Skandalkronik, die immer mit vielem Beifall von den Bewohnern der Hauptstadt aufgenommen, und mit großem Vergnügen gelesen wird.

Die übrigen Zeitungen von Rio-Janeiro sind folgende: 1. Analista, 2. Aurora fluminens, 3. Astrea, 4. le Courier du Brésil (in französischer Sprache;

er erscheint dreimal wöchentlich), 5. Rio-Herald (in englischer Sprache; Wochenblatt), 6. Malaguetta, 7. Diario dos Deputados, 8. Diario do Senado, 9. Despertador Constitutionale, 10. Censur Brazilico, 11. Espelho Diamantino, 12. Propagador.

The present state of Infanticide in India. — Der gegenwärtige Zustand des Kindesmordes in Indien. Gezogen aus den in dieser Hinsicht dem Parlamente im Juni 1824 und im Juli 1828 vorgelegten Papieren, auf welche man aufs Neue die Aufmerksamkeit der ehrenwerthen ostindischen Kompagnie, so wie der Freunde der Religion und der Menschheit verweiset. Von J. Peggs. London 1830.

Es gibt Verbrechen, vor denen der Gedanke zurückschaudert, und mit denen er sich nur beschäftigen kann, wenn er hoffen darf, sie zu beseitigen. Zu diesen Verbrechen gehören die in Ostindien so häufigen Kindermorde, die man bisher umsonst vollkommen zu beseitigen sich bemüht hat.

Ein von Moor 1811 herausgegebenes Werk, und ein anderes von 1815, „über die Möglichkeit der Abschaffung des Mordes der Kinder weiblichen Geschlechts zu Guzerate," so wie die von dem Marquis von Wellesley angenommenen Maßregeln, zur Abschaffung dieses entsetzlichen Gebrauches zu Sangur, haben in England den Glauben verbreitet, daß er nicht mehr existirt.

Leider ist dem nicht also, und der entsetzliche Kindermord ist noch gebräuchlich über eine große Landesstrecke. Der Ursprung dieses unmenschlichen Verfah-

rens liegt theils in religiösem Aberglauben, theils in einem Gefühl des Stolzes, denn der Indier betrachtet es als eine große Schande, eine Tochter zu haben, die er nicht zu verheirathen hoffen kann.

Die Bewohner von Orissa und des östlichen Theiles von Bengalen opfern ihre Kinder sehr häufig der Göttin Gunga, und weihen ihr ihren Erstgebornen, um Glück und Segen für den Ueberrest ihrer Familie zu gewinnen. Sie lassen das arme Kind vier bis fünf Jahre alt werden. Sodann, an einem bestimmten Tage, führen sie es zum Ganges, um es zu baden, wonach sie es so weit in den Fluß treiben, bis es von der Strömung fortgerissen wird.

Im nördlichen Bengalen gibt es einen andern, noch empörendern Gebrauch. Weigert sich ein Kind, die Brust der Mutter anzunehmen, und wird es krank, so schließt man daraus, daß es sich unter dem Einflusse eines bösen Geistes befindet. Man legt es in eine Wiege, und hängt diese an einen Baum, wo das arme Geschöpf gewöhnlich von Ameisen oder Raubvögeln verzehrt wird. Ueberlebt es nach drei Tagen diese entsetzliche Probe, so nimmt es die Mutter wieder als ihr Kind an; doch ist dieser Fall äusserst selten. Ein britischer Missionär rettete einmal ein solches Kind aus dem Rachen eines Schakals. In einem Korbe fand derselbe, in Gesellschaft eines Reisenden, das Skelett eines Kindes, das von den Ameisen vollkommen verzehrt worden.

Jeder Distrikt in diesem Lande hat seine eigene Legende, durch welche er den Kindermord zu rechtfertigen sucht, und fast überall ist die Mutter selbst

Henker ihres Säuglings. Sehr oft erstickt sie ihn, oder wirft ihn auf den Boden, und läßt ihn auf die allerkläglichste Weise umkommen, ohne einen Blick des Erbarmens auf das unschuldige Wesen zu werfen. Die Zeit ist gekommen, wo man ernstlich daran denken muß, diesen barbarischen Gebrauch, so wie den der Suttien, oder Lebendigverbrennungen der Wittwen, abzuschaffen, in so fern man sich nicht den Vorwurf zuziehen will, durch eine beispiellose Fahrlässigkeit ihn zu unterstützen.

Rußland.

Ottomanskaya Imperia. — Das ottomannische Reich, oder genaue Prüfung der europäischen Türkei in ihrem gegenwärtigen Zustande ꝛc. ꝛc.

Noweischia istoritscheskia, etc. — Neue historische, politische, statistische und geographische Mittheilungen über das türkische Reich.

Wsgliad na ewropeiskuya Turtsiu. — Blick über die europäische Türkei und die Umgebungen von Konstantinopel ꝛc. Von Ladigensky.

Nischenei Sostoianie. — Gegenwärtiger Zustand der türkischen Provinzen Moldau und Wallachei und der russischen Provinz Bessarabien. Von Jakowenka.

Die Nachbarschaft, und die gegenseitigen Verhältnisse zwischen Rußland und der Türkei haben immer, besonders in der neuesten Zeit, Interessen in Rede gestellt, welche nicht anders, als durch Waffengewalt entschieden werden konnten. Die vorliegenden Werke

treten nur sehr oberflächlich ein in die Erwägung dieser Verhältnisse und Interessen, wie vielversprechend auch ihre Titel sein mögen. Die Schuld dieses Désappointement darf vielleicht weniger den Verfassern, als der Zensur zugeschrieben werden. Nur das Werk Jakowenka's ist reicher an Thatsachen, origineller in ihrer Darstellung als die übrigen, die größtentheils nur aus deutschen und französischen Büchern zusammengestoppelt sind. — Das ist denn auch Alles, was wir mit gutem Gewissen darüber sagen können.

Mannichfaltigkeiten.

Die Bettlerzunft zu London.

Es gibt gegenwärtig zu London, auf eine Bevölkerung von 1,350,000 Seelen, 11,200 Straßenbettler, also 1 dieser letztern auf 120 Einwohner. Diese Bettler durchstreifen die Straßen in allen Richtungen und gewinnen durch ihre Quälerei im Durchschnitt täglich zwei Schilling (1 rh. Gl. 12 kr.) jeder, oder 1120 Pfund Sterling (13,440 rh. Gl.) im Ganzen.

Jeder dieser Tagediebe, welche der Gesellschaft nur zur Last fallen, hat sein besonderes Nachtlager, und es gibt mehrere Häuser, welche eigends dazu eingerichtet sind. In einigen derselben bezahlt man, wie bei den Theatern, am Eingang. Für ein Nachtlager auf bereits gebrauchtem Stroh beläuft sich das Schlafgeld auf einen Batzen; auf frischem Stroh 1½ Batzen; auf einer Matratze 2 Batzen.

Vor der Mahlzeit machen die Bedienten des Hauses die Runde, um zu sehen, ob sich auch kein Uebelthäter eingeschlichen. Am Morgen treibt man die Bettler aus, und erst mit einbrechender Nacht dürfen sie wiederkommen. Sie haben jährlich eine allgemeine und monatlich besondere Versammlungen, in welchen sie über ihre Interessen sich berathen. Im Uebrigen sind sie in Kohorten, Bataillone, Kompagnien und Sektionen geschieden. Jeder dieser Abtheilungen wird täglich ein anderes Stadtviertel angewiesen, und die Art und Weise ihres Benehmens vorgeschrieben.

Die meisten dieser Bettler sind recht gut im Stande zu arbeiten und ihr Brod zu verdienen. Aber das träge, umherirrende Leben hat einen großen Reiz für sie. Nur wenige von denen, welche verstümmelt zu sein scheinen, sind es in der That. Ein gewisser James Turner, einer der bekanntesten und unverschämtesten derselben, gibt wöchentlich nur allein für seine Beköstigung 50 Schelling (30 rh. Gl.) aus. Seiner eigenen Aussage nach beläuft sich sein täglicher Gewinn auf 12 bis 15 Schelling (7 Gl. 12 kr. — 9 Gl.).

Seine Frau gibt Unterricht in der „Bettelkunst“ zu einem Schelling für jede Stunde. Ihre Akademie wird stark besucht.

Dampfkanonen.

Jerah Stone, von Neu-Jersey, hat eine Dampfkanone erbaut, die zweihundert Kugeln in einer Minute abschießt. Sie wiegt fünf Zentner, ruht auf Rädern und Lavetten, und schleudert die Kugeln mit ausserordentlicher Gewalt. Derselbe Mechaniker hat auch eine Jagdflinte verfertiget, mit der man 15 Schüsse in einer Minute thun kann.

Gerichtliche Sentenzen gegen Thiere.

Nach einer Sentenz des Gerichts der Mönche von St. Genoveva zu Paris, wurde 1266 ein Schwein lebendig verbrannt, weil es ein Kind gefressen, obgleich es kurz zuvor genügende Nahrung erhalten.

Das Amtsgericht von Mortagne verurtheilte 1394 eine Sau aus gleichem Grunde zu derselben Strafe. Das Thier wurde auf dem Marktplatze, mit Rock, Stiefeln, Hut und Hosen bekleidet, gehängt. Die Hinrichtung kostete 28 Franken nach heutigem Werth, nebst einem Paar neuer Handschuhe, die dem Nachrichter gegeben wurden.

In Folge eines Urtheils des Amtsgerichts von Gisors, wurde 1405 ein Ochs, seiner Missethaten wegen (pour ses démérites) in Folge einer regelmäßigen Prozedur und Information, wie auch nach Abhörung seines Advokaten, zum Galgen verurtheilt. Selbiger Ochse hatte nämlich einen fünfzehnjährigen Knaben mit den Hörnern aufgespießt.

Nach einem Dekret des Parlaments zu Paris wurde 1446 eine Sau nebst einem Manne verbrannt, beide überwiesen, eine Todsünde begangen zu haben.

Sentenz des Senats zu Basel von 1474, nach welcher ein Hahn verurtheilt wurde, als Hexenmeister verbrannt zu werden, weil er ein Ei gelegt. Das Ei wurde ebenfalls verbrannt.

Das Parlament zu Paris erließ 1546 ein zweites De-

kret zur Hängung eines Manns und einer Kuh, wegen Begehung verbrecherischer Monstruositäten. Nach erfolgtem Tode wurden ihre Leiber verbrannt und ihre Asche in den Wind geworfen.

In Folge einer Sentenz des geistlichen Gerichts von Montpellier, von 1565, wurden ein Maulthier und ein Mann, desselben Verbrechens wegen, lebendig verbrannt.

Man sieht, daß jenes Mittelalter, das jetzt so eifrig von Schriftstellern und Künstlern ausgebeutet wird, in der That eine unerschöpfliche Mine von Sonderbarkeiten aller Art ist. Die Denkmäler jener Epoche sind so höchst naiv, daß der Geschmack des neunzehnten Jahrhunderts sich auf das Aeusserste empören würde, wollte man sie in ihrem ganzen eigenthümlichen Gehalte darstellen.

Laster für Laster, Albernheiten für Albernheiten, die Verstöße der Zivilisation sind am Ende doch immer weniger abscheulich, als die der Barbarei. — Vielleicht macht man im 23. Jahrhundert denselben Ausspruch auch anwendbar auf uns. Immerhin danken wir vor Allem Gott für die Fortschritte, welche der menschliche Verstand seit dem 15. Jahrhundert gemacht hat, und überlassen wir ihm die Sorge für die Zukunft.

Fortschritte der Industrie in Polen.

Dank dem Frieden, einer weisen Verwaltung und den Fortschritten der Zivilisation, die im Norden Europa's durch jesuitische Umtriebe nicht gestört werden kann: auch in Polen, das so lange zu schlummern geschienen, entwickelt sich die Industrie immer mehr, und verspricht die schönsten Früchte einer nahen Zukunft.

Eine Gesellschaft von Grundeigenthümern, welche der Reichstag von 1825 gutgeheißen, erhebt nach und nach das durch lange Kriege verheerte Land. Die Unwissenheit des Volks vermindert sich zusehends, und die untern Klassen erheben sich allmälig aus dem Zustande der Brutalität, in den sie so lange versenkt gewesen. Eine 1828 errichtete Nationalbank wird die öffentliche Schuld bezahlen, Handel,

Kredit und Industrie begünstigen. Der letzte Kurs ihrer Obligationen ist 360 für 300.

Die Verbindungen zu Wasser und zu Lande werden von Tag zu Tag bequemer. In Kurzem wird ein Kanal die Weichsel mit der Dwina verbinden, und Danzig wird alsdann nicht mehr der alleinige Stapelplatz des polnischen Getreides sein. Es gibt jetzt in Polen schon über 600 Stunden Weges gutgebauter Chausseen, die nichts zu wünschen übrig lassen. Die Grundlage derselben besteht aus Granitbrocken, welche man mit kleingeschlagenen Steinen und einer Schicht Kieselerde oder Grien bedeckt.

Mehrere tausend Arbeiter sind unaufhörlich mit Erbauung neuer Straßen und Erhaltung der bereits beendigten beschäftigt. Alle diese Straßen sind auf beiden Seiten mit breiten Abzugsgräben versehen, und mit zwei Reihen italienischer Pappeln, Akazien und anderer im Lande seltener Bäume besetzt. Von Zeit zu Zeit findet man schöne steinerne Brücken, deren Geländer in den Nationalfarben prangen. Auf allen Seiten erheben sich schöne Häuser, und die Kultur des Landes vervollkommnet sich immer mehr.

In dieser Hinsicht bietet das Landgut Dospuda, welches dem General Paç (einem Nachkommen der berühmten Marquis von Pazzi aus Florenz) gehört, im Palatinat Augustow, das nachahmungswürdigste Beispiel dar.

Auch die Dorfwege sind sehr verbessert worden. Obgleich nicht aus Steinen erbauet, wie die Chausseen, werden sie doch trocken gehalten durch Abzuggräben. Sie sind breit und auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt.

Süße Wasserquellen im Meere.

Es gibt deren an mehreren Orten. Sie brechen oft mit großer Gewalt aus den Felsen, in einer Tiefe von zwei bis drei Klaftern und mehr. Man bemerkt sie leicht auf der Oberfläche durch die starke Bewegung, welche sie veranlassen, und die der Meeresoberfläche das Ansehen geben, als befinde sie sich beinahe in einem siedenden Zustande. Man hat viele solche Quellen bei den Inseln Bahrain und Ared

im persischen Meerbusen entdeckt, während man auf diesen Eilanden selbst nicht die geringste Spur einer süßen Quelle bemerkt.

Um dies süße Wasser zu schöpfen, stürzt sich ein Taucher, mit einem ledernen Sacke (Mussuck) versehen, in das Meer. Er nahet sich dem Felsen, hält den Sack dicht an die Oeffnung, aus welcher das Wasser mit so großer Heftigkeit strömt, daß der Sack in wenigen Sekunden angefüllt ist, wonach er ihn verschließt, sich erhebt und in die in einem Boote befindlichen Gefäße leert. Er wiederholt diese Operation bis auf 20 Mal in einer halben Stunde. Der Sack, dessen er sich bedient, hält 4 bis 5 Gallonen.

Sprudeln die Quellen aus einer größern Tiefe, oft 15 bis 20 Klafter, wie das oft zu geschehen pflegt, so dauert die Operation natürlich länger und jedes Auf- und Niedersteigen dauert wenigstens 5 Minuten. Man zählt mehr als 30 solcher Quellen in der Nähe von Bahrain und Ared.

Die Küsten dieser Inseln bestehen aus feinem Sande, der größtentheils von verwitterten Korallen und Muscheln gebildet worden. Diese Eilande sind durchaus flach und vollkommen verödet. Nur auf dem Festlande, östlich auf der Küste Persiens, den Vorgebirgen Werdistan, Kongun und Assilu gegenüber, bemerkt man eine geringe Erderhöhung, die aus Sandfels, schwarzem groben Marmor und Gyps besteht. Im Uebrigen ist das Land durchaus flach bis zum Vorgebirg Mussendo. Nirgends ist eine Spur von süßem Wasser zu bemerken.

Kosmogonie der Bewohner von Otaheite.

Man weiß nur wenig Zuverlässiges über die Ideen der Otaheiter, in Hinsicht auf die Bildung des Weltalls. Zwei Priester dieses Volkes, Mann-Mann und Tupia, haben sich zwar mehrmals gegen die amerikanischen und britischen Missionäre darüber geäussert; aber immer auf eine so unbestimmte und verworrene Weise, daß man keinen klaren und bestimmten Bericht davon abstatten kann. Man hat in der otaheitischen Kosmogonie einige Aehnlichkeit mit jener

des ersten Buches Mose zu erblicken geglaubt. Aber diese Aehnlichkeit (in so fern sie selbst existirt), ist so schwankend, so ungewiß, daß man sie vielleicht nur als ein Spiel des Zufalls betrachten kann. Nach Sir Joseph Banks Mittheilung äusserte sich der Priester Tupia über das kosmogonische System der Otaheiten folgendermaßen:

„Die höchste Gottheit heißt Tarao-Tayhe-Tumu (was so viel bedeuten will als „Urheber des Erdbebens"). Die nach ihr kommende, oder die zweite Person der Gottheit, wird Te-Papa (Schatten) genannt. Von diesen beiden wurde eine Tochter erzeugt, Namens Tettu-Mata-Tayo. Sie bildete das Jahr von dreizehn Monden, gebar, durch die Verbindung mit ihrem Vater, die Monate, welche sodann die Tage erzeugten.

„Die Gestirne sind zum Theil die Kinder der beiden erstgenannten Mutterstерne; zum andern Theil sind sie durch die Verbindung dieser letztern mit jenen entstanden. Die verschiedenen Pflanzen entstanden auf dieselbe Weise. Tarao-Tayhe-Tumu und Te-Papa erzeugten auch eine Klasse untergeordneter oder Halbgötter, Itua genannt. Zwei derselben, ein Mann und eine Frau, stiegen auf die Erde nieder, und erzeugten im höchsten Alterthum die ersten Menschen. Der erste Mensch war bei seiner Geburt rund wie eine Kugel, bis seine Mutter ihm die Glieder ausrenkte, und ihm seine natürliche Gestalt gab, wonach sie ihn Eothe (beendigt) nannte. Er begattete sich sodann mit seiner Mutter, erzeugte eine Tochter, und mit dieser mehrere Generationen Mädchen, bevor sie einen Sohn gebar, der sodann das Geschäft der Bevölkerung mit seinen Schwestern fortsetzte.

„Ausser ihrer Tochter Tettu-Mata-Tayo, hatten die ersten Urheber der Natur einen Sohn, Tane genannt, und da dieser einen bei weitem größern Antheil, als die übrigen Götter, an den Schicksalen der Menschen nimmt, haben ihm die Otaheiten auch einen besondern Kultus gewidmet."

Aus dem Allem scheint sich zu ergeben, daß sich die göttliche Dreieinigkeit nicht allein in den fabelhaften Sagen des Alterthums, sondern auch bei den heidnischen Völkern

unſerer Tage, zeigt. Die braminiſche Dreieinigkeit Indiens, und die dreieinige Gottheit der Otaheiten beweiſen das. Nach den Miſſionären enthält der höchſte Gott der Geſellſchaftsinſeln, Itua genannt, eine dreifache Eigenſchaft, oder wenn man will, drei verſchiedenartige Naturen, von denen jede ihren beſondern Namen hat. Die erſte wird Schöpfer oder Vater genannt, die zweite Sohn, und die dritte irdiſcher Vogel oder Geiſt. Das hohe Alter dieſes zugleich dreifachen und doch nur einigen Gottes wird auf das Augenſcheinlichſte durch ſeinen Namen Fuhanou-Po angedeutet, was man durch „geboren in der Nacht“, oder „geboren in der ewigen Finſterniß“, überſetzen kann.

Die Tallipotblätter.

Ein Blatt dieſes Baumes, des größten den man bis jetzt kennt, und deſſen eigentliches Vaterland die Inſel Zeylon iſt, hat vor einiger Zeit in einem hohen Grade das Intereſſe der Naturforſcher Londons erregt, denen es zur Unterſuchung vorgelegt wurde. Dies vollkommen wohl erhaltene Blatt war eilf Fuß lang, ſechszehn Fuß breit, und maß vierzig Fuß im Umfang. Sechs Perſonen können ſich bequem unter einem ſolchen Blatte gegen die Sonnenſtrahlen verbergen, und zwei oder drei derſelben ſind hinlänglich, um die Wohnung eines Zeyländers zu decken.

Beluſtigung der Kinder zu Mexiko.

Dieſe Beluſtigung, bei welcher in jedem andern Lande die Mütter in Furcht und Entſetzen gerathen würden, und die in Mexiko beinahe allgemein iſt, beſteht darin, eine große Klapperſchlange auf ein Brett zu binden, und ſie ſo lange mit Ruthen zu peitſchen, bis ſie ſich ſelbſt beißt, oder unbeweglich bleibt. Ein Fremder, der dies gefährliche Vergnügen der Kinder zum erſten Male ſah, erſchrack über die Maßen, und wollte die Schlange tödten. Die Kleinen verhinderten ihn daran, indem ſie halb drohend halb bittend verlangten, ihnen ihren Spaß nicht zu verderben. Der Reiſende fragte ſie nun, ob ſie das gefährliche Thier wohl

kennten? Sie entgegneten sehr gelassen: „Wir wissen sehr wohl, daß der, welcher von einer solchen Schlange gebissen wird, sterben muß. Aber das thut nichts. Wir sind auf unserer Hut, und necken das giftige Thier so lange, bis es sich selbst beißt und an seinem eigenen Gifte stirbt.“ Es scheint uns, daß in dieser Aeusserung ein ganzer moralischer Kursus enthalten ist.

Die Leuchtwürmer in Südamerika.

Der Phosphoreus, der Noctilucus, und mehrere andere Insekten der Gattung Elater, verbreiten während der Nacht ein so starkes Phosphorlicht, daß wenn man eins derselben auf ein gedrucktes oder geschriebenes Blatt setzt, man ohne Mühe die feinste Schrift lesen kann.

Der Noctilucus wird in Südamerika, wo man ihn sehr häufig findet, Cocujas genannt. Er ist ungefähr anderthalb Zoll lang, und von dunkler Farbe. Auf jeder Seite hat er einen kleinen durchsichtigen Fleck. Diese Flecke, wie der Unterleib des Leuchtwurms, sind leuchtend, und verbreiten ein helles Licht in der Finsterniß. Thut man acht oder zehn dieser Insekten in eine Flasche, so leuchten sie eben so stark, als ein gewöhnliches Licht. Man erzählt, daß die Eingebornen von Haiti, vor der Ankunft der Spanier, sich nur durch solche Insekten während der Nacht Licht verschafften. Als Sir Thomas Cavendish und Sir Robert Dudley, Sohn des Grafen von Leicester, zum ersten Male auf den Antillen landeten, und eine große Menge Lichter im Walde sich bewegen sahen, vermutheten sie, daß dort die Karaiben sich in großer Zahl versammelt hätten, um sie zu überfallen, weshalb sie ohne Zeitverlust sich auf ihre Schiffe flüchteten.

Es gibt in diesem Theile der neuen Welt mehrere andere Arten Leuchtwürmer. Aber der schönste von allen ist der Laternenträger (fulgora lanternaria) und der Leuchterträger (fulgora candelaria). Diese Insekten verbreiten ein so helles Licht, daß wenn man während der Nacht reiset, man nur drei oder vier derselben an einen Stock zu befe-

stigen braucht, wo sie alsdann den Dienst einer Fackel verrichten. Sie sind sehr häufig zu Surinam. Ein Reisender schildert auf eine interessante Weise den Schreck, welchen das Licht dieser Insekten ihm verursachte, als er es zum erstenmale bemerkte.

„Die Indier, sagt er, brachten mir mehrere Laternenträger, ohne mich von den Eigenthümlichkeiten dieser Thiere zu unterrichten. Ich that sie in eine große hölzerne Schachtel. Mitten in der Nacht wurde ich durch einen gewaltigen Lärm aufgeschreckt, ohne zu wissen, woher er rühren mochte. Als ich endlich bemerkte, daß er aus der Schachtel komme, eilte ich sie zu öffnen. Aber wie sehr erschrack ich, als mir aus derselben ein starkes Licht entgegenstrahlte. In dem Maße, als die Insekten hervorkrochen, sah ich neue Lichter erscheinen. Ich erholte mich bald von meinem Schreck, sammelte die Würmer von Neuem, und bewunderte ihren glänzenden Schein. Das Licht, welches einer derselben verbreitet, ist hinlänglich um eine Zeitung zu lesen."

Der Dr. Darwin vermuthet, daß die Phosphoressenz dieser Insekten dazu bestimmt ist, ihnen das Auffinden ihrer Nahrung während der Finsterniß zu erleichtern. Es verdient jedoch bemerkt zu werden, daß es unter den Nachtwürmern nur sehr wenige gibt, welche diese Eigenschaft haben, und daß dennoch alle die Nahrungsmittel finden, deren sie bedürfen.

Wie dem auch sei, so kann man sich, falls man nicht Augenzeuge gewesen ist, keinen Begriff machen von der magischen Wirkung dieser Insekten, wenn sie in der Finsterniß, mitten in einem der ungeheuern Wälder der neuen Welt, glühen.

Inhalt des neunten Bandes.

	Seite
Streifereien am Hudson	3
Sitten und Gebräuche in Mexiko	15
Begebenheiten auf Neu-Seeland im Jahr 1829	25
Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich	37
Verminderung des Gold- und Silberertrags der amerikanischen Minen	54
Parallele zwischen den französischen Revolutionen von 1789 und 1830	62
Das Ministerium Ludwig Philipps I, Königs der Franzosen	75
Karakteristische Züge der Heldentage zu Paris	91
Reise Karls X und seiner Familie	108
Einkommen des regierenden Zweiges des Hauses Bourbon von 1814 bis 1830	125
Allgemeine Uebersicht sämmtlicher Jesuiten-Anstalten auf der Erde	130
Griechenland wie es ist	144
Blick auf das alte Aegypten	159
Entdeckung der Hieroglyphenschrift	176
Die englische Republik vor Kromwells Protektorat	183
Der Wollenhandel Deutschlands und anderer Gegenden	101
Der moralische Einfluß der Zeitungen in der nordamerikanischen Union	217
Das Bemerkenswertheste in der neuesten ausländischen Literatur	223
Mannichfaltigkeiten:	
Die Bettlerzunft zu London	231
Dampfkanonen	232
Gerichtliche Sentenzen gegen Thiere	232
Fortschritte der Industrie in Polen	233
Süße Wasserquellen im Meere	234
Kosmogonie der Bewohner von Otaheite	235
Die Tallipotblätter	237
Belustigung der Kinder zu Mexiko	237

Digitized by Google

Von der „Bibliothek der neuesten Weltkunde“ erscheint mit Anfang eines jeden Monats ein Theil von 200 bis 250 Seiten. Sein Inhalt wird das Neueste und Denkwürdigste aus dem ganzen Reiche der Weltbegebenheiten umfassen, und überhaupt das in Rede und Betrachtung stellen, was bei allen zivilisirten Völkern der Erde ein allgemeines, höheres Interesse erregen kann.

Der Inhalt eines jeden Theils wird unter folgenden Hauptrubriken begriffen sein:

Erwägende Philosophie. — Prüfende Moral. — Geschichte im ausgedehntesten Begriff. — Reisen und geographische Mittheilungen. — Sitten und Gebräuche aller Völker der Erde. — Religion. — Fortschritte der Zivilisation. — Politik. — Staatswissenschaft und Staatswirthschaft. — Erfindungen und Entdeckungen. — Statistik. — Naturgeschichte. — Wissenschaft im Allgemeinen. — Biographien. — Literatur. — Kritik. — Wissenschaftliche und andere Notizen mannigfaltigen Inhalts.

Herausgeber und Verleger haben die erforderlichen Maßregeln getroffen, auch ihre Verbindungen auf solche Weise eingeleitet, daß alle Mittheilungen des In- und Auslandes mit aller möglichen Beförderung ihnen zukommen, so daß sie **mit Anfang** jeden Monats einen neuen Theil des Denkwürdigsten erscheinen lassen werden. Jeder Aufsatz von allgemeinem Interesse soll sogleich vollständig mitgetheilt, und **nicht** abgebrochen werden.

Die ganze Sammlung eines Jahrgangs besteht demnach aus zwölf Theilen, für die man sich überhaupt mit 12 fl. oder 8 thlr. jährlich abonnirt, folglich ist jeder Theil um den ungemein billigen Preis à 1 fl. angeschlagen; einzelne Theile werden nicht besonders erlassen, sondern man abonnirt sich für die jährliche Sammlung von 12 Theilen durch Vorausbezahlung bei allen Buchhandlungen und Postämtern von ganz Deutschland und der Schweiz.

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Herausgegeben

von Malten.

Zehnter Theil.

Aarau 1830.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Geschichtliche Uebersicht der denkwürdigsten Erscheinungen bei allen Völkern der Erde, ihrem literarischen, politischen und sittlichen Leben.

Herausgegeben

von Malten.

Zehnter Theil.

Aarau 1830.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Streifereien durch Kamtschatka und Sibirien.

Erste Mittheilung.

Der Name Sibirien allein erweckt in uns den Gedanken an furchtbaren Frost, an vollkommene Unfruchtbarkeit, an alle Schrecken und das ganze Elend der Verbannung.

Ein britischer Reisender, Namens Dobell, der dies Land mehrmals besuchte, stellt es unter einem viel freundlichern Gesichtspunkte dar. Er lenkt die Blicke der Leser auf sehr reizende Landschaften. Er läßt sie die Schönheit der Flüsse bewundern, welche das große Land durchschneiden, den Reichthum der Minen, des Bodens Fruchtbarkeit, die Verschiedenheit der Blumen und Früchte, die er im Ueberfluß erzeugt. Er vermehrt ihr Erstaunen, indem er sie benachrichtigt, daß die große Halbinsel Kamtschatka ebenfalls mit allen Geschenken der Natur begabt ist, und daß ihre Bewohner das sanfteste und gutmüthigste Volk der Erde sind.

Unser Reisender kam zum ersten Male im August 1812 nach Kamtschatka. Das von ihm befehligte Schiff ging in dem Hafen St. Peter und Paul, in der Awatscha-Bucht, vor Anker.

Diese Bucht wird durch den Strom gleiches Namens gebildet, der sich durch hundert Mündungen in das Meer ergießt, und die Niederung in allen Rich-

tungen durchschlängelt. Der Anblick der Bucht ist zugleich sehr groß und malerisch. Sie ist so geräumig, daß sie mit Leichtigkeit alle Flotten der Welt in sich aufnehmen könnte.

Man bemerkt in diesem Theile Kamtschatka's, wie in mehrern andern, sehr viele Erddämme und Mauern längs den Flüssen. Diese großen Werke beweisen, daß das Land ehemals von einer bei weitem stärkeru und mehr in der Zivilisation fortgeschrittenen Bevölkerung bewohnt worden, als die jetzige. Die gegenwärtigen Bewohner glauben, daß diese Werke von Gnomen oder Geistern aufgeführt worden. Es ist unmöglich, sich andere Andeutungen zu verschaffen.

Da der Kommandant von St. Peter und Paul von dem Statthalter der Halbinsel keine besondere Autorisation erhalten, mit Dobell Handel zu treiben, konnte er seinem Verlangen nicht entsprechen. Doch begleitete er ihn nach Nyna, wo der Statthalter, General Petrowski, wohnte. Dieser Ausflug mochte ungefähr zehn Stunden, oder fünfzig Werste, betragen.

Man wendete sich zu Wasser gegen das kleine Dorf Awatscha. Das Wetter war angenehm, und das Schweigen der Bucht wurde nur durch den Schnellflug der Vögel unterbrochen, die vor dem Ruderschlag entflohen, oder durch das Spiel der Seekälber, die ihre Köpfe aus der Fluth emporreckten, um die Schaluppe anzuglotzen.

Rings um die Bucht zieht sich ein Kranz von hohen Bergen, die meistentheils erloschene Vulkane sind. Ihre zugespitzten Gipfel verlieren sich in den Wolken. Zu ihren Füßen dehnen sich bewaldete Hü-

gel aus, die beinahe bis an die Ufer des Meeres reichen.

Die Reisenden wurden zu Awatscha von einem alten Russen, Namens Brantzow, mit vieler Gastfreundschaft aufgenommen. Er ließ ihnen sogleich köstliche Fische, gebratene Vögel, Milch, Butter und Beeren verschiedener Art auftragen.

Die Ufer der Awatscha sind größtentheils niedrig, und mit Schilf oder Gras bedeckt. Dies letztere erreicht oft eine Höhe von drei bis vier Fuß. Am höchsten ist es am Abhang der Hügel und in den Sümpfen. Die Thiere können es nur geniessen, wenn es aus der Erde hervorschießt.

Die Reisenden fuhren dem Flusse in kleinen Fahrzeugen entgegen, und landeten, in einiger Entfernung, auf einer wüsten Insel, wo sie Thee tranken, was in diesem Lande als ein großer Luxus betrachtet wird. Sie beschlossen ihre Mahlzeit mit einer Fischpastete, die selbst einem zivilisirten Lande Ehre gemacht haben würde. Die Nacht brachten sie in den Booten zu, in ihre Parkas, oder Mäntel von Pelzfellen, bei denen das Rauhe nach innen gekehrt ist, gewickelt.

Mit Tagesanbruch begaben sie sich ans Ufer, stiegen dort zu Pferde, und erreichten bald ein Ostrog, oder ein Dorf. Der Toynne, oder der Vorsteher desselben, ließ ihnen mehrere Arten Salme, wilde Enten, und sehr wohlschmeckende Beeren vorsetzen. Man gab ihm dafür etwas Thee und einige Stücke Zucker. Das ist die einzige im Lande gangbare Münze. Er schien damit in einem hohen Grade befriedigt.

Die gastfreundlichen Wohnungen der Toynnen stehen den Fremden immer geöffnet. Leider findet man

bei ihnen auch einen so großen Ueberfluß an Ungeziefer, daß man es selbst in der Milch und in den Speisen entdeckt.

Von Mulka (dem obgedachten Dorfe) bis Ganal kommt man durch ein wildes Land, das von einer Menge sehr fischreicher Bäche durchschnitten wird. Die Salme entflohen hundertweis vor den Rossen, sobald diese das Wasser berührten. Man mußte alle diese Bäche durchwaten, indem es überall an Brücken fehlte. Hin und wieder waren die Ufer mit ganzen Haufen todter Fische bedeckt, die einen unerträglichen Gestank verbreiteten.

Menschen, Hunde, Bären, Wölfe, Marder, Raubvögel, und viele andere Thiere, nähren sich in diesem Lande beinahe ausschließlich von Fischen. Die Bären verzehren oft nur die Köpfe und die Schwänze, und lassen den Ueberrest liegen. Nur wenn die Fische seltener sind, verschlingen sie dieselben ganz.

Dobell sah sehr viel Bären. Er tödtete selbst einen solchen mit eigener Hand, der auf den Hinterbeinen stand, und Beeren von einem Strauche pflückte. Man öffnete demselben den Leib, um ihm die Haut abzuziehen, und fand in seinen Eingeweiden vier bis sechs Zoll lange Würmer, von denen sie während der warmen Jahreszeit sehr geplagt werden.

Eine Strecke Weges folgt man dem Ufer der Kamtschatka, einem schmalen, schnellströmenden Flusse, der sich in mehrere Arme theilt, und auf seinem Schlangenlaufe eine Menge mit verschiedenartigen Bäumen besetzte Inseln bildet. Das Land ist auf beiden Seiten mit riesigem Schilf bedeckt, und auf den

Inseln erheben sich Pyramidenpappeln, die einen angenehmen Geruch verbreiten.

Man gelangt nun in das Scherrom-Thal, das, seiner ganzen Länge nach, von mehrern Armen der Kamtschatka bewässert wird. Dieser von einer Bergkette geschützte Thalgrund bietet eine bewunderungswürdige Vegetation dar. Beinahe in seiner Mitte liegt, hart am Flusse, das Dorf Scherrom. Die Wohnung des Toynne, Konon-Merlin, enthält alle Bequemlichkeiten der zivilisirten Länder.

Die Kamtschadalen halten die Gastfreundschaft für eine der ersten gesellschaftlichen Pflichten. Sie versorgen ihre Gäste nicht allein im Ueberfluß mit Allem, was sie nur erschwingen können; sie halten sich auch beleidigt, wenn man ihre Geschenke verschmäht.

Als der alte Merlin sah, daß die Reisenden durchaus nicht über Nacht bleiben wollten, ließ er ihre Boote mit Lebensmitteln anfüllen, und nachdem er ihnen Lebewohl gesagt, blieb er noch lange am Ufer, um ihnen nachzusehen.

Sie kamen bald darauf nach Maschura, einem in einiger Entfernung von der Kamtschatka gelegenen Dorfe, dessen Einwohner im Sommer an den Ufern des Stromes, in sehr einfach gebauten Hütten, wohnen. Diese letztern bestehen aus 14 bis 15 Fuß hohen Stangen, welche in Kreise gesteckt, und oben mit Weidenruthen oder Stricken zusammengebunden sind. Auf der Aussenseite sind sie sodann mit Rasen bedeckt, der durch Weidenruthen befestigt wird. Das Ganze ruht auf einem zehn bis zwölf Fuß hohen Gerüst, zu welchem man mit Hilfe eines in Leiterform durch-

brochenen Brettes emporsteigt. Man bedient sich dieser Hütten zum Trocknen der Fische.

Dobell äussert, daß es auf Kamtschatka eine unzählbare Menge verschiedener Arten Beeren gibt. Man bemerkt vorzüglich eine Art rother Johannisbeere, die sehr groß und äusserst wohlriechend, doch viel saurer ist, als die unsrige. Man findet auch den rubus hæmemorus, dessen Frucht so zart ist; eine Wald-Erdbeere, Kneinika genannt, und eine Menge anderer sehr beachtungswerther Gattungen, die zu nennen der Raum uns nicht gestattet.

Der feuerspeiende Berg von Klutschetski scheint auf den Reisenden einen lebhaften Eindruck gemacht zu haben. Er befindet sich in der Nähe eines Dorfes, am Ufer des Klutschek.

„Hinter dem Weiler erhebt sich der majestätische Vulkan, dessen drohendes und flammendes Haupt sich in die Wolken verliert. Seine Form ist die einer vollkommenen Pyramide. An Höhe kommt er dem Etna gleich*); aber durch seine Schönheit ist er noch viel auffallender. Er ist beständig mit Schnee bedeckt, und sein Krater speiet immerwährend Feuer aus. Manchmal schleudert er auch Asche von sich, mit der alsdann der ganze Luftkreis geschwängert ist, und die man alsdann einathmet.

„Ich erfuhr von einem Einwohner, daß diese Asche einen ermüdenden Husten veranlaßt, und daß man dabei gänzlich den Athem verlieren kann. Werden die Flammen nicht von Asche oder Rauch verhüllt, so erblickt man sie auf beiden Seiten der Küste, bis auf eine Strecke von 300 Werften oder 60 Stunden.

*) Der Etna erhebt sich bis auf 10,150 Fuß überm Meer.

„Dieser Vulkan wirft manchmal auch eine klebrige Materie aus, die einen sehr süßen Geschmack hat. Sie wird gewöhnlich am Tage von der Sonnenhitze verzehrt. Ich vermuthe, daß diese Substanz nichts anderes ist, als die Manna, die man auf verschiedenen Punkten der Erde findet, vorzüglich in Nord- und Süd-Karolina, und in den vereinigten Staaten Amerika's.

„Ich bat meine Begleiter, nicht zu rudern, um den prachtvollen Anblick dieses hohen Berges länger zu geniessen. Es ist zu bedauern, daß ein der Nachforschungen der Gelehrten so würdiger Gegenstand sich beinahe am äussersten Ende unserer Erde befindet.

„Dies vulkanische Land enthält auch mehrere Mineralquellen, die im Bette des Klutschek hervorbrechen."

Nachdem die Reisenden eine Woche zu Nischna-Kamtschatka zugebracht, wo sie sehr zuvorkommend und freundschaftlich von dem General Petrowski aufgenommen wurden, machten sie sich auf den Rückweg.

Sie kamen durch ein unbewohntes Land, in welchem sie nur große Steppen oder unbebaute Felder sahen. Hin und wieder bemerkten sie zwar ein wenig Ackerbau; aber die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist die Jagd, die ihnen zugleich Vergnügen und große Vortheile gewährt. Doch findet man in einigen Dörfern vortreffliche Kartoffeln, Kohl, Wasserrüben, manchmal selbst Gurken und Kürbis.

Eine Bevölkerung, die sich nur mit getrockneten Fischen nährt, und die in einigen Tagen ihren ganzen Vorrath für den Winter einsammeln kann, gewöhnt sich nur schwer an anhaltende Arbeit. Einige Marder- oder Fuchsbälge sind genügend, um sich

Wodke (Reisbranntewein), Tabak und Thee zu verschaffen; und das sind die einzigen Luxus-Gegenstände für die Kamtschadalen.

Es verdient bemerkt zu werden, daß während Dobells Reise, die vierundzwanzig Tage dauerte, das Wetter immer schön war, obgleich er sich in einem gebirgigen Lande, zwischen dem 50. und 60. Grade nördlicher Breite, befand.

Gegen Ende Septembers wurden die Nächte kälter; demungeachtet schlief man immer in den Booten. Aber am ersten Oktober fiel Schnee, fünf oder sechs Tage früher als gewöhnlich.

Dobell verweilte auf seiner Rückreise bei dem ehrwürdigen Merlin zu Scherrom. Er beschreibt mit vieler Theilnahme das Glück dieses Greises im Schoose seiner Familie. Die Bevölkerung des Weilers bestand aus 24 Personen, von denen nur sieben oder acht im Stande waren, zu fischen oder zu jagen. Demungeachtet hatte man Fische vollauf für Menschen und Hunde. Man mußte ausserdem noch Heu einsammeln für ein Pferd und 17 Kühe. Die Familie des Toynne bestand aus seiner Frau, zwei Söhnen, einer Tochter und deren Gatten. Alle schienen sehr thätig zu sein. Die nachstehende Stelle mag einen Begriff von ihrer Lebensweise geben.

„Merlin versicherte mich, daß er mit seinen Söhnen im Laufe des Jahres zwölf Bären, sieben Berghammel, mehrere Rennthiere, und eine große Menge wilde Gänse, Enten, Schwanen, Fasanen und andere Vögel erlegt habe. Im November, sagte er, fangen wir viele Hasen und Rebhühner. Für meinen Theil allein habe ich mehr als tausend Salmen, für den

Winter, gefischt. In meinem Keller fehlt es nicht an Kohl, Wasserrüben, Kartoffeln und Beeren jeder Art. Ich habe wohl 30 Pud (1080 Pfund) Suranen (?) den Feldmäusen abgenommen, die auch ihre Vorräthe einsammeln.

„Er zeigte mir zwei Gattungen Wurzeln. Die erste, Makarschina genannt, ist zwei Zoll lang, und höchstens wie ein kleiner Finger dick. Die Kamtschadalen essen sie roh, nachdem sie zuvor die rothbraune Haut abgeschabt, die sie bedeckt. Ihr Geschmack ist zwar noch etwas bitter, aber dem der Kastanie sehr ähnlich.

„Die andere Wurzel ist eine Art wilder Kartoffel, Kimishiga genannt. Im Frühling haben die Eingebornen eine leidenschaftliche Vorliebe für die Sloka trava. Wenn diese Pflanze Samen treibt, hat sie einen sehr angenehmen Geschmack, und wird alsdann Puntschki genannt. Die Seitenstengel sind, wie der in der Mitte, hohl; aber sie enthalten einen beizenden Saft, der auf der Haut dieselbe Wirkung macht, als habe man sie verbrannt. Man bereitet aus dieser Pflanze auch ein berauschendes Getränk.“

Dobell hatte die Absicht, sich so bald als möglich nach Rußland zu begeben, weshalb er den Winter, der die eigentliche Reise-Jahreszeit ist, mit Ungeduld erwartete. Er machte sich den 15. Januar 1813, in einem Kibitka, oder offenen Schlitten, auf den Weg, und folgte der Küste bis nach Ochotsk.

„Mein Kibitka, sagt er, wurde von Hunden gezogen, und alle meine Bekannten, welche mich bis auf zwölf Werste von Awatscha begleiteten, hatten kein anderes Gespann. Wir bildeten eine zahlreiche Ge-

sellschaft, und gewährten einen seltsamen Anblick. Der Eifer der Hunde und ihrer Kyurschiks (Führer), so wie ihre Rivalität, läßt sich nur mit jener der edeln Wettrenner Großbritanniens und ihrer Jockeien, zu Newmarket, vergleichen.

„Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit waren nicht minder nothwendig, um die Palmen des Sieges zu erringen. Unsere Kyurschiks boten alles Mögliche auf, um sich gegenseitig zuvorzukommen. Der meinige, der betrunken war, warf nur drei- oder viermal um während der Nacht. Diese Zufälle waren Schuld, daß ich Koriaik nicht vor 4 Uhr Morgens erreichte.

„Meine beiden chinesischen Bedienten, deren Kutscher ebenfalls die Vernunft verloren, beklagten sich, in das weiße Staubwasser (wie sie den Schnee bezeichneten, dessen Namen sie nicht kannten) geschleudert worden zu sein. Als sie den ersten Schnee fallen sahen, fragten sie mich, was das für eine weiße Substanz sei, die einige Aehnlichkeit mit Federn habe? Sie waren aus den Umgebungen von Makao gebürtig."

Der Reisende schildert den ersten Eindruck, welchen der Karakter der Kamtschadalen auf ihn gemacht.

„Hinter Tolbaschik wurden die Wege sehr gut, und wir kamen bald nach Ouschkek. Die Bevölkerung ist dort sehr gering und elend. Ich bemerkte unter den Leuten, an die ich einige Geschenke vertheilte, einen jungen Menschen, dessen Gesicht mir nicht unbekannt war. Ich fragte ihn, wo er her sei?

— Von der Küste Tigil, entgegnete er. Ich bin hier zum Dienste der Reisenden. Letzten Sommer hab' ich Euch auf dem Strom geholfen. Ich bin so sehr beschäftigt gewesen, daß ich nur ein einziges Mal

habe auf die Jagd gehen können. Ich bringe Euch den Balg von dem Zibellinmarder, den ich erlegt habe. Nehmt ihn an als ein Zeichen meiner Dankbarkeit für Eure Güte, und für das Messer und die Feuersteine, die Ihr mir gegeben.

„Ich lehnte das Geschenk des armen Burschen ab, der sich im höchsten Elende zu befinden schien, indem er kein Hemd, und seine Kleider ganz zerrissen hatte. Er zerschmolz in Thränen, und wollte sich entfernen. Ich rief ihn zurück, und nahm sein Geschenk, worüber er eine große Freude äusserte.

„Ein Kamtschadale begnügt sich nicht damit, erkenntlich zu sein; es ist ihm Bedürfniß, Wohlthat mit Wohlthat zu vergelten, und er hält sich für beleidigt, wenn man seine Gabe ablehnt. Einer meiner chinesischen Bedienten, der ein vortreffliches Herz hatte, holte auf der Stelle eines seiner blauen Hemden, das er dem armen Jungen aufdrang.“

Der Gebrauch dieses Landes ist: für eine kürzere oder längere Zeit bei den Aeltern des Mädchens zu dienen, um dessen Hand man sich bewirbt. Der Reisende erfuhr von einem Ortsvorsteher, daß er drei Jahre der härtesten Knechtschaft hatte überstehen müssen, bevor er die Dame seines Herzens erhielt.

„Verliebt sich ein Jüngling, und ist er nicht reich genug, seine Geliebte sich durch andere Mittel zu erwerben, so verpflichtet er sich zum Dienst bei seinem künftigen Schwiegervater auf drei, vier, sechs, und selbst auf zehn Jahre. Hat er die ausbedungene Zeit überstanden, so erhält er die Erlaubniß, sich mit seiner Auserwählten zu verheirathen, und lebt alsdann in dem Hause auf demselben Fuße, wie die übrigen

Kinder. Indessen ist die Prüfungszeit, welche er zu überstehen hat, die härteste, welche man sich nur denken kann."

Die Kamtschadalen sind ungemein gastfreundschaftlich, so lange ihre Vorräthe es ihnen gestatten. Ganze Familien begeben sich zu ihren Bekannten, und bleiben einen Monat, oder sechs Wochen lang bei denselben, bis ihr Wirth ihnen den Tolkutha, oder das Abschiedsgericht, vorsetzt, das aus einem Gemisch von Fischen und Gemüsen besteht, und ziemlich schwer zuzubereiten ist. Die Besucher brechen am nächsten Morgen auf, und man ist nie genöthigt, sich deutlicher zu erklären.

Dobell räth, Fischereien in Kamtschatka zu etabliren. Er versichert, daß sie eine Quelle unerschöpflicher Reichthümer werden dürften, würden sie mit Umsicht geleitet. Dies Land, das in einem so weit entlegenen Erdwinkel zu sein scheint, befindet sich doch nicht in zu großer Entfernung von den bevölkertsten Regionen. Man braucht nur zehn oder zwölf Tage, um sich von Kamtschatka nach Japan zu begeben. In 30 oder 40 Tagen erreicht man die Sandwich-Inseln, Makao, die Philippinen, und alle Inseln des hindu-chinesischen Archipels. In 60 Tagen erreicht man die Nordwestküste Amerika's (Kalifornien), oder die Inseln des stillen Meeres.

„Es gibt vielleicht nicht auf der ganzen Welt — sagt unser Reisender — ein für den ausgedehntesten Handel vortheilhafter gelegenes Land, und es gibt gewiß keines, wo man sich so wenig damit beschäftigt. Freilich fehlt es ihm dazu an der nothwendigen Bevölkerung.

„Ich war so sehr beschäftigt mit diesen Ideen, daß ich mich darüber mit dem Toynne von Uka unterhielt. Würde es Euch wohl gefallen, in Euerm kleinen Hafen ein mit Zucker, Thee, Nankin und andern Gegenständen, die Ihr nur schwer erhalten könnt, beladenes Schiff einlaufen zu sehen?

„Ohne allen Zweifel", entgegnete er, „würde mir das Alles sehr angenehm sein. Aber ich würde einer Ladung Menschen dennoch den Vorzug geben. Von fünfzehn Personen, die meinen Ostrog bewohnen, können kaum fünf oder sechs sich mit der Jagd und dem Fischfang beschäftigen."

Blick auf das alte Aegypten.

Vierter Artikel.

Wir wollen nicht umständlich der achtzehn der Nacht der Vergessenheit entrissenen Könige gedenken, eben so wenig als der Gemahlinnen einiger derselben. Begnügen wir uns, die bemerkenswerthesten von ihnen anzudeuten.

Der erste dieser Könige, der Besieger der Hirten, erscheint unter den verschiedenartigen Namen Amotes und Thutmosis in den alten Chronologisten. In Champollions Liste figurirt er unter dem Namen Amenoftep, was bedeutet: „beschützt von Ammon," ein Titel, der ganz natürlich von einem Monarchen angenommen werden kann, der unter dem Schutze seines vaterländischen Gottes über einen so furchtbaren Feind triumphirt hatte.

In dem fünften Souverän, dem Thutmosis II der Denkmäler, dem Mephre Manethos, erkennen wir den Möris der Griechen, und hier, nach einem langen Zwischenraum, finden wir unsere alten Führer Herodot und Diodor wieder.

In Mephre können wir, ohne uns einer gewagten Etymologie zu überlassen, den Namen Phre oder Re (Sonne) wieder erkennen. Es scheint, daß die berühmten Obelisken, welche man „die Nadeln der Kleopatra“ nennt, zuerst zu Heliopolis von Thutmosis, zu Ehren Re's, errichtet wurden. Das größte Werk des ersten dieser Fürsten befindet sich jedoch zu Memphis.

Mit Amenophis II, dem Memnon der Griechen, kommen wir wieder nach Theben, der Stadt Ammons. Es ist nicht leicht zu erklären, wie der Name dieses Fürsten in die Poesie der Griechen gelangt ist, noch wenn diese Einführung sich ereignet. Es ist ohne Zweifel ein befremdender Anachronismus, durch welchen dieser afrikanische Monarch, dieser Sohn des Tages, in die Kämpfe des trojanischen Krieges gerathen. Es wird seiner in der Odyssee gedacht, obgleich die Ilias von ihm nicht spricht. Wahrscheinlich spielte er eine wichtige Rolle in den Gesängen der zyklischen Rhapsoden.

Er war auch der Held der „Aethiopiken“ des Arctinus Milesius. Sein Monumentalname ist Amenophis. Pausanias nennt ihn Phamenoph. Aber diese Namens-Verschiedenheit ist nur anscheinend, denn man weiß, daß ph der koptische Artikel ist. Seine kolossale Bildsäule, die, von den Strahlen der aufgehenden Sonne berührt, einen sehr vernehm-

lichen Ton ausstieß, stand vor der Säulenhalle des Amenophions, eines ungeheuern und prächtigen Gebäudes, das leider jetzt in Trümmern liegt.

Der Fürst, den man durch den Beinamen Mei-Amun (der Ammon liebt) unterscheidet, war nicht weniger berühmt. Er war sehr kriegerisch, und der gewaltige Palast von Medinet Abu war mit der Darstellung seiner Thaten bedeckt. Dieser Monarch hatte auch den erblichen Namen Ramses. Champollion deutet in einem seiner Briefe aus Aegypten die Nationen an, welche von diesem Vorfahren, des größten aller Ramses, dem Sesostris, unterjocht wurden. Die lange Reihe der Fürsten der achtzehnten Dynastie beendet sich mit Ramses Amenophis. Wir werden seiner noch gedenken.

Der eigentliche Held des Champollionischen Systems sowohl, als der ganzen alten Geschichte Aegyptens, und, dürfen wir Diodor Glauben beimessen, seiner ganzen Poesie, ist der große thebaische König, das Haupt der neunzehnten Dynastie, der Sesostris Herodots, der Sesosis Diodors, der Sethos Manetho's, der Ramses der Große aller Denkmäler. Manetho sagt ausdrücklich, daß er diese beiden Namen hatte. Und seine Autorität, in dieser Hinsicht, wird durch die Choeremoni's, eines alten Schriftstellers, unterstützt, dessen Josephus gedenkt.

Dieser Fürst stellt sich überall mit einem großartigen Karakter dar. Seine kolossalen Bildsäulen zu Ibsambul in Nubien, wie zu Theben und zu Memphis, scheinen nach der zwischen ihnen existirenden Aehnlichkeit wirkliche Portraite gewesen zu sein. Fast in jedem Tempel, bis zu den Gränzen Aethiopiens,

sind seine denkwürdigen Thaten durch Bildhauerei und Malerei dargestellt.

Die meisten Obelisken sind ihm gewidmet, oder zu seinem Gedächtnisse. Der, welcher sich der Latrankirche zu Rom gegenüber befindet, gehört, nach der merkwürdigen Deutung des Ammian Marcellin, ebenfalls dem großen Ramses. Eine der Seiten der Kleopatra-Nadel ist mit der Darstellung seiner Thaten überdeckt, und ausser den Legenden der Ruinen von Luxor und Karnak, zu Theben, ist das ungeheure Gebäude auf der westlichen Seite des Flusses, welches ziemlich genau mit dem von Diodor beschriebenen Palaste des Osymandias übereinstimmt, dergestalt mit seinem Namen überdeckt, daß Champollion nicht ansteht, es „Ramesion" zu nennen.

Die Thronbesteigung des ägyptischen Alexanders wird auf das Jahr 1400 vor Christi Geburt festgestellt. Alle alten Geschichtschreiber bestätigen seine Triumphe, sei es nun, daß ihre Darstellungen der Wahrheit getreu gewesen, oder durch dichterischen Enthusiasmus und Nationalstolz übertrieben worden. Tacitus stellt vielleicht das vollständigste, wenn auch das rascheste Gemälde dar von der Geschichte des ägyptischen Eroberers. Während dem Aufenthalte des Germanicus zu Theben, las der Vorsteher der Priester dem erstaunten Römer die Inschriften vor, welche die Siege des Sesostris in Afrika, in Asien und Europa verewigten, die Tribute, welche er erhoben, und die Streitkräfte, welche ihm zu Gebote standen.

Verweilen wir einen Augenblick bei diesen Eroberungen, die so ausgedehnt waren, daß zu Ende des letzten Jahrhunderts mehrere Schriftsteller die ganze

Geſchichte, alle Religionen in den Bereich der Aſtronomie ſtellen wollten, und den Seſoſtris als eine Perſonifizirung des großen Rieſen betrachteten, der jeden Tag ſich von einem Ende des Himmels ſich zum andern begibt.

Die erſte, dem Seſoſtris allgemein zugeſchriebene Eroberung, war die Aethiopiens. Einige Geſchichtſchreiber behaupten zwar, daß er zuerſt eine Expedition zur See gegen Zypern und Phönizien richtete; aber es iſt viel wahrſcheinlicher, daß er vielleicht ſchon bei ſeines Vaters Lebzeiten dem Nil entgegenſchiffte bis Meroe.

Er beſiegte, ſagt Diodor, die ſüdlichen Aethiopier, und zwang ſie, ihm einen Tribut von Gold, Ebenholz und Elfenbein zu zahlen. Nie iſt, in dieſer Hinſicht, die Wahrheit der Geſchichte durch Denkmäler beſſer garantirt worden. Die Mauern der alten Tempel ſind mit Malereien bedeckt, welche die Siege dieſes großen Königs darſtellen.

Gau, in ſeinen „Alterthümern Nubiens“, gibt uns eine ſchöne Zeichnung von einer dieſer Malereien. Es ſtellt eine nackte Königin mit ihren Kindern dar, welche des Siegers Gnade anfleht. Die regierenden Fürſtinnen waren nämlich ziemlich häufig in Aethiopien. Man erblickt zu den Füßen des Eroberers eine Menge Goldſtangen, Ebenholzblöcke und Elephantenzähne.

In Verfolgung des Vordringens unſers Helden können wir eine Bemerkung machen, die Heeren's Scharfſinn entgangen zu ſein ſcheint, nämlich daß Seſoſtris bei ſeinen Eroberungen genau auf dem Handelswege der Alten blieb, wie Heeren ihn ſelbſt an-

gedeutet hat. Man möchte beinahe voraussetzen, daß er nur den Karavanen oder Kauffahrteischiffen folgte, um sich nach und nach jener großen Handelsheerden und jener Gegenden zu bemächtigen, welche die reichsten Handelsartikel darboten.

Nach der Eroberung Aethiopiens scheint er seine Waffen nach West-Afrika getragen zu haben. Wir haben in der That, zur Unterstützung dieser Voraussetzung, nur die Andeutung eines zur Hyperbel geneigten Poeten:

Venit ad occasum, mundique extrema Sesostris.

Lucan.

Indessen scheinen die Thiere der Wüste, wie die Antilopen, die Affen, die Strauße, die Giraffen, die man häufig in den Malereien abgebildet findet, zu beweisen, daß er auch die lybischen Stämme besiegt habe.

Im Alterthum wurde Arabien als das Land der Wunder betrachtet. In solchem Sinne gedenken die alten Schriftsteller desselben, von den hebräischen Propheten, die seine Reichthümer erheben, bis zu den griechischen und römischen Dichtern. Auch später noch ist Milton, in seinen erhabenen Versen, das Echo der Bewunderung der Alten geworden.

Das glückselige Arabien, welches die Gewürze und die kostbaren Wohlgerüche darbot, von denen Aegypten in seinen Tempeln und zur Einbalsamirung seiner Todten einen so großen Verbrauch machte, mußte natürlicherweise den Ehrgeiz eines ägyptischen Eroberers reizen. Deshalb hatten, schon vor Sesostris, die Aegypter mehrere Einfälle in diese Halbinsel unternommen, und Arabah (die rothe Erde) ist in einer der Malereien, auf den Mauern von Medi-

net Abu, unter den Füßen des Ramses Meiamun dargestellt.

Auf einer Höhe, welche die schmale Landenge beherrscht, die Afrika von Arabien trennt, errichtete Sesostris (nach Strabo) eine seiner Denksäulen. Die Furcht vor dem Meere, welche man den Aegyptern zugeschrieben, scheint ihnen unbekannt gewesen zu sein, wie mehrere Denkmäler der großen thebaischen Könige das beweisen, auf denen mehr als ein Seetreffen, mehr als eine Landung dargestellt sind.

Den alten Geschichtschreibern zufolge rüstete Sesostris eine Flotte von 400 Schiffen auf dem rothen Meere aus. Aber sie sagen nicht, wohin er sie richtete. Waren sie gegen das Land, welches Gold und Spezereien erzeugte, bestimmt? Waren einige der Festungen, welche auf den Bildhauereien dargestellt sind, in Indien? Hat der große Ramses seine siegreichen Waffen bis an die Ufer des Ganges getragen, wie man der Tradition zufolge vermuthen sollte? Oder hat er sich in den persischen Meerbusen begeben, um die entstehenden Monarchien der Assyrier und der Meder zu überfallen, oder jenes mächtigen Baktrianien, das uns in einem zweifelhaften Licht in der Entfernung der Zeitalter erscheint, und das die Wiege Zoroasters und seines Kultus war?

Champollion steht nicht an, zu äussern, daß die Namen der Assyrier, der Meder und der Magen sich auf den Denkmälern befinden. Aber die fremden und barbarischen Namen, welche er gelesen, haben keine Aehnlichkeit mit denen der asiatischen Racen. Mehrere Reisende haben jedoch bemerkt, daß die Züge, die Trachten, die Waffen der von den Aegyptern be-

kämpften Nationen im Allgemeinen asiatisch sind, und daß ihre langen, fliegenden Gewänder, der Schnitt ihrer Gesichter, ihre Bärte, ihre Schilde viele Aehnlichkeit haben mit den Figuren, welche man auf den Zylindern und in den Bildhauereien von Persepolis bemerkt.

Die Tradition sagte, daß die Herrschaft des Sesostris sich über Klein-Asien und Armenien erstreckte. Zu den Zeiten Herodots sah man noch seine Bildsäule auf der Straße von Ephesus nach Phozien, und eine andere auf der von Sardes nach Smyrna. Sie waren fünf Palmen hoch, in äthiopischer Tracht, mit einer Schleuder in der einen, und einem Bogen in der andern Hand. Eine Inschrift auf ihrer Brust enthielt folgende Worte: „Ich habe dies Land durch meine Stärke (wörtlich: „durch meine Schultern") erobert."

Sesostris trug auch seine Waffen nach Europa. Aber es scheint, daß Thrazien der Endpunkt seiner Siege war. Ein Theil seiner Armee siedelte sich auf der Ostküste des Pont-Euxin an. Diese Kolonisten wurden wahrscheinlich die Vorfahren der Kolchier, bei denen die Beschneidung im Gebrauch war.

Die furchtbarsten Feinde des Sesostris waren die Szythen. Plynius versichert, daß er von denselben besiegt wurde, und sich zurückziehen mußte. Aber der ägyptische Stolz hat diese Niederlage immer geläugnet.

Herodot erzählt, daß, als der siegreiche Darius seine Bildsäule an die Stelle jener des Sesostris erheben wollte, die Priester ihn daran verhinderten, indem sie die Ueberlegenheit des letztern dadurch be-

wiesen, daß er die Szythen besiegt, was Darius nie im Stande gewesen.

Wir sagen nichts über des Sesostris Rückkehr, über die Rebellion seines Bruders, über die Kanäle, welche er graben ließ, über die von ihm aufgeführten Gebäude, u. s. w. Wir beschränken uns auf das, worüber die Denkmäler sprechen.

Aber muß man diese lange Reihe von Triumphen und Eroberungen in die Fabelwelt versetzen? Muß man sie als eine bloße Schöpfung oder Uebertreibung der nationalen Eitelkeit betrachten, wie die übertriebenen Fiktionen der Poeten und Priester?

Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß es einen oder mehrere ägyptische Eroberer gegeben. Aegypten konnte eben sowohl einen jener mächtigen Jäger erzeugen, die den Menschen als Wildpret betrachten, wie Assyrien, Persien, Mazedonien, Arabien oder Zentral-Asien. Anderseits haben wir das übereinstimmende Zeugniß der Geschichte und der Tradition. Es scheint selbst (nach Justin und Fornandes), daß die alleinige Quelle dieser Tradition Aegypten gewesen. Der erste dieser Geschichtschreiber nennt einen szythischen König, der ein Zeitgenosse des Sesostris gewesen.

Uebrigens geben die Denkmäler an den Mauern der nubischen Städte, vorzüglich an denen Thebens, die überzeugendsten Belege zu den großen Eroberungen der Pharaonen. Diese Denkmäler, selbst wenn man nicht allen Erklärungen beistimmt, welche Champollion über sie gegeben, stellen Schlachten und Belagerungen dar, Gefechte auf dem Lande und auf dem Meere, und zwar in Gegenden, die nichts Afrikani-

sches haben, so wie gegen Nationen, an denen man den Karakter der asiatischen Racen erkennt.

Man sieht auf ihnen Flüsse, die nicht der Nil sein können, und Festungen, deren Anlage und Oertlichkeit durchaus von denen der Nachbarländer Aegyptens verschieden sind. Die Natur dieser ausserordentlichen Bildhauereien ist den meisten unserer Leser wahrscheinlich wenig bekannt. Wir wollen es versuchen, nach der Beschreibung Hamiltons, ihnen davon eine Idee zu geben. Diese Beschreibung eines homerischen Treffens hat selbst etwas von der poetischen Ader Homers.

„Der von dem Maler gewählte Augenblick ist gerade der, wo die feindlichen Truppen von den Aegyptern gegen ihre Festungen zurückgedrängt, und mit dem ganzen Eifer des Sieges verfolgt werden. Der Eroberer, hinter dem die königliche Fahne getragen wird, ist von kolossalem Körperbau. Er steht auf einem Wagen, mit dem zwei wüthende Rosse davoneilen. Auf seinem Helm ist eine von zwei Schlangen gehaltene Erdkugel. Er hat seinen Bogen gespannt, und will eben den Pfeil abschiessen. Zu seinen Füßen ist ein Löwe, der gewöhnliche Begleiter des großen Ramses.

„Man bemerkt viel Wärme in der Form und Stellung der Pferde, die in gestrecktem Galopp vorübereilen, und deren Köpfe mit Federbüschen geschmückt sind. Unter den Rädern des Wagens, und unter den Hufen der Rosse liegen Todte und Sterbende, deren Glieder von dem Gefährt zermalmt werden. Auf der Seite der Feinde bemerkt man vereinzelte, unstät umherirrende Pferde, andere, die leere,

oder mit bewaffneten Kriegern angefüllte Wagen fortreissen. Alle scheinen sich gegen einen breiten und tiefen Strom zu stürzen, der die Mauern der Stadt bespült.

„Diese große Szene ist voll Wahrheit und Wärme. Aber der Künstler hat sich in der Darstellung zweier Gruppen selbst übertroffen. In der einen stürzen zwei Pferde mit einem Wagen in den Abgrund. Ihr Lenker, der vor Entsetzen am ganzen Leibe zu zittern scheint, hängt vorn über, und läßt Peitsche und Zügel fahren.

„Die zweite Gruppe, die mit nicht geringerm Talent ausgeführt worden, stellt kniende Besiegte dar, die um Gnade flehen. Weiterhin werfen Fliehende ängstliche Blicke auf die sie Verfolgenden. Die equi exanimes sind bewunderungswürdig.

„Unmittelbar vor dem Sieger sind die gegen die Mauern der Stadt gerichteten Wagen, welche noch hart mitgenommen werden. Andere sind glücklicher. Sie schwimmen über den Fluß, in den Menschen, Pferde, Waffen bunt durcheinander stürzen.

„Andere haben schon das jenseitige Ufer erreicht, wo sie gesammelt und wieder in Reihe und Glied gestellt werden. Einige drängen sich durch die Thore in die Stadt, die in großer Angst zu sein scheint. Alle Thürme und Wälle sind mit Menschen bedeckt. Man bemerkt unter ihnen viele Frauen und langbärtige Greise.

„Aus andern Thoren, gegen welche die Belagerer vordringen, kommen Wagen mit Kriegern, unter der Anführung eines jungen Mannes, der einen präch-

tigen Turban trägt. Der Ungestüm, mit welchem der Held sich gegen den Feind gestürzt, hat ihn von seiner Armee entfernt, dergestalt, daß er auf allen Seiten von Todten umringt ist."

Hamilton fügt hinzu, daß man in dieser großen Darstellung nicht weniger als 1500 Personen zählt, wovon 500 zu Fuß, und die übrigen in den Wagen.

Wie soll man sich nun aber das Schweigen der Bibel über die Invasionen, die Eroberungen und die Triumphe des ägyptischen Alexanders erklären? —

Der Protestant Coquerel, und der Katholik Greppo haben sich mit vieler Umsicht bemühet, dies Problem zu lösen. Sie prüfen zuerst, in welche Epoche der Geschichte Aegyptens die Flucht der Israeliten fällt. Diese Frage scheint an Ort und Stelle selbst von den Juden und Griechen zu Alexandria bestritten worden zu sein.

Die Sache selbst ist erwiesen, obgleich man über den Zeitpunkt nicht einig ist. Es ist unmöglich, Diodor und Tacitus, oder den Traktat des Josephus gegen Appio zu lesen, ohne auf das Klarste zu sehen, daß die ägyptischen Geschichtschreiber die Gefangenschaft und die Flucht der Ebräer nicht läugnen, obgleich sie diese großen Ereignisse zu entstellen sich bemühen.

Freilich spricht kein ägyptisches Denkmal darüber, und man hat deshalb die Wahrheit der Sache bezweifelt. Aber dieser Zweifel scheint uns unbegründet. Es ist ganz natürlich, daß eine so stolze Nation, wie die ägyptische, das Andenken ihrer Unfälle nicht hat verewigen mögen.

Coquerel und Greppo setzen die Flucht der Israe-

liten in das Jahr 1491 vor Christi Geburt. Obgleich nun diese Zeitangabe nicht vollkommen sicher ist, scheint sie doch die entsprechendste. Wenn, wie Champollion-Figeac voraussetzt, die Thronbesteigung des Sesostris in das Jahr 1473 fällt, würde die Flucht der Ebräer vor der Regierung dieses Fürsten Statt gefunden haben.

Die beiden obengedachten Kommentatoren erklären das Schweigen der Bibel in seinem Betrachte dadurch, daß sie seine Eroberungen in den Zeitraum der 40 Jahre stellen, während deren die Israeliten die Wüste durchirrten.

Wie dem auch sei, so werden seine Eroberungen auf der Küste Syriens durch ein neuerdings entdecktes merkwürdiges Denkmal beurkundet, das mehr als 3000 Jahre alt ist. Es ist eine bilingische Inschrift, auf welcher man den großen Namen des Sesostris Ramses liest. Ihr Text ist in ägyptischen Hieroglyphen und in syrischen Schriftzügen, wie man sie in den Ruinen von Babylon und Persepolis bemerkt. Diese Inschrift ist auf einen Felsen gegraben zu Nahar-el-Kelb, in Syrien, in der Nähe des alten Berryta. Sie ist ohne Zweifel eines der Denkmäler, von denen Herodot spricht, und die Sesostris zurückließ, um seine Eroberungen zu verewigen.

„Bei ihrem Anblick, sagt ein Reisender, glaubt man noch die Räderspur seines Siegeswagens zu bemerken.“

Wenn es nun auch schwer ist, über diesen Zeitpunkt die heilige und die profane Geschichte in Uebereinstimmung zu bringen, findet man doch keine Schwierigkeit in dieser Hinsicht, sobald die ägyptischen

und die jüdischen Annalen spätere Thatsachen in Rede stellen. Das Licht, welches die neuesten Entdeckungen in der hieroglyphischen Literatur darüber verbreiten, ist sehr merkwürdig.

Die Vermählung Salomons, mit einer ägyptischen Prinzessin von königlichem Geblüt, scheint den Beginn dieser neuen Beziehungen anzudeuten. Die 21. Dynastie (Tanis) regierte damals. Eine noch wichtigere Dynastie ist die 22., deren Haupt der Sesonchis Manetho's, und der Schischonk der Denkmäler ist.

„Es geschah aber, sagt die Bibel, daß im fünfzehnten Jahre des Königs Reboim, der König von Aegypten, Schischak, gegen Jerusalem zog, mit einer unzählbaren Menge Volks aus Aegypten, und aus dem Lande Lubim (Lybien), Sukkum (der Troglodyten) und Aethiopien."

Champollion hat zu Karnak ein Basrelief gefunden, in welchem dreißig Nationen diesem siegreichen Fürsten vorgestellt werden. In den Legenden zu dieser Bildhauerei liest man den Namen „Suduah Malek, König der Juden."

Bei dem Verfall der beiden ebräischen Monarchien gedenkt die Bibel noch öfter der Aegypter und der Aethiopier. Es scheint in der That, daß zu jener Zeit der Strom der Eroberung dem Laufe des Nils gefolgt war; daß die äthiopische Monarchie furchtbar geworden; und daß drei Könige dieser Nation über die beiden vereinigten Völker herrschten.

Der Name eines dieser Fürsten, Sabako, nach Champollion Schaback, und nach Salt Sabakopf, findet sich zu Abydos. Man liest den des Sewechus auf einigen Scarabäen des Musäums zu Paris, und den

Taraks oder Tarakos auf mehreren äthiopischen und nubischen Denkmälern. Tarak ist augenscheinlich der Aethiopier Tirahka, der, nach der Bibel, den Sennacherib bekämpfte. Der Necho und der Hophra der Schrift sind ebenfalls wieder gefunden worden. Bei ihren Namen werden abermals die Beziehungen zwischen den Aegyptern und Ebräern unterbrochen, indem Nebukadnezar beide Monarchien sich unterworfen.

Aber nicht allein über die Geschichte des ägyptischen Volkes verbreiten seine Bildhauereien und Malereien, so wie die sie begleitenden Legenden, ein helles Licht, sondern auch über seine Sitten, seinen Kultus, seine häuslichen Verrichtungen u. s. w. Ueber das Alles wird das große Werk Champollions uns hoffentlich bald nähern Aufschluß geben.

Ueber die Haupt-Eintheilungen des Menschengeschlechts.

Seit Langem haben die Geographen und einige Naturforscher in ihren Werken mehrere Eintheilungen des Menschengeschlechts aufgestellt, die genauer beobachtet zu werden verdienen. Die wichtigsten und am allgemeinsten angenommenen scheinen uns folgende zu sein:

Die Eintheilung nach Racen, in Folge der vorzüglichsten Verschiedenheiten, welche die unter diesem Gesichtspunkte betrachteten Völker darbieten;

Die Eintheilung, begründet auf die Verschiedenheit des gesellschaftlichen Zustandes, nach welchem man

das ganze Menschengeschlecht in wilde, barbarisch und in zivilisirte Völker scheidet;

Die Eintheilung, deren Basis die Nahrung ist nach welcher die Nationen in Anthropophagen (Menschenfresser), Ichtyophagen (Fischesser), Frugivore (Fruchtesser), Carnivoren (Fleischesser), Akridophagen (Heuschreckenesser), Geophagen (Erdesser), Omnivoren (Allesesser) u. s. w. klassifizirt werden können

Die Eintheilung, welche sich auf die topographische Lage stützt, indem man die Völker in Bewohner des Gebirges und der Ebene scheidet;

Die Eintheilung endlich, welche sich nach der Lebensart motiviren läßt, indem man die Bevölkerung des Erdballs in Nomaden-, Fischer-, Jäger-, Landbebauer-, handeltreibende, schifffahrende, industriel Völker u. s. f. theilt.

Indessen sind alle diese sogenannten Haupt-Eintheilungen zu schwankend und unvollständig, um wirklich nützlich sein zu können.

Die Eintheilung, welche sich auf die physische Verschiedenheit, oder die Mehrheit der Menschengattungen, begründet, ist, vieler gelehrten Nachforschungen ungeachtet, dennoch sehr unvollständig. Man hat zu schnell alle bekannten Völker nach den wenigen größtentheils irrigen, Beobachtungen klassifizirt, welche man bisher über ihren physischen und moralische Karakter gesammelt.

Es haben sich daraus zu allgemeine Abtheilungen ergeben, wie die von dem gelehrten Link vorgeschlagene, der in dem Menschengeschlechte nur drei durchaus verschiedene Gattungen erkennt: die weiße oder kaukasische, die gelbe oder mogolische, und die schwarze

oder äthiopische; oder die des berühmten Blumenbach, der fünf Gattungen zählt, nämlich, ausser den drei obgedachten, noch die malayische und die amerikanische Race.

Andere Gelehrten haben in noch mehrere Zweige geschiedene Eintheilungen in Vorschlag gebracht, wie Desmoulins und Bory de Saint-Vincent. Der Erstere bestimmte die Zahl der verschiedenen Menschengattungen auf eilf, und der Letztere auf fünfzehn.

Aber selbst diese letzten Eintheilungen, der großen Zahl der von ihnen angenommenen Gattungen ungeachtet, sind noch lange nicht vollständig, indem es noch Völker gibt, deren physischer Karakter nicht allein auffallend von dem der angegebenen verschieden ist, sondern die auch abgesonderter von allen übrigen sind, als die von den besagten Gelehrten bestimmten Zweige es gegenseitig sind. Wir glauben deshalb nicht, daß man schon genug Thatsachen beobachtet und geordnet habe, um eine genaue Haupt-Eintheilung des Menschengeschlechts, nach seinen verschiedenen Gattungen, geben zu können.

Erst wenn die Oberfläche der Erde uns vollkommen bekannt sein wird, erst wenn wir alle physischen Karaktere der verschiedenen Völker, welche sie bewohnen, genau kennen werden, erst dann können Männer, wie Humboldt, Cuvier, Homes, Link, Blumenbach, Virey, Lesson, und andere gelehrte Naturforscher, richtige Eintheilungen vorschlagen, die von den Irrthümern frei sein werden, welche jetzt noch darin vorherrschend sind.

Unter der großen Menge eigenthümlicher Benennungen, welche der Gebrauch den Produkten der Ver-

mischung der Hauptracen des Menschengeschlechts legt, zeichnen sich besonders einige aus, die wir n in Rede stellen wollen.

Man nennt Mulatte das Kind eines we Europäers und einer Negerin. Es bietet ein Ger beider Racen dar, durch Farbe, Bildung und k wolligtes Haar. Die Brasilianer bezeichnen dies misch unter dem Namen Pardo.

Von einem Weißen und einer Indianerin en ben die Metis Westindiens; von einem Weißen einer Eingebornen Amerika's die Mestizen, Mest-Indier, gewöhnlich Mestizo, und in Braf Mamelucos genannt.

Vom Neger und Amerikaner erzeugen sich krä Wesen, von schwarzbrauner Kupferfarbe, gewöhn Zambi oder Lobos genannt, welche die Braf unter dem Namen Caribocos und Cafusos zeichnen. Manchmal werden diese Individuen Mexiko Chino (Chinesen) genannt. Man nennt Zambo den Nachkommen eines Negers und einer latrin, oder eines Negers und einer China.

Zu Banka nennt man das Kind eines Chin und einer Malayin Teko, und in Indien das e Indiers und einer Negerin Buganese.

Die Vermischung eines Weißen mit einer Ho tottin erzeugt einen Metis, Baster genannt.

Virey bemerkt, daß alle diese einfachen Misc gen sich fortpflanzen können, sowohl unter sich, mit andern Racen, wodurch beständige Verschie heiten entstehen. Das Produkt der zweiten Ger tion, der dritten und der folgenden, erhält eben seine eigenthümlichen Benennungen, die uns zu

führen würden, wollten wir sie alle andeuten. Wir bemerken nur, daß Kreolen die in Amerika gebornen Kinder europäischer Aeltern sind, und daß die Albinos Afrika's, die Cagots der Pyrenäen, die Kretinen von Wallis u. s. w. keine besondern Racen sind, sondern nur zufällige Verschiedenheiten, die man als die Resultate kränklicher Affektionen betrachten kann.

Die Eintheilung, welche sich auf die Verschiedenheit des gesellschaftlichen Zustandes begründet, ist, wenn gleich auch schwierig, doch leichter zu bestimmen, als die erste. Seit Langem hat man ihre Wichtigkeit für die Erdkunde und für die historischen Wissenschaften begriffen. Aber Niemand hat bis jetzt eine Tabelle der verschiedenen Nationen der Erde, nach den Hauptschattirungen ihrer Zivilisation, gewürdigt ohne Vorurtheil, und nach dem gegenwärtigen Zustande unserer ethnographischen Kenntnisse, entworfen.

Die unzulängliche, von allen Geographen und von mehrern Naturforschern angenommene Eintheilung, der zufolge das ganze Menschengeschlecht in zivilisirte, in barbarische und in wilde Völker geschieden wird, kann nicht mehr entsprechend sein, wenn man unparteiisch den Rang prüft, den man jedem Volke anweiset.

Das kommt größtentheils von der verschiedenen Art und Weise, auf welche man die Zivilisation betrachtet, und von dem Sinne, welchen man diesem Worte gibt, das so oft in positiver Bezeichnung gebraucht wird, seiner eigentlichen unbestimmten Bedeutung ungeachtet. Mehrere ausgezeichnete Gelehrte

haben diese Ungerechtigkeit einer augenscheinlich irrigen Eintheilung bereits in Rede gestellt. Aber keiner von ihnen scheint bis jetzt die ungeheure Leere ausgefüllt zu haben, welche die politische Geographie darbietet. Die Thatsachen, welche wir gesammelt und gegenseitig genähert, haben uns folgende Resultate dargeboten:

1) Daß die Zivilisation, in dem gewöhnlich diesem Worte beigelegten irrigen Sinne, irrige Urtheile veranlaßt;

2) Daß, um sie so viel als möglich zu vermeiden, das Wort Zivilisation die Religion, Gesetze, Gebräuche, Sitten, Regierung, Lebensweise, gesellschaftliche Organisation, Künste, Wissenschaften, Literatur und Sprache umfassen müsse, mit einem Worte, Alles, was stufenweisen Veränderungen unterworfen ist, und also auch theilweise den Karakter jedes Volkes, bis ins Unendliche, modifiziren muß;

3) Daß es viele Stufen der Zivilisation, und selbst verschiedene Arten Zivilisationen gibt;

4) Daß es beinahe unmöglich ist, oder wenigstens schwer, auf eine genaue Weise den Punkt zu bestimmen, welcher die Barbarei von der Zivilisation scheidet;

5) Daß mehrere Völker, die man als Europäer betrachten muß, und welche Theil nehmen an der von dem Christenthum ausgehenden Aufklärung, im Betracht der Zivilisation hinter mehrern zivilisirten Nationen Asiens zurückstehen, welche man noch den barbarischen Völkern beigesellt;

6) Daß große Massen, und manchmal selbst die Mehrheit anderer Nationen, die man seit Langem an die Spitze der Zivilisation gestellt, in demselben Be-

trachte den Chineſen, den Japanern, den Birmanen und den Hindus untergeordnet ſind, bei denen faſt jedes männliche Individuum leſen, ſchreiben, rechnen kann, die Geſetze ſeines Landes auswendig weiß *), und überhaupt eine ſolche Erziehung erhält, daß es zu allen Künſten und Handwerken geeignet iſt, die dort ſeit Langem zu einer ſo hohen Vollkommenheit gediehen ſind, daß die unterrichtetſten Völker Europa's es ihnen noch nicht in Allem gleich zu thun im Stande ſind.

7) Daß die eben genannten aſiatiſchen Nationen, und mehrere andere, wie die Araber in den Städten, die Perſer, die Thibetaner, die Koräer, und andere Nationen, mehr oder weniger ſolche Züge haben, welche man den gebildeten Völkern zuſchreibt, und die man alſo auch als ziviliſirt betrachten müſſe;

8) Daß man ebenfalls die Malayen, die Bugis, die Biſſajos, die Kalmuken, die Mogolen ꝛc. in dieſe Kathegorie ſtellen müſſe, obgleich die Ziviliſation bei den letzten weniger karakteriſtiſch iſt als bei den erſten;

9) Daß man als barbariſche Völker diejenigen betrachten kann, welche weder Schrift haben noch Literatur, worin ſie den wilden Völkern gleich ſtehen, während ſie Inſtitutionen haben, welche ſie den am meiſten ziviliſirten Nationen nähern, wie z. B. die Bewohner der Geſellſchafts- und der Sandwichsinſeln, vor ihrer Annahme des Chriſtenthums, wie die Araukaner, die Karoliner, die Tengas, die Vitis, die Neu-Seeländer u. a.;

*) In dieſer Hinſicht ſind noch alle Europäer wahre Barbaren, indem von tauſend Menſchen kaum einer die Geſetze ſeines Landes kennt.

10) Daß man endlich als wilde Völker diejenigen aufstellen muß, bei denen die Vernunft sich am wenigsten entwickelt, bei denen die Individuen nur durch sehr geringe Beziehungen verbunden sind, und bei denen die nothwendigsten Künste des Lebens entweder gar nicht bestehen, oder äusserst unvollständig sind, wie bei den Eingebornen Neu-Hollands, bei denen Tasmaniens (der Insel Van-Diemensland), bei denen Neu-Kaledoniens, bei den beinahe den Thieren gleichstehenden Wilden Neu-Kaliforniens u. s. w., die keinen Begriff vom Ackerbau haben, und bei denen Jagd und Fischfang selbst noch sehr unvollständig betrieben werden.

Jede dieser drei großen Abtheilungen des Menschengeschlechts kann, durch Unterabtheilungen, bis ins Unendliche geschieden werden, nach den verschiedenen Schattirungen des gesellschaftlichen Zustandes, den sie vertreten.

Die wenigen Andeutungen, welche wir über die Schwierigkeiten gegeben, die mit dieser zweiten Haupteintheilung der vernünftigen Erdbewohner verbunden sind, beweisen, wie vielen falschen Urtheilen man sich aussetzt, wenn man die von den Geographen und von gewissen Naturforschern aufgestellte Klassifizirung aufnimmt. Man kann zugleich aus dem Gesagten entnehmen, welchen Platz jedes Volk auf der Zivilisationsleiter einzunehmen verdient.

Was die andern Eintheilungen anbelangt, deren Basis die Nahrung, die geographische Lage und die Beschäftigungsweise ist, so scheint es uns, daß sie unnütz oder wenigstens sehr schwankend sind.

Die meisten dieser sogenannten Haupteintheilun-

gen des Menschengeschlechts finden sich in allen großen, und selbst in allen mittelmäßigen Staaten. Alle andern sind nur Unterabtheilungen der großen Klassifizirung, deren Basis die Schattirung des gesellschaftlichen Zustandes ist.

So finden wir auf der weiten Ausdehnung Kolumbiens und Ostindiens „Bewohner des Gebirgs und der Ebenen, Nomaden, Jäger und Ackerbauer, Frugivoren, Ichtyophagen und Carnivoren.“

Wir sehen in dem kleinen Königreich der Niederlande, auf den Ebenen Belgiens alle Wunder eines vervollkommneten Ackerbaues, in den Seestädten alles Leben der Seevölker, in den Landstädten alle Industrie der Manufakturvölker.

Sehen wir nicht in den k. k. österreichischen Erbstaaten, die man als fast ausschließlich mit der Landwirthschaft beschäftigt hält, in einigen Distrikten Böhmens, Inner- und Ausser-Oesterreichs, Mährens und des lombardo-venetianischen Königreichs, die reichsten Erzeugnisse der Industrie, welche einzelne Punkte Englands und Frankreichs so berühmt gemacht; und erblicken wir nicht in dem Hafen von Triest einen Handel, der durch seine Ausdehnung und durch den Werth seiner Ein- und Ausfuhr mit dem der vorzüglichsten Häfen der britischen und französischen Monarchien, so wie mit denen der vereinigten Staaten Nordamerika's rivalisirt?

Finden wir nicht auch in der Schweiz, ihrer geringen Ausdehnung ungeachtet, Hirten- und beinahe Nomadenvölker in den kräftigen Gebirgsbewohnern der Kantone Wallis, Bern, Waat, Luzern, Schwyz, Unterwalden, Uri, Glarus, Appenzell-Innerrhoden,

Graubündten und Tessin; ackerbauende Völker in den Kantonen Zürich, Aargau, Solothurn, Bern, Waat, Genf, Thurgau, Schaffhausen, St. Gallen und Basel; eine fast ausschließlich mit Industrie und Handel beschäftigte Bevölkerung in den Städten und Flecken der Kantone Genf, Neuenburg, Basel, Zürich, St. Gallen, Glarus und Appenzell-Ausserrhoden?

Endlich England, das man beinahe nur als ein Manufaktur- und Handelsland betrachtet, bietet es uns nicht das Beispiel eines bis zu dem Punkte der höchsten Vervollkommnung gediehenen Ackerbaues dar?

Man könnte solche Beispiele bis ins Unendliche vervielfältigen; wir glauben aber, daß das Wenige, welches wir angedeutet, genügend ist, die Unzuläßigkeit und das Schwankende jener angeblichen Haupteintheilungen zu beweisen, die immer durch eine fast gleiche Zahl von Ausnahmen widerlegt werden. In dem gegenwärtigen Zustande der Erdkunde sollte man sich auf folgende vier Eintheilungen des Menschengeschlechts beschränken: 1. politische Eintheilung; 2. Eintheilung in Bezug auf die vorzüglichsten Schattirungen der Zivilisation; 3. ethnographische Eintheilung, und 4. religiöse Eintheilung.

Die Perlenfischerei im Alterthum und in der neuern Zeit.

Die Perlen sind nicht, wie Dichter gefabelt haben, „ein Thau des Himmels“, sondern nichts mehr und nichts weniger, als die natürliche Sekretion der Auster.

Mehrere Muschelgattungen erzeugen sie. Aber die meisten, so wie die schönsten und größten, werden von der Meleagrina margaritifera Lamark's erzeugt, die man auf dem Grunde des Meeres, und an verschiedenen Küsten, findet.

Man gewinnt auch noch eine beträchtliche Menge von der Unio margaritifera, die sich in mehreren europäischen Strömen aufhält. Sonderbar genug sind die größten Gattungen dieses Geschlechts in großer Zahl in den Flüssen Südamerika's, und doch hat man in ihnen nie Perlen entdeckt.

Die Perlen befinden sich entweder im Innern des Körpers der Auster, oder zwischen dem Körper und der Schale. Manchmal hängen sie selbst an dieser letztern durch ein Häutchen. Indessen entstehen sie nur, wenn das Thier vier Jahre alt ist. Sie haben alsdann den glänzenden Perlmutterschimmer, der alle Farben auf eine so reiche und abwechselnde Weise wiederspiegelt, und der ihren ganzen Werth macht. Ihre chemische Zusammensetzung hat nichts Eigenthümliches, denn sie bestehen beinahe ganz aus Kalksäure.

Die Römer schätzten die Perlen sehr. Sie gestanden ihnen den ersten Rang zu, nach dem Diamant, und bezahlten oft unglaubliche Summen dafür. Ju-

lius Cäsar schenkte der Servilia, Mutter des Brutus, eine Perle, die, nach neuerm Gelde, auf beinahe 600,000 rhein. Gulden geschätzt ward. An einem Feste, welches Kleopatra dem Antonius gab, und von dem Plinius uns eine lange Beschreibung gibt, trank sie eine in Weinessig aufgelöfete Perle, deren Werth eine Million rhein. Gulden überstieg. Die Alten, besonders die Römer, trugen eine große Menge Perlen, nicht allein in den Ohren, an den Fingern, auf dem Kopfe und am Halse, sondern auch auf den Kleidern, und zwar ohne Unterschied bei Männern und Frauen.

Die vorzüglichsten Perlenfischereien dieses Volkes waren im rothen Meere, im persischen Meerbusen, und im indischen Ozean. Die Perlen aus dem letztern waren am meisten geschätzt, ihrer Größe und ihres Glanzes wegen. Die Geschichte sagt, daß Cäsar besonders deshalb die Eroberung Großbritanniens unternahm, weil er gehört, daß man an seinen Küsten und in seinen Strömen viele und schöne Perlen finde. War das in der That sein Zweck, mußte er sich unangenehm enttäuscht sehen, denn die Perlen, welche man dort fand, waren klein und häßlich, und es scheint nicht, daß sie seitdem größer und schöner geworden.

Die Insel Zeylon bietet noch jetzt, wie zu der Römer Zeiten, eine beträchtliche Menge Perlen dar, während die alten Fischereien im rothen Meere jetzt vollkommen erschöpft und verlassen sind. Städte, die ihretwegen ehemals berühmt waren, sind jetzt verfallen und vergessen.

Dahalak war der Haupthafen für den Perlenhandel, auf der Südküste des rothen Meeres, und

Suakem auf der Nordseite. Unter den Ptolomäern, und selbst lange Zeit nachher, zu den Zeiten der Kalifen, waren die Kaufleute, welche die nahen Inseln bewohnten, wirkliche Fürsten; aber ihr Ruhm und ihre Reichthümer sind seit Langem verschwunden, und jetzt werden diese Eilande nur noch von einigen armen Fischern bewohnt.

In den Strömen Großbritanniens fischt man jetzt nicht mehr nach Perlen, und es scheint nicht, daß ihr Ertrag, in dieser Hinsicht, je bedeutend gewesen. Man hat hin und wieder zwar auch einige Perlen in der Unio margaritifera Englands gefunden, aber doch nur äusserst selten.

Sir Richard Wynn von Gwydice, Kammerherr der Gemahlin Karls II, Katharina, bot dieser letztern eine solche dar, welche man in Coway gefunden, und die selbst jetzt noch auf der königlichen Krone figurirt.

Im letzten Jahrhundert fand man mehrere in den Flüssen der Grafschaften Tyrone und Dunnegal in Irland. Eine derselben wog 36 Karat, und wurde auf 40 Pfund Sterling (480 rhein. Gl.) geschätzt. Mehrere andere wurden für 4 Pf. St. (48 rhein. Gl.), und 10 Pf. St. (120 rhein. Gl.) verkauft. Lady Glenlealy lehnte für eine solche 80 Pf. St. (960 rh. Gl.) ab, welche die Herzogin von Ormond ihr dafür geboten.

Es gab auch in den Umgebungen von Perth eine beträchtliche Fischerei, welche von 1761 bis 1799 die Summe von 10.000 Pf. St. (120,000 rhein. Gl.) abgeworfen. Aber dies Unternehmen wurde so nach-

lässig betrieben, daß es bald nicht mehr die Kosten deckte.

Nach der Entdeckung Amerika's ging der Perlenhandel größtentheils auf die Ostküste dieses Erdheils über. Die ersten Spanier, welche das feste Land betraten, sahen die dortigen Wilden mit Perlenschnüren um Hals und Aerme geschmückt. Sie bemerkten auch bei den zivilisirten Völkern Mexiko's und Peru's Perlen von sehr schöner Form, die dort eben so sehr geschätzt waren, als in Europa.

Man stellte Nachforschungen an, und bald erhoben sich an jenen Ufern große und reiche Städte, die sich ausschließlich mit dem Perlenhandel beschäftigten. Die erste Stadt, welche auf diese Weise entstand, war Neu-Kadix, auf der Insel Kubagua. Die Schriftsteller jener Zeit rühmen sehr den Reichthum ihrer ersten Bewohner, und ihren ausserordentlichen Luxus. Jetzt findet man von dieser Stadt nicht mehr die mindeste Spur, und bewegliche Sanddämme bedecken jetzt die ganze Insel.

Die andern Städte hatten ungefähr dasselbe Schicksal, was man mehreren Ursachen zuschreiben muß, besonders aber der beständigen und unüberlegten Vernichtung der Meleagrinae. Die Austernbänke erschöpften sich, und gegen Ende des 16. Jahrhunderts war der Handel bereits sehr unbedeutend geworden. Man kann jedoch seine Wichtigkeit, nach folgender Aeusserung Humboldts, beurtheilen:

„Der Quint, den die königlichen Beamten von dem Ertrag der Perlen bezogen, stieg auf 15,000 Dukaten, was, nach dem Werth der Metalle zu jener Zeit, und nach der Ausdehnung des Schleichhandels,

als eine sehr bedeutende Summe betrachtet werden kann.

„Es scheint, daß bis 1530 der Werth der nach Europa gebrachten Perlen jährlich, in mittlerer Schätzung, auf wenigstens 800,000 Piaster (2 Millionen Gulden) stieg.

„Um die Wichtigkeit dieses Handelszweiges für Sevilla, Toledo, Antwerpen und Genua zu beurtheilen, muß man sich erinnern, daß zu jener Zeit alle Minen Amerika's nicht 2 Millionen Piaster (5 Millionen rhein. Gl.) abwarfen, und daß die Flotte von Ovando mit unermeßlichen Reichthümern beladen zu sein schien, weil sie ungefähr 2600 Mark Silber trug.

„Die Perlen wurden um so mehr gesucht, da der asiatische Luxus auf zwei durchaus entgegengesetzten Wegen nach Europa gekommen war, nämlich über Konstantinopel, wo die Paläologen mit Perlen übersäete Zierrathen trugen, und über Granada, der Residenz der maurischen Könige, die an ihrem Hofe allen Prunk des Orients eingeführt hatten.

„Die ostindischen Perlen wurden denen der Abendländer vorgezogen. Aber diese letztern gewannen im Handel die Oberhand, bald nach Entdeckung Amerika's. In Italien sowohl als in Spanien wurde die Insel Kubagua der Gegenstand zahlloser Handels-Spekulationen.“

Jetzt bietet das ehemalige spanische Amerika keine andern Perlen dar, als die des Meerbusens am Panama, und der Mündung des Rio de la Hacha. Alle andern kommen aus dem indischen Ozean, und vor-

züglich aus der Bucht Kondatſchy, in der Inſel Zeylon, der Taprobane der Römer.

Erſtaunt man, daß auf dieſem Punkte die Perlenfiſcherei jetzt noch eben ſo abträglich iſt, als früherhin, während an allen andern Orten die Auſtern beinahe gänzlich verſchwunden ſind, ſo wird man dieſe Verſchiedenheit begreifen, wenn man erfährt, daß man dort die Fiſcherei auf eine äuſſerſt regelmäßige Weiſe betrieben.

Die Auſternbänke, welche ſich einige Stunden weit längs der Küſte erſtrecken, ſind in drei oder vier Abtheilungen geſchieden, welche der Reihe nach ausgebeutet werden. Auf ſolche Weiſe geſteht man den Auſtern mehrere Jahre zu, um ihnen Zeit zu laſſen, ſich fortzupflanzen und zu wachſen.

Auſſerdem werden dieſe Bänke noch auf das Strengſte bewacht, und man verſichert ſich erſt von dem Zuſtand der Auſtern, bevor man den Kaufleuten auf ſechs oder acht Wochen die Erlaubniß der Fiſcherei zugeſteht.

Die Jahreszeit der Perlenfiſcherei beginnt im Februar und endet in den erſten Tagen Aprils. Während der Dauer derſelben bietet die Inſel Zeylon kein intereſſanteres Schauſpiel für einen Europäer dar, als das der Bucht von Kondatſchy.

„Dies wüſte und nackte Land, ſagt ein Augenzeuge (in Percivals Ceylan travels), gewährt alsdann den Anblick einer Szene, deren Wechſel und Neuheit Alles übertrifft, was man bis dahin geſehen. Mehrere Millionen Menſchen von verſchiedenen Farben, Ländern, Kaſten und Gewerben, ſind auf dem klei-

nen Raum vereinigt, auf welchem sie sich in allen Richtungen durchkreuzen.

„Die unzählbare Menge kleiner Zelte oder Hütten längs dem Gestade, vor denen ein Bazar oder Markt ist; die vielen Boote, welche Nachmittags von den Perlenbänken kommen; die Unruhe der Kaufleute, welche am Ufer ihrer Ankunft entgegenharren; die Hast, mit welcher sie ihnen zueilen, die große Zahl Juwelenhändler, Wechsler und Krämer von allen Gattungen, sowohl Einheimische als Fremde, die sich auf die eine oder die andere Weise mit den Perlen beschäftigen, das Alles verkündet den Werth und die Wichtigkeit des Gegenstandes, um dessen willen die Menge sich hier versammelt hat.“

Kein Zweifel, daß dies Schauspiel interessant sein mag. Aber wenn man an das entsetzliche Verfahren der Spanier gegen die armen Neger denkt, die sie mehrmals zum Untertauchen nöthigten, dann kann man das Schicksal jener Städte nicht bedauern, deren Reichthümer und deren Namen selbst verschwunden sind.

Die Taucher, deren man sich jetzt bedient, sind nicht Sclaven, und es ist wahrscheinlich, daß sie sich nicht mehr mißhandeln lassen. Demungeachtet sind sie immer noch zu bemitleiden, wenn man an die Gefahren denkt, denen sie sich preisgeben müssen.

Die Wichtigkeit dieses Erzeugnisses war nebenbei auch die Ursach der Erhebung des unsterblichen Linnée in den Adelstand (obgleich er einer solchen Auszeichnung nicht bedurfte). Er hatte nämlich das Mittel entdeckt, in einer süßen Wasser-Muschel (der Unio margaritifera) Schwedens Perlen zu erzeugen.

Man vermuthet, daß er seine Absicht erreichte,

indem er sehr kleine Löcher durch die Muschelschale bohrte. Doch ist dies Mittel nicht genau bekannt, und auch von keinem großen Ertrage; denn man scheint jetzt darauf verzichtet zu haben. Die schwedischen Landstände betrachteten aber damals diese Entdeckung als so äusserst wichtig, daß sie dem berühmten Naturforscher eine Belohnung von ungefähr 4500 rhein. Gulden zugestanden; was für jene Zeit und in jenem Lande eine sehr beträchtliche Summe war.

Die Perlen scheinen jetzt allmählig die ihnen bisher zugestandene Gunst zu verlieren. Unser rationelles Jahrhundert neigt sich immer mehr dem wahrhaft Nützlichen zu, und behandelt das Angenehme nur als Nebensache. Ein zivilisirtes Volk findet seinen Luxus in recht eigentlicher Behaglichkeit. Es läßt den Flitterstaat und leeren Schmuck Barbaren und Halbbarbaren.

Militärische Reminiszenzen über die Volksschlacht zu Paris am 27., 28. und 29. Juli 1830.

Seit sechszehn Jahren schmachtete Frankreich unter einer Verwaltung, die weder seinen Bedürfnissen, noch seinen Interessen entsprach. Der Wunsch, ihr sich zu entheben, war beinahe allgemein. Aber auf Seiten der Regierung befand sich die militärische Macht, besoldet vom Schatze, verstärkt durch alle übrigen Agenten der öffentlichen Gewalt. Auf der andern Seite war das Volk, entwaffnet, ohne irgend ein materielles Mittel des Widerstandes.

Demungeachtet lebte der Geist der Freiheit in der Nation. Von Erinnerungen vergangenen Ruhmes, vergangener Größe beseelt, konnte sie wohl für einige Zeit ihren Nacken einem drohenden Joche darbieten; aber als man wirklich sie damit belastete, erhob sie sich stolz und gewaltig, warf es ab, und zerschmetterte damit ihre Gegner.

Darf man irgend eine Wahrheit in der Politik als unbestreitbar betrachten, so ist es ohne Zweifel die, daß eine Dynastie, welche einmal vom Thron gestürzt worden, selbst wenn sie ihn wieder besteigt, sich nie auf die Länge erhalten kann. Die Geschichte beurkundet das zur Genüge.

Tarquin mußte auf den Thron verzichten. Die Stuarts und die Bourbonen hatten ein in mehreren Punkten vollkommen ähnliches Schicksal. Karl der Große vertrieb auf immer die Merowinger, und Hugo Kapet entthronte die Dynastie Karls des Großen.

Die Ursache dieser gesellschaftlichen und politischen Phänomene liegt darin, daß die Sitten der Dynastien nicht mehr in Uebereinstimmung sind mit den Sitten der Nation, und daß sie von ihren Höflingen sich durchaus haben vereinzeln lassen.

Man kann wohl mit St. Augustin sagen; Quos Deus vult perdere, insanos facit (wen Gott stürzen will, den macht er wahnsinnig). Die Bourbonen haben das bewiesen. Gleich nach ihrer Restauration umgaben sie sich mit Allem, was Frankreich am meisten verabscheute. Unter der Aegide jesuitischer Heuchelei überspannten sie das Land mit einem ungeheuern Netze der Verderbungs- oder, wie sie es nannten, der Bekehrungssucht. Aber Frankreich wollte weder verdorben noch bekehrt sein, und als die Zeit gekommen war, zerriß es die Fesseln, in welche man es zu schlagen sich bemühete.

Seit 40 Jahren konspirirte die Emigration gegen die französische Freiheit. Durch die Begebenheiten von 1814 und 1815 glaubte sie ihren Triumph gesichert, und obgleich nicht sie Frankreich besiegt, obgleich nicht sie durch ihre Intriguen die Bourbonen wieder auf ihren Thron erhoben, sondern das zu seiner eigenen Sicherung gegen Napoleon bewaffnete Europa, beutete doch sie allein das Resultat der Feldzüge von 1812 bis 1815 aus, und mißbrauchte einen Triumph, der ihr Werk nicht war.

Ihre Angriffe gegen die öffentliche Freiheit ihres Vaterlandes begannen unmittelbar nach der Restauration. Sie betrafen zuerst die Preßfreiheit, weil diese der Feststellung einer unumschränkten Gewalt die größten Hindernisse darzubieten schien. Der erste

Angriff schlug fehl; aber er erneuerte sich seitdem unaufhörlich, zwischen Zensur und zeitweiser Zugestehung schwankend, bis die letzten Ordonnanzen vom 25. Juli vollkommen den Schleier zerrissen, und zugleich auch den unwiderruflichen Sturz der Bourbonen veranlaßten.

Nicht die unterrichteten Stände allein, sondern auch die große Volksmasse in Frankreich war überzeugt, daß das alltägliche Streben der Bourbonen darauf hinziele, die von der Nation errungenen, und durch die Charte ihr zugesicherten Rechte zu vernichten. Man hoffte jedoch, daß, von ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse geleitet, die regierende Dynastie sich weigern werde, die Absichten der Faktion in Ausführung zu bringen, deren Beute sie geworden.

Als nun aber das Ministerium vom 8. August 1829 erschien, konnte man nicht mehr zweifeln, daß hinfort Alles auf dem Spiel stehe. Es war dies eine Jedermann vollkommen anschauliche mathematische Wahrheit. Das Band zwischen den Bourbonen und der französischen Nation war durch diese entscheidende Erklärung zerrissen, und die erstern hatten, seit dem 8. August, in moralischer Hinsicht zu herrschen aufgehört. Alle fernern Maßregeln waren nur eine nothwendige Folge dieses ersten Schrittes, und die Ordonnanzen vom 25. Juli, wie unsinnig und unausführbar sie auch sein mochten, waren weiter nichts, als die Vollstreckung der Aufgabe vom 8. August.

Wir wissen, welche Folgen sie hatten, und auf welche Weise die Revolution sich ausbildete. Das

Volk erzeugte sie in den Straßen von Paris, und die große Volksschlacht wurde geliefert. Sie genau zu beschreiben, würde unmöglich sein; denn das Schlachtfeld war in allen Straßen der ungeheuern Hauptstadt beinahe zu gleicher Zeit. Mit einem Worte, man müßte ganz Paris beschreiben, und alle die Barrikaden oder Verrammelungen andeuten, die in einer einzigen Nacht in allen Straßen erbaut wurden. Begnügen wir uns, nur einen kleinen Theil des Schlachtfeldes, in der Nähe der Tuilerien, des Louvre und des Palais-Royal näher in Rede zu stellen.

Um von den Tuilerien oder dem Louvre zu dem Häusermassiv und den Straßen zwischen der rue Saint-Honoré, der rue Neuve-Saint-Roch und der rue Neuve-des-Petits-Champs, in denen die große Volksmasse sich bewegte, zu gelangen, hatten die angreifenden Truppen keine andern Zugänge, als die Gitter der Tuilerien der rue de l'Échelle gegenüber, hinter welcher sich die rue des Frondeurs öffnet. Aus dem Tuilerien-Garten konnte man zu demselben Häusermassiv durch die rue Dauphine und durch die Passage Saint-Roch gelangen, welche letztere jedoch so enge ist, daß kaum drei Mann front marschiren können. Es würde also ein gewagtes Unternehmen gewesen sein, durch diesen Durchgang, der ausserdem mit drei starken Eisengittern verschlossen war, einen Angriff zu wagen. Die rues des Frondeurs und d'Argenteuil anderseits waren verrammelt, und die Truppen, welche in die rue de l'Échelle hätten dringen wollen, würden sich einem mörderischen Feuer, und zwar ohne Hoffnung eines sichern Erfolgs, ausgesetzt haben.

Diese Barrikaden, hinter denen das Volk seine

Rechte gegen die Söldlinge der absoluten Gewalt vertheidigte, verdienen genauer beschrieben zu werden. Sie bestanden in erster Linie aus umgeworfenen Kutschen und Fuhrwerken, von denen man größtentheils die Räder abgenommen, und die durch dazwischen geschobene Balken oder umgehauene Bäume so verschränkt waren, daß man sie nur mit großer Mühe bei Seite schaffen konnte. Darüber waren allerlei Geräthe aufgeschichtet, und hinter ihnen erhob sich ein aus dem Straßenpflaster erbauter Steinwall, der nicht ganz den höchsten Punkt der Barrikade erreichte, und der in mehreren Absätzen schräg emporstieg.

Auf diesen Absätzen hielten sich die Scharfschützen des Volkes, die sich beständig im Feuer ablöseten, während alle Häuser hinter der Barrikade von Bürgern besetzt waren, die aus den Fenstern oder von den Dächern herabschossen.

Auf dem Punkte, wo die rue des Frondeurs in die St. Annengasse mündet, öffnet sich zu gleicher Zeit auf der einen Seite die rue de l'Évêque, und auf der andern die rue de Langlade. Es waren hier nicht weniger als fünf Barrikaden angebracht, welche eine Doppelreihe bildeten und zwei ungleiche Vierecke in der Mitte zeichneten.

In dritter Linie und sechszig Schritte hinter der zweiten, waren die Straßen Argenteuil, de l'Evêque und St. Anne von andern Barrikaden durchschnitten. Eine vierte Linie war auf der Stelle, wo die rue des Orties mit den Straßen Argenteuil, de l'Evêque, les Moulins, les Moineaux und St. Anne zusammenstößt. Dasselbe System war auch ununterbrochen in allen übrigen Straßen bis zur rue Neuve-des-Petits-

Champs beobachtet, und um diese in grader Richtung zu erreichen hatte die Truppe nicht weniger als neun Barrikaden zu übersteigen, von denen die eine immer die andere beherrschte, während sie auch von denen in den Seitenstraßen bestrichen wurden, die auf solche Weise ein mörderisches Kreuzfeuer nähren konnten. Man sieht nun wohl ein, wie unmöglich es der Truppe war, hier irgend ein entscheidendes Resultat zu gewinnen.

Marmont, der die königlichen Truppen befehligte, versuchte es zwar, von den Tuilerien in die Richelieustraße zu dringen. Aber dieser Versuch an und für sich selbst war ein arger militärischer Fehler. Er war durchaus nicht im Stande, über die rue Saint-Honoré hinauszudringen, obgleich er einen Theil seiner Soldaten in die obern Stockwerke der Häuser in der Rohanstraße geworfen hatte.

Die erste Barrikade in der Richelieustraße war am Théatre français, am Eingang der rue de Montpensier, und der rue de Rempart gegenüber. Weiterhin waren Verrammelungen an den Ausgängen aller Straßen, eben so wie an der Säulenhalle des französischen Theaters, von wo aus man die rue Saint-Honoré bestrich, die kaum 40 Schritte entfernt war.

Angenommen selbst, Marmont hätte in die Richelieustraße dringen können, würde seine Lage dadurch noch kritischer geworden sein, weil man ihn in diesem Fall aus allen Seitengassen beschossen hätte, in denen überall Barrikaden erbaut waren. Ausserdem hatte das Volk noch einen großen Theil des Straßenpflasters in die obern Stockwerke der Häuser getragen, um es von dort auf die Truppen zu werfen, sobald

diese in die Straßen vorgedrungen wären. Mehrere Dächer waren vollkommen abgedeckt, und die Ziegel waren aufgeschichtet, um zu demselben Gebrauche zu dienen.

War Marmont einmal entschlossen, offensiv zu zu verfahren, hätte er, vor dem Beginn jeder Feindseligkeit, zuerst seine Truppen in ein Korps vereinigen, und sie nicht, wie er es gethan, durch ganz Paris zerstreuen sollen. In Folge seiner Anordnung war es durchaus unmöglich, sie mit Nachdruck zu gebrauchen, und mit ihnen auf irgend einen Punkt durchzubrechen.

Von allen Fehlern aber, welche Marmont während der Volksschlacht zu Paris beging, war unstreitig der ärgste der, daß er sich nicht im Mindesten um die Verpflegung seiner Truppen bekümmerte. Die Volksvertheidigung hatte das kaum bemerkt, als sie aller Lebensmittel- und Fourage-Magazine in ganz Paris sich bemächtigte.

Je genauer man Marmonts Betragen vor und während der Schlacht prüft, um so unerklärlicher und unvorsichtiger (um nicht mehr zu sagen) findet man es. Er beurkundete eine so auffallende Unfähigkeit, daß man in ihm kaum noch einen General der napoleonischen Schule zu erkennen im Stande ist.

Hätte er nur die geringste Umsicht gehabt, würde er leicht die Folgen haben berechnen können, welche der von der Volksvertheidigung entworfene und in Ausführung gebrachte Plan nach sich ziehen mußte. Er hätte vorausgesehen, daß es unter solchen Umständen ihm unmöglich war, die Oberhand zu behalten, und er hätte, ohne einen Augenblick zu verlie-

ren, Paris mit allen seinen Truppen geräumt. Ausserhalb der Stadt hätte er sodann eine defensive Stellung angenommen, um die andern Korps, welche sich in näherer oder weiterer Entfernung befanden, an sich zu ziehen, und mit ihrer Hilfe Paris auszuhungern.

Das Prinzip der militärischen Ehre und des geleisteten Eides würde ihm eine hinlängliche Masse zugewendet hagen, um Paris Schach zu bieten, das seinerseits sich wohl in seinem Innern hätte vertheidigen, aber im offenen Felde nicht die Offensive hätte ergreifen können. In einer solchen Lage, in welcher die beiden Armeen ausser Stand gesetzt waren, sich gegenseitig anzugreifen, hätte die große Angelegenheit unvermeidlich eine Kapitulation nach sich gezogen, welche die Entfernung der regierenden Dynastie wahrscheinlich für einige Zeit noch vertagt haben würde.

Aber die falsche Lage, in welcher Marmont sich befand, war von der Art, daß er selbst nicht mehr im Stande war, die eben angedeutete Partei zu ergreifen. Hätte er Paris geräumt, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß der Hof, in seiner vollkommen Unwissenheit über den eigentlichen Gehalt der öffentlichen Meinung, ihn des Verraths beschuldigt, und den wirklichen Verrath von 1814, durch welchen den Bourbonen die Thore von Paris geöffnet wurden, an ihm gerächt hätte.

Anderseits hätte wahrscheinlich kein französischer General den verungnadeten Marschall im Oberbefehl einer Armee ersetzen wollen, die zur Bekämpfung der Nation bestimmt zu sein schien. Marmont, der verschwenderische und gewissenlose Marmont allein,

der sich durch alle möglichen Heucheleien und Nichtswürdigkeiten schon so sehr entehrt hatte, daß selbst die Jesuiten und die Höflinge ihn verachteten, konnte eine Armee Karls X gegen sein eigenes Vaterland, gegen seine eigenen Mitbürger befehligen.

Also, unter welchem Gesichtspunkt man auch die Schlacht zu Paris betrachten mag, ergibt sich daraus immer die unbestreitbare Wahrheit, daß die letzte Stunde des ältesten Zweiges der Bourbonen geschlagen hatte, und daß die Begebenheiten sich so an einander fügen mußten, wie sie wirklich Statt gefunden.

Ursachen, Wirkungen und Folgen der Begebenheiten im Juli 1830 in Frankreich.

Die erste Ursache des Sturzes der Bourbonen lag in ihrer Restauration. Diese Restauration, eine Folge der Begebenheiten von 1804 bis 1814, war eben so unvermeidlich. Die Schuld des einen wie des andern fällt also, bis zu einem gewissen Punkte, weder Frankreich noch den Bourbonen zur Last.

Die Monarchie ist ein Regierungssystem, das man nicht auf gewöhnliche Weise beurtheilen muß. Die Autorität der Thatsachen ist allbeherrschend. Eine Monarchie kann nur so lange bestehen, als ihr System in Uebereinstimmung ist mit den Bedürfnissen der Zeit, der Nation, dem allgemeinen Interesse. In diesem Betrachte ist nichts verderblicher, als die Minderjährigkeit oder das hohe Alter der Regenten.

Durch einen sonderbaren Mißbestand hatte Frankreich unter den Bourbonen vier Greise hinter einander auf dem Thron zu erwarten: Ludwig XVIII, Karl X, den Herzog von Angoulême, und den Herzog von Berry, wenn dieser letzte am Leben geblieben wäre.*)

Unter der alten Ordnung der Dinge hätte das Land unter solchen Umständen erliegen müssen. Dieser Beweggrund allein hätte die Restauratoren von 1814 und 1815 abhalten sollen, die Bourbonen Frankreich abermals zurückzugeben, um so mehr, da es 1815 gegen diese Zurückgabe protestirte. Man kann aus dieser einfachen Thatsache entnehmen, wie wenig entsprechend oft die Ansichten der höhern Politik sind, und wie sie mit allem Scharfsinn des Augenblicks, dennoch vielmals den Samen neuer Unruhen, durch ihre eigenen Verfügungen, ausstreuet.

Die Bourbonen hatten der Revolution nicht die mindeste Erfahrung abgewonnen. Weder die Vernichtung ihrer Macht, noch die Hinrichtung Ludwigs XVI, noch die darauf gefolgten Triumphe und Niederlagen, noch die Größe und der Sturz Napoleons, hatten ihnen irgend eine Lehre für ihr ferneres Verfahren dargeboten. Gebräuche, Gesetze, modifizirte Sitten der neuern Zeit, Alles war ihnen fremd, durchaus fremd geblieben. Sie kannten nur die Traditionen des alten Regiments, die Abgeschmacktheiten der unumschränkten Gewalt, den Despotismus der Hofkabale, die entehrenden Kunstgriffe des Jesuitismus.

Wie war es auf solche Weise und mit solchen Mitteln möglich, Frankreich zu beherrschen? Entwe-

*) Derselbe Umstand scheint auch die neuesten Ereignisse im Königreich Sachsen befordert zu haben.

der dieses, oder die Bourbonen mußten zu Grunde gehen. Ein Mittelweg bot sich nicht dar. Dazu kam noch der Mißbestand, den wir oben angedeutet haben.

Das hohe Alter der Könige ist so zu sagen ein „öffentliches Unglück", indem es sie vereinzelt. Die Leidenschaften ihrer Jugend stellen sie wenigstens in Beziehung mit den Ideen ihrer Zeit. Ludwig XIV fand in seiner Jugend Wohlgefallen an der Vorstellung des Tartuffe, in seinem Alter überließ er sich den verderblichen Rathschlägen des Jesuiten Letellier.

Die erste Folge des Alters und der Kränklichkeit Ludwigs XVIII waren die hundert Tage (die zweite Zwischen-Regierung Napoleons). Das hohe Alter und die Schwachheit Karls X begunstigte die Gegen-Revolution, und beendete seine Regierung durch ein Verbrechen (den Eidbruch und die Vernichtung der Gesetze, am 25. Juli d. Jahres), dessen unmittelbare Folge war, den Franzosen das Alter des Herzogs von Angoulême zu ersparen, das um so verderblicher für das Land hätte werden können, da dieser Fürst nie jung gewesen. Er stand eben so tief unter Karl X, als dieser unter Ludwig XVIII.

Dem Mißbestande entronnen, welchem die Hinfälligkeit der Könige über Frankreich verhängt, sah es sich durch eine Minderjährigkeit bedroht, die noch verhängnißvoller für die Nation hätte werden können. Aber der Instinkt des Volks lehnte sie ab, oder vielmehr, er stellte sie gar nicht in Rede. All sein Verlangen konzentrirte sich in einem Mittler, von dem es allein sein ferneres Heil erwarten zu können sich berechtigt hielt.

Dieser Entschluß ist leicht zu begreifen. Die Kö-

nigswürde hatte sich in den Geistern durch ihre Vereinzelung verloren, und die Personen, welche durch ein Kind dieser Würde ihren Einfluß wiederzugeben hofften, bedachten nicht, wie vielen Zufällen diese Minderjährigkeit ausgesetzt war.

Angenommen selbst, daß sie ohne Anstoß ihren Endpunkt erreicht hätte, würde sie vielleicht der Entwickelung der nationalen Freiheit günstig gewesen sein. Aber in Folge zweier durchaus nothwendiger Abdankungen, in Folge der damit verbundenen Trennung eines Kindes von seinen exilirten Verwandten war eine Regentschaft unvermeidlich.

Und diese Regentschaft, wer hätte sie übernehmen mögen? Sie würde eine Ursache beständiger Verdächtigungen, Unruhen, Parteikämpfe geworden sein. Welcher Fürst hätte die Rolle des Vormunds spielen wollen? Der Herzog von Orleans? — Nimmermehr. Die Geschichte der Zukunft war in diesem Betrachte in jener der Vergangenheit geschrieben. Eine Krankheit, eine leichte Unpäßlichkeit, und die Faktion der Absolutisten und Ultramontaner hätte den Regenten mit den entsetzlichsten Beschuldigungen überhäuft, sie hätte unaufhörlich das Land mit ihren Lügen, ihren Verläumdungen überhäuft, und Frankreich wäre ein immerwährender Gegenstand des Skandals für Europa geblieben.

Ausserdem hatte die Unvorsichtigkeit Ludwigs XVIII, Karls X und ihrer Minister den Fall einer Regentschaft durchaus unbeachtet gelassen. Er war weder in der Charte, noch in irgend einem Gesetze in Rede gestellt. Diese Unterlassung war einer der

Hauptgründe der Ausschließung, oder vielmehr der Nichtbeachtung des Herzogs von Bordeaux.

Denn wie hätte nach Ermordung mehrerer tausend Bürger, auf Befehl eines schwachen Monarchen, während die Schritte der Sieger noch im Blute glitschten, die Sorgfalt dieser letztern sich mit den Debatten über die Legitimität eines Kindes beschäftigen können, dessen Verwandten sie auf immer von sich gestoßen; wie hätten sie die ihm aufzugebenden Thema, die ihm zu erweisenden kindischen Ehrenbezeugungen, u. s. w., nach der Massaker ihrer Mitbürger in Rede stellen können, ohne sich vor dem ganzen Erdball lächerlich zu machen, und den Namen „schlechte Possenreisser“ zu verdienen? ....

Die Politik hat ihre Nothwendigkeiten, denen man unumgänglich gehorchen muß. Die Könige von Frankreich hatten sich freiwillig zur Vereinzelung von der Nation verdammt, sie mußten es sich also auch zuschreiben, wenn diese keine Sympathie für sie hatte, und sie ohne Bedauern verbannen ließ. Die eigentliche Macht ist jetzt im Schooße der Gesellschaft. Ihr muß man sie entnehmen, wenn man sie selbst besitzen und ausüben will. Die Zeit der Fiktionen ist vorüber.

Die Könige von Frankreich konnten das nicht begreifen, weder Ludwig XVIII, noch Karl X. In der verhängnißvollen Vereinzelung, in welcher sie sich hielten vom Volke, in ihrem so einförmigen Dasein, um welches die Höflinge einen unübersehbaren Wall bildeten, in ihrem Thun und Treiben, das nichts war als Intrigue und Zeremoniel, in ihrer so beschränkten, so einseitigen Sprache, wie hätte da ihr Urtheil sich bilden können? Das Unglück, das für alle andern

Menſchen ein ſtrenger Schulmeiſter iſt, hatte ihnen nichts gelehrt, wenigſtens nichts, was über ihre Pflichten, über ihre wirkliche Beſtimmung ihnen hätte die Augen öffnen können. Man bemerke nur Karls X Benehmen. Er glaubte zu Gunſten eines Kindes abdanken zu können, und die erſte Lektion, welche er dem Kinde gibt, beſteht darin, es „Eure Majeſtät“ zu nennen.

Man hat Frankreich einen Augenblick durch die Verſpiegelung der Gefahren, welche die Veränderung der Dynaſtie veranlaſſen könnte, in ſeinen Wünſchen zurückzuhalten geſucht. Aber es hat bald erkannt, daß dieſe Gefahren weniger drohend, weniger wahrſcheinlich ſind, als die einer Minderjährigkeit. In dieſem letzten Falle würde das Uebel im Grunde der Dinge ſein; folglich kann man es vermeiden, wenn man will.

Die Mißvergnügten verkündeten es, weil ſie darauf ihre Hoffnung gründeten. Die Intriganten des neuen Regiments gaben ſich das Anſehen, daran zu glauben, um ſich nothwendig zu machen. Aber weder die Einen noch die Andern kannten die großen Umgeſtaltungen, welche in der geſellſchaftlichen Ordnung der Dinge in Frankreich ſich ereignet hatten. Die ganze Regierungskunſt beſteht jetzt darin, dieſe Umgeſtaltung zu befeſtigen.

Man darf wohl behaupten, daß, wenn im Anfang der Revolution Frankreich nicht proteſtantiſch geworden, der Grund darin lag, daß der Geiſt des Jahrhunderts ſchon über den Proteſtantismus hinaus war; und daß es jetzt nicht republikaniſch ge-

worden, weil es schon weit hinaus ist über alle ernsthaften Streitigkeiten in Bezug der Regierungsform.

Was anderseits den Sohn Napoleons anbelangt, so kann er, insofern Oesterreich es erlaubt, in einem Jahre Frankreich besuchen, wo er gewiß ein großes Interesse erregen wird, ohne daß es deßhalb Jemandem einfallen dürfte, das Kaiserthum wieder herzustellen, selbst wenn man gegründete Hoffnung haben könnte, sein Unternehmen gelingen zu sehen, wovon jedoch auf keinen Fall die Rede sein kann. Auch in Hinsicht auf die Verwandten Napoleons ist dasselbe Raisonnement anwendbar.

Es würde uns zu weit führen, untersuchen zu wollen, welches der Zustand der Geister in Frankreich zur Zeit der ersten und zweiten Restauration war. Man weiß sehr wohl, daß er sich in dem Maße modifizirt, als die äussern Umstände darauf einen größern oder geringern Einfluß ausüben.

So viel ist gewiß: um so beschränkter die Maßregeln von Seiten der Regierung wurden, um so mächtiger entwickelte sich der konstitutionelle Karakter der Nation. Die Ideen der öffentlichen Ordnung und Gesetzmäßigkeit wurden immer vorherrschender, und bemeisterten sich nach und nach aller Derjenigen, welche nicht durch irgend ein pekuniäres oder jesuitisches Interesse an die öffentliche Verwaltung gebunden waren. Dadurch besonders unterschied sich die Revolution von 1830 von der von 1789.

Seit der konstituirenden Versammlung bis zum Kaiserthum bildeten die Mißvergnügten eine große Zahl verschiedenartiger Parteien, dergestalt, daß die meisten Franzosen, die in ihren Hoffnungen bei Er-

öffnung der Generalstaaten übereinstimmend gewesen, sich allmälig zersplitterten, ohne einen festen Kern darzubieten, der im Stande hätte sein können, jede Usurpation der öffentlichen Gewalt zu verhindern.

Seit der Restauration im Gegentheil nahmen alle Mißvergnügten ihre Zuflucht zur Charte. Auf solche Weise konnte Frankreich sich nur in zwei Parteien scheiden, in die der Anhänger und in die der Gegner der Charte. Es war keinem Zweifel unterworfen, daß die Partei der letztern, selbst wenn sie dem Anschein nach einige Zeit lang siegreich sei, dennoch endlich unterliegen müsse.

Werfen wir jetzt einen Blick auf das Materiell der Königswürde in Frankreich. Man wird demnach am besten beurtheilen können, aus welchen Elementen es gebildet war. Es bestand:

1. Aus einer Zivilliste von 34 Millionen Franken und einer Privat-Domäne, deren jährliches Einkommen sich zwischen 5 bis 6 Millionen belief.

2. Aus der Verwaltung eines Budgets von tausend Millionen, wovon mit Leichtigkeit ein paar Millionen zu erübrigen waren.

3. Aus einer aktiven Armee von 240,000 Mann, und aus einer eben so starken Reservearmee, nebst mehreren fremden Regimentern, die eben deßhalb, weil sie fremd waren, nur dem Souverän gehörten.

4. Aus dem Rechte, Krieg zu erklären und Frieden zu schliessen, oder Verträge mit andern Mächten einzugehen.

5. Aus dem Rechte, unter 32 Millionen Franzosen die sieben oder acht Minister zu wählen, die (wenigstens in Voraussetzung) die meisten Talente und

die größte Menschenkenntniß haben sollten, um ihnen die Zügel der öffentlichen Verwaltung anzuvertrauen; so wie auch nach ihnen, oder durch sie, alle übrigen Räthe und öffentlichen Beamten, bis auf die Feldhüter hinab, zu ernennen, wodurch man wenigstens 1,300,000 Personen an den höchsten Willen fesselte, und durch sie auf die öffentliche Meinung zu wirken im Stande war;

6 Aus dem Rechte der Erhebung in den Adelsstand und zur Pairswürde, in einem beinahe gleichen Verhältnisse;

7. Aus dem Einflusse auf die Gerechtigkeitspflege, demzufolge die 1,300,000 besoldeten Beamten der Regierung ohne ausdrückliche Erlaubniß dieser letzten nicht vor Gericht gestellt werden konnten, dergestalt, daß ein Steuer-Einnehmer, der in Ausübung seiner Funktionen einen Steuerpflichtigen mißhandelte, oder gar tödtete, ohne ausdrückliche Bewilligung des Königs nicht belangt werden konnte. Demselben System zufolge konnte der niedrigste Beamte der innern Schiffahrt, den größten Handelsspekulationen unüberstrigliche Hindernisse in den Weg legen, ohne das der Handelsstand anders als bei der Verwaltungsjustiz darüber sich beschweren konnte. —

Gehen wir nun über zu dem Materiell der Freiheit. Dies Inventarium ist nicht lang; demungeachtet mischte die souveraine Macht sich beständig in die Angelegenheiten desselben, um sie fortwährend zu schmälern.

Ohne Gemeinde-, ohne Provinzialmacht war die Freiheit, von jeder Institution vereinzelt, allein auf eine Kammer von 340 Deputirten beschränkt, die mit

der Vertheidigung der Interessen einer Nation von 32 Millionen Seelen beauftragt waren. Diese Deputirten wurden unter dem Einflusse der Präfekten, der Agenten der Königswürde, und in Kollegien gewählt, deren Präsidenten der König ernannte.

Was die Freiheit der Presse und die individuelle Freiheit anbelangte, so konnte sie nicht in Anschlag gebracht werden. Sie gehörte zur Bagage der Polizei. — Das war der politische Zustand Frankreichs vor der letzten Revolution.

Der moralische Zustand dieses Landes war nicht erbaulicher. Der Jesuitismus, welcher die hohe Region beherrschte, drang durch verborgene Kanäle immer tiefer in das Innere der Gesellschaft, und Heuchelei, Lüge, Betrug mit ihm.

Zu allen den Uebeln, welche das hohe Alter seiner Könige über Frankreich verhängte, gesellte sich bei Karl X noch eine fixe Idee, die ein aufgeklärtes Volk nie geduldet, und deren Verwirklichung gegen Ende der Regierung Ludwigs XIV bereits unsägliches Elend über Frankreich verhängt hatte. Der unglückliche Monarch hatte sich nämlich von herrschsüchtigen Priestern einreden lassen, daß er eigends vom Himmel berufen sei, die französische Nation zu bekehren.

Ununterrichteter noch als Ludwig XIV, der auf seinem Sterbelager gestand, daß er die „Vorschriften der Religion“ nie recht begriffen, beschränkte sich die ganze theologische Kenntniß Karls X auf einen blinden Gehorsam gegen den Willen der Priester. Dieser Wille war für ihn die einzige Glaubens

regel, der er sich nicht entziehen zu dürfen glaubte, ohne sich eine ewige Verdammung zuzuziehen.

Um nun gegen diesen Willen auf keine Weise zu verstoßen, überließ er alle Macht seiner Krone den Verfügungen der Geistlichkeit; und da, nach der alten Neigung der römischen Kirche, diese nur zu schnell vom Gebrauch zum Mißbrauch übergeht, konnte ihr Streben nach unumschränkter Gewalt nicht lange ein Geheimniß bleiben. Ihre über ganz Frankreich verbreiteten Missionäre pflanzten überall ihre Kreuze, wie ein Gutsbesitzer seine Marksteine aufstellt, um die Grenzen seines Eigenthums zu bezeichnen. Ausserdem bildeten sie am Hofe, wie in den geringsten Dörfern, eine Menge vollkommen organisirter Kongregationen, wie eine Polizei, zur Spionirung und Hinterbringung, wie eine Miliz, zum Kampfe gegen die bürgerliche Freiheit, wie eine Räuberbande, zur Plünderung des öffentlichen Schatzes und des Privat-Eigenthums, wie ein Bordell, zur Erkaufung sinnlicher Genüsse; denn was ist anders das Paradies nach dem Begriffe beschränkter Frömmlinge?

Nach der römisch-katholischen Lehre, „daß Alles was nicht für uns, gegen uns ist,“ stieß diese Parthei alle aufrichtige und innige Royalisten, alle diejenigen zurück, welche sich nicht unbedingt ihren Vorschriften unterwerfen mochten. Der Titel Royalist blieb nur das Privilegium solcher Menschen, die zur Kongregation gehörten.

Indem man die Königswürde mit der Religion verband, glaubte man zwei Kräfte zu vereinigen, ohne zu bemerken, daß man vielmehr zwei Kräfte oder zwei Sachen kompromittirte. Der bewunderungs-

würdige Instinkt des Volks begriff das auf der Stelle, und offenbarte seine Ueberzeugung durch alle ihm zu Gebote stehende Mittel.

In der Deputirtenkammer, wo man recht fein zu sein glaubt, wenn man eine unzubezweifelnde Thatsache, die längst vollendet ist, als nicht Statt gefunden darstellt, hat man es für ein Begehen der höchsten Politik gehalten, zu erklären, daß die Religion der Priester die Religion der Wahrheit in Frankreich sei, und ein sonst sehr scharfsinniger Mann hat in diesem Sinne votirt, weil er, seiner eigenen Aeusserung zufolge, ein Deputirter des Süden war. Es mag ihn jetzt, seiner Reputation wegen, sehr leid thun, daß er nicht im Norden gewählt worden.

Statt Frankreich zu beruhigen, hat diese Erklärung der Deputirtenkammer, welche in das Grundgesetz des Landes eingetragen worden, wahrscheinlich nur den Stoff zu neuen Unruhen gelegt. Es ist wahr, die Mehrheit der Bewohner Frankreichs bekennt sich jetzt noch, dem äussern Anschein nach, zum römischen Katholizismus; aber wird das auch in einigen Jahren noch also sein? —

Die Deputirtenkammer hat also durch ihre Erklärung den katholischen Priestern nur bewiesen, daß man sie noch fürchtet, während die große Woche im Juli hätte im Stande sein können, von ihnen zu erlangen, was weder Vernunft noch Gesetz ihnen abgewinnen konnten, nämlich sich allein auf das zu beschränken, was ihres Amtes ist.

Ueber ein Kleines, und wir werden die französische Geistlichkeit die Jesuiten verläugnen sehen. Aber man weiß sehr wohl, wie man darüber zu ur-

theilen hat, und wie gering die Zahl der Priester und Prälaten ist, welche sich gegen die Usurpation der Jesuiten, und zur Vertheidigung der Königswürde und der konstitutionellen Ordnung erhoben haben.

Beständig sich verläugnend, aber unaufhörlich vorwärts schreitend, wurden die Jesuiten nach und nach Religion, Königswürde, Erziehung und Verwaltung, bevor Frankreich die sichtbare Ueberzeugung gewann, daß es von den Jesuiten beherrscht werde. Als es endlich nicht mehr möglich war, daran zu zweifeln, trennten sich die Royalisten, die vor allem wollten Franzosen bleiben, von einer Sache, die nicht mehr die ihrige war, und da es keine neutrale Partei gab, wendeten sie sich der Charte zu.

Bonald bewunderte in den Jesuiten die glückliche Organisation eines halb politischen halb religiösen Körpers. Man begreift jedoch sehr leicht, daß ein politischer Priester nur zur Hälfte das ist, was er sein soll. Wenn ein Priester einmal dem Ehrgeiz sich überlassen, die Welt zu regieren, kennt er keine Schranken mehr, und das Wort des Erlösers: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt," hat für ihn keinen Sinn.

Von allen Parteien, denen die höchste Gewalt sich überlassen kann, ist die der Priester allein im Stande, sie unwiderruflich zu kompromittiren. Denn in dem Augenblicke, wo sie Alles aufs Spiel setzt, halten die Priester sich verborgen, und wird sie besiegt, so verschwinden sie. Man findet hinfort nur arme Diener des Höchsten, Tröster der Betrübten, denen alle weltlichen Interessen fremd sind.

Aber man täusche sich nicht, sie miniren im Ver-

borgenen. Mit wirklich hölliſcher Kunſt beſchleunigten die Jeſuiten in Frankreich das Erſcheinen des Tages, den die Nation fürchtete, und den ſie ſorgſam zu entfernen ſich bemühete. Die Jeſuiten irrten ſich in der Deutung dieſer Beſorgniß, weshalb ſie den Augenblick der Exploſion beſchleunigten.

Die Ordonnanzen erſchienen, und die Miſſion der Jeſuiten in Frankreich, ſo wie ihres Werkzeugs, Polignacs, war vollbracht. In andern Ländern üben die erſten ihre Thätigkeit noch, und ihr halb politiſcher, halb religiöſer Orden wird nicht eher verſchwinden, als bis die Fürſten, welche bis jetzt noch ihrem Einfluſſe gehorchen, von der Szene abgetreten ſein werden.

Der Hauptgedanke Frankreichs iſt die Preßfreiheit; ſeine vorzüglichſte Handlung iſt die Wahlfreiheit. Dennoch hatte man mehrmals dieſe beiden Güter, und ſelbſt das der individuellen Freiheit, ihm geraubt, ohne daß es ſich erhoben und mit ſeinem Blute ſie vertheidigt hätte.

Die Jeſuiten erhofften dieſelbe ſtumme Unterwerfung auch bei dem Erſcheinen ihrer Ordonnanzen vom 25. Juli. Warum nun trat ein durchaus entgegengeſetzter Fall ein? — Weil zu dem hohen Alter des Königs, zu dem Kampfe zwiſchen der königlichen Charte und der Verwaltung des Kaiſerthums ſich noch die Bekehrungsſucht geſellte, die an und für ſich allein ein großes Unheil, der Born der Tirannei iſt, wenn ſie der Könige ſich bemächtigt.

Sobald die Hand der Prieſterpartei für Jedermann ſichtbar wurde, war das Maß gerüttelt und geſchüttelt voll, und jede fernere Langmuth war unmöglich. Die Prieſter kennen weder Ziel noch Vergebung. Sie

schleudern ihre Bannstrahle nach allen Seiten, unbesorgt wen sie treffen, und welches Unglück sie auch veranlassen mögen. Spanien stellt davon ein drohendes Beispiel auf. Lieber sterben, als von Priestern sich beherrschen lassen.

So wurden die Begebenheiten der großen Woche zu Paris vorbereitet; so zwang man das Volk, sich selbst Ordnung und Gesetzmäßigkeit zu verschaffen.

Einige Tage vor diesen Ereignissen hatte eine Ultrazeitung gesagt: „Man komme erst zu den Flintenschüssen, und man wird sehen, wer obsiegend bleiben wird.“ — Es versteht sich von selbst, diejenigen, welche sich ihnen nicht ausgesetzt. Man wußte das schon seit Erfindung des Pulvers ....

Die Welt ist „zivilisirt“, sobald sie von Narren, Tuckmäusern und Intriganten regiert wird. Man sieht das überall. Alexander, Zäsar, Bonaparte und das Pariservolk vom Juli 1830, bilden eine Sektion à part in der Geschichte. Sie haben die Reputation, Narren, Tuckmäuser und Intriganten einige Augenblicke in dem Besitz ihrer Herrschaft, deren sie sich schnell wieder zu bemächtigen wissen, gestört zu haben.

Dieses Rückfallen in den alten Schlendrian so viel als möglich zu verhindern, das ist jetzt die große Aufgabe der Nation. Um diesen Zweck zu erreichen, muß sie Alles als provisorisch betrachten, was in der That nur provisorisch ist. Auf solche Weise allein wird das „Wahre“ sich endlich fest begründen in diesem Lande.

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.

Seit dem Sturze des politischen Despotismus in Frankreich hat auch die Korruption der Gerechtigkeitspflege sich einigermaßen vermindert, obgleich in dieser Hinsicht an vielen Orten der alte Sauerteig noch gährt, weil man, aus zu großer Aengstlichkeit, in den Zustand der Anarchie zu gerathen, ihn während der letzten Umgestaltung nicht rein auszufegen gewagt hat.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß das Verwaltungssystem der Jesuiten in Frankreich, besonders in den höhern Regionen, tiefe Wurzeln geschlagen. Nicht allein die beweglichen (amovibles) Stellen, wie die der königlichen und General-Prokuratoren, der königlichen und General-Advokaten, und deren Substituten u. s. w., waren größtentheils mit Personen besetzt, welche entweder zur Kongregation gehörten, oder die dem Jesuitismus sich wenigstens geneigt erwiesen, sondern auch in die unbeweglichen (inamovibles) Stellen, d. h. solche, welche auf Lebenszeit besetzt werden, hatte der politische und religiöse Absolutismus nach und nach ihm unbedingt ergebene Kreaturen gedrängt.

Beinahe alle königlichen und alle Kassations-Gerichtshöfe wurden durch diesen Aussatz der Gerechtigkeit verunstaltet. Es war unmöglich, von den auf solche Weise konstituirten Körpern noch irgend einen vernunftgemäßen Ausspruch zu erwarten. Die Urtheile, welche in den politischen Prozessen mehrerer Tagesblätter, besonders des Globe, National, Courrier Français und Journal de Commerce, so wie über

das Mémoire au conseil du roi von Madrolle, den Drapeau Blanc, oder in den Angelegenheiten der Association bretonne, gefällt wurden, beweisen das mehr als zur Genüge.

Es war eine Schande für Frankreich, solchen Mißbrauch in der erhabensten Region aller menschlichen Verfügungen, in denen der Wahrheit und des „Rechts", festgestellt zu sehen. Es war ein Fluch, ausgesprochen über 32 Millionen Menschen, an dieser Aqua tophana der schreiendsten Ungerechtigkeit zu laboriren. Es war eine beklagenswerthe Schwachheit, unter so günstigen Umständen, wie die, welche die letzte Neugestaltung darbot, dieses nagenden Krebses sich nicht auf einmal zu entledigen.

In einer entscheidenden Krisis gilt es rasche Bestimmung. Zögerung kann da nur nachtheilig sein, und Dupin der Aeltere hat in diesem Betracht, als Leiter der Deputirtenkammer, eine sehr beschränkte Einsicht beurkundet, indem er sie verhinderte, das Uebel aus dem Grunde zu heilen.

Die Geschwornengerichte allein waren von dieser Ansteckung frei geblieben. Die Prozesse des Abbé Frilay und des Briten Wright beweisen das. Es ist beinahe keinem Zweifel unterworfen, daß vor einem königlichen Gerichtshofe, dessen Mitglieder größtentheils kurzröckige Jesuiten waren, der Erstere freigesprochen, und der Andere Zeitlebens zur Galeerenstrafe verurtheilt worden wäre. Aber vor Geschwornen war es umgekehrt. Stellen wir diese beiden Rechtshändel näher in Rede.

Ludwig Dyonis Frilay, von Rouen gebürtig, ist ein Sohn unbemittelter Aeltern, die ihn demun-

geachtet studiren liessen. Zu Ende des Jahrs 1817 erhielt er, in einem Alter von 24 Jahren, die Priesterweihe, wonach er, als zweiter Vikar, nach Gournay geschickt wurde. Er wohnte zuerst bei dem Pfarrer, vom Oktober 1818 aber bei einer Frau Desjonquières, die ihre achtundzwanzigjährige Nichte bei sich hatte. Frilay verführte diese. Einige Zeit nachher fand man sie im Flusse hinter dem Garten ertränkt. Man überzeugte sich, daß sie seit ungefähr drei Monaten schwanger sei, und aller Verdacht fiel auf den Abbé, der, statt aller fernern Untersuchung, nach Pavilly versetzt wurde.

Auch dort verführte und schwängerte er ein junges Mädchen, weshalb er abermals genöthigt wurde, seinen Aufenthalt zu verändern. Aber statt ihn abzusetzen, beförderte man ihn vielmehr, und gab ihm die Stelle eines Pfarrers zu Mesnil-Durécu, wo er, nebst dem, daß er seine frühern Verhältnisse mit dem Mädchen von Pavilly fortsetzte, und es zum zweiten Male zur Mutter machte, Veranlassung zu so allgemeinem Skandal gab, daß man ihn abermals translozíren mußte.

Aber auch zu Dieppe, wohin er versetzt worden, war sein Betragen in jeder Hinsicht unwürdig. Er war eben so schmutzig in seinen Reden, als in seinen Handlungen, und bemühte sich, das von ihm verführte Frauenzimmer von Pavilly an einen Gewürzhändler zu verkuppeln, der sich jedoch nicht damit befassen mochte.

Endlich den 1. März 1823 wurde Frilay zum Pfarrer der beiden Gemeinden von Saint-Aubin-sur-Scie

und Sanqueville ernannt. Er war 29 Jahre alt. — Zu Sanqueville wohnte der Steuereinnehmer Sannier, ein allgemein geachteter Mann von sehr sanftem Karakter, und 37 Jahre alt. Seine Frau, mit welcher er seit einigen Jahren sich vermählt hatte, war zehn Jahre jünger. Ihre Ehe war sehr glücklich, doch kinderlos.

Der Abbé Frilay war dem Steuereinnehmer empfohlen, weshalb er sehr zuvorkommend und freundschaftlich von diesem aufgenommen wurde. In Kurzem hatte der Pfarrer sich der Gunst der Gattin seines Freundes versichert, und verleitete sie bald zur Verletzung aller ihrer Pflichten. Noch waren nicht sechs Monate verstrichen, und schon murrte das Publikum über den Skandal eines solchen verbrecherischen Verhältnisses. Sannier wurde von seinem Bruder davon unterrichtet, wollte jedoch dem Gerüchte so lange keinen Glauben beimessen, bis er selbst beinahe augenscheinlich von der Wahrheit desselben überzeugt wurde. Die Frechheit des Abbé Frilay in seinem Betragen war so groß, daß endlich die Kinder auf der Straße darüber spotteten.

Bald, wenn die Frau Sannier ihren Mann unter irgend einem Vorwande aus dem Hause entfernt hatte, schlich sich der Pfarrer in dasselbe, bald hatten Beide ihre Zusammenkünfte in dem Hause des Küsters Bernier, welcher also die Rolle eines Kupplers spielte. Welch erbauliches Betragen für Menschen, die zur Kirche gehörten! Man kann sich denken, wie es in der Gemeinde gewürdigt wurde, und welchen Eindruck es auf die Gemüther machen mußte. Die Gleichgül-

tigkeit in religiöser Hinsicht, so wie die moralische Verschlimmerung vermehrte sich von Tag zu Tag....

Sannier bemühte sich endlich, des unwürdigen Pfarrers sich zu entledigen, und ihn mit guter Manier aus seinem Hause zu entfernen; doch umsonst, Frilay setzte seine Besuche nach wie vor fort, selbst als der Einnehmer sie ihm ernstlich untersagt hatte.

Den 11. Januar 1829 kehrte Sannier, der anscheinend sich auf längere Zeit entfernt hatte, unvermuthet in seine Wohnung zurück. Er hatte im Innern sprechen gehört; als er aber ins Zimmer trat, fand er seine Frau allein. Auf die Frage, mit wem sie sich unterhalten, läugnete sie, daß Jemand bei ihr gewesen. Sannier begnügte sich damit nicht. Er stellte Haussuchung an, und fand endlich auf dem Speicher den Abbé im Heu versteckt.

Sannier war Herr genug über sich, um sich zu mäßigen. Er verlangte nur von dem Pfarrer, daß er schriftlich seine Unwürdigkeit bekenne, und zugleich versprechе, so bald als möglich das Dorf und die Gegend zu verlassen. Aber dieses Versprechens ungeachtet machte Frilay keine Anstalt, sich zu entfernen, und setzte seinen Briefwechsel und seine Zusammenkünfte mit der Frau des Einnehmers fort.

Am 23. November hatte dieser Letztere sich nach dem benachbarten Dorfe Manéhouville begeben. Er war zu Pferde. Unterwegs begegnete er dem Abbé Frilay, und machte ihm Vorwürfe über seine Wortbrüchigkeit. „Du verdienst," fügte er hinzu, „daß man dir ein paar Peitschenhiebe gebe."

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als der Pfarrer eine Klinge aus seinem Stock springen ließ,

und ſie ihm entgegen hielt. Sannier kam ihm dennoch näher, indem er ſeine Reitpeitſche über ihn ſchwang. Der Abbé bedrohte ihn nun mit einem Piſtol, und entfernte ſich.

Den 10. Dezember gebar die Frau des Steuereinnehmers, die bis dahin unfruchtbar geblieben, ein todtes Kind. Sogleich verbreitete Frilay das Gerücht, daß Sannier den Tod dieſes Kindes veranlaßt habe. Er ſchrieb ſogar einen Brief an den Bruder der Frau Sannier, in welchem er den Gatten derſelben mit den gemeinſten Beſchimpfungen überhäufte. Bald nachher, den 22. Januar 1830, ſchrieb er auch an den General-Prokurator zu Rouen, daß er ſich von Sannier bedroht ſehe, und daß er deshalb beſtändig bewaffnet ausgehen werde. Er glaubte auf ſolche Weiſe ſeinen ſpätern meuchelmörderiſchen Anfall gewiſſermaßen zu rechtfertigen.

Von nun an neckte er den Einnehmer auf mannigfache Weiſe. Er ging mehrmals an dem Hauſe desſelben vorüber, und ſchlug ihm ein Schnippchen, oder machte eine ſehr unanſtändige Bewegung. Das Gemeine dieſes Betragens iſt um ſo auffallender, wenn man bedenkt, wie groß bereits die Gewalt war, welche die katholiſche Geiſtlichkeit ſich angemaßt, und wie der Einnehmer, durch eine Denunziation von Seite des Pfarrers, mit dem Verluſte ſeines Amtes bedroht war.

Unter dieſen Umſtänden hatte die Frau Sannier abermals eine Zuſammenkunft mit dem Pfarrer in des Küſters Wohnung. Sie erklärte, daß dies die letzte ſei; daß ſie ihrem Manne ſchon genug Unheil zugefügt, und daß ſie ſein Unglück nicht noch vermeh-

ren wolle. Frilay bemühte ſich, ſie von ihrem Vorhaben abzubringen. Als er jedoch ſah, daß ſeine Bitten fruchtlos blieben, gerieth er in Zorn, ergriff ſie heftig am Arm, und ſchrie: „Unglückliche, ich will dir zeigen, welches die Rache eines erzürnten Prieſters iſt!“

Kurz darauf, Donnerſtag den 4. Februar, gegen 2 Uhr Nachmittags, ritt Saunier in ſeinen Amtsgeſchäften nach einem benachbarten Dorfe, wie er gewöhnlich jede Woche, immer auf dieſelbe Weiſe, und auf dem gleichen Wege, zu thun pflegte. Er hatte einen dünnen Stock in der Hand. In einiger Entfernung vom Dorfe erreichte er den Pfarrer, der mitten auf dem Wege fortſchritt. „Haſt du noch das Piſtol,“ rief er ihm zu, „mit welchem du mich letzthin haſt erſchieſſen wollen?“

Auf der Stelle nahm Frilay ein Piſtol aus ſeiner Taſche. Saunier erhob den Stock, um es ihm aus der Hand zu ſchlagen. Der Andere parirte mit ſeinem Stockdegen, und ſchoß nach dem Einnehmer, ohne ihn jedoch zu treffen. Sogleich ergriff er ein zweites Piſtol, das er ebenfalls abfeuerte. Saunier hatte eine raſche Wendung gemacht, und die Kugel war dem Pferde in den Schenkel gefahren. Der Einnehmer verſetzte darauf dem Pfarrer einige Schläge mit dem Stock, welcher zerbrach, während Frilay einen 12 bis 15 Zoll langen Dolch zog, und dem Einnehmer damit eine ſo große Zahl Stiche verſetzte, daß auf dieſem Punkte alle ſeine Kleidungsſtücke wie zerfetzt waren.

Der kalten Jahreszeit wegen hatte ſich Saunier ſehr warm gekleidet. Er trug einen dicken Tuchman-

tel, mit einem weit herabhängenden Kragen, einen Ueberrock, eine Tuchweste, eine Nachtjacke und weit heraufreichende Beinkleider. Das Alles war durchbohrt. Der Pfarrer ruhete nicht eher, bis er seinem Gegner einen Stich in die Seite beigebracht, welcher diesem 4 bis 5 Zoll tief in den Körper drang. Sodann entfernte er sich.

Sannier behielt noch Kraft genug, in seine Wohnung zurückzukehren. Er hütete mehrere Monate lang das Bett, und war selbst am 14. Mai noch nicht vollkommen hergestellt, wo er als Zeuge vor Gericht erscheinen mußte.

Man bemerkte in dem ersten Augenblick an dem Kragen seines Mantels, daß er von einer Faust zusammengedrückt worden, woraus sich ergab, daß Frilay ihn auf diese Weise festgehalten, als er ihn mit dem Dolch zu durchbohren sich bemühete. Man überzeugte sich auch, daß er seine Stöße gegen das Herz gerichtet, in dessen Nähe die Kleider von drei Stichen, von denen einer kaum eine halbe Linie von dem andern entfernt war, durchbohrt worden.

Während Sannier sich auf seinem Schmerzenlager befand, und mehr als einmal sich dem Tode nahe glaubte, hatte er noch mit der Sorge zu kämpfen, daß er genöthigt sein dürfte, einen Geistlichen vor Gericht zu zitiren, und dadurch seines Amtes verlustig zu werden. Er suchte deshalb so viel als möglich den traurigen Vorgang zu unterdrücken, sowohl um seinen Platz zu bewahren, als auch um seine unglückliche Frau zu schonen, die ihr bisheriges Betragen aufrichtig bereuete.

Indessen sann der Abbé Frilay (der nach wie vor

die Messe las und die Sakramente administrirte mit seinen Banditenhänden) auf nichts anderes, als den Einnehmer auf alle nur mögliche Weise zu verleumden und ins Unglück zu stürzen. Er schrieb deshalb an den Maire, an Sanniers Schwager, an den General-Prokurator, und an mehrere andere Personen, „daß er von dem Einnehmer auf der Landstraße meuchelmörderisch überfallen worden, und daß er, bei seiner Vertheidigung, diesen verwundet habe.“ So gab er selbst Veranlassung zu einer gerichtlichen Untersuchung.

Diese war denn, wie man sich leicht denken kann, ganz zu seinem Nachtheil. Alle in der Anklagsakte angedeuteten Verbrechen fielen ihm in der That zur Last, und er war endlich selbst genöthigt, sie größtentheils einzugestehen.

Was am meisten das Gericht und die Geschwornen gegen das Betragen dieses unwürdigen Priesters empörte, war seine ächt-jesuitische Heuchelei, und die Hartnäckigkeit, mit welcher er alle Schuld von sich abzuwälzen, und sie seinen Opfern zuzuwenden sich bemühte. Er bezüchtigte nicht allein den Einnehmer Sannier eines grausamen Verfahrens gegen ihn, sondern auch gegen seine Frau, und gegen das Kind, welches diese geboren, obgleich der Beschuldigte seines sanftmüthigen Karakters wegen allgemein bekannt und beliebt war; er behauptete auch, daß er von Sanniers Frau verführt worden, daß diese ihn beständig verfolgt und eingeladen habe, in Abwesenheit ihres Mannes zu ihr zu kommen, bis er endlich sich in ihren Willen gefügt, und zwar einzig in der Absicht, sie über die Mißhandlungen ihres Gatten zu trösten.

Dem Allem widersprach die unglückliche Frau auf das Bestimmteste. Sie sagte mit Thränen, daß ihr Mann sie nie übel behandelt, selbst als er ihre Schuld gekannt, und daß er sich immer mit ernstlichen Vorstellungen begnügt habe, während der Abbé alle Künste und Vorstellungen der raffinirtesten Verführung aufgeboten, um sie ins Verderben zu stürzen; was ihm leider zu wohl gelang. —

Die Geschwornen beriethen sich vier Stunden lang über die ihnen vorgelegten Fragen, und erklärten den Angeklagten eines Mordversuches schuldig. Er wurde deshalb zur lebenslänglichen Zwangsarbeit, zur öffentlichen Ausstellung und Brandmarkung verurtheilt.

Der zweite Prozeß, den wir, im Gegensatz mit dem vorstehenden, in Rede stellen wollen, betrifft einen sogenannten sakrilegen Diebstahl (Kirchenraub), der an und für sich zwar sehr strafwürdig ist, der in Frankreich jedoch, falls man in seinem Betrachte nicht die empörende Strenge des Sakrilegien-Gesetzes anwendbar machen will, ungestraft bleiben muß, wie sich das aus nachstehendem Rechtshandel ergibt.

John Wright war Schreiber bei einem Advokaten zu London. Sein jährlicher Gehalt überstieg nicht 50 Pfund Sterling (600 rhein. Gulden). Er glaubte mehr in Frankreich zu gewinnen, weshalb er sich im März d. J. nach Paris begab. Kaum dort angekommen, wurde er von einigen seiner Landsleute in öffentliche Vergnügungsörter und Spielhäuser gezogen, und die 20 Pfund Sterling, welche er mitgebracht, waren bald ausgegeben.

Ohne alle fernere Hilfsmittel mußte er den Gasthof verlassen, in welchem er bis dahin gewohnt hatte, und es blieb ihm kein anderes Mittel, als in der Straße zu schlafen. Er hatte den ganzen Tag nicht das Mindeste gegessen, als er sich am 7. April, um 5 Uhr Abends, bei der St. Eustachkirche befand. Er besuchte die verschiedenen Kapellen dieser Kirche, bemerkte in jener der heiligen Agnes ein silbernes Kruzifix, und bemächtigte sich desselben. Er zerbrach es, um es desto besser verbergen zu können, und wollte sich aus der Kirche entfernen, als er von zwei Personen angehalten wurde, die seine That beobachtet hatten.

Bei der Polizeikommission gestand er sein Verbrechen ohne Rückhalt, und suchte es durch seinen Hunger zu entschuldigen. Er habe es vorgezogen, sagte er, eine Kirche zu berauben, weil dadurch Niemand einen so wesentlichen Schaden leide, als irgend eine Privatperson. Er hielt also sein Begehen für weniger strafwürdig, als einen gewöhnlichen Diebstahl. Aber die französischen Gesetze betrachten diesen Fall umgekehrt.

Wright erschien den 14. Juli vor Gericht, und wiederholte sein Geständniß. Es blieb den Geschwornen keine andere Wahl, als entweder den Angeklagten auf die Galeeren zu schicken, und ihn zur lebenslänglichen Infamie zu verdammen, oder ihn freizusprechen. Das Sakrilegiengesetz ließ ihnen keine andere Wahl. Sie glaubten demnach mehr der Stimme ihres Gewissens zu gehorchen, wenn sie der letztern Entscheidung sich zuneigten, als der erstern. Nach einer

kurzen Berathung wurde Wright einstimmig als nicht schuldig erklärt, und deshalb in Freiheit gesetzt.

Es war in der letzten Zeit zum vierten Male, daß ähnliche Angelegenheiten vor dem Geschwornengericht zu Paris verhandelt worden. Die Angeklagten hatten jedesmal ihr Verbrechen eingestanden, und demungeachtet erklärten die Geschwornen sie für nicht schuldig. Sie glaubten auf solche Weise am besten gegen ein Gesetz zu protestiren, das weder in Uebereinstimmung mit den Sitten, noch mit der Moralität unsers Jahrhunderts ist.

In der letzten Zeit der Verwaltung des Jesuiten-Ministeriums in Frankreich war der Unsinn so anmaßlich, so vorherrschend geworden, daß man ihn beinahe als zur Tagesordnung gehörig betrachten konnte. Mirakel en gros und en détail, Beschwörungen, Teufel-Ein- und Austreibungen, Geistererscheinungen u. s. w. sollten zur Erreichung von Zwecken behilflich sein, durch welche man den geistlichen Absolutismus festzustellen, und einer unumschränkten Macht über die Gemüther sich zu versichern suchte.

Wie lächerlich nun auch die Mittel scheinen mögen, deren man in dieser Hinsicht sich bediente, sind sie doch nichts desto weniger sehr beachtenswerth, indem sie den Kulturzustand der Sekte andeuten, welche Frankreich zur Barbarei zurückzuführen sich bemühte.

Der Richter Lobeyrac zu Ceyssac, im Departement des Puy-du-Dôme, war Besitzer ehemaliger Kirchengüter. Mehrmals aufgefordert, sie unentgeldlich zurückzuerstatten, hatte er sich immer beharrlich geweigert, diesem Verlangen zu entsprechen. Mit Gewalt

ihn dazu zu zwingen, schien nicht rathsam, indem man die Charte noch nicht zerrissen und die Gesetze noch nicht abgeschafft hatte. Der Jesuitismus nahm also zu einem andern Mittel seine Zuflucht, zum Aberglauben, der ihm mehrmals sehr wesentliche Vortheile zugewendet.

Eine Halbnonne, Namens Cäcilia Surrel, die als religiöse Lehrerin zu Ceyssac wohnte, und zwar in einem dem Richter Lobeyrac gehörigen Hause, äusserte auf einmal, daß sie nächtliche Erscheinungen gehabt, daß sich ihr ein „Geist“ gezeigt, den sie als den von Lobeyracs Vater erkannt, obgleich es erwiesen war, daß sie den Verstorbenen nie lebendig gesehen hatte. Besagter Geist des alten Lobeyrac habe sie eingeladen, seinen Sohn zu benachrichtigen, daß, wenn er das Kirchengut, welches er besitze, nicht ungesäumt zurückgebe, er ewig verdammt sein werde.

Man kann sich leicht denken, wie diese Benachrichtigung von Seite des Eigenthümers aufgenommen wurde. Er behandelte die Seherin als eine Verrückte, oder als noch etwas Schlimmeres, und fertigte sie ab mit dem Bescheid, sich um ihre Angelegenheiten zu bekümmern, und nicht in die seinigen sich zu mischen.

Die Schwester Surrel befolgte diesen Rath nicht. Sie lud vielmehr einige Mädchen ein, die Nacht in ihrer Wohnung zuzubringen, und diese sagten aus, den Geist, wo nicht gesehen, doch gehört zu haben. Er habe einen so entsetzlichen Lärm angestellt, sagten sie, daß ihnen das Haar zu Berge gestiegen. Die Schwester habe den Geist angeredet, und zu ihm gesagt: „Bist du noch da? Wirst du mich noch lange

plagen? Wenn das, was du zu mir gesagt hast, wahr ist, so thue drei Schläge."

In demselben Augenblicke erschallten die drei Schläge, wobei die Schwester in Ohnmacht fiel. Man hatte viele Mühe, sie wieder zur Besinnung zu bringen. Am andern Morgen begab sie sich, mit dem Pfarrer und einigen Bewohnern des Ortes, zu dem Richter Lobeyrac, um ihm zu verkünden, daß der Geist seines Vaters ihr abermals erschienen sei, und ihr den Auftrag gegeben, jenem anzukündigen, daß, wenn er nicht das Kirchengut zurückerstatte, er und seine Kinder ewig verdammt sein würden. Sie erhielt dieselbe Antwort wie früherhin, und gewann dadurch die Ueberzeugung, daß auf diese Weise nichts zu erlangen sei, weßhalb sie und ihre Mithelfer sich in fanatische Schmähungen über den Richter Lobeyrac ergossen.

Dieser verklagte die Schwester, öffentlicher Verläumdungen wegen. Sie wurde eingeladen, vor dem Zuchtpolizeigericht zu Riom zu erscheinen, blieb aber aus, und wurde zu einmonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt. Diese Strafe wurde später auf fünf Tage vermindert.

Die Finsterniß zu vermehren, und die Aufklärung des Volkes gewissermaßen unmöglich zu machen, das war unter der letzten Regierung die eigentliche Hauptaufgabe der katholischen Geistlichkeit in Frankreich. Nachstehender Fall gibt dazu den Beleg.

Der Lehrer Frappart hatte 25 Jahre lang einer Erziehungsanstalt zu Châlons-sur-Marne vorgestanden, und ließ sich endlich zu Nanterre, zwei Stun-

den von Paris, nieder. An eine nützliche Thätigkeit gewöhnt, wurde ihm seine Muße nach und nach zur Last. Um sie auf eine seinen Neigungen entsprechende Weise auszufüllen, beschloß er, arme Kinder unentgeldlich zu unterrichten. Er schrieb deßhalb an den Maire seiner Gemeinde, der ihm, statt aller Antwort, seinen Brief mit beissenden Randglossen von des Pfarrers Hand versehen zurückschickte. Uebrigens wurde sein Gesuch ihm weder bewilligt, noch abgelehnt, und Frappart hielt sich deshalb berechtigt, einige ganz arme Kinder im Lesen, der Rechtschreibung, Rechnen und in der Erdkunde, so wie in der christlichen Moral zu unterrichten.

Der Pfarrer von Nanterre hatte das kaum erfahren, als er von der Kanzel herab über den unberufenen Lehrer herzog, ihn als einen gottlosen, revolutionären Menschen, als einen Abgeordneten des Comité Directeur darstellte, welcher beauftragt sei, Halbgelehrte, Philosophenlehrlinge, oder mit andern Worten, Revolutionäre und Atheisten wie er und Seinesgleichen zu bilden.

Aus diesen Deklamationen läßt sich leicht entnehmen, daß der Pfarrer von Nanterre kein großer Freund der Volksaufklärung ist. Er hat das bereits auf mehrfache Weise dargethan, unter anderm auch dadurch, daß er die Schule, welche sich seit 40 Jahren in einem Anbau des Pfarrhauses befand, aus demselben in ein Gebäude versetzte, dessen unterer Stockwerk zu einer Taverne benutzt wurde, während er den ehemaligen Schulsaal in ein Billardzimmer, zu seiner und seiner Freunde Zerstreuung, verwandelte.

Wer sollte nun noch glauben, daß dieser Pfarrer, um einen Vorwand zu haben, den Lehrer Frappart zu denunziren, welcher die Verwegenheit hatte, arme Kinder unentgeldlich zu unterrichten, im Interesse des Unterrichts selbst zu sprechen angab? Wie dem auch sei, der Angeklagte wurde am 6. Mai d. J. von der sechsten Kammer des Zuchtpolizeigericht zu Paris, unter dem Vorsitz des Präsidenten Delamarnière, der energischen Vertheidigungsrede seines Advokaten ungeachtet, zu einer Buße von hundert Franken, und zu Bezahlung sämmtlicher Prozeßkosten verurtheilt, aus dem alleinigen Grunde, weil er arme Kinder, ohne höhere Bewilligung, lesen, schreiben und rechnen gelehrt.

So war es vor der letzten Verwaltungsreform in Frankreich mit der Unterrichtsfreiheit, mit der Aufklärung und mit der Gerechtigkeitspflege beschaffen!

Wir würden nicht enden, wollten wir alle die unchristlichen Handlungen andeuten, welche vor den drei Heldentagen im Juli vor Gericht verhandelt wurden, und die alle gewaltsame Anmaßungen, Mißhandlungen gegen Wehrlose, und andere entehrende Maßregeln von Seiten der katholischen Geistlichkeit betrafen. Und wie viele andere, vielleicht noch viel betrübendere Gegenstände kamen aus Besorgniß, Skandal zu veranlassen, oder selbst aus Furcht vor priesterlicher Rache, nicht zur öffentlichen Kenntniß!

Barbou, Pfarrer zu Epuisay, im Loir-et-Cher-Departement, ist ein gewaltiger Jäger, nicht allein vor dem Herrn, sondern auch vor seinen Nachbarn, deren Enten er schießt, um die „Envies“ seiner Haushälterin nach Geflügel zu befriedigen. Der Nachbar

Cathaudeau aber war damit nicht zufrieden. Er forderte seine Enten zuerst lebendig, sodann todt. Statt aller Antwort warf ihn der Pfarrer zur Thür hinaus.

Cathaudeau glaubte, daß seine Frau glücklicher sein werde, und deputirte sie an den Geistlichen. Zu noch größerer Sicherheit ging diese, ihr Kind auf dem Arm. Doch das half wenig oder nichts. Herr Barbou gab ihr schnöden Bescheid. Wahrscheinlich antwortete sie etwas beißend. Man weiß nur so viel, daß der Pfarrer seine Jagdflinte ergriff, die Frau damit angriff, sie zu Boden stieß, und ihr Kind mit dem Schlosse am linken Auge verletzte.

Daraus entstand ein Prozeß vor dem Zuchtpolizeigericht zu Vendome, welches das Unrecht auf beiden Seiten gleich vertheilt erachtete, jedoch den Pfarrer zur Bezahlung der von ihm geschossenen Enten verurtheilte.

Beschliessen wir unsere Mittheilungen mit einer Vergiftungsgeschichte, die viele Aehnlichkeit mit der von Bouquet zu Paris hat.

Vor dem Kriminalgerichte zu Riom, im Departement des Puy-de-Dôme, erschien der neunundzwanzigjährige Landmann Paul Boutet, unter der Anklage, seine drei Frauen der Reihe nach vergiftet zu haben. Bei den zwei letzten war das erwiesen, indem man sie ausgegraben, geöffnet, und in ihren Magen Arsenik gefunden. Den Körper der ersten Frau hatte man auf dem Kirchhofe nicht wieder finden können.

Boutet hatte sich zum ersten Male mit Christine Sauret verheirathet. Nach ungefähr drei Jahren vermochte er seine Frau, ihm ihr ganzes Vermögen zu

verschreiben, was sie auch that. Bald darauf wurde sie, nachdem sie eine Tasse Milch getrunken, welche ihr Mann ihr gereicht, von heftigen Schmerzen in den Eingeweiden befallen. Sie verschied, bevor man ihr irgend eine Hilfe hatte angedeihen lassen können. Die beiden Kinder aus dieser Ehe starben auf dieselbe Weise.

Sechs Wochen nach dem Tode seiner Frau verheirathete sich Boutet zum zweiten Male mit Franziska Dequayre, die ihrer starken und robusten Konstitution ungeachtet nach vier Monaten starb. Sie war nur zwei Tage krank, nachdem sie eine Kohlsuppe genossen, beklagte sich über brennende Schmerzen in den Eingeweiden, und verschied auf dieselbe Weise, wie die erste Frau. Sie hatte ein Testament gemacht, durch welches sie ihrem Manne Alles, was sie besaß, d. h. eine Summe von 420 Franken gab.

Nach einigen Monaten war Boutet abermals verheirathet, und zwar mit Franziska Mazuel, von Saint-Gervais. Er wollte mit ihr durch einen Vertrag übereinkommen, daß der Ueberlebende den Andern beerben solle. Aber die Verwandten der Frau lehnten diesen Antrag ab, was ihn sehr zu verdrießen schien. Später hatte sie jedoch die Schwachheit, seinen wiederholten Begehren zu entsprechen, und bald darauf starb sie auf dieselbe Weise, wie die beiden andern Frauen Boutets.

Alle diese Umstände erweckten gegen ihn den Verdacht, daß er seine Gattinnen vergiftet, was um so wahrscheinlicher wurde, da er ihnen immer selbst die Speisen und Getränke bereitet, nach denen sie von heftigen Schmerzen befallen worden, welche unver-

weilt den Tod zur Folge hatten, während er sich hartnäckig geweigert, einen Arzt zu Rath zu ziehen.

Boutet wurde verhaftet, die Untersuchung begann, die Körper der beiden letzten Frauen wurden geöffnet, und man fand in ihren Magen eine beträchtliche Menge Arsenik. Man erfuhr auch, daß er dies Gift theils im Schlosse Villatelle entwendet, wo es zur Vertilgung der Ratten ausgestellt war, theils zu Riom, angeblich zu demselben Gebrauche, gekauft hatte.

. Er verrieth sich ausserdem gewissermaßen selbst. Das Verbrechen schien sein Herz schon so sehr verhärtet zu haben, daß er selbst über seine Opfer scherzte. Zu einem Mann, der sich über den Karakter seiner Frau beklagte, sagte er: „Du bist ein Dummkopf. Weißt du denn nicht, wie, wenn eine Frau uns nicht mehr ansteht, man sich ihrer entledigt? Man gibt ihr um 11 Uhr ein Süppchen, damit sie zu Mittag fertig sei.“

Zu dem Oheim seiner letzten Frau sagte er: „Eure Nichte war nicht viel werth, ich hätte nicht lange mit ihr auskommen können.“ Einen seiner Bekannten, der ihm sein Beileid über den Verlust der letzten Gattin bezeugte, fertigte er mit dem Bescheide ab: „Ich kann ihr nicht nachlaufen!“ Er fügte hinzu, daß er sich bald wieder zu verheirathen gedenke, um während dem Karnaval nicht allein zu sein.

Die Aussagen aller Zeugen waren einstimmig gegen den Angeklagten. Ueberdem ließ das in dem Magen der beiden letzten Frauen Boutets gefundene Arsenik keinen Zweifel über die Vergiftung, und er wurde einstimmig zum Tode verurtheilt.

Tagebuch eines Garde-du-Corps Karls X, über dessen Reise von Saint-Cloud nach Cherbourg.

Alles was Bezug hat auf die neueste Umgestaltung in Frankreich, ist von hohem Interesse. Die mannigfachen Andeutungen über die Verschürzung und die endliche Lösung der Begebenheiten, welche nach und nach dem Publikum mitgetheilt werden, verbreiten ein immer helleres Licht über die Katastrophe des Sturzes einer der ältesten Dynastien Europa's. Möge sie ein beachtungswerthes Beispiel sein.

Wir haben unsern Lesern bereits einen Artikel, über die Reise Karls X und seiner Familie, vorgelegt. Seitdem ist das Tagebuch eines Garde-du-Corps, Namens Anne, erschienen, welcher den unglücklichen Monarchen bis an den Ort seiner Einschiffung begleitet hat. Seine Schilderung scheint um so mehr Gewicht zu haben, da er sich gewissermaßen in der Dienerschaft des ehemaligen Königs befand, und ihm persönlich sehr zugethan war.

Diese Vorerinnerung war nothwendig, um sich einige Stellen, die mit unserer frühern Mittheilung im Widerspruch stehen, erklären zu können. Kommen wir jetzt zu den Auszügen.

26. Juli.

Die verderblichen Ordonnanzen, die in drei Tagen den Sturz des Thrones veranlaßt, und eine unglückliche Familie abermals aus ihrer Heimath verbannt haben, diese Ordonnanzen erschienen heute im Moniteur.

Am Hofe waren die Meinungen darüber getheilt. Die Ueberspannten, alle diejenigen, welche mit Gold, Würden und Pensionen begabt waren, die aber beim ersten Flintenschuß ihren Gebieter verliessen, schrien „Sieg“, und sagten, daß Karl X nur von diesem Tage an König sei; daß er jetzt erst den Zepter festhalte; daß die Zeit der Zugestehungen vorüber sei, und daß man dem Volke lehren werde, welches die wirklichen Rechte des Souveräns seien.

Die Vernünftigen seufzten über diese Prahlereien. Sie beklagten den König, dem sie von ganzen Herzen dienten, daß er von unsinnigen Ministern auf solche Weise in den Abgrund gezogen werde; denn sie sahen das Resultat dieses verbrecherischen Unternehmens voraus, obschon sie nicht glaubten, daß es so schnell sich ausbilden werde.

Seit Langem trug Polignac die Sorge auf der Stirn. Jedesmal wenn er in das Kabinet des Königs trat, oder wenn er aus demselben kam, suchte er vergeblich sein Mißvergnügen oder seine Unruhe zu verbergen. Man hätte voraussetzen mögen, daß er bei Karl X einen Widerspruch finde, den er nicht erwartete.

Aber am Sonntag, den 25., nach Beendigung des Raths, waren die Gesichter aller Minister freudestrahlend. Nie hatte Peyronnet selbstzufriedener geschienen. Nie hatte Polignac ein vollkommen befriedigteres Ansehen gehabt, ausgenommen an dem Tage, wo er das Ministerium Martignac gestürzt, und wo er endlich des Portefeuille's sich bemächtigte, nach welchem er so lange geseufzt hatte.

Montag den 26., um 9 Uhr Morgens, reisete der

König zur Jagd nach Rambouillet. Ich begleitete Se. Majestät bis nach Saint-Cyr. Es war hier seine letzte Jagd. Nach der Rückkehr im Schlosse Saint-Cloud bemerkte ich bald, daß die Absolutisten selbst nicht so ruhig waren, als sie es gern scheinen mochten, und zum ersten Male, nach langer Zeit, wurde der Herzog von Bordeaux, auf seinem Spaziergange nach Trianon, von einem Detaschement Gardes-du-Corps begleitet.

27. Juli.

Wir erfuhren, daß Paris in Bewegung sei, daß das Volk sich zusammenrottire, und daß die Truppen unter den Waffen seien. Der Widerstand gewann einen ernsthaftern Karakter, als man anfänglich vermuthete. Ein Offizier trat mit freudesprühenden Augen in den Generalssaal, rieb sich die Hände und rief: „Nun gilts in Paris!“ Er machte das Zeichen des Schiessens. Folglich war man handgemein geworden.

Alle, deren Wünsche durch die Ordonnanzen erfüllt worden, waren mit diesen Maßregeln sehr zufrieden. Sie schienen davon entzückt. Ihnen zufolge würde das Volk wenig oder keinen Widerstand leisten. Sie hielten sich des Sieges noch gewisser, als sie erfuhren, daß die Artillerie der Garde auf dem Platze Ludwigs XV in Reserve aufgestellt sei.

28. Juli.

Man war sehr begierig auf Neuigkeiten aus Paris, besonders ich, indem ich dort meine ganze Familie hatte. Man schlug sich fortwährend, und die entgegengesetztesten Nachrichten zirkulirten zu St. Cloud. Man sagte, daß der Widerstand immer heftiger werde;

daß Lafitte eine Million gegeben, um die Revolution zu begünstigen; daß Gold unter das Volk vertheilt worden, und daß man auf diese Weise die Arbeiter aufgeregt.

Paris wurde in Belagerungszustand erklärt, und der Marschall Marmont erhielt den Oberbefehl der Truppen.

Um drei Uhr erfuhren wir, daß das Volk sich des Stadthauses bemächtigt, daß es auf den Giebel dieses Gebäudes die dreifarbige Fahne gepflanzt, und daß eine provisorische Regierung eingesetzt worden.

Bei dieser Neuigkeit wurde der Eifer der Höflinge ein wenig lauer. Indessen rechneten sie immer noch auf die Truppen, und auf die Ueberlegenheit, welche die Disziplin ihnen geben mußte. Aber als man erfuhr, daß die Generale Gérard und Lamarque sich an der Spitze des Volks befanden, wurde dies Vertrauen plötzlich durch Niedergeschlagenheit ersetzt. Es erhob sich wieder am Abend, als man mit einer Art Enthusiasmus verkündete, daß die Truppen auf allen Punkten Meister geblieben, und daß 32 Mitglieder der provisorischen Regierung verhaftet und nach Vincennes gebracht worden.

Ein anderer Umstand trug ebenfalls dazu bei, die Hoffnungen aller Anhänger der Ordonnanzen zu steigern. Peyronnet erschien um 11 Uhr Morgens in dem Saale des Schlosses in seiner glänzenden Ministerkleidung, und mit der anmaßlichen Miene, die man an ihm kennt.

„Wie können Sie nur in solcher Kleidung unter den gegenwärtigen Umständen erscheinen?“ fragte ihn ein Hofmann, dem bereits der Muth gesunken war.

— Und warum nicht? entgegnete jener. Ei, mein Gott, besorgen Sie doch nichts; diesen Abend wird Alles vorüber sein.

Denselben Tag, gegen Mittag, erschien ein Ehrenmann, der dem König eine durchaus entgegengesetzte Sprache führte. Zeuge von der Massaker zu Paris, entsetzt über diese schreckliche Metzelei, eilt er nach St. Cloud, das er nach tausend Hindernissen erreicht, verlangt den König zu sprechen, wird bei Seiner Majestät durch den Herzog von Luxemburg eingeführt, und entwirft ihm ein wahres und lebhaftes Gemälde von dem Hergang der Begebenheiten in der Hauptstadt.

Der König, den seine Minister bis zum letzten Augenblicke getäuscht, will nicht glauben, daß diese Darstellung getreu sei. „Sie übertreiben das Uebel," sagte er zu dem Berichterstatter. — Ich übertreibe so wenig, entgegnete dieser, daß, wenn binnen hier und drei Stunden Eure Majestät nicht unterhandelt, die Krone nicht mehr auf Ihrem Haupte sein wird."

Dieser Fingerzeig blieb unglücklicherweise fruchtlos. Die Person, welche ihn gab, war der Baron Weyler von Navas, Unter-Intendant des Militärhauses.

29. Juli.

Am Donnerstag Morgen um 8 Uhr langten plötzlich alle Minister an, diesmal in bürgerlicher Kleidung, blaß und verstört, in einer Kutsche ohne Wappen, mit einer Abtheilung Lanzenreiter vorn, und einer andern hinten. Diese Ankunft kontrastirte nicht wenig mit dem Gerüchte, daß das Volk aus dem Stadthause und Luxemburg-Palaste vertrieben worden, wo man sich noch schieße.

Diese Nachricht, im Verein mit jener der Verhaftung der Mitglieder der provisorischen Regierung, erfüllte jedoch einige Gemüther wieder mit Freude. Aber um 2 Uhr, als man erfuhr, daß Paris von den königlichen Truppen geräumt worden, sah man eine große Niedergeschlagenheit, und man traf Anstalten zur Abreise.

Von nun an, bis um Mitternacht, herrschte eine große Unordnung im Schlosse. Die Pferde standen gesattelt im Hofe. Die Militärschule von St.-Cyr langte an mit ihren Kanonen, um den König zu vertheidigen. Die Herzogin von Berry ging diesen jungen Leuten entgegen, die sich in der Orangerie niederliessen. Während dem begab sich der Herzog von Angoulême nach dem Gehölz von Boulogne, um die Truppen, welche aus Paris kamen, die Revue passiren zu lassen.

Die Armee konzentrirte sich im Park, mit einer Kolonne voraus, welche die Brücke von Sèvre und St. Cloud deckte. Zahlreiche Patrouillen durchstreiften die Umgegend. Die der Gardes-du-Corps streiften bis nach Neuilly.

Um 6 oder 7 Uhr Abends vernahmen wir den Kanonendonner der Invaliden. Man behauptete anfänglich, daß diese alten Soldaten sich nicht ergeben wollten, und sich gegen das Volk vertheidigten. Aber bald darauf erfuhren wir, daß die Pariser auf diese Weise ihren Triumph feierten.

30. Juli.

Die Armee begann zu murren. Mehrere Offiziere beschuldigten laut den Herzog von Ragusa (Marschall Marmont) des Verraths. Der Dauphin selbst über-

häufte ihn mit Vorwürfen, nannte ihn einen Verräther und forderte ihm seinen Degen ab. Der Marschall überreichte ihn. Er hatte eine halbe Stunde Arrest, und wurde von einem Brigadier und vier Gardes-du-Corps bewacht. Der König ließ ihn sodann vor sich erscheinen, und seine Erklärung wurde, wie es scheint, genügend erachtet, indem er von nun an den Monarchen begleitete.

Der Baron Weyler war allein mit der Verpflegung der Truppen beauftragt, die in kleinen Abtheilungen ankamen. Sie waren einstimmig über die Energie, welche das Volk gezeigt, und über die wirklich herrische Kaltblütigkeit, mit welcher sie dem Feuer der Soldaten Trotz geboten. Einer derselben, vom sechsten Garde-Regiment, erzählte mir, daß er mit fünfundvierzig Andern ein Haus in der Nähe des Palais-Royal besetzt, aus welchem sie auf das Volk geschossen, und daß er es nur mit acht Kameraden wieder verlassen habe. Die Uebrigen waren auf dem Platze geblieben. Von einer andern Kompagnie war nur noch ein Mann am Leben. Die Soldaten waren nicht allein dem beständigen Feuer der Pariser ausgesetzt, sie hatten auch während zwei Tagen wenig oder keine Nahrung erhalten, indem man keine Lebensmittel unter sie vertheilte.

Der Oberst, welcher uns zuerst unterrichtete, daß man sich zu Paris schlage, schrie jetzt, „daß man in voller Revolution sei, daß er es wohl vorausgesagt, und daß man es sich selbst zuzuschreiben habe, wenn es so weit gekommen sei.“ Solches war jetzt die Sprache derjenigen, welche anfänglich den meisten Enthusiasmus für die Ordonnanzen bezeugt hatten.

Wir erfuhren nun auch, daß der Herzog von Mortemart gestern Abend sich nach Paris begeben, mit dem Titel eines ersten Ministers und mit den nothwendigen Vollmachten versehen. Bald nachher verbreitete sich das Gerücht, daß die Bürger und die Nationalgarde in der Hauptstadt handgemein geworden, und daß Lafitte dem Volke 14 Millionen geboten habe, um die Plünderung zu verhindern.

Am Abend las man den Truppen eine Proklamation des Marschalls, der zufolge Alles geendet sei, indem der König zu Gunsten des Dauphins abgedankt, und dieser Schritt von der Bevölkerung von Paris genehmigt worden.

31. Juli.

Wir lagen seit acht Uhr Abends neben unsern Pferden, den Zügel in der Hand, als wir um zwei Uhr Morgens den Befehl erhielten, ohne Geräusch aufzusitzen, indem der König St. Cloud verlassen wolle. Wir waren längst darauf gefaßt, und in wenigen Minuten waren wir in Schlachtordnung aufgestellt. Um halb vier Uhr erschienen die Hofkutschen. Der König war in der letzten. Am Schlage zur Linken war der Marschall Marmont zu Pferde. Das tiefste Schweigen herrschte auf dem ganzen Wege. Jeder war in seine Betrachtungen vertieft....

Wir kamen durch Ville-d'Avray, wo wir einige Ueberreste der Armee, nämlich die des 50. Linien-Regiments, und die Kompagnie Croï, sahen. Die Einwohner von Ville-d'Avray hatten auf ihren Schildern bereits alle Zeichen und Worte ausgelöscht, welche an die Königswürde erinnerten. Ein Weinhänd-

ler hatte über seinem Laden das letzte Wort der Inschrift: à la Chasse royale, verwischt.

Zu Versailles fanden wir, in der Allee von Trianon, die Zöglinge der Militärschule von Saint-Cyr mit ihren Kanonen, den Obersten des 50. Linien-Regiments, der die Fahne desselben trug, zur Linken, nur von wenigen Soldaten und Unteroffizieren begleitet.

Der König blieb provisorisch zu Trianon, und wir bivouakirten vor dem Schlosse, in der Allee. Die Armee, welche sich beständig zurückzog, stellte sich ebenfalls vor Trianon auf, mit der Artillerie an der Spitze. Versailles hatte sich Tags vorher insurgirt, war jetzt aber wieder zur Ruhe zurückgekehrt.

Gegen Mittag traf der Dauphin ein, und eine Stunde nachher waren wir auf dem Wege nach Rambouillet. In einiger Entfernung fanden wir im Gehölz mehrere Gewehre, welche die Soldaten dort verborgen hatten. Zu St. Cyr sahen wir den Ueberrest der reitenden Gendarmerie von Paris, mit ihrem Oberst Foucault an der Spitze. Sie schrien: „Es lebe der König!“ Das war der letzte Ausruf dieser Art, den ich bis Cherbourg vernommen. Die allgemeine Stimmung war sehr niedergeschlagen. Man sprach wenig, aber man dachte um so mehr.

Nahe vor Rambouillet machten wir Halt. Der König, der von Trianon bis hieher zu Pferde gewesen war, ritt an der Front vorüber, und wurde ehrfurchtsvoll, aber mit tiefem Schweigen empfangen. Die Herzogin von Berry war in männlicher Kleidung, von ihren Kindern umgeben. Sie sah uns vorbei-

defiliren, begrüßte uns, und schien uns zu danken für unsere Treue.

Wir erreichten Rambouillet zwischen 9 und 10 Uhr Abends, und bivouakirten im Park. Die Nacht war ruhig, obgleich man einen Angriff von Seiten der Umwohner befürchtete, die sich bewaffnet hatten, und von denen mehrere ganz in unserer Nähe streiften, wahrscheinlich um sich unserer Pferde zu bemächtigen.

1. August.

Am Morgen langte die Dauphine an. Sie war in einer mit vier Pferden bespannten Kutsche, und hatte nur den Grafen Faucigny-Lucinge in ihrem Gefolge. Wir erfuhren, daß sie zu Tonnerre die erste Nachricht von den Begebenheiten zu Paris erhalten, und daß sie sogleich das traurige Resultat davon errathen. Sie hatte sich nun als Kammerfrau verkleidet, und ihr Begleiter als Bedienter.

Die Ankunft der Prinzessin beseitigte viele Besorgnisse, die man ihretwegen gehabt. Es ist jetzt erwiesen, daß sie nur auf ausdrücklichen Befehl Karls X sich nach Vichy begeben, weil man ihrerseits eine nachdrückliche Opposition gegen die Ordonnanzen befürchtete.

Im Laufe des Tages verbreitete sich im Lager das Gerücht, daß der König und der Dauphin abgedankt, und daß der Herzog von Bordeaux König sei, unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans. Diese Neuigkeit verbreitete eine allgemeine Freude, weil sie alle Meinungen in Uebereinstimmung zu bringen, und den Forderungen aller Parteien zu entsprechen schien. Der Dauphin, als Generalissimus der Armee, benachrichtigte uns in einem Tagsbefehl davon.

Am Abend, nach dem Mittagessen, fuhr der König, nebst den Prinzen und Prinzessinnen seiner Familie, am Lager vorüber. Er wurde schweigend empfangen. Wie hätten wir auch irgend einen Schrei ausstoßen können! Alles weinte; selbst die Prinzen weinten wie wir. — An demselben Tage hatte das 15. leichte Infanterie-Regiment seine Fahnen zurückgegeben, und war zur provisorischen Regierung übergegangen.

2. August.

Es schien, als sollten wir längere Zeit zu Rambouillet bleiben. Wir bauten uns Hütten, und richteten uns ein, so gut als es gehen wollte. Mit Mühe verschafften wir uns auch einige Zeitungen aus der Stadt, unter andern den Constitutionnel und den Temps, durch welche wir erfuhren, daß zu Paris die Ruhe wieder hergestellt sei. Auch erhielten einige von uns Briefe aus der Stadt, welche dies bestätigten.

Einige Pistolenschüsse verursachten am Morgen einen Allarm. Wir erfuhren bald nachher, daß der König die Erlaubniß gegeben, Jagd zu machen auf das Wild im Park. In Kurzem waren alle Fasanen getödtet. Auch Hirschen und Rehe entgingen uns nicht. Man schoß nur mit Kugeln, und es war zu verwundern, daß nicht einige der Jäger, die sich in allen Richtungen durchkreuzten, mehr oder weniger verletzt wurden.

Man wußte, daß der General Girardin sich nach Paris begeben, um im Namen des Königs zu unterhandeln. Seine Rückkunft wurde mit Ungeduld erwartet.

Die Desertion in der Armee war sehr groß. Man

sah die Soldaten rottenweis ausreissen. Diese Defektion wurde größtentheils dem Mangel an Lebensmitteln zugeschrieben. Am Abend erfuhren wir, daß das ganze zweite Grenadier-Regiment zu Pferde, mit dem Oberst an der Spitze, zur provisorischen Regierung übergegangen sei.

3. August.

Um 8 Uhr verließ uns unser Hauptmann, der Herzog von Mouchy, unter dem Vorwande, daß er die Interessen Karls X in der Pairskammer zu vertheidigen habe. Wir erfuhren seitdem, daß er nichts Eiligeres zu thun gehabt, als die dreifarbige Kokarde zu nehmen, und selbst Ludwig Philipp I den Eid der Treue zu schwören. So wurde der unglückliche Monarch am ersten von denen verlassen und verrathen, die er mit seinem Vertrauen beehrt, und die er mit Würden und Auszeichnungen jeder Art überhäuft hatte. Der Herzog von Mouchy bezog ausser seinem Gehalt von 40,000 Franken, als Kapitän der Gardes-du-Corps, noch seine Pension als Pair und sein Gehalt als General-Lieutenant ꝛc.

Indessen erschienen die Beauftragten der Regierung bei Karl X. Wir sahen die dreifarbige Kokarde auf dem Hute des Marschalls Maison, die erste, welche uns zu Gesicht gekommen. Man ließ die Kommissäre ohne Hinderniß passiren, und eine oder zwei Stunden nachher kehrten sie wieder nach Paris zurück.

Gegen Mittag traf ein Küraſſier als Parlamentär ein. Er trug ein dreifarbiges Band auf der Brust. Bald nachher vernahmen wir einige Schüsse, und sahen einen Adjutanten des Generals Lafayette,

den Obersten Paques, vorübertragen. Eine Kugel war ihm durch das rechte Bein gegangen. Er schien sich jedoch nicht im Mindesten darum zu bekümmern, und schrie nur über die Abscheulichkeit, deren Opfer er geworden. Es scheint, daß er die Truppen überreden wollte, sich für die provisorische Regierung zu erklären, und daß der General Vincent befahl, auf ihn zu schiessen, welchem Befehle jedoch nur einige Schweizersoldaten gehorchten. Gleich nachher schickte man Scharfschützen in das Gehölz, um aus demselben die Bauern zu vertreiben, welche man darin vermuthete.

Um 7 Uhr Abends benachrichtigte man uns mit vielem Geräusch, daß Alles vollkommen beendet sei, daß die Deputirtenkammer mit großer Mehrheit, und die Pairskammer einstimmig die Abdankung des Königs abgelehnt habe, und daß folglich Alles wieder zur alten Ordnung zurückkehren werde.

Um halb 10 Uhr kam uns der Befehl zu, uns zurückzuziehen. Wir marschirten in den Park, der durchaus verödet war. Die Armee war auf dem Marsche, und zwar in der größten Unordnung, Infanterie, Kavallerie und Artillerie bunt durcheinander. Wir kamen durch eine Art Hohlweg, wo 700 oder 800 Mann uns hätten aufreiben können. Endlich erreichten wir die große Straße, wo die Ordnung wieder hergestellt wurde.

4. August.

Um 5 Uhr Morgens waren wir zu Maintenon. Erst hier erfuhren wir, daß wir gestern Abend deshalb so plötzlich aufgebrochen, weil der König die Nachricht erhalten, daß 30,000 Pariser zu Cognières in Omni-

bus, Karolinen, Fiakern, Kukus ꝛc. angekommen, um uns mit Tagesanbruch zu überfallen.

Ohne Zweifel iſt es beſſer, daß kein Gefecht ſtattgefunden. Aber wäre der König entſchloſſen geweſen, zu Rambouillet zu bleiben, ſo würden wir, da wir noch bei 12,000 Mann (zur Hälfte Reiterei) ſtark waren, in der Ebene mit Vortheil haben agiren können. Aber ſchon war zuviel Blut gefloſſen, und die Vorſehung wollte nicht, daß ſich Franzoſen gegenſeitig erwürgten.

Wir ſollten nach Chartres marſchiren; das war wenigſtens die uns ertheilte Ordre. Aber nach den Verfügungen der Beauftragten der Regierung wendeten wir uns gegen Dreux.

Während dem fünfſtündigen Halt zu Maintenon wurde die Armee aufgelöſet. Um 10 Uhr brachen wir auf, unſere Kompagnie an der Spitze. Das 18. Jäger-Regiment zu Pferde marſchirte eine halbe Stunde voraus. Die Artillerie folgte uns.

Die dreifarbigen Kokarden zeigten ſich in immer größerer Zahl auf unſerm Wege. Mehrere Reiſende, mit dieſem neuen Zeichen geſchmückt, kamen an uns vorüber, ohne deshalb beſchimpft zu werden. Wir glaubten immer noch, daß der König ſich nach der Vendée begeben, und daß das Lager von St. Omer bald zu uns ſtoßen werde.

Unterweges fuhren die Beauftragten der Regierung an uns vorüber nach Dreux. Ungefähr eine Stunde von der Stadt wurde Halt gemacht, um ſie zu erwarten. Das Gerücht verbreitete ſich, daß man uns nicht aufnehmen wolle. Nach einiger Zögerung erſchienen jedoch die Kommiſſäre, und wir marſchir-

ten nach Dreux. Eine Schwadron bivouakirte vor des Königs Wohnung, die übrigen auf einer Wiese längs dem Flusse. Man befolgte dieselbe Regel während der ganzen Reise. Die Artillerie der königlichen Garde verließ uns auf Befehl der Kommissäre, und wir behielten nur zwei Kanonen.

Zu Dreux erfuhren wir auch, daß man nach Cherbourg gehe, wo der König sich einschiffen werde. Man nährte noch einige Hoffnung in Bezug auf den Herzog von Bordeaux, und beschloß nur kleine Tagreisen zu machen, um die Entwickelung der Begebenheiten abzuwarten.

5. August.

Wir blieben über Nacht zu Verneuil, wo ich meine Studien begonnen, und wo ich meinen alten Lehrer, den Abbé Glasson, besuchte, den ich seit 24 Jahren nicht gesehen.

Ich erfuhr zu Verneuil, daß die Minister so wenig von der Wichtigkeit des Aufstandes zu Paris unterrichtet waren, daß sie den König nicht einmal mit Geld versahen, und daß Se. Majestät genöthigt war, zu Rambouillet Silbergeschirr verkaufen zu lassen, um die nothwendigsten Ausgaben zu bestreiten. Die Beauftragten der Regierung hatten in den Kassen zu Dreux nur 4000 Franken gefunden.

Die Bevölkerung war ruhig, obgleich man sich unter den Fenstern drängte, um den König zu sehen. Einige Personen trugen die dreifarbige Kokarde. Vielleicht wäre es großmüthiger gewesen, Karl X den Anblick dieser Farben zu ersparen, die ihn nur an seine traurige Lage erinnern mußten. Unglückli-

cherweise hat man ihn mit diesem Schauspiel auf seiner fortgesetzten Reise nicht verschont.

6. August.

Laigle war unser Nachtquartier. Der König wohnte im Schlosse. Von hier aus erhielten wir auch einige Quartierbillete, jedoch nur 6 auf 30 Mann; die übrigen bivouakirten. Man besorgte einige Unruhe in dieser Manufakturstadt, deren Bevölkerung größtentheils aus Arbeitern bestand. Indessen wurde die Ordnung nicht einen Augenblick gestört.

7. August.

Wir kamen nach Mellerault, 7 Stunden von Laigle. Der König wohnte in dem Hause eines gewesenen Garde-du-Corps, Namens de la Roque. Se. Majestät hatte ein Zimmer im Erdgeschoß. Der diensthuende Thürsteher, im Staatskleide, wie zu St. Cloud, führte die Personen ein, denen Karl X diese Gunstbezeugung zugestand. Der Dauphin und die Dauphine wohnten im ersten Stock, neben ihnen die Herzogin von Berry, und weiterhin der Herzog von Bordeaux nebst seinem Gouverneur.

Verglich man die Lage, in welcher die königliche Familie sich jetzt befand, mit ihrem Glanze wenige Tage vorher, so konnte man nicht umhin, die Minister zu verwünschen, welche sie so tief gestürzt, und die dem Könige den Zustand Frankreichs unter so falschen Farben geschildert hatten. Wären diese Verräther in unsere Hände gefallen, und hätte Karl X unsern Zorn gebilligt, die Pairskammer würde sie nicht zu richten haben, wir hätten ihr diese Mühe erspart.

Schon zu St. Cloud konnte Polignac sich von unserer Meinung überzeugen, und die Vorwürfe,

welche man ihm am Freitag in dem Augenblick machte, als er sich zu dem Herzog von Bordeaux begab, waren so stark, daß er erblaßte, und die Antwort schuldig blieb.

Was war aus diesen Ministern geworden, die den 26. und 27. Juli sich so stolz und unverschämt gezeigt, die man am 28. so furchtsam, und am 29. am ganzen Leibe zitternd gesehen? Seit wir Trianon verlassen, waren sie verschwunden. Nachdem sie den Thron gestürzt, verliessen sie ihren Souverän, und suchten sich durch die Flucht der Rache des Volks zu entziehen.

Zu Mellerault sah ich die Herzogin von Berry zuerst wieder in weiblicher Kleidung. Seit unserer Abreise von St. Cloud war das Wetter immer sehr schön gewesen, und wir hatten nur vom Staub zu leiden gehabt. Aber in der Nacht vom 7. zum 8. regnete es sehr stark, und wir wurden in unserm Bivouak vollkommen durchnäßt.

Täglich schmiedete man neue Gerüchte, die einen immer unwahrscheinlicher als die andern. Man versicherte, daß man sich zu Paris von Neuem schlage, daß der Herzog von Orleans sich an der Spitze der monarchischen Partei befinde, während der General Lafayette an jener der republikanischen stehe.

Der König erhielt täglich den Moniteur. Es scheint, daß man in dem, welcher in diesem Tage ankam, wichtige Ernennungen vermuthete, denn kaum hatte Karl X ihn überflogen, so legte er ihn bei Seite, wonach sein Gefolge ihn sich aus den Händen riß und gierig durchlas. Es war der vom 6. August, welcher jedoch nichts besonders Wichtiges enthielt.

8. August.

Bei unserer Ankunft zu Argentan lasen wir eine Proklamation des Maire, der die Einwohner aufforderte, sich ruhig zu verhalten, und durch laute Bezeugungen die traurige Lage des Königs nicht noch bedrückender zu machen. Die Bevölkerung entsprach seinem Verlangen.

6. August.

Wir machten einen Ruhetag zu Argentan. Der König hörte die Messe in der Hauptkirche. Man sprach jedoch mehrmals davon, aufzubrechen, indem man sich nicht sicher glaubte. Uebelwollende hatten das Gerücht verbreitet, daß wir uns mit den Bürgern geschlagen, weshalb die Landbewohner mit Sensen und Heugabeln herbeieilten, um den letztern zu Hilfe zu kommen. Als sie sich jedoch überzeugt, daß man sie hintergangen, kehrten sie wieder zu ihren Arbeiten zurück.

Wir erfuhren am Morgen, daß ein Kurier in der Nacht die Neuigkeit gebracht, der Herzog von Orleans sei zum König ausgerufen worden. Die Zeitung, welche am Abend ankam, bestätigte das.

Zu Argentan liessen wir die zwei Kanonen, welche wir von Dreux noch behalten hatten. Zu gleicher Zeit verschwand auch eine Kutsche, die hinter der des Königs fuhr, und die immer fest verschlossen blieb. Sie war beständig von Gensdarmen umgeben, und blieb immer vor der Wohnung Karls X stehen. Man versicherte uns später, daß Frau von Polignac, mit ihren Kindern, sich in derselben befunden. Aber es ist wahrscheinlicher, daß Polignac selbst darin war,

und daß er sich von Argentan nach Granville begab, um sich dort einzuschiffen.

Ueberall schilderte man uns die Bevölkerung der Orte, welche wir berühren sollten, als im höchsten Grade erbittert gegen uns. Aber statt der Feinde fanden wir nur Freunde, die uns zuvorkommend aufnahmen, und unsere Lage so viel als möglich zu erleichtern sich bemüheten, obgleich man den Bürgern gesagt, daß wir überall geplündert, und Alles was wir brauchten, genommen hätten, ohne es zu bezahlen.

10. August.

Dieser Tag, an welchem in einer andern Zeit der Thron Ludwigs XVI gestürzt wurde, und der den 21. Januar (Hinrichtungstag Ludwigs XVI) zur Folge hatte, fand uns schon um 5 Uhr zu Pferde, und auf dem Wege nach Condé-sur-Noireau, wo wir um 4 Uhr Abends ankamen, nachdem wir Falaise übersprungen.

Wir sollten zuerst in dieser letzten Stadt bleiben; da sich aber, der Messe in Guibray wegen, sehr viele Fremde in ihr befanden, so war zu besorgen, daß wir kein Unterkommen finden möchten.

Dieselben Gerüchte, deren ich bereits gedacht, gingen uns beständig voran. Man schien es darauf angelegt zu haben, den König besorgt zu machen für seine Sicherheit, um ihn zu vermögen, seine Reise zu beschleunigen. Aber die zur Einschiffung nothwendigen Vorbereitungen vergönnten nicht, der Ungeduld einiger Personen zu entsprechen. Zudem konnten wir auch, unserer Pferde wegen, keine starken Tagmärsche machen.

11. August.

Auch zu Vire fanden wir eine Proklamation des Maire, in demselben Sinne, wie jene zu Argentan. Um das Zudrängen des Volks zu verhindern, bildeten 300 Bürger, in ihren gewöhnlichen Kleidern, und mit dreifarbigen Bändern in den Knopflöchern, aber unbewaffnet, eine Reihe von dem Thore bis zur Wohnung Karls X.

Man hatte bisher immer gesagt, daß der Gleichmuth des Dauphins sich in nichts geändert habe. Ich erfuhr zu Vire durch einen Pagen des Königs, daß diese Ruhe nur anscheinend sei, und daß der Prinz oft sehr heftig mit sich selbst rede, oder konvulsivische Bewegungen mache, die er jedoch sogleich unterdrücke, wenn er sich beobachtet sehe. Es scheint, daß sein Zorn besonders gegen die Minister gerichtet war, die seinen Vater irregeleitet, und Frankreich abermals der Revolution preisgegeben hatten.

Je weiter wir in die Normandie drangen, um so reizender entwickelte sich die Schönheit dieser reichen Provinz vor uns. Wie schmerzlich mußte es für Karl X sein, diese herrliche Gegend zu verlassen, und vielleicht sein Dasein im Exil zu beschließen.

Jeden Tag verließ der König den Ort, wo wir über Nacht geblieben, in seiner Kutsche. Nach einer halben Stunde wurde Halt gemacht. Se. Majestät stieg zu Pferde, und ritt bis auf eine gleiche Entfernung von der nächsten Station, wo er sich wieder in die Kutsche begab.

Wir marschirten in folgender Ordnung: zuerst zwei Kompagnien Gardes-du-Corps, sodann die Kutschen der Prinzen. In der ersten befand sich der Herzog

von Bordeaux nebst seinem Gouverneur, den beiden Unter-Gouverneurs, und seinem ersten Kammerdiener de la Villatte. In der zweiten war Mademoiselle (Schwester des Herzogs von Bordeaux) mit ihrer Gouvernante und Frau von Charette; die Herzogin von Berry mit ihrem Ehren-Kavalier und der Gräfin von Bouillé; die Dauphine mit Frau von Sainte-Maur. Der Dauphin war zu Pferde, an der Spitze einer Kompagnie Gardes-du-Corps. Darauf folgte der König in seiner Kutsche mit dem Hauptmann der diensthuenden Garden. Der Herzog von Ragusa ritt hinter dem Wagen Sr. Majestät, oder neben der vierten Kompagnie, die den Zug beschloß. Die Kutschen, in welchen sich das Gefolge des Königs befand, wurden von den Gendarmes-des-Chasses gedeckt. Indessen hatten die meisten Großwürdeträger, welche der Monarch mit Gnadenbezeugungen überhäuft, uns schon zu St. Cloud verlassen.

Zu Vire sagte man, daß die Bauern aus der Umgegend die Absicht geäussert, sich des Marschalls Marmont zu bemächtigen, und die Massaker zu Paris an ihm zu rächen. Ueberall sprach man mit konzentrirter Wuth von ihm. Man verabscheute ihn allgemein, aber da er in das sichere Geleit des Königs mit inbegriffen war, mußte man ihn unangetastet lassen, und sich begnügen, ihn mit Verwünschungen zu überhäufen.

Die Beauftragten der Regierung liessen eine Abtheilung Truppen und einige Kanonen von Caen kommen, um unsern Marsch zu decken. Der Marschall seinerseits nahm von den vier Sternen, die er ge-

wöhnlich trug, drei ab, und behielt nur einen derselben auf der Brust.

12. August.

Wir näherten uns Saint-Lo, als uns eine Kutsche entgegen kam, in welcher sich der Fürst von Leo und die Grafen von Bourbon-Busset und d'Estourmel befanden. Sie unterhielten sich einige Zeit mit dem König, und kehrten sodann nach der Stadt zurück.

Auf dem ganzen Wege erblickten wir eine große Menge dreifarbiger Fahnen. In jedem Dorfe, selbst in dem kleinsten, wehete eine solche auf dem Kirchthurm. Manchmal sah man auch einen Freiheitsbaum mit den Nationalfarben geschmückt; doch war dies republikanische Zeichen selten.

Gleich am Eingang von St. Lo wehete die dreifarbige Fahne auf einem Missionskreuze. Auch das sechste leichte Infanterie-Regiment trug die Nationalkokarde, und als wir vor dem Posten am Gefängniß vorüberkamen, trat er vor uns nicht ins Gewehr.

Am Abend hatten wir einen Allarm. Man schien einen Angriff während der Nacht zu befürchten, und die Garden, an welche man Quartierbillete vertheilt, erhielten den Befehl, im Bivouak zu bleiben. Demungeachtet ging die Nacht ganz ruhig vorüber. Das Gerücht rührte daher, daß man erfahren, die Nationalgarde von Cherbourg und Valognes sei mit zwei Kanonen gegen uns im Anmarsch, um die Schweizersoldaten, die man noch in des Königs Nähe vermuthete, zu nöthigen, ihn nicht weiter zu begleiten.

13. August.

Als wir nach Carenton kamen, das man uns so furchtbar geschildert hatte, fanden wir Alles ruhig.

Wir hatten an diesem Tage 14 Stunden zurückgelegt. Einer meiner Kameraden, Namens Durand, fand unter den Nationalgarden von Cherbourg einen Bekannten, den Kaufmann Noel, der ihn und mich zum Abendessen einlud, und uns nach dem Gasthof des Louvre führte, wo wir bald von mehrern andern Nationalgarden umringt wurden, die in der Absicht ausgezogen waren, uns mit Flintenschüssen zu begrüßen, und die nun vertraulich mit uns plauderten und zechten.

14. August.

Wir blieben an diesem Tage zu Carenton, um den Schiffen Zeit zu lassen, die nothwendigen Vorkehrungen zu treffen, um den König und sein Gefolge an Bord zu empfangen.

15. August.

Der Graf von Bouillé, Adjutant Karls X, langte am Morgen an. Er war noch nicht aus dem Wagen gestiegen, als man erfuhr, daß man sich wieder zu Paris schlage, indem die republikanische Partei Ludwig Philipp I nicht als König anerkennen wolle.

Um 11 Uhr überreichten die Kompagnien dem König ihre Standarten. Es ist unmöglich, zu beschreiben, wie schmerzlich diese Szene war. Thränen glänzten in allen Augen. Karl X, mit von Seufzern erstickter Stimme, dankte der Reihe nach jeder Kompagnie für die ihm bewiesene Treue, und fügte hinzu, „daß er diese Fahnen fleckenlos empfange, und daß er hoffe, der Herzog von Bordeaux werde sie uns eben so zurückerstatten.“

Am Abend wurde ein Tagsbefehl bekannt gemacht, durch welchen der König uns abermals seine Dank-

barkeit bezeugte, uns ankündigte, daß unsere Namen aufgezeichnet worden, und daß der Herzog von Bordeaux unser Andenken bewahren werde. Jeder Garde-du-Corps erhielt eine Abschrift dieses Tagesbefehls.

16. August.

Dieser Tag war der schmerzlichste für uns alle. Wir waren dem Ziele unserer Reise nahe; noch einige Stunden, und unsere Aufgabe war vollendet. Je näher wir dieser Auflösung kamen, um so weniger konnte ich von ihrer Wirklichkeit mich überzeugen. Alles was bisher geschehen war, schien mir ein Traum. Es war mir unmöglich, mich zu überzeugen, daß die Monarchie vernichtet sei, und daß die Bourbonen Frankreich auf immer verliessen.

Als der König vor uns vorüberfuhr, belehrte seine Kleidung mich von der Wahrheit. Er hatte bisher sich immer in Uniform gezeigt, mit zwei großen goldenen Epauletten und zwei Sternen auf der Brust. Jetzt war er bürgerlich gekleidet; eben so der Dauphin, der ausserdem noch ein rothes Band im Knopfloche trug, während er noch Abends vorher dieselbe Uniform trug, welche er in den Tuilerien oder zu St. Cloud zu tragen pflegte. Der Herzog von Bordeaux hatte seine Tracht nicht verändert. Man hatte ihn bisher immer nur Monseigneur genannt, und ihm nie die Titel Sire oder Majestät gegeben.

Unser Zug war noch trauriger und schweigender als bisher, und glich in der That einem Leichenbegängnisse. Ungefähr auf der Hälfte Weges wurde ein kurzer Halt gemacht. Der König, der Dauphin, die Herzogin von Berry und ihre Tochter stiegen aus dem Wagen und sprachen mit einander. Als man

wieder aufbrechen wollte, erschien die Dauphine und verlangte in des Königs Kutsche zu steigen. Man öffnete ihr den Schlag, und die königliche Familie war nun vollständig.

Auf der Höhe vor Cherbourg zeigte sich uns das Meer, auf welchem wir einige Segel bemerkten. Bald nachher gerieth der Zug ins Stocken. Karl X fragte, was es gebe. Der Marquis von Courbon entgegnete, daß man einen großen Haufen Volks bemerke, der jedoch nichts Feindseliges im Schilde zu haben scheine. „Immer vorwärts!“ sagte der König. Courbon verbeugte sich, und sprach heimlich mit dem Marschall Marmont, der sich hinter die Kutsche zurückzog. Wahrscheinlich fürchtete man, daß das Volk Hand an ihn legen könne.

Bei unserm Eintritt in Cherbourg fanden wir das 64. Linien-Regiment, das ebenfalls die dreifarbige Kokarde trug, und das eine Gasse bildete. Alle Schiffe im Hafen waren auch mit der Nationalfarbe geschmückt. Die Soldaten präsentirten das Gewehr und die Offiziere grüßten mit dem Degen.

Die beiden Schiffe, der Great-Britain und der Charles Caroll, die den König und sein Gefolge aufnehmen sollten, befanden sich in einiger Entfernung. Sie gehörten dem Amerikaner Patterson, ehemaligen Schwiegervater Hieronymus Bonaparte's.

Karl X, die Prinzen und die Prinzessinnen stiegen aus der Kutsche, und begaben sich nach dem Boote, das sie an Bord bringen sollte. Um ¼ auf 3 Uhr wurden die Segel ausgespannt und die Schiffe verliessen den Hafen. Wir nahmen unsere weißen Kokarden ab, und kehrten sogleich nach Valognes

zurück, ohne länger in Cherbourg zu verweilen. — Am 23. August wurden wir zu Saint-Lo aufgelöset.

Stellung der Parteien in England.

Erster Aufsatz.

Vernichtung der Whigs- und Torys-Parteien. — Ursachen dieser Vernichtung. — Schluß des Pittklubbs. — Die von Huskisson geleitete Oppositions-Partei. — Die Radikal-Reformatoren. — Die Oekonomisten. — Die Benthamisten oder Utilitarier. — Die Wellingtonisten.

Der eigenthümliche Karakter der Institutionen Großbritanniens, ihr Schutz, ihre Stärke ist in ihrer Geschmeidigkeit. Sie haben die glückliche Eigenschaft, sich zu erneuen, zu verjüngen, ohne gewaltsame Stöße, und allein durch die Fortschritte der Zeit, die Nothwendigkeit der Dinge.

Wenn ein Theil der Konstitution rostet, oder durch langen Gebrauch abgenutzt ist, deutet des Volkes Stimme diesen Mißbestand an, und bringt Verbesserungsmittel in Vorschlag. Man zerstört nicht das ganze Werk, man greift nicht das Prinzip der Gesetze an, sondern man ergänzt, was sich abgeschliffen, man fügt hinzu, was bisdahin noch gefehlt.

Die Stellung der Parteien verändert sich. Die Gesetzgebung formt sich allmälig nach den Bedürfnissen der Gesellschaft, und wenn man auch hier und da über eine zu große Langsamkeit bei Annahme nütz

licher Neuerungen sich beklagen kann, darf man sie doch nicht beschuldigen, des Landes Institutionen gänzlich zu verpfuschen, wie das wohl anderwärts geschieht.

Diese Entwickelung der Sitten und Gesetze findet auch in England einen mehr oder minder energischen Widerstand. Demungeachtet verfolgt sie ihren Weg, obgleich sie nicht plötzlich sich erhebt, nicht alle öffentliche und Privat-Interessen bedroht, nicht die Thronen umstürzt, nicht alle Existenzen auf das Spiel stellt.

Die neueste Zeit hat ein auffallendes Beispiel von der erhaltenden Geschmeidigkeit dargeboten, welche die innere Politik Englands besonders auszeichnet. Alles in ihr hat sich umgestaltet. Keine der alten Parteien befindet sich mehr auf ihrem Platze. Unter ähnlichen Namen, bieten sie ganz verschiedenartige Ideen und Grundsätze dar.

In einem Augenblicke, wo man so eifrig für oder gegen die parlamentarische Reform streitet, ist diese Reform, die bald als eine Drohung, bald als ein Versprechen verkündet wird, bereits bestehend. Man erwartet sie von der Zukunft, und sie lebt bereits in der Gegenwart.

Vor Kurzem noch entschieden zwei feindliche Massen, zwei sich gegenseitig bekämpfende Armeen, die Whigs und die Torys, durch ihre Siege oder Niederlagen, das Schicksal Großbritanniens. Die öffentliche Verwaltung benutzte ihre Debatten. Sie stellte sich in ihre Mitte, wie der Richter zwischen die Parteien, um die Auster sich zuzueignen, und den Disputirenden die Schaale zu lassen. Aber Whigs

und Torys existiren nicht mehr. Ihre Fahnen sind zerrissen. Der Zauber ihrer Namen ist verschwunden.

Daraus ist eine in den britischen Annalen bisher beispiellose Lage entstanden, die näher anzudeuten wir uns bemühen wollen.

Wo ist jenes Heer der alten Torys, jener undurchdringliche Wall, dessen ganzes Geschütz gegen die Rechte des Volks gerichtet war? In tausend verschiedene Gruppen getheilt, erschöpft es sich in Scharmützeln, und verliert alle Stärke, indem es die Einheit verloren, die ihm einen Körper, einen Zentralpunkt, eine feste Macht verlieh.

Wo sind die Whigs? Sie haben sich selbst abgenutzt. Freisinnigere Meinungen, nützlichere Grundsätze haben ihre Meinungen und ihre Grundsätze beseitigt.

Das Volk sah ehemals die Debatten dieser beiden Parteien an, und glaubte, in der Unschuld seines Herzens, daß der Streit seine eigenen Interessen betreffe. Erst in der letzten Zeit erkannte es, daß es dabei um die alleinigen Interessen des Whigismus und des Torysmus zu thun war. Seitdem hat es den Entschluß gefaßt, keinen Antheil zu nehmen an den Diskussionen der Grundsätze von Menschen zu Menschen; und es thut wohl daran.

Man kann diese Umgestaltung in der britischen Politik an mehr als einem Wahrzeichen erkennen. Der Tod des Torysmus wird durch ein merkwürdiges Ereigniß angedeutet, das wenig bekannt geworden. Die Klubbs, welche man zur Erhaltung und Fortpflanzung des Systems Pitts gestiftet hatte, sind aufgelöset wor-

den. Dadurch hat die Sekte der Absolutisten in England selbst ihren Todtenschein ausgefertigt.

Schon dadurch, daß Canning sich von dem Pitts-Klubb trennte, versetzte er ihm einen harten Stoß. Seine Mitglieder zerstörten ihn vollends, indem sie sich mit Wuth gegen die Emanzipation Irlands erhoben, indem sie blindlings die entgegengesetztesten Ministerien unterstützten, und endlich selbst nicht mehr wußten, welche Grundsätze sie eigentlich vertheidigten.

Man bemerke nur, welche Karnavalsrolle, mitten auf der innern politischen Szene Englands, wo Alles vermischt ist, wo alle bunt durcheinander geworfenen Parteien einen so seltsamen Anblick gewähren, jene Proselyten des alten Torysmus spielen, jene Vyvyan und Knatchbull*), jene endlich, die man unter dem Prunknamen der „großen Torys“**) kennt, und die, in Opposition mit der von Wellington geleiteten Regierung, nur auf Vernichtung bedacht, aber unmächtig im Streit, endlich, nachdem sie lange die öffentliche Verwaltung durch leere Beschimpfungen geneckt, sich plötzlich für Diejenigen erklären, welche sie bis dahin verschrien, und um deren Gnade sie sich nun bewerben.

In ihrer Verzweiflung gewähren diese englischen Ultra's, denen alles Vertrauen in die Zukunft gebricht, einen komischen Anblick. Allen ihren Unternehmungen gebricht es an Einheit. Sie glauben durch gewaltsame Stöße sich irgend einen Erfolg zuzusichern. Sie streiten mit Wuth, aber ohne Anführer, ohne

*) Mitglieder des Unterhauses, die sich durch die Heftigkeit ihrer Angriffe gegen Lord Wellington auszeichneten.

**) High-Tories. Das Blakwood's Magazine ist das eigentliche Organ ihrer Meinungen.

Zweck, ohne Hoffnung. Eine unwiderstehliche Anziehungskraft entführt ihnen täglich einige ihrer Anhänger, um sie der Regierung zuzuwenden, und die große Volksmasse erinnert sich kaum, daß sie noch vor drei Jahren einen furchtbaren Körper bildete, der lange einen mächtigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten ausübte.

Die Whigs, in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, existiren gleichfalls nicht mehr. Sie sind nicht gänzlich beseitigt, wie die armen Torys, jene lächerlichen Vertheidiger unsinniger Theorien; aber ihr ehemals kompakter, gleichförmiger Körper hat sich zerstückelt in Unterabtheilungen, oder in Theorien des alten Whigismus, dessen von Fox und dessen von Junius, geschieden. Uebereinstimmung ist bei ihnen nicht, und jemehr das System einer wirklich freisinnigen Reform sich erhebt, um so tiefer sinkt das ihrige.

Das Ministerium selbst, unter Lords Wellingtons Leitung, hat den Verwünschungen der Ultra-Partei Trotz geboten und dem Liberalismus viele Zugestehungen gemacht.

Werfen wir einen Blick auf diese Partei-Bruchstücke, die alle mit dem Torysmus in Opposition sind, und die mehr oder weniger dem Einflusse des neuern Genies der Zivilisation gehorchen, der uns von allen Seiten entgegentritt. England hat nie ein ähnliches Problem dargeboten. Die moralische Lage verändert sich augenscheinlich, was wir gleich beweisen wollen.

In erster Linie zeigen sich die parlamentarischen Truppen Huskissons, Lord Palmerstons und Grants. Sie bilden die kritische Partei, furchtbar durch

ihre Talente und durch die Beharrlichkeit ihrer Mitglieder.

Eine zweite Gruppe besteht aus den Reformatoren. Ihr Zweck ist übereinstimmend; aber ihre Mittel sind verschieden. Es liegt eine gewisse Erbitterung in ihren Reden und in ihren Ideen. Sie bilden weniger eine Partei, als ein Verein von Mißvergnügten.

Nach ihnen erscheinen Lord Althorpe und die Oekonomisten, die seiner Fahne folgen. In ihren Ansichten, Planen und Handlungen liegt viel Rechtschaffenheit und praktische Nützlichkeit.

Noch entfernter, und ausser der Sphäre, in welcher sich die positiven Interessen bewegen, befinden die Theoretiker oder Utilitarier, deren Haupt Bentham ist, und als deren Organ man des Westminter Rewiew betrachten kann. Geschickt, aber unbeugsam, scheinen sie einigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten auszuüben. Aber dieser Einfluß ist nicht unmittelbar, er betrifft mehr die Zukunft als die Gegenwart.

Die fünfte Abtheilung besteht aus den Wellingtonisten, den offenen Vertheidigern und Anhängern der gegenwärtigen Regierung.

Endlich eine sechste Klasse wird von den Unabhängigen gebildet, die allein, oft vereinzelt, ohne Fahne und Anführer, ihren Weg verfolgen, und die entweder den Umständen oder ihrer Laune gehorchen. Sie haben wenig oder gar keinen Einfluß, und müssen nur angeführt werden, weil sie wirklich existiren.

Das sind die Faktionen, welche die Oberfläche der

politischen Gesellschaft in England bewegen. Man sieht, welche Verschiedenheit sie karakterisirt.

Lassen wir die Torys und ihre wahnsinnige Hinfälligkeit bei Seite gestellt; beschäftigen wir uns nur mit den Bataillonen, die über das Schlachtfeld zerstreut sind. Die Opposition besteht aus den Reformatoren, den Oekonomisten und den Benthamisten. Die meisten ihrer Mitglieder wissen nicht, wen und was sie bekämpfen, deshalb haben ihre Parade-Manöver im Allgemeinen auch einen wenig drohenden Karakter.

Eine zum Angriff vollkommen geeignete Partei, die jedoch nicht im Stande ist, sich selbst zu erhalten, ist die Robert Huskissons. *) Die andern Parteien sympathisiren nicht mit ihr. Sie flößt ihnen kein Verlangen ein. Sie ist wenig populär. Die Anführer dieser Gruppe, Männer von Talent und Rechtschaffenheit, stellen den Ministern mehr als ein Hinderniß in den Weg. Man benutzt ihre Angriffe, ohne ihnen dafür zu danken.

Huskisson, den die Aristokratie nachläßig behandelte, weil er nur ein Squire**) war, konnte als

*) Das ehemalige Mitglied des britischen Kabinets, Robert Huskisson, ist den 15. September d. J. zu Manchester gestorben. Er besuchte mit dem Herzog von Wellington, mit Peel und dem Fürsten Esterhazy die Eisenbahn, welche von dieser Stadt nach Liverpool geht. Man fuhr in einem Dampfwagen. Unterwegs stieg Huskisson ab, und wollte sich sodann wieder auf den Wagen schwingen. Aber seine Hand glitschte, er fiel, und eine der Dampfmaschinen, so wie die beiden Kutschen, welche sie zog, gingen ihm über den Schenkel. Man erkannte bald, daß jede Amputation unmöglich sei, und er starb unter den heftigsten Schmerzen. — Huskisson war auf dem Punkte, abermals in das Ministerium zu treten.

**) Ein Bürger ohne Titel. Jeder, der nicht Handwerker ist, läßt sich Squire (Kavalier) nennen.

der erste Rechenmeister und Oekonom von ganz England betrachtet werden. Seine Sprache, seine Ideen und selbst sein Gesicht hatten die ganze Strenge und Präzision einer Zahl. Er war unpopulär geboren. Geschmeidigkeit und Welton gebrachen ihm durchaus.

Alle Parteien besorgten ihn als Feind zu erblikken, und keine mochte sich innig mit ihm verbinden. Welches auch die Ursache dieser allgemeinen Abneigung sein mochte: er hatte weder Freunde bei den Mitgliedern des Parlaments, noch bei den Whigs, noch beim Adel und der Geistlichkeit, selbst nicht bei den Philosophen, deren Meinungen seinen Doktrinen doch am nächsten kamen.

Lord Palmerston, das zweite Haupt dieser Partei, verdankt seine Unpopularität durchaus entgegengesetzten Beweggründen. Lange Fashionable (Modemann), gleichgültig gegen alle politische Debatten, konnte er aus seiner frühern Laufbahn nichts zu seiner Empfehlung aufstellen.

Grant, dessen lange Trägheit erst vor Kurzem durch nützliche Thätigkeit ersetzt worden, ist, seiner Rechtlichkeit und seiner Umsicht ungeachtet, das Opfer eines ähnlichen Vorurtheils.

Das sind die durchaus persönlichen Uebelstände, durch welche der Einfluß dieser Partei vermindert wird. Niemand liebt sie, und doch hat die Regierung ihre Mitglieder in sich aufgenommen, weil sie dieselben fürchtete.

Die Partei, welche auf eine Radikalreform des Parlaments dringt, verdient eigentlich nicht den Namen einer Partei. Es ist ein Gemisch der hetero-

genſten Meinungen. Der alte Tory, der den Verfall ſeiner Sekte nicht verſchmerzen kann, erwacht eines Morgens voll Eifer und Enthuſiasmus für die Reform. Addiſon hat uns ſeinen Helden, Sir Roger von Coverley, gezeigt, der wider Willen kriegeriſch geworden. Dieſelbe Metamorphoſe hat auch mit den Torys Statt gefunden.

Die öffentlichen Angelegenheiten nehmen eine Wendung, die ihnen mißfällt, und ſogleich ſchreien ſie ihr Pereat. Ihr Beſtreben geht dahin, zuerſt das ganze Gebäude zu demoliren, um es ſodann nach ihrem Gutdünken wieder aufzuführen. Dieſelben Menſchen, die jetzt den Beiſtand des Volkes anrufen, kannten früher keinen andern, als den der Bayonette.

Sie riefen ihren Gegnern zu: „Ihr revolutionirt, Ihr untergrabet den Staat!“ Und jetzt beſchäftigen ſie ſich damit, das Ei der Reform auszubrüten. Es iſt das eine Lehre für die Zukunft, daß die Menſchen aller Parteien weniger den Intereſſen ihres Vaterlandes, als ihren Leidenſchaften gehorchen.

Wenig iſt ihnen an dem Frieden des Staats gelegen. Sie ſpielen mit Volk und Thron. Sie überdecken das Land viel eher mit Blut und mit Ruinen, als daß ſie eine Handbreit nachgeben möchten. Dem allgemeinen Beſten ein Opfer zu bringen, ſchon dieſer Gedanke iſt ihnen ein Gräuel. Ihr Geſchrei nach Reform verräth nur ihren Egoismus und ihre unheilbare Unwiſſenheit. Darum auch läßt ſich ſo leicht Niemand von ihnen täuſchen.

Man wundere ſich alſo nicht, die Abſolutiſten eine Radikalform verlangen zu hören. Zeugen von den Fortſchritten des öffentlichen Geiſtes, hoffen und er-

warten sie Alles von einem gänzlichen Umsturze. Die Exzessen der Anarchie sind ihnen deshalb keinesweges zuwider.

In Frankreich haben Menschen von demselben Kaliber, nachdem sie durch ihre Habgier und durch ihre Herrschsucht den ältern Zweig der Familie Bourbon gestürzt, ein durchaus gleiches Manöver gegen die neue Regierung beobachtet. Die Organe der Ultra- und Jesuiten-Partei, die Gazette de France und die Quotidienne geben dazu den Beleg.

Die Whigs-Reformatoren ihrerseits, die man auch die alten Reformatoren nennt, haben alle Rechte auf das Vertrauen des Volks verloren. Sie haben sich von allen Parteien überflügeln lassen, und sind durch aufrichtigere Reformatoren verdrängt worden. Man hat sich eines Gefühls des Mitleidens und der Verachtung nicht erwehren können, als man den populären Helden Sir Francis Burdett gegen die Preßfreiheit deklamiren hörte, und ihn in das Ministerium treten sah.

Dies Beispiel ist von seinen Kollegen nachgeahmt worden, und es gibt kein Manöver politischer Koketterie, dessen sie sich nicht bedienten, um die öffentliche Gewalt sich zuzuwenden. Panegyristen der Unabhängigkeit, aber immer bereit mit den Feinden derselben zu unterhandeln, sind die alten Whigs so tief gesunken, daß ihnen endlich nichts übrig geblieben, als sich mit den alten, ebenfalls gefallenen Torys zu verbinden, und eine unvollständige Reform zu fordern, die weder den Absichten der Regierung, noch dem allgemeinen Wunsche des Publikums entsprechend ist.

Gehen wir über zur Partei des Lord Althorpe und

seiner Freunde. Wir haben sie Oekonomisten genannt, weil dieser Name ihren Plauen vollkommen entsprechend ist. Uneigennützig, ehrlich, aufrichtig in ihrem politischen Lebenswandel, stehen sie vereinzelt mitten in dem großen habgierigen und heuchlerischen Gewühl. Es ist mehr als eine Gefahr für sie in dieser Redlichkeit, die ihre Stärke bildet, die ihnen aber nicht erlaubt, ihre Ansprüche auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten geltend zu machen.

Leider schenkt man Denen, die sich gewissenhaft nur mit allgemein nützlichen Gegenständen beschäftigen, aber weder Großsprecherei noch Scharlatanismus in Anwendung bringen, um Popularität zu gewinnen, wenig oder keine Aufmerksamkeit. Deshalb auch genießt diese Division der parlamentarischen Armee die Achtung nicht, welche sie in jedem Betrachte verdient.

Sie verlangt keine gewaltsame Reform; ihre Parole ist „Sparsamkeit.“ Sie ist überzeugt, daß der Haupt-Mißbestand der britischen Verwaltung in ihrer Verschwendung liegt. Aus diesem Grunde will sie eine sparsame Administration, Richter, die nicht ungeheure Gehalte beziehen, und eine allmälige Verminderung der drückendsten Abgaben. Sie will, daß der Arme sich mit geringen Kosten nähren könne, und daß die Kosten eines Prozesses nicht das Erbe von zwanzig Familien verschlingen. Sie wünscht, daß das Budget erleichtert werde, und daß dagegen des Handwerkers Geldbeutel voll bleibe.

Diesen wenigen und unvollkommenen Andeutungen kann man entnehmen, wohin das Streben dieser Partei zielt, und könnte es Lord Althorpe gelingen, seinen Zweck zu erreichen, würde die englische Nation

ihm, als ihrem Wohlthäter, Ehrensäulen zu errichten haben. Der Verein, dessen Vorsteher der eben Genannte ist, besteht aus reichen, aufgeklärten Männern, die jedoch wenig darauf bedacht sind, ihre Verdienste geltend zu machen, um die Macht zu gewinnen. Sie sind die ersten vielleicht, die der Welt ein solches Beispiel geben.

Die besten Maßregeln der gegenwärtigen Regierung sind von Lord Althorpe und seinen Freunden aus allen Kräften unterstützt worden. Sie bilden nicht, wie die Partei Palmerstons (ehemals Huskissons) eine feindselige Opposition, deren ganzes Streben dahin geht, die Minister auf alle mögliche Weise zu schikaniren. Sie wollen nicht, wie die Reformatoren der beiden entgegengesetzten Schattirungen, mit Hilfe einer allgemeinen Umwälzung, sich der Plätze bemächtigen.

Die Bildung der ökonomischen Partei, bei welcher durchaus kein persönliches Interesse im Spiele ist, macht Epoche in den britischen Annalen. Man kann sie nicht genug bewundern, nicht genug auszeichnen.

Der reelle Einfluß dieser verschiedenen Parteien beschränkt sich, wie man sieht, in ziemlich engen Grenzen. Bei den Torys zu viel Schwachsinn und Heftigkeit. Bei den Reformatoren ein zu hervorstehender Egoismus. Bei den Freunden Althorpe's eine zu große Bescheidenheit.

Alle diese Ursachen haben der Regierung beinahe vollkommen freies Spiel gelassen. Sie haben Lord Wellington vergönnt, seine Pläne größtentheils auszuführen.

Es gibt jedoch eine Klasse von Menschen, deren wir noch nicht gedacht, und die auf die öffentliche Vernunft, wenn auch einen entfernten, doch mächtigen Einfluß ausüben. Das Parlament ist nicht Zeuge ihres Strebens. Sie nehmen keinen Theil an der Bewegung der Angelegenheiten.

Als Puritaner der neuern Zivilisation neigen sie sich keiner andern Doktrine zu, unterhandeln mit keiner derselben. Alle Kompromisse mit der Regierung sind ihnen ein Greuel. Ihre beinahe ascetische Vereinzelung gewöhnt sie, mit Verachtung alle Halbmaßregeln, so wie die Kunstgriffe und Zweideutigkeiten der Diplomatik zu betrachten.

Nichts von Allem, was besteht, hat ihren Beifall. Ihre unzubeschwichtigende Satire stützt sich auf eine logische Argumentirung. Ihre politischen Ansichten sind Syllogismen, und ihre Administrations-Theorien sind Axiome.

Diese Menschenklasse kennt weder die Welt noch die Geschäfte. Alles, worauf sie hinstrebt, ist Wahrheit. Sie verwirft alle Konvenienzen des Augenblicks. Abstraktionen ergeben, ist sie nicht weit vom Fanatismus.

Umsonst bietet man ihr Vervollkommnungen und Verbesserungen dar; sie verachtet diese schwachen Opfer. Sie verlangt unbedingt ein Totalgut, das ihr vor Allem zweckmäßig und nothwendig scheint, während die Inhaber der öffentlichen Gewalt sie, die Benthamisten, als Visionäre betrachten, deren Utopien nicht die mindeste Aufmerksamkeit verdienen.

Dagegen finden diese trotzig fordernden Stimmen, die von den Staatsmännern überhört werden, mehr als ein Echo im Volke. Die Meinungen dieser Phi-

losophen dringen nach und nach in die Massen, und die Diskussionen, welche sie in Rede gestellt, beschäftigen die Gemüther. Es gibt überhaupt keinen wichtigen Gegenstand, auf den sie nicht die öffentliche Aufmerksamkeit gelenkt, keine interessante Debatte, zu der sie nicht Veranlassung gegeben hätten.

So gehen aus ihren einsamen philosophischen Zellen die Argumente hervor, welche alle Verstandeskräfte beschäftigen und den Text aller Meditationen bilden. Ihre Abstraktionen verwandeln sich allmälig in Realitäten. Man hält sie für unthätig, und sie bewegen alle Seelen. Man glaubt, daß sie keinen Einfluß auf die Gegenwart haben; aber schon ist die Zukunft ihr Eigenthum.

Sie gehen ohne Zweifel zu weit. Sie wollen eine mathematische Vollkommenheit, von der die Welt im wirklichen Leben kein Beispiel darbietet. Aber dieser Typus, den man nicht erreichen kann, ist nichtsdestoweniger nützlich. Dies Ideal, das sie uns in seiner ganzen Strenge darstellen, kann wenigstens dazu dienen, die Zahl der Uebel zu vermindern, von denen wir umringt sind.

Das sind jene Utilitarier, die, wenn man Großbritanniens Lage nur oberflächlich betrachtet, nicht zu seinen thätigen und streitenden Parteimenschen zu gehören scheinen. Aber prüft man sie näher, so findet man, daß sie eine wirkliche politische Macht bilden. Ihre Theorien haben Anhänger nicht allein in England, sondern auch in Frankreich, in Amerika, in Deutschland, in der Schweiz, selbst in Italien. Sie nehmen jetzt in der That den Platz ein, auf welchem ehemals die Whigs standen. —

Es ist Zeit, zur Partei des Ministeriums zu kommen. Die Schwäche ihrer Gegner macht ihre Stärke, wie wir bereits gesagt haben. Nie befand sich eine Verwaltung in einer ähnlichen Lage. Bisher war ein Ministerium immer das Geschöpf einer Faktion, das Resultat eines Sieges.

Hier halten alle Unterabtheilungen der öffentlichen Gewalt entfremdeter oder feindseliger Meinungen sich das Gegengewicht, und neutralisiren sich. Ihre Unmacht, sich gegenseitig zu bekämpfen, sichert die Präponderenz der Regierenden.

Alle diese Partei-Faktionen haben ihre Zahlenstärke verloren. Sie schwächen sich unaufhörlich, statt sich zu rekrutiren. Ihre Eifersucht, ihre gegenseitige Befeindung verdammt sie zu einer Unfähigkeit, die einer vollkommenen Vernichtung nahe ist. Unter solchen Umständen könnte die Regierung thun oder lassen, was ihr gefiele, wenn nicht ein anderer Umstand ihren Gang hemmte, wenn sie nicht in sich selbst die Keime neuer Unruhen trüge.

Wir sprechen hier nicht von den Angriffen und Beschimpfungen des sterbenden Torysmus gegen den Herzog von Wellington. Sie verdienen kaum beachtet zu werden, und wir gedenken ihrer nur, um ein Pröbchen von der Urbanität der britischen Ultras zu geben.

Man höre die Journale dieser Sekte. Der Held, den sie zu den Wolken erheben, den sie vergöttern, ist jetzt einer der erbärmlichsten, der unfähigsten Menschen, den je die Erde getragen.

„Wellington (sagt das Blackwood's Magazine in

seinem Juliheste d. J., zweite Abtheilung, Seite 402) hat das Genie eines Feldwebels und die Tiefe eines Dorfküsters. Harter Kopf, bronzener Wille, unbesiegbarer Gleichmuth, das sind seine Verdienste. Er hat nicht mehr Talent, als man in einem alten Feldmörser finden kann. Dasselbe Metall hat dazu gedient, den einen und den andern zu bilden. Dieser Apostat, dieser Beschimpfer der Könige, dieser Don Kosack, dies Wesen ohne Herz und ohne Geist, diese Marmorseele verdient nichts, als verachtet und verlassen zu werden*)."

Auf solche Weise mißhandeln die sogenannten Freunde der Königswürde den Sieger von Waterloo! Und warum? Weil er ihre Erwartungen getäuscht, weil er, weniger verblendet über seine Lage und die der Regierung, die Emanzipation Irlands befördert, und die Union der drei Königreiche befestigt hat; weil er, ohne alle Verbesserungen auszuführen, die man von ihm verlangen konnte, sich den nothwendigsten derselben nicht feindselig entgegengestellt, und die In-

*) Das Blackwood's Magazine, eine zu Edinburg erscheinende Zeitschrift, wird von den schottischen Torys, den Freunden Walter Scotts, redigirt. Sie enthält, unter andern Rubriken, auch eine unter der Ueberschrift: Noctes Ambrosianae, in welcher Alles in schottischer Mundart geschrieben ist. Sie ist eine Trinker-Unterhaltung, eine politische Debatte, in welcher es an oft stechenden, oft platten und ungezogenen Ausfällen auf Lord Willington, an Anekdoten und Kruditäten, die Aristophans nicht unwürdig sind, niemals fehlt. Auch der verstorbene König Georg IV ist darin mehrmals arg mitgenommen worden. Dies seltsame Geistes-Produkt, in welchem man oft viel Witz, und eine große Verschwendung von Sticheleien findet, hat als Motto folgende zwei Verse des Phocylid, welche das Athenäum anführt:

teressen seines Vaterlandes nicht für die einer Sekte verrathen hat. —

Die Ursache des Mißbestandes der gegenwärtigen Regierung liegt in einem so kleinlichen Umstande nicht, sondern in einem höhern, wichtigern, den wir in einem zweiten Artikel in Rede stellen wollen.

Ferdinand der Vielgeliebte, oder ein Monat in Spanien.

Erste Mittheilung.

Ich hatte sechs Jahre lang in der britischen Armee in der pyrenäischen Halbinsel gedient. Die Mühseligkeiten jener gefahrvollen Feldzüge, in denen das Entsetzen eines Barbarenkampfes mit der Treulosigkeit sich vermischte, die alle Bürgerkriege karakterisirt, hatte meine Gesundheit zerrüttet. Ich erhielt einen zweimonatlichen Urlaub.

Das englische Paketboot war auf dem Punkte, von Cadix nach Brighton unter Segel zu gehen, und schon wollte ich auf demselben mich einschiffen, als ich erfuhr, daß Ferdinand der Vielgeliebte (wie das Volk ihn damals nannte) seinen feierlichen Einzug in Madrid halten, und den Thron seiner Väter wieder besteigen werde.

Χρη δ'εν συμποσιῳ κυλικων περινισσομενων
Ηδεα κωτιλλοντα καθημενων οινοποταζειν.

„Es ist gut, das Fest durch lustige Worte und angenehme Erzählungen zu beleben, während die Becher von Hand zu Hand gehen, und des Nektars Feuer die Gäste beseelt.“

Nie war ein Monarch Gegenstand einer fanatischern Liebe, nie besiegelte ein Volk mit größerer Verschwendung seines Herzblutes den Vertrag zwischen seinem König und ihm. Es war ein höchst interessantes und rührendes Schauspiel, eine merkwürdige Szene, jenes Wiedersehen des Monarchen und seiner Unterthanen.

Hier war der Fürst, für den so viele Opfer sich dem Tode geweiht; dort jene Bevölkerung, deren blinder Heldenmuth die Königswürde um den Preis ihres Lebens, ihrer Ruhe, ihrer Schätze vertheidigt hatte, wie wenn das Königthum ihr wirkliches Interesse, die Bedingung ihres Daseins gewesen wäre.

Ich mochte eine so seltene Gelegenheit nicht verlieren, die Menschheit in ihren heftigsten Leidenschaften, in den pathetischsten Bewegungen ihres Drama's, zu beobachten. Ich traf einen Vergleich mit dem Kapitän des Paketboots, und kehrte in das Innere zurück. Ein Kaufmann zu Cadix, der mich mit Freundschaft und Wohlwollen aufgenommen, begleitete mich nach Madrid.

Die Vorbereitungen zu dieser Reise beschäftigten uns noch einige Tage. Man weiß, daß die spanischen Wirthshäuser wahre Karavanserais sind, in denen man, ausser dem Obdach, wenig oder gar nichts findet. Wir versahen uns also mit Thee, Zucker, Schokolade, Rhum und Likören. Wir vergaßen vorzüglich jene Verführungsmittel nicht, denen kein ächter Iberier zu widerstehen im Stande ist, die Zigarren. Kurz vorher war mir ein Pack derselben direkt aus Havannah zugekommen. Ich werde nie den Ausdruck der Erkenntlichkeit und der Wollust vergessen, der mir von allen meinen Bekannten in Spanien, die wirk-

liche Feinschmecker waren, in dieser Hinsicht zu Theil wurde. Sie nannten meine Zigarren ihre Bonbons, und baten um eine derselben, wie um eine hohe Gunstbezeugung.

Wer in Spanien noch mit einiger Annehmlichkeit reisen will, muß sich mit Zigarren versehen, und bei günstiger Gelegenheit sich derselben bedienen. Schritt, Trab und Galopp seiner Maulthiere werden darnach bestimmt. Posthalter, Gastwirth, Mauthbeamter, Postillon, Maulthiertreiber, Niemand widersteht einem solchen Geschenke, dessen Einfluß sich selbst auf das schöne Geschlecht erstreckt, oder des Räubers Herz erweicht. Legt er seinen Karabiner an, um unsere Reise in die andere Welt zu befördern: man biete ihm eine Zigarre dar, und er wird sein Gewehr senken, vielleicht sogar auf eine ritterliche Weise seinen Anfall zu entschuldigen sich bemühen.

Zufall ließ uns einen alten Wagen entdecken, den wir um einen sehr billigen Preis kauften. Es war eine Maschine von großem Umfang, von gothischer Form und seltsamer Bauart. Gott weiß, welche Dienste er bereits geleistet, und welcher originelle Künstler ihn verfertigt hatte. Wir liessen mehrere Verbesserungen damit vornehmen, und schieden ihn in zwei Theile, von denen der eine uns, der andere unsere Provisionen aufnehmen sollte.

Hinter dem Wagen wurde ein Zagal, oder Netz, aufgehängt, in welchem unser Gepäck aufbewahrt wurde, das sich unter Aufsicht eines Menschen befand, welcher eben so genannt wurde. Dieser Zagal (ich rede von dem Menschen, und nicht von dem Netze) hat zwei Amtsverrichtungen zu gleicher Zeit. Kommt

man durch ein Dorf, eine Stadt, oder befindet man sich auf einem schmalen Wege, so verläßt er seinen gewöhnlichen Posten, stellt sich zwischen die beiden Maulthiere, welche den Wagen ziehen, ergreift jedes derselben mit einer Hand, lenkt sie auf solche Weise, und zwingt sie zu galoppiren. Er scheint mehr zu fliegen, als zu laufen, was einen eben so befremdenden als originellen Anblick gewährt.

Eine Matratze und ein Kopfkissen für meine Reisegefährten, ein Leinwandsack für mich, der, jeden Abend mit frischem Stroh gefüllt, mir als Bett diente, das waren die Vorbereitungen für unsere nächtliche Ruhe. Ich wußte aus Erfahrung, was ein Bett in einem spanischen Wirthshause sei. Ein ganzes Volk verschiedenartiger Insekten erwartet dort den Müden, und macht sein Lager zu einer wahren Folterbank.

Im Innern des Wagens wurden unsere Papiere, unsere Wechselbriefe und unsere kostbarsten Sachen so gut als möglich verborgen, um dem Scharfblick der Räuber zu entgehen, obgleich diese oft schon alle Schlupfwinkel kennen, und keinen derselben undurchsucht lassen.

Vierhundert Piaster (1000 rhein. Gulden), das war die Summe, für welche ein Mayoral (Kutscher) es übernahm, uns nach Madrid zu bringen. Dafür sorgte er für sechs Maulthiere, einen Zug, den die Spanier Tiro nennen, für das Futter derselben, für die Bezahlung und Verpflegung des Zagal, und für die Ausbesserungen, welche der Wagen unterwegs erfordern dürfte.

Der Stärke der Maulthiere und des guten Willens unsers Mayoral ungeachtet, der statt sechs, uns

sieben Maulthiere gab, durften wir nicht hoffen, täglich mehr als 12 spanische Stunden oder 48 englische Meilen (16 Stunden) zurückzulegen. Die Coche-colleros oder Diligencen, die von sechs Pferden oder Maulthieren gezogen werden, machen nur 40 Meilen (13 Stunden) in einem Tage, und halten am vierten einen Rasttag. Man vergleiche diese Art zu reisen mit jener der Dampfkutschen in England, und man kann mit einem Blicke erfassen, wie weit Spanien in der Zivilisation noch zurücksteht.

Es war am 20. April 1814, als wir abreiseten. Auf dem hölzernen Sitze am Vordertheil des Wagens saß, neben dem Mayoral, mein Bedienter Dibby, ein junger Irländer, der sich seit drei Jahren in meinem Dienste befand, und dessen spanisches Kauderwelsch eine wahre Metissprache bildete, die den geübtesten Linguisten in nicht geringe Verlegenheit gesetzt haben würde.

Der Wagen rasselte über das ungleiche Steinpflaster der langen Straße von Xeres, und schlug unsere wenig an solche Uebung gewöhnten Glieder gegen einander. Der Zagal leitete die Maulthiere bis zu den letzten Häusern der Stadt, wonach er wieder seinen Hintersitz bei dem Gepäck einnahm, während der Mayoral allein die Lenkung des Zuges behielt, der, ohne Zügel und Gebiß, seiner Stimme gehorchte.

Ich muß auch noch das Porträt meines Reisegefährten entwerfen. Irländer von Geburt, aber seit länger als dreißig Jahren in Spanien naturalisirt, hatte er in seinem Adoptiv-Vaterlande die ganze Lauterkeit seines ursprünglichen Katholizismus bewahrt. Seine lebhafte Einbildungskraft, vereint mit seiner

Freiheitsliebe, ließ ihn jener improvisirten und zerbrechlichen Konstitution, deren Abzehrung augenscheinlich war, eine Art Götzenkultus widmen, der eben so einfach als fanatisch war.

Mein Freund O'Doherty hatte seine Jugendjahre in Ulster*) verlebt, und sein Mannesalter zu Cadix. Er war gegen das Innere Spaniens nie weiter gekommen, als bis nach Xeres. An Bücherunterricht fehlte es ihm nicht. Er war ein gelehrter Philolog und Nachforscher iberischer, hibernischer und keltischer Alterthümer. Aber in Hinsicht auf Menschen und Dinge war er gleich unwissend. Die Realität war für ihn eine terra incognita. Als Enthusiast der Freiheit, erblickte sein Geist in jenem Fantom vertretender Institutionen eine lebendige Quelle der Glückseligkeit für Spanien, ein sicheres Unterpfand des wiederkehrenden goldenen Zeitalters.

Jedes Dorf, durch welches wir kamen, bot ihm neuen Text zu originellen Beobachtungen dar. Zu Baylen stieß er, bei dem Andenken an Castannos Triumph, und an jene unglaubliche Kapitulation, die einzige dieser Art, welche die Geschichte der französischen Armeen darbietet, ein Freudengeschrei aus.

Zu Cordua war die morgenländische Kathedralkirche, die, nachdem sie das Heiligthum des Halbmonds gewesen, ein Tempel des Kreuzes geworden, der Gegenstand seiner Wallfahrt. Ich hütete den Wagen, während O'Doherty, unter der Leitung eines Bauern, die Umgegend durchstreifte, und bei der Kapelle der Jungfrau eine fromme Station machte.

*) Ein wilder Distrikt in Irland.

Bald darauf bot sich das Gebirgs-Labyrinth der Sierra-Morena uns dar, jene wild-romantische Gegend, die Cervantes mit so vieler Umsicht und Geschmack zur Szene seiner heroischen Satire gemacht hat. Alle diese Namen, alle diese Orte waren mir bereits bekannt.

Geniale Menschen haben eine Eigenschaft, ein bewunderungswürdiges Privilegium. Sie veredeln Alles, was sie berühren. Sie machen Namen, Gegenstände unsterblich, die ohne sie gänzlich unbemerkt geblieben sein würden.

Ich erkannte die Hügel, die Bäche, die Waldströme, von denen der Verfasser des Don-Quichotte uns eine so getreue Beschreibung gegeben. Ich fand mit Vergnügen selbst die verschiedenen Personen seines unsterblichen Romans wieder: jenen Ziegenhirten, in Felle gekleidet; jenen Gastwirth, die Malitorne des Dorfs; jenen dicken, ernsthaften Pfarrer; jenen gelehrten, vielschwatzenden Barbier.

Weiterhin versetzten uns Waffen und Tracht der Arieros (Frachtfuhrleute), jene Ueberreste des Alterthums, um sechs Jahrhunderte zurück, und boten unserer Einbildungskraft die unmittelbaren Nachfolger der alten Keltiberier und Westgothen dar.

Ihre Maulthiere bildeten eine feierliche Prozession, mit denselben scharlachrothen mit langen Franzen besetzten Decken geschmückt, die bis an das sechszehnte Jahrhundert hinauf reichen. Diese Thiere schritten langsam und bedächtig vorwärts, nicht unter der Leitung ihrer Herren, die ruhig ihre Zigarren schmauchten, sondern unter der eines bejahrten Maulthiers, das dem Zuge voranschritt. Eine schwere Erzglocke

hing an seinem Halse, und regelte, durch ihr Geläut, den Schritt der Karavane.

Bei der Wendung des Weges erblickten wir einen Manchego*) von der Ebene, den Montero (eine Art Feldmütze) auf dem Ohr, bekleidet mit dem Chaleco (einer gestickten Weste), mit Tressen besetzt, und die Füße mit ländlich-zierlichen Riemen umwunden, die seine Sandalen festhalten.

Er sang die Seguedilla**) der Mancha, indem er sein Thier zum Trott antrieb. Auf beiden Seiten desselben hingen zwei schwarze Schläuche, die im Sonnenlicht schimmerten. Einige Tropfen einer braunen Flüssigkeit entquollen denselben, woraus man schliessen konnte, daß sie jenen köstlichen Wein von Val de Penas enthielten, den der Manchego auf den Markt führte. — Nichts mangelte in dieser karakteristischen Szene, nichts, ausgenommen die Gegenwart Sancho's und seines Herrn. Ich suchte sie mit den Augen, und glaubte ihnen in dieser Landschaft begegnen zu müssen, die ihre Abenteuer belebten.

Wir näherten uns Cardena, einem jener topographischen Punkte, welchen der fromme Ritter Don-Quichotte durch seine Thaten berühmt gemacht. Die Hitze war unerträglich, und wir waren genöthigt, Halt zu machen. In demselben Augenblicke näherte sich uns ein Kabinetskurier im Galopp. Mein Reisegefährte erkannte ihn als denselben, der 1802 zuerst die Nachricht von dem Frieden von Amiens nach Madrid brachte. Er hatte in sieben Tagen die Strecke

*) Bewohner der Mancha, Geburtsland des Don-Quichotte.

**) Ein lebhafter Gesang, eine Cavatine, die fast beständig improvisirt wird.

von 300 spanischen Stunden zurückgelegt. Die Kaufleute von Cadix und Sevilla ertheilten ihm dafür ein Geschenk von tausend Piastern.

Dieser Mensch, der sein Leben auf dem Sattel und auf den Landstraßen zugebracht, schlummerte ganz ruhig, als sein Gaul an uns vorüber trabte. Wir hielten ihn an, und fragten ihn, welche Neuigkeit er bringe. Er warf uns ein Papier zu. Es war die Proklamation Ludwigs XVIII, vom 11. April.

Der Friede kehrte wieder, und die legitimen Throne erhoben sich wieder aus dem Staube, in welchen ein kühner Soldat sie gestürzt. Napoleon hatte abgedankt, und Europa durfte Athem schöpfen.

Das war die Nachricht, welche der Kurier nach der Hauptstadt brachte. Wir eilten ihm nach, und beschleunigten unsere Reise dergestalt, daß wir schon den 30. April, um 1 Uhr Nachts, nach Madrid kamen.

Unser Fuhrwerk hielt am Sonnenthor (Puerta del Sol), bei der berühmten Promenade. Wir stiegen aus an jener Posada (Gasthof), die unter dem Namen des goldenen Brunnens (Fontana de Oro, wo die Liberales sich versammelten) so bekannt geworden ist.

Am andern Morgen wurden wir von mehrern Mitgliedern der Cortes besucht, unter andern von Don Thomas Toreno, dem Kriegsminister, bekannt durch seine Korrespondenz mit Bentham, und von Don Juan O'Donoju, dem Generalinspektor der Infanterie. Der Generalinquisitor beehrte uns auch mit seinem Besuch, eben so der brave Brigadegeneral Sir John Downie.

Keiner von ihnen äusserte die mindeste Besorgniß

über die Lage der Angelegenheiten. Alles war vollkommen ruhig. Man hoffte, daß der König, von den Segnungen eines heldenmüthigen Volkes begrüßt, ohne Anstand die Konstitution desselben annehmen werde. Man vermuthete nicht, daß er im Sinne habe, gegen die Cortes eine Rache auszuüben, die, in einem solchen Augenblicke, zugleich eine Treulosigkeit, eine Undankbarkeit und eine Grausamkeit ohne Beispiel und ohne Entschuldigung sein mußte.

Das Geschrei: „Es lebe die Konstitution und der König!“ erschallte in allen Straßen. Am 2. Mai machte eine zugleich religiöse und patriotische Zeremonie einen tiefen Eindruck auf mein Gemüth. Man grub die sterblichen Ueberreste der Bürger Daioz und Velarde aus, die im Jahr 1808 so lange das Arsenal von Madrid gegen Mürats Angriffe vertheidigten, und lieber starben, als sich ergaben. Ihre Gebeine wurden aus den Särgen genommen, in welchen sie beigesetzt worden, und in einem gemeinschaftlichen Sarkophag, durch die Artillerie-Offiziere, in Prozession nach der St. Dominikskirche getragen.

Der Enthusiasmus war allgemein. Die Regentschaft eröffnete den Marsch. Die Cortes, Militärpersonen von allen Graden, öffentliche Beamte, Individuen aus allen Ständen schlossen sich an, und bildeten einen Zug, der ungefähr eine halbe Stunde lang war. In allen Händen sah man Lorbeer- oder Zypressenzweige. Ueberall ehrte das Volk mit großem Geschrei das Andenken der Märtyrer des Vaterlandes: „Ehre den Tapfern, die für Spanien gestorben! Tod den Feigen und den Verräthern! Es lebe Ferdinand! Es lebe die Konstitution! Es lebe Spanien!“

Unglückliches Volk! ohne Beständigkeit, ohne Glauben, ohne Vernunft! — Einige Tage später, und mein Ohr wurde von einem durchaus entgegengesetzten Geschrei betroffen, von dem der Wuth, der Knechtschaft, des Mordverlangens gegen seine Wohlthäter.

Der Himmel hat die spanische Nation für ihre Undankbarkeit, für ihren Kannibalismus bestraft. Durch fünfzehnjährige Schmach, durch Elend und Herabwürdigung jeder Art (denn Ferdinand VII und die Mönche haben ihm nichts erspart) hat sie erfahren, wie weit des Unsinns und des Meineids Raserei gehen könne; sie hat erfahren, daß ein Volk, welches das Kainssiegel auf seiner Stirn trägt, allen zivilisirten Nationen ein Gräuel ist.

Spanien ist durch eigenen Willen der Freiheit (um welche andere Länder Jahrhunderte lang gekämpft) ungetreu geworden. Es hat einer entehrenden Sklaverei freiwillig den Vorzug gegeben, und dadurch bewiesen, daß es der Freiheit nicht würdig ist.

Ein Tag war hinlänglich, dies ganze am 3. Mai noch so ruhige, auf seine Zukunft so vertrauungsvolle Spanien in einen Kampfplatz wilder Thiere zu verwandeln.

Den 4. Mai erschien eine Proklamation, durch welche Ferdinand der Vielgeliebte die Cortes auflösete, und Jeden, welcher der Vollstreckung dieses Befehls sich entgegenstellen würde, des Todes schuldig erklärte.

Die Agenten des Hofes mischten sich unter das Volk. Sie überredeten diese leichtgläubigen, unwissenden und fanatischen Menschen, daß die Cortes die

geschwornen Feinde des Staats seien, daß ihr Zweck kein anderer sei, als die Religion mit Füßen zu treten, und auf den Trümmern des Throns eine Republik zu begründen.

Die Priester unterstützten diese lügnerischen Vorspiegelungen durch die Autorität ihrer Worte. Bald fachten geistliche und weltliche Betrüger, auf solche Weise, einen allgemeinen Haß gegen Spaniens Vertreter an. Die große Pöbelmasse, die immer leicht hinzureissen ist, folgte mit Gewalt dem Schwunge, welchen man ihr gegeben. Nichts Entsetzlicheres, als dieser blinde Enthusiasmus, dessen Beweggrund ein erkünsteltes Gefühl ist. Je weniger der Mensch das begreift, wofür er wirkt, mit desto größerer Wuth stürzt er sich auf den Feind, den man ihm andeutet.

Vom 9. Mai an war der größte Theil der Bevölkerung von unbeschreiblichem Hasse gegen die Geächteten beseelt. Soldaten, mit bloßen Säbeln in der Faust, durchstreiften die Hauptstadt in allen Richtungen und schrien: „Tod der Konstitution! Es lebe Ferdinand!“

Keine Obrigkeit widersetzte sich ihren Exzessen, oder wagte es, sie zur Mäßigung aufzufordern. Die Regentschaft entsagte einer Autorität, die man auf dem Punkte war, ihr zu entreissen. Der Alcade mayor (Bürgermeister) von Madrid, Montezuma, ein Nachkomme der Inkas, erklärte sich für die königliche Partei, und die Stadt blieb einem blutgierigen Pöbel und einer plünderungssüchtigen Soldateska überlassen.

Diese Tage des Entsetzens haben sich in unauslöschlichen Zügen tief in mein Gedächtniß gegraben. Man öffnete die Gefängnisse. Die Verbrecher, welche

sich in denselben befanden, überfielen die ruhigen Einwohner. Dolche blitzten in allen Händen. Die Leichname derjenigen, welche der Anhänglichkeit an die Cortes verdächtig waren, füllten die Straßen, und ihr Blut floß in den Rinnsteinen. Die Hefe des Pöbels plünderte die Häuser der Vornehmen und Reichen, im Namen des absoluten Königs. Eine Menge Weiber, oder vielmehr Furien, von der königlichen Polizei besoldet, reizten diese Mörder und Räuber durch ihre Ermuthigungen und Liebkosungen zu noch immer größern Exzessen.

Blut! Blut! — schrien diese Kannibalen, Blut für unsern beleidigten König. — Das waren die Hilfsgenossen Ferdinands VII bei seiner Restauration.

Bei allem dem wurden die Briten, welche sich während diesen Bachanalien der Knechtschaft zu Madrid befanden, vom Volke nicht beleidigt. Man überhäufte sie vielmehr mit Lobpreisungen, und rief ihnen zahlreiche Vivats zu. Das Gerücht hatte sich verbreitet, daß der englische Gesandte, Sir Heinrich Wellesley, die Maßregel angerathen, welche der König gegen die Cortes in Anwendung gebracht hatte.

Ohne diesen Gegenstand näher erwägen zu wollen, ist es gewiß, daß an dem Tage, vor jenem der Erlassung der Proklamation, Ferdinand VII ein sehr beträchtliches Gelddarleihen vom britischen Ministerium erhielt. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß dieser Umstand, durch welchen des Königs Finanzen wieder hergestellt wurden, ihm auch den Muth gegeben, seine abscheuliche Maßregel in Ausführung zu bringen, was er nie gewagt haben würde, wäre ihm

nicht eine für Spanien so höchst verderbliche Hilfe zu Theil geworden. Bestechung, Entsetzen, Verführungs- und Einschüchterungsmittel sind in einer wohlgenährten Börse enthalten. Geld ist der Nerv der Tirannei, wie des Krieges.

Mit diesem mächtigen Hebel bewaffnet, war Ferdinand VII nur darauf bedacht, dieselben Cortes zu zermalmen, die ihm seinen Thron erhalten, und deren Deputation nach Valenzia gekommen war, um sich vor ihm zu beugen. Er sann nur darauf, durch Betrug, Verrath und Gewalt seine despotische Krone sich wieder zuzusichern.

Das war der König, dessen Ankunft man zu Madrid erwartete, begleitet von dem englischen Gesandten, und eskortirt von 4000 Mann spanischer Reiterei, die auf Kosten Englands bewaffnet worden, und die unter dem Befehle des britischen Generals Whittingham standen. Englands Gold hatten diesem Schatten-Monarchen den Weg zu seinem schimpflichen Triumph gebahnt, und die hunderttausend Stimmen freiwilliger Sklaven beseelt, deren fanatische Huldigung dessen würdig war, dem sie dargebracht wurde.

Während der Nacht vom 12. Mai wurden die unglücklichen liberalen Deputirten im Schoose ihrer Familien verhaftet, mit Ketten belastet, und in die Kerker der Inquisition versenkt, oder vom Pöbel ermordet. Einige dieser Geächteten, die scharfsichtig genug gewesen, um die Resultate der Rückkehr des Königs vorauszusehen, hatten Madrid unter mannigfachen Verkleidungen verlassen. Andere hielten sich in Speichern und Kellern verborgen, wo sie das Gebrüll der Mörder vernahmen. Sie verdankten die

Rettung ihres Lebens oft nur der Anhänglichkeit eines treuen Dieners, der das seinige dafür aufs Spiel setzte.

Man denke sich die schreckliche Lage dieser Männer, die sich auf allen Seiten vom Tode umringt sahen, und die doch ihren Zufluchtsort nicht verlassen konnten, ohne ihren Henkern in die Hände zu fallen.

Das Denkmal, welches mitten auf dem großen Platze errichtet worden, zum Andenken der Einführung der Konstitution, wurde von dem wahnsinnigen Volke zerschlagen, und seine Trümmer wurden durch die Straßen geschleift, mit dem Geschrei: „Tod der Konstitution! Langes Leben dem absoluten König!“ Man weiß nicht, ob man über einen so unsäglichen Unsinn lachen oder weinen soll.

Zehn Tage früher gingen dieselben Menschen nicht an diesem Denkmal ihrer kaum errungenen Freiheit vorüber, ohne ihr Entzücken zu erkennen zu geben, und den konstitutionellen Stein mit derselben Ehrfurcht zu begrüßen, wie ihre Kirchen.

Ich speisete am andern Tage bei dem britischen Gesandten. Er war abwesend, und sein Sekretär, Vaughan, machte bei Tische die honneurs. Unter unsern Fenstern drängte sich eine wilde, fanatische Volksmenge, und der Krystall unserer Gläser klirrte in ihr verworrenes Geschrei.

Alle Gesichter der Gäste, nachdenkend und blaß, hatten weder den Ausdruck der Freude, noch des Erstaunens, noch der Furcht. Nie war diplomatische Zurückhaltung näher dem Stoizismus verwandt. Man sprach selbst nicht von den Begebenheiten, die sich

unter unſern Augen ereigneten. Kein Laut, keine Bewegung verrieth, was unſere Seelen erſchütterte, was alle Gedanken beſchäftigte.

Am Abend erſchien Wellesley. Er benachrichtigte uns, daß der König ſeinen Einzug zu Madrid nicht am 12., wie er verſprochen, ſondern erſt am 14. halten werde.

Als ich den Geſandtſchaftspalaſt verließ, ſah ich mich plötzlich von einer ungeſtümen Maſſe umringt, die, nachdem ſie mich als Briten erkannt, mich mit dringenden Fragen und Zurufungen beſtürmte. Indem erſchallte der erſte Glockenſchlag des Angelus, und wie durch Zauberei trat plötzlich tiefe Stille ein. Alle Köpfe entblößten, alle Knien beugten ſich. Einige Minuten lang ſchien Alles in Andacht verſenkt, und man vernahm das Gemurmel der üblichen Gebete, ausgeſtoßen von den Lippen dieſer frömmelnden Mörder. Welche Lektion! welch Schauſpiel! Wahrlich die Menſchheit verdient oft mehr, als Mitleiden und Verachtung. . . . . .

Die Bewohner der ganzen Umgegend von Madrid ſtrömten nach dieſer Hauptſtadt, um des Königs feierlichen Einzug zu ſehen. Auf zehn Stunden in die Runde waren alle Dörfer und Weiler verödet.

Dieſe lebendige Maſſe, von der es in den Straßen und auf den Plätzen wimmelte, ſchien ſich in einem fieberiſchen Zuſtand zu befinden. Von Stunde zu Stunde entriß das falſche Gerücht von Ferdinands Ankunft ihr einen mehr oder weniger langgedehnten konvulſiviſchen Schrei. Man ſah auf dem Prado alle dieſe nackten, bronzenen, beinahe afrika-

nischen Köpfe sich gewaltsam bewegen. „Da ist der König! er kommt!“ schrie man, und der Strom wälzte sich gegen das Thor, durch welches er hereinkommen sollte, um sodann wieder allmälig in sein erstes Bett zurückzukehren.

Geschrei der Ungeduld und Verwünschungen jeder Art bezeugten bald die Erwartung, bald das allgemeine Mißvergnügen.

Am 14. Mai Morgens sah man nach und nach zahlreiche Korps königlicher Truppen erscheinen, während Ferdinand, statt sich zu beeilen, den Wünschen seiner Unterthanen zu entsprechen, in seiner Residenz Aranjuez verweilte, und seine Armee voranschickte. Furcht und Prahlerei, diese Haupteigenschaften seines Karakters, hatten ihm solchen Rath eingegeben. Er zitterte noch vor den Cortes, obgleich sie in Kerkern schmachteten, und der tollhäuslerische Fanatismus des Vols, das ihn mit so vieler Ungeduld erwartete, war noch nicht im Stande, ihn vollkommen zu beruhigen. Er wollte, daß seine ganze militärische Macht die Straßen besetze, durch welche er kommen sollte, und daß der knechtische Pöbel mit Wonne und Entsetzen die Zahl der Bayonette sehe, auf welche er seinen unumschränkten Thron zu stützen gesonnen war.

Man konnte keinen bessern Punkt wählen, um die Truppen und das Gefolge des Königs vorbeidefiliren zu sehen, als den Altan des Gesandtschaftspalastes. Ich wählte dort mein Observatorium, und zwang gewissermassen meinen konstitutionellen Reisegefährten O'Doherty, mich dahin zu begleiten.

Seit der verhängnißvollen Proklamation, durch

welche die Cortes aufgelöset, und die Konstitution abgeschafft worden, existirte er, so zu sagen, nicht mehr. Furcht und Kummer hatten ihn krank gemacht. Er sah das Ideal seines Lebens in Blut und Thränen untergehen. Er schloß sich ein in seinem Zimmer, und hatte es seit dem 5. Mai kaum einmal verlassen, um zur Messe zu gehen.

Ich machte ihm begreiflich, daß, wenn er allein im Gasthofe bleibe, während die ganze Bevölkerung Madrids sich dem König entgegenstürze, er dadurch sich am ersten bemerkbar machen, und vielleicht großen Gefahren sich aussetzen werde. Es gelang mir endlich, seinen Widerstand zu besiegen, und wir begaben uns zu dem Gesandten.

Von unserm Standpunkte übersahen wir die ganze Szene zu unsern Füßen. In Erwartung ihres vielgeliebten Monarchen, bewunderten die Spanier die Uniformen und die Waffen der Soldaten. Auf mich machte ihr Anblick eine durchaus entgegengesetzte Wirkung. Mit einem Gefühl des Mitleidens und der Scham wendete ich mich ab, als ich die Waffen von Birmingham blitzen sah, mit deren Hilfe ein meineidiger Monarch über das nationale Recht triumphirte, und eine Konstitution, die er freiwillig beschworen, mit Füßen trat.

John Bull *), so stolz auf seine Freiheit, hatte vom Kopf bis zur Ferse alle diese Satelliten der Tirannei gekleidet und gerüstet. Diese Husaren mit den blutrothen Uniformen, mit den himmelblauen Dolmans, mit weißem Pelzwerk besetzt, diese mit Eisen

*) Das englische Volk.

und Lederzeug bedeckten Karabinirer: Englands Gold hatte sie auf solche Weise herausstaffirt. Und nun kamen sie, um die spanische Konstitution zu vernichten, die dem Lande eine bessere Aera versprach, um die Fahne der Unwissenheit, des Fanatismus, der Herabwürdigung und des Elends wieder aufzupflanzen. Ihr Anblick verursachte mir eine schmerzliche Beklemmung, deren Ursache sich von selbst erklärt.

Viele Briten speiseten bei dem Gesandten. Kaum hatten wir uns vom Tische erhoben, als Trommelgerassel und Musik begannen, und den Einzug des Königs in die Alcala-Straße verkündeten. Der Zug näherte sich langsam, umfluthet von den Wogen des Volks, das sich von allen Seiten an die schwere und massive Kutsche drängte, die mehr eine Art auf Rädern ruhender Palast war, in welchem sich Se. Majestät befand.

Mit dem Schnupftuch in der Hand harrten wir auf den Augenblick, wo der König vor uns erscheinen würde. Er brauchte dazu mehr als eine Stunde, obgleich die Entfernung, in welcher wir ihn zuerst erblickt, kaum 200 Schritte betrug.

Die Maulthiere waren von seinem Wagen vom Volke abgespannt worden, und dieses zog nun mit großer Mühe die kolossale Maschine und den vergötterten Monarchen. Mehrere Tausend weißgekleidete Frauen schritten dem Wagen voran, und überstreueten den Weg mit Blumen.

Jeder wollte die königliche Hand küssen, die Ferdinand weit aus der Kutsche hinausgestreckt hielt. Alle Etikette war vergessen. Es herrschte weder Ordnung noch selbst Ehrfurcht in diesem Gewühl. Der

Wagen wurde jeden Augenblick angehalten, die subalternsten Offiziere steckten ihre Köpfe in denselben, schwatzten, lachten mit Ferdinand III, und zwar in einem so leichten, so vertrauten Ton, daß man diesen willkührlichen Monarchen für den wahren König der Kanaille hätte halten mögen. Aber die Extreme berühren sich, und wenn der Pöbel fanatisch nach Knechtschaft schreit, ist nichts populärer als ein Nero oder ein Kaligula.

Als Ferdinands Kutsche dem englischen Gesandtschaftspalaste gegenüber war, ließ er halten, streckte gegen Lord Wellesley und sein Gefolge die Hand aus, und küßte sie mehrmals, durchaus auf dieselbe Weise wie ein Kind, das für etwas dankt. Wir beantworteten diese Begrüßung dadurch, daß wir unsere Schnupftücher bewegten, und aus vollem Halse schrien: Viva el Rey! viva Espanna! (es lebe der König! es lebe Spanien!)

Der König seinerseits rief einmal über das andere: Viva Inglaterra! (es lebe England!) Diese Bezeugung seiner Erkenntlichkeit schien aufrichtig; wenigstens war sie nicht unverdient.

Gleich darauf drängten ungefähr 500 Frauen die Männer von dem Wagen, befestigten Blumenketten daran, und zogen ihn auf solche Weise.

„Was denken Sie zu dem Allen?“ fragte ich leise meinen Reisegefährten O'Doherty. Er war kaum im Stande, den Mund zu öffnen. In dem Momente, wo er es versuchte, uns nachzuahmen, und sein Schnupftuch zu bewegen, war es ihm aus der zitternden Hand entschlüpft, und in die Straße gefallen. Glücklicherweise wußte ich allein, welche Gefühle sein Inneres

bewegten, und wie sehr er litt. Er heftete einen unaussprechlich traurigen Blick auf mich, und — blieb stumm.

„Sie sehen es," fuhr ich leise fort, „Ihre heldenmüthigen Spanier verlangen einen Gott auf dem Thron. Ferdinand ist freilich kein schöner Gott, im Gegentheil; aber diese Menschen, die ihn anbeten, lieben nun einmal die Tirannei. Sie stürzen sich vor ihr in den Staub, wie die alten Aegypter vor dem Götzen Apis, und sie sind glücklich. Sie wissen nicht einen Bürgerkönig zu achten; er scheint ihnen ein Unding, eine Karrikatur. Sie bedürfen der Idolatrie, des Zaubers des Allmacht, einer heftigen Anregung und des Entsetzens. Ueberlassen wir sie ihrer Vorliebe: de gustibus non est disputandum. Die Zeit allein wird sie belehren und sie bestrafen."

— Gehen Sie diesen Abend, fragte O'Doherty, ohne auf meine Aeusserung zu antworten, gehen Sie mit dem Gesandten, um dieses Menschen Hand zu küssen?

„Sehr wahrscheinlich!" entgegnete ich lachend. „Solch einen Schnack sieht man nicht alle Tage."

— So muß ich Sie verlassen, um eine solche Schande nicht zu theilen.

Nach diesen Worten wendete er mir den Rücken, und entfernte sich.

In der That wurden wir um 7 Uhr Abends dem König vorgestellt, und die Aufmerksamkeit, die Zuvorkommenheit, mit welche Se. Majestät den Gesandten und die Personen seines Gefolges überhäufte, bewiesen zur Genüge die vollkommene Uebereinstimmung,

welche zwischen dem Kabinet von St. James und dem von Aranjuez herrschte.

Ferdinand VII redete mich mehrmals auf eine sehr wohlwollende Weise an, und ich verlor ihn während der ganzen Sitzung nicht aus dem Gesichte. Sein schwarzes Auge glänzte vom Glücke. Er schien durch seinen über die öffentliche Freiheit so leicht errungenen Sieg wie berauscht. In der Flamme seines Blickes offenbarte sich die ganze Wollust der unumschränkten Gewalt, der ganze Stolz, der später mehrere Tausend der besten Bürger der Befestigung seines Triumphs zum Opfer brachte.

Ein beständiges Lächeln irrte auf seinen Lippen Aber dies Lächeln hatte nichts Mildes, nichts Herzliches. Es war der Ausdruck einer befriedigten Rache, nicht eines zuvorkommenden Wohlwollens. Etwas im höchsten Grade Düsteres, Drohendes, Unerbittliches war in den Zügen des Monarchen verborgen, aller Mühe ungeachtet, die er sich gab, sie aufzuheitern.

Er trug die Uniform eines General-Kapitäns seiner Fußgarde, mit dem Brust- und Halsbande des Ordens Karls III. Seine Manieren waren vertraulich bis zur Plattheit. Er umarmte einen alten Hidalgo *), scherzte mit einem spanischen Großen, neckte von fern einen seiner Höflinge; liebkosete diesen, zürnte herausfordernd mit jenem; vertheilte mit vollen Händen, aber ohne alle Unterscheidungskraft, Titel, Aemter, Orden und Würden; nannte

*) Ein Adelicher von alter Race.

Tacayos*) Diejenigen, die, wie er, den Namen Ferdinand hatten; mit einem Worte, er betrug sich wie ein Schüler, der seinen Lehrern entlaufen. Aber der Glanz der Königswürde bedeckte Alles, was sein Benehmen Unanständiges haben mochte.

Zur Linken neben Ferdinand VII war der Infant Don Carlos, sein Bruder, und zu seiner Rechten sein alter Oheim Antonio, bekannt durch seine Geistesschwäche, die nahe an Idiotismus grenzt. Sie nahmen durchaus keinen Antheil an der sie umgebenden Szene, und begnügten sich von Zeit zu Zeit zu lächeln, oder andere Grimassen zu machen.

Ich verließ den Zirkel um 8 Uhr, geblendet, ich muß es gestehen, von dem königlichen Glanze, und beinahe verführt von dem Wohlwollen, mit welchem der König mich behandelt hatte; so schwach sind wir gegen die Verführungen der höchsten Macht, und — gegen die Einflüsterungen unserer Eigenliebe!

*) Dieser Volksausdruck hat dieselbe Bedeutung, wie das griechische Wort „Homonyme"; aber dies letzte ist für uns eben so gewählt und gelehrt, als das Wort „Tocayo" niedrig und gemein ist.

Ueber die Fortschritte der europäischen Zivilisation.

Welches ist der eigenthümliche Karakter, den die Zivilisation während den letzten 15 Jahren sich zugeeignet? — Die Antwort auf diese Frage lautet verschieden.

„Der Karakter unserer Zivilisation, sagt man einerseits, ist die Allgewalt des Handels und der Industrie. Der Genius des unbeschränkten Verkehrs beherrscht die öffentliche Meinung; die Minister-Kabinette, die Königs-Schlösser, die Deputirten-Versammlungen, alle intellektuellen Mächte befinden sich unter seinem Einflusse.“

— Der Karakter unserer Zivilisation, ruft man anderseits, ist die Ueberschwemmung der Demokratie. Nichts vermag sich ihrem Vordringen entgegenzustellen. Man blicke auf England, auf Frankreich, auf Amerika; diese Länder beurkunden die Richtigkeit der Angabe.

Den Voraussetzungen dieser letzten Meinung zufolge, sind alle Throne bedroht, alle Aristokratien schwanken, das System der Gleichheit ist auf dem Punkte, die Stelle zu usurpiren, welche bisher von der Legitimität der Kronen, der „Heiligkeit“ des Episkopats und dem Glanze der Pairswürde eingenommen wurde.

Indessen sind diese beiden Meinungen gleichzeitig unvollständig. Seit dem zweiten Pariser Frieden hat noch ein anderes Bedürfniß, als die oben angedeuteten, Europa beschäftigt, nämlich das der Ordnung;

der Ruhe, der Gesetzlichkeit. Man verschonet den König; man will Frieden, mit Hilfe aller moralischen und physischen Kräfte der Gesellschaft. — Das ist der eigenthümliche Karakter der gegenwärtigen europäischen Zivilisation.

An Thatsachen, welche diese Wahrheit beglaubigen, fehlt es nicht. Kaum würde ein dickes Buch genügen, ihre Ursachen zu entwickeln, und die nothwendigen Folgerungen ihnen zu entnehmen.

Sophisten, die sich in Alles mischen, haben nicht ermangelt, die Frage zu verschürzen, unklar zu machen. Sie haben behauptet, daß mehrere Staaten nur deshalb auf des Friedens Erhaltung hinarbeiten, weil es ihnen materiellen Mitteln gebricht, Krieg zu führen. Sie deuten in diesem Betrachte besonders England an.

Aber wirft man einen forschenden Blick über alle Nationen unsers Erdtheils, vergleicht man ihre Lage mit jener der vereinigten Inselreiche, so erkennt man leicht, daß dieselbe Friedensliebe überall gleich beherrschend ist; daß diese Neigung selbst unsere europäische Grenzen überschritten hat, und daß der Zweck eines beinahe allgemeinen Strebens jetzt nicht mehr Ruhm und Eroberung betrifft, sondern Vermehrung des öffentlichen Wohlstandes durch Vervollkommnung der Industrie.*)

Man glaube nicht, daß Großbritannien ausser Stande sei, Krieg zu führen, sobald der Krieg nothwendig und zu seinem Nutzen ersprießlich sein dürfte.

*) M. s. den Aufsatz: „Karakter unser Zeit," im zweiten und dritten Bande dieses Jahrgangs der Bibliothek.

Die bedeutende Vermehrung seiner Bevölkerung und seines Einkommens in der neuesten Zeit, erleichtert ihm die Erhebung einer Armee, vorzüglich in Irland, für welches eine solche Maßregel nur heilbringend sein würde. Und selbst wenn es dem Schatz an Geld fehlen sollte, würden die Kaufleute und Kapitalisten der City von London in weniger als einer Woche fünfzig Millionen Pfund Sterling (600 Millionen rhein. Gulden) auf den Altar des Vaterlandes niederlegen können.

Die Unthätigkeit Englands während den letzten fünfzehn Jahren muß also einer andern Ursache zugeschrieben werden. Wir finden sie in den Fortschritten der gesunden Vernunft. Sie erleuchtet die Völker über die ungeheuern Opfer, welche der „Heroismus“ ihnen gekostet. Sie kennen den wirklichen Werth der sogenannten heiligen oder Volkskriege, und sie haben gelernt, ihren unheiligen Eifer zu bereuen.

Ehemals riß der Enthusiasmus der „Ehre“ die Nationen in das Schlachtgewühl; jetzt hat das Bedürfniß häuslicher Genüsse, die Entwickelung der öffentlichen Verstandeskraft den Zauber dieses mörderischen Fantoms verwischt. Wir verfolgen Triumphe, die uns weniger theuer zu stehen kommen. Wir lechzen nach Eroberungen, in denen nichts Henkermäßiges ist, die nicht das Blut unserer Söhne kosten, und deren Früchte unser Wohlergehen und unsere Genüsse vermehren.

Wir befinden uns, man bezweifle es nicht, auf der Schwelle einer neuen Zivilisations-Aera, die nicht den entschwundenen Zeitaltern ähnlich sein wird. Alles um uns her hat leise und allmälig eine an-

dere Gestalt gewonnen. Eine lächelnde Aussicht des Friedens und der Thätigkeit öffnet sich vor uns. Allgemeine Nützlichkeit ist die Parole, welche der Genius der Menschheit uns für die Zukunft gegeben.

Die Völker haben diese Parole empfangen; die Regierungen ihrerseits sind genöthigt, dem Geist ihres Zeitalters zu gehorchen. Schauspieler wider Willen in dem großen Drama der Gegenwart, beugen sich die Stützen der absoluten Gewalt unter jener der Zivilisation, die sie von allen Seiten umschließt und bestürmt.

Nichts Bewunderungswürdigeres als dieser Hauptdrang unserer Zeit, dem nichts zu widerstehen vermag. Seine Feinde selbst dienen ihm, sowohl durch ihr Streben, ihn zu unterdrücken, als durch ihre Kunstmittel, ihm auszuweichen.

Man sieht sogenannte Staatsmänner (moralische Karrikaturen, spottweise Staatskünstler genannt), die nicht ein einziges Prinzip haben, das nicht auf einem Irrthum beruhet, und die unwillkührlich zu dem Werke der allgemeinen Emanzipation und des Friedens mitwirken, wie jene Blinden, die ihre Aufgabe nothgedrungen oder maschinenmäßig vollbringen.*)

Man sieht auch wohlmeinende Männer, die erfolglos voreilige Experienzen unternehmen, deren Mißlingen uns weder erschrecken noch irreleiten darf. Der natürliche Gang der Dinge bringt es also mit sich. Man darf hoffen, daß in einigen Jahren diese Unvollkommenheiten, dieser Kampf, diese noch gehemmte

*) Wellington und Andere geben dazu den Belag.

Entwickelung sich auf eine befriedigendere Weise gestalten werden. Die alten Irrthümer der Politik werden der Vergessenheit anheimfallen, deren sie würdig sind. Die gegenseitigen Interessen der Nationen werden besser erkannt sein. Ihre Macht, ihre Ansprüche werden besser gewürdigt werden.

Handel und Industrie werden ihre Hilfsquellen, ihre Schätze, ihre Arbeiten, ihre Zeit nicht mehr verschleudern. Jedes Land wird andern Gegenden diejenigen seiner Erzeugnisse zuführen, die in ihm zu dem möglichst niedrigsten Preise und von der besten Qualität sind. Das Geschick, welches für uns beginnt, wird auf solche Weise vollbracht werden, und der gesunde Menschenverstand der Völker wird seine Eroberung vollenden.

Für uns beginnt die Morgenröthe dieser Epoche kaum emporzudämmern. Unsere Kinder erst werden den großen Triumph der öffentlichen Vernunft feiern. Aber je weniger die Fortschritte unserer Tage auffallend sind, um so interessanter ist es, sie zu beobachten. Ein rascher Blick, den wir über Europa's Zustand werfen wollen, wird uns in den Stand setzen, sie zu würdigen. Die Schritte, welche wir bereits gemacht, können uns einen Begriff von den noch zu machenden geben.

Versetzen wir uns in jene Zeit, die von allen Geschichtschreibern ihres Glanzes wegen gerühmt wird: in die letzten Jahre des siebenzehnten Jahrhunderts. Die Künste blühten, der menschliche Geist schuf Meisterwerke, des Gedankens Freiheit begann zu blühen. In England vorzüglich verbesserte sich die Lage des Volks durch seine Industrie. Einige politische und

Handelsvortheile waren die Trophäen seiner Revolution.

Aber wie unbedeutend waren diese Fortschritte, und wie weit stand das übrige Europa noch hinter England zurück! Frankreich, das so mächtige Frankreich, wurde von Ludwig XIV mit Füßen getreten. Weder der Ruhm seiner Waffen, noch der Glanz seiner Literatur, noch die Zartheit seiner Sitten vermochten es seiner Sklaverei zu entreissen. Es erschöpfte seine Hilfsquellen, um sie einem verschwenderischen Monarchen darzubringen, dessen Ehrgeiz durch das Blut und das Vermögen von zwanzig Millionen Unterthanen nicht gesättigt werden konnte. Die Künste des Krieges und des Friedens bildeten nur einen Holokaust, der auf dem Altar dieser unsäglichen Eigenliebe geopfert wurde.

Man ließ sich täuschen durch diesen Glanz. Man hielt den Prunk eines Hofes für den allgemeinen Wohlstand des Volks. Man vergaß, daß der Höflinge Paradies die Hölle der Nation ist.

Tapfere Armeen, von genialen Männern angeführt, stießen gegen einander und vernichteten sich gegenseitig. Europa jauchzte Beifall dazu. Aber der Landmann hatte kein Brodt, der Arme war dem Hungertode nahe, der Handel war ohne Energie. Unter diesem stolzen Thron und diesem glänzenden Hofe schmachtete eine große, aber unglückliche Menschenmasse, ohne alle religiöse und bürgerliche Freiheit, ohne politische Rechte, oft selbst ohne des Lebens erste Nothwendigkeiten.

Beinahe unerschwingliche Abgaben erschöpften Bürger und Landmann. Theologische Zänkereien, durch

den Mißbrauch der Gewalt vermehrt, nährten Haß und andere niedere Leidenschaften in allen Herzen. So viele geheime Uebel, so viele, lange Zeit durch den Stolz und den Luxus des Monarchen verhüllte Gährungen, mußten endlich ihre Früchte tragen. Sie veranlaßten einen Bankerott, und die französische Revolution wurde von den mächtigen Händen Ludwigs XIV vorbereitet.

Vergleichen wir mit dieser Lage den gegenwärtigen Zustand Europa's. Eine unerwartete Reihefolge der Freiheit günstiger Begebenheiten veränderte den Anblick der Dinge. Es gibt kein Königreich, keine Aristokratie, keine Republik, in welchen, seit der Regierung Ludwigs XIV, das Schicksal der Völker sich nicht mehr oder weniger verbessert hat. Es gibt nicht eins, bei welchem dieses Fortschreiten, während der letzten fünfzehn Jahre, nicht an Schwungkraft und Sicherheit gewonnen. Je weniger natürliche Hilfsquellen die schwächern Staaten haben, um so auffallender erscheint dem Beobachter ihre schnelle Entwikkelung.

Schweden, das seine Entfernung und seine bedeutende Oberfläche im Fortschreiten zu hindern schienen, zeichnet sich im Gegentheil durch die Schnelligkeit desselben aus. Der Unterricht steht dort im schönsten Flor. Der Ackerbau verbessert sich stufenweise. Die exakten und die Naturwissenschaften, Astronomie, Chemie, Medizin, werden mit Erfolg gepflegt. Die Manufakturen verbessern sich täglich.

Man bemerkt, besonders in den letzten Jahren, diese steigende Entwickelung an der Salzeinfuhr. Die höhern Stände haben neuerdings mehrere Vereine ge-

bildet, die sich mit der Erziehung und der geistigen Emanzipation des Landmanns beschäftigen. Zu Stockholm hat man eine Subskription zur Unterstützung der Wissenschaften, und zur Belohnung derjenigen, die sie mit Erfolg in Schweden oder im Auslande kultiviren, eröffnet. Alle Bürger haben daran Theil genommen. Man will mit den vorzüglichsten Hauptstädten korrespondiren, und monatliche Berichte über den Zustand der Wissenschaften und neuer Entdeckungen abstatten.

Die Eisenschmelzen und Fabriken von Motala gehören zu den berühmtesten in Europa. Ueberall im ganzen Königreiche entstehen neue Manufakturen. Ein gewaltiger Schwung hat dieses von Natur stiefmütterlich begabten Landes sich bemächtigt. Die Zahl der Verbesserungen daselbst ist Legion.

Dänemark ist hinter Schweden nicht zurückgeblieben. Seine Verbindungen mit dem zivilisirtesten Theile Europa's sind selbst noch thätiger als die des Nachbarlandes. Ein ausgedehnter Handel vermehrt seinen Reichthum. Eine Zuckersiederei entsteht nach der andern, und es ist merkwürdig, ein Erzeugniß der Wendekreise unter einer andern Gestalt in der hyperboräischen Region sich wieder erzeugen zu sehen.

In Holstein, und in mehrern andern Provinzen des Königreichs, verbessert sich die Schafzucht und das Wollen-Produkt zusehends, wodurch dem Lande neue Vortheile zugesichert werden.

Preussen. Auch in diesem Lande befinden sich Handel und Industrie in hohem Flor. Eisen und Stahl werden daselbst mit vielem Geschmack bearbeitet. Seine Gußeisen-Produkte sind auf der ganzen

Erde berühmt. Man hat prächtige Stutereien gebildet. Die meisten Gewerbe haben sich ausserordentlich vervollkommnet, und das öffentliche Einkommen, so wie das der Privatleute, hat sich beinahe verdoppelt. Die Universität zu Berlin ist eine der ausgezeichnetsten Europa's.

Oesterreich, dessen Bevölkerung man bis jetzt nicht des Liberalismus beschuldigen kann, beschäftigt sich vorzüglich mit der Verbesserung seiner Pferderace und seines Hornviehs. Seine Erzeugnisse dieser Art sind wirklich bemerkenswerth. Die Feinheit seiner Schafwolle verdient ebenfalls die Aufmerksamkeit des Kaufmanns. Mehrere Gesellschaften beschäftigen sich mit der Unterstützung dieser Industrie.

Baiern und Sachsen beziehen große Vortheile von ihren Tuchfabriken und von ihren Glashütten. Die Bewohner dieser Länder beschäftigen sich beinahe ausschließlich mit der Bearbeitung der Natur-Erzeugnisse ihres Bodens, und dies ökonomische System wird vom besten Erfolg gekrönt.

In den Niederlanden ist die Erziehung der Gegenstand einer speziellen Aufmerksamkeit für die Regierung und für das Volk geworden, welche die letzten Begebenheiten leider auf andere Gegenstände geleitet haben*). Zu Lüttich und Gent sind zwei neue Universitäten gegründet worden. Lüttich verdankt seinen gegenwärtigen Wohlstand seinen Eisenfabriken, und Gent seinen Baumwolle-Manufakturen.

*) Wir werden, in einem der nächsten Theile der Bibliothek, unsern Lesern einen Aufsatz über die Ursachen, die Mittel und die Folgen der belgischen Insurrektion vorlegen.

Ein Land, das kaum erst die Bahn der Zivilisation betreten, Rußland, hat bedeutende Fortschritte im Ackerbau gemacht. Es baut Heerstraßen, es gräbt Kanäle, es bildet Heerden und Stutereien, es widmet der Erziehung seiner Bewohner einen beharrlichen Eifer. Man hat aus Deutschland, vorzüglich von Hirschfeld und aus Hannover, Waffenschmiede kommen lassen, um seine Fabriken durch ihre Geschicklichkeit zu verbessern. Mehrere Zuckersiedereien sind in der neuesten Zeit in Petersburg entstanden.

Spanien selbst, dies unglückliche Spielzeug mönchischer Stupidität, hat dem allgemeinen Einflusse nicht ganz widerstehen können. Ehemals waren kaum zwei oder drei Hauptstraßen dieses Landes fahrbar; aber seit zehn Jahren hat man neue Wege gebahnt. Meiereien und zerstreute Gehöfte sind in Gegenden erstanden, die sonst vollkommen verödet waren.

Die Baukunst überhaupt hat einige Fortschritte gemacht. Man bedient sich besserer Materialien, und baut fester. Die Bleiminen von Almeria, und mehrere andere Minen, deren Spanien eine große Zahl hat, werden weniger nachlässig und ungeschickt ausgebeutet. Man sieht, auch hier schreitet die Zivilisation vorwärts, leise und langsam; aber dennoch schreitet sie fort. Die allgemeine Vervollkommnung hat auch dieser sklavischen, blinden, frömmelnden und trägen Gegend sich bemächtigt. Sie erhebt sich wider Willen. Im Kampfe mit dem Liberalismus und der Industrie scheint sie öffentlich zu triumphiren, während sie im Geheimen davon besiegt wird.

Der scheußliche Verrath und das privilegirte Raub-

system, die in Portugal sich des Throns bemächtigt haben, lassen diesem unglücklichen Lande nur einen matten Hoffnungsschimmer. Unter dem Eisenjoche, das Fanatismus und Meineid ihm aufgebürdet, die seinen Boden mit dem Blute der edelsten Bürger tränken, welche Vervollkommnung darf man da erwarten? Indessen versichert man doch, daß die Kultur der Rebe und des Oelbaums einige nicht unwichtige Verbesserungen erhalten.

In Italien hat der Seidenbau eine große Ausdehnung gewonnen. Er bildet gewissermaßen den einzigen noch blühenden Industriezweig. Eine traurige Lethargie hat Wissenschaften und Künste gelähmt. Der Handel, obgleich wenig beschränkt, wirft die Vortheile nicht ab, die er gewähren könnte. Der mächtige Schwung der Freiheit fehlt. Italien hofft sehnsüchtig auf das Erblühen einer bessern Aera.

Die Schweiz könnte zufrieden sein, genösse sie wenigstens die Vortheile eines unbeschränkten Vertrauens in ihrem Innern. Aber noch stehen einige Kantone sich fremd gegenüber, noch ist das System der Einheit und Einigkeit nicht festbegründet, noch gährt der alte Sauerteig des Nepotismus, der Aristokratie und des Jesuitismus in einigen Theilen dieses Landes.

Bei dem Allem hat der allgemeine Wohlstand der Schweiz sich bedeutend vermehrt. Die Ursache davon liegt in dem Genusse des Friedens, und in dem immer mächtiger sich entfaltenden öffentlichen Geiste. Männer von edelm Herzen und gradem Sinn, wahre Patrioten, welche die Bedürfnisse ihrer Zeit und ihres Vaterlandes begreifen; Jünglinge, von den Grund-

sätzen strenger Rechtlichkeit beseelt, durch Lehre und Erfahrung über die wahren Interessen Helvetiens unterrichtet, schreiten der Nation voran, die mit Liebe und Vertrauen ihre schönsten Hoffnungen auf sie begründet.

Werfen wir einen Blick auf Frankreich. Wir haben es unter Ludwig XIV einen anscheinenden Wohlstand, ein erzwungenes Leben geniessen sehen, das des Todes Keime in sich trug. Man sehe es jetzt thätig, gewerbsam, mit mächtiger Hand sich eine freie, genußreiche Zukunft bereiten, die gewiß sein Streben belohnen wird.

Welchen Schwung hat seine Industrie, sein Handel gewonnen, der Ketten ungeachtet, mit denen eine blinde Regierung es belastete! Unter ihrem bleiernen Zepter waren viele seiner Hilfsquellen verstopft, und nur dadurch, daß es rastlos und beharrlich den bösen Willen der obersten Gewalt bekämpfte, erhielt es sich noch auf der Höhe der allgemeinen Zivilisation.

Alle Künste des Friedens blühen in Frankreich, und in dieser Hinsicht wird es nur von Großbritannien und von den vereinigten Staaten Nordamerika's übertroffen. Es war ein im höchsten Grade interessantes Schauspiel, dieser Kampf zwischen der Regierung und der Nation, die ihre Freiheiten vertheidigte, welche jene zu unterdrücken sich bemühete. Ihre Beharrlichkeit im Guten und Wahren, allen Kunstgriffen und Gewaltmaßregeln des Jesuitismus zum Trotz, verdient die Bewunderung der Welt. Denn aller treulosen Plane, aller Winkelzüge, Bestechungen und Verderbungen ungeachtet, hat dies Land, das bald

den Launen der Ineptie und des Absolutismus, bald den blutigen Ausschweifungen einer ungezügelten Demokratie unterworfen war, dennoch bedeutende Fortschritte gemacht.

Ackerbau, Handel, Fabriken, Manufakturen, Künste und Wissenschaften befinden sich in Frankreich in blühendem Zustande. Sie werden sich noch reicher entfalten unter einer freisinnigen, vernünftigen Regierung.

Es ist jetzt allgemein erkannt, daß der ältere Zweig der Bourbonen, welche bis zum 29. Juli geherrscht, seit Langem die Liebe des Volks verloren, daß er nicht mehr die mindeste Sympathie einflößte. Früher oder später mußte diese Familie auf den Thron verzichten, selbst wenn sie durch Wortbruch und Gesetzübertretung sich desselben nicht verlustig erklärt hatte. Sie mußte fallen, weil sie ohne feste Wurzel in Frankreich war.

Eine durchaus friedliche Revolution, im Sinne des Gesetzes, würde sie beseitigt haben. Ohne politische Morde (oder doch nur von Seiten und auf Befehl der Bourbonen) hätte eine solche gleich nothwendige und zweckmäßige Umgestaltung Statt gefunden. Der öffentliche Geist, geleitet von der gesunden Vernunft, unterstützt von dem Muthe der Bürger, hätte dies Resultat allein erzielt. Man weiß, daß solche Revolutionen die entscheidendsten, die segenreichsten sind, und daß weder des Henkers Hand, noch die Gewalt der Bayonette irgend ein Regierungssystem lange zu erhalten im Stande sind.

Ueberdem weiß man auch, daß es der französischen Nation jetzt nicht an wahrer Bürgertugend gebricht.

Ihre große Aufregung, die zu Ende des letzten Jahrhunderts ganz Europa in seinen Grundfesten erschütterte, hat bei ihr selbst tiefe politische Betrachtungen veranlaßt. Die Ueberspannung, welche man ihr zum Vorwurf machte, liegt jetzt nicht mehr in ihrem Karakter. Man wird nicht mehr jene Revolution bei ihr sehen, deren Werkzeug Fouquier-Tinville und deren Organ Marat war.

Es scheint unmöglich, daß die übrigen Mächte Europa's gesonnen sein könnten, einen dritten Kampf zu Gunsten der Bourbonen zu unternehmen. Dieser auf immer gestürzten Dynastie abermals eine Krone zuzusichern, welche sie durch ihre totale Unfähigkeit verloren, liegt ausser dem Bereich der europäischen Politik.

Nie also wird man jenen Gesundheitskordon sich erneuern sehen, durch den man die Völker gegen die liberale Ansteckung zu bewahren sich bemühete. Die Könige sind dieser Kreuzzüge müde, und die Nationen haben begreifen gelernt, daß man im Grunde sie damit verspottete. Sie wissen jetzt, daß, indem man zur Vertheidigung ihrer Regierungen, ihrer Altäre und ihrer Herde, oder mit andern Worten „für Gott, König und Vaterland" aufforderte, man nur für die Schmälerung ihrer eigenen Rechte sie ihr Blut ververgiessen ließ.

Dazu gesellt sich noch die mehr friedliebende als kriegslustige Neigung der Monarchen. Die meisten von ihnen sind bejahrt, und haben wenig Vorliebe für neue Kämpfe, welche ihre Ruhe abermals allen Zufällen des Waffengeschicks preisgeben können.

Erfahrung hat sie gelehrt, daß man nicht gefahrlos dem Genie und der Allgewalt einer Epoche sich entgegenstellen kann. Sie haben sich überzeugt, daß das Staatsschiff leichter schwimmt, als es von dem Strome der öffentlichen Meinung getragen wird; daß mehr als eine Klippe den unbesonnenen oder verwegenen Steuermann bedrohet, der es der Strömung entgegenlenken will, und daß ein wohlverstandenes, freisinniges und aufgeklärt-gesetzliches Regierungssystem tausendmal mehr Sicherheit darbietet, als eine Armee von 300,000 Mann.

Ausser diesen Verbesserungen und diesen speziellen Vervollkommnungen in den verschiedenen Staaten Europa's gibt es noch andere, deren Ehre und Vortheile von mehreren derselben zu gleicher Zeit getheilt werden. Nicht Baiern und Oestreich allein haben ihre Eisenbahnen, nicht Preussen, Schweden und Rußland allein haben durch Kanäle ihre innere Schifffahrt verdoppelt, prächtige Straßen sind auch über die Alpen und Appenninen, über die Sudeten und Karpathen, über das Grenzgebirg zwischen Schweden und Norwegen, selbst über den Ural, den Kaukasus und den Balkan gebahnt worden, wie im Innern Deutschlands und der Schweiz, Rußlands, Polens und Italiens.

England endlich steht ohne Vergleich an der Spitze aller Länder unsers Erdtheils. Sein Handel, wie seine Industrie, wie seine Macht, wie seine innern Verbesserungen sind unermeßlich.

Mag man es immerhin durch seine ungeheure Staatsschuld erdrückt, durch die gigantische Masse

seiner Abgaben vollkommen erschöpft darstellen, die Beredsamkeit der Zahlen widerlegt das Alles. Der Wohlstand dieses Landes im Allgemeinen ist leicht zu ermessen; man braucht nur seine Ein- und Ausfuhr in Rede zu stellen.

Vier Jahre nach dem letzten Pariser Frieden erhob sich die Einfuhr der rohen Baumwolle in Großbritannien auf 139 Millionen Pfund. Die letzte Rechnungsablegung der Importation desselben Stoffes gibt seine Summe auf 211 Millionen Pfund an. In dem ersten Zeitraum wurden ungefähr 12 Millionen Pfund ausgeführt, und gegenwärtig 21 ½ Millionen Pfund. Folglich verbraucht England jetzt 189 ½ Millionen Pfund Baumwolle in seinen Fabriken, und damals nur 127 Millionen Pfund. Dasselbe Verhältniß bemerkt man auch bei allen übrigen Ein- und Ausfuhrartikeln.

Da jedoch die Bevölkerung des Landes sich nicht in demselben Verhältnisse vermehrt hat, so ergibt sich daraus, daß sie jetzt bei weitem besser gekleidet ist, als ehemals — Offiziellen Aktenstücken zufolge, betrug der Werth der Wollen- und Baumwollen-Ausfuhr, vier Jahre nach dem Frieden, 5,313,429 Pfd. Sterling (63,761,148 rhein. Gulden), und gegenwärtig jährlich 5,763,632 Pfd. Sterl. (69,163,584 rhein. Gl.).

Die Fortschritte des Seidenhandels sind nicht weniger bemerkenswerth, und die Seiden-Einfuhr ist von zwei Millionen Pfund auf vier Millionen Pfund gestiegen. Auch die Einfuhr des Bauholzes und anderer Gegenstände hat sich bedeutend vermehrt. Aus

dem Allem ergibt sich aufs Klarste, daß man nicht allein mehr verbraucht, sondern daß man auch bessere Arbeit verlangt, und daß die Genüsse der Zivilisation bereits bis zu den untersten Ständen der Bevölkerung gelangt sind.

Zwei Universitäten sind in der Hauptstadt entstanden. Mehrere Gesellschaften beschäftigen sich damit, die Liebe zum Studium und zu nützlichen Kenntnissen zu verbreiten. Die Erziehungs- und Mildthätigkeits-Anstalten vermehren sich auf allen Seiten. Solide und schöne Gebäude ersetzen die alten, baufälligen Häuser.

Die Arbeiter, die Handwerker, jene ganze so lange vernachlässigte produktive Klasse hat seit 1815 wirklich erstaunliche Fortschritte gemacht. Ihr Geschmack hat sich geläutert. Sie hat sich den höhern Ständen genähert. Sie hat sich aufgeklärt, ohne ihre Arbeits- und Ordnungsliebe zu verlieren. Eisenbahnen, mit Gas erleuchtet, durchschneiden Großbritannien in allen Richtungen. Diese Vervollkommnungen sind selbst bis in die wildesten Gegenden Schottlands und bis nach Irland gelangt.

Die Verbindungen zu Lande und zu Wasser werden so leicht, so rasch, so wenig kostspielig, daß dies Resultat der Industrie beinahe als ein Wunder betrachtet werden kann. Man legt eine Strecke von dreißig Stunden mit geringern Kosten und in kürzerer Zeit zurück, als man sonst brauchte, um nach seinem nahen Landhause zu gelangen.

Die Dampfschifffahrt gewinnt täglich neue Verbesserungen, und sinnreiche Maschinen sichern die Rei-

senden gegen die Gefahren einer Explosion. Selbst ohne Hilfe des Dampfs, und nur durch den Druck der Luft, setzt man jetzt Wagen schneller in Bewegung, als es durch Pferde geschehen kann.

Die innern Seen zu London und in andern Städten, Docks genannt, welche Schiffe aus allen Weltgegenden in sich aufnehmen, sind zu enge geworden, und genügen nicht mehr für des Handels Bedürfnisse, so daß man genöthigt gewesen ist, andere und größere zu erbauen. Die Briefpost hat ihre Schnelligkeit verdoppelt, und befördert die Depeschen von einem Endpunkte des Königreichs zu dem andern in weniger als sechszig Stunden.

Das sind nur materielle Verbesserungen; die moralischen sind nicht minder bewunderungswürdig. Die Sitten der untern Stände zivilisiren sich immer mehr. Die Kriminal- und Zivil-Gesetzbücher der Nation werden revidirt. Die Katholiken sind emanzipirt, und es gibt in England keine Parias mehr. Alle Briten haben eine gleichförmige Gesetzgebung. Jährlich wird eines der Hindernisse des Handels oder der Industrie beseitigt, und das Parlament bietet zur Vollbringung des meisten Guten die Hand.

Irland, das vor Kurzem noch so elend war, beginnt sich zu erheben. Ein glänzender Erfolg hat sein Streben gekrönt. Es hat eine National-Existenz gewonnen. Die Emanzipation hat seinem fruchtbaren Boden ein neues Lebensprinzip verliehen. Ordnung und Ruhe begründen sich, und bedeutende Kapitalien strömen nach dieser Insel, der die britische Industrie bald neue Reichthümer entnehmen wird. Einige Ehrgeizige, und O'Connell an ihrer Spitze, suchen zwar

noch die Zukunft ihres Vaterlandes zu kompromittiren, indem sie die Trennung Irlands von Großbritannien verlangen; aber Alles läßt voraussehen, daß ihre Entwürfe an dem gesunden Verstande des Volks scheitern werden.

So kann man die allgemeine Bewegung Europa's als den Beginn einer Epoche des Friedens, der Arbeit, der Industrie betrachten. Kaum sind wir im Stande gewesen, die Grundzüge dieses großen Gemäldes anzudeuten, dem Reisenden ähnlich, den das Schiff entführt, und der seine Blicke nur auf die hervorstehendsten Szenen des ihn umgebenden beweglichen Panorama's fesseln kann.

Umsonst bewahren gewisse Menschen noch ihren fanatischen Kultus für die Vergangenheit. Alles um uns her ist neu, durchaus neu. Die Bewegung der Meinungen und der Sitten ist parallel und identisch. Einer friedfertigen, genußreichen Zivilisation entgegen geht des ganzen Europa's mächtiger Drang. Die unumschränkte Gewalt der Regierungen selbst vermag ihn nicht zu zügeln. Man sehe Spanien, sein Symbol. Die Theokratie ist nichts mehr als Körper ohne Seele. Man sehe Rom, diese Stadt, deren Ruinen ein treffendes Bild von der Macht des Priesterthums darbieten.

Auch der kriegerische Ehrgeiz ist nicht mehr in der Mode. Napoleon war nur das Werkzeug der großen Zerstörung, die vollbracht werden mußte, um den Zustand der Ruhe herbeizuführen, dem wir entgegenstreben. Durch den Krieg hat er sich seine eigene Grube gegraben.

Der Zweikampf selbst wird nach und nach unsern

Sitten ein Gräuel, und die Aufforderungen zur Abschaffung der Todesstrafe, die sich jetzt stärker als je erneuern *), karakterisiren am besten die Epoche, welche wir betreten. Hoffen wir, daß die Erde nicht mehr mit Menschenblut getränkt werden, und daß der große Hebel der Gesellschaft künftighin Arbeit sein wird.

*) Man weiß, daß Herr von Sellon zuerst im souveränen Rathe der Republik Genf den Vorschlag zur Abschaffung der Todesstrafe gemacht, und daß er ihn seitdem alljährlich erneuert hat. Er hatte auch einen Preis über diese wichtige Frage ausgesetzt, welchen der Advokat Karl Lucas zu Paris durch seine Schrift gewann. Herr von Sellon übersendete dem gegenwärtigen König der Franzosen den Bericht über seinen Konkurs, und erhielt von ihm folgende Antwort:

„Palais-Royal, 29. Januar 1828.

„Ich habe, mein Herr! den Brief empfangen, durch welchen Sie mir die Uebersendung des Berichts über den Konkurs ankündigen, den Sie zur Beförderung der Abschaffung der Todesstrafe eröffnet haben. Ich danke Ihnen für die Mittheilung dieser Publikation, die ich mit alle dem Interesse lesen werde, welches ein so wichtiger Gegenstand mir seit Langem eingeflößt. Sein Sie davon überzeugt, mein Herr! so wie von meinen aufrichtigen Gesinnungen für Sie.

Ihr wohlgeneigter Ludwig Philipp von Orleans."

Nachschrift von des Herzogs eigener Hand:

„Ich danke Ihnen um so mehr, lieber Graf, da ich eifrig von ganzem Herzen die Abschaffung der Todesstrafe wünsche."

Ein Wort über die Erdkunde der Hebräer.

Die Israeliten waren im Alterthum von allen Völkern das unwissendste in Hinsicht auf die Geographie. Die Propheten, die bei ihnen ungefähr dieselbe Rolle spielten, wie die Zeitungsschreiber in Frankreich und England, d. h. die über Alles schwatzten, die Alles wußten, Alles voraussahen, Alles deuteten, und die beständig Zorn, Eifer und Drohung auf der Lippe hatten, waren noch unbewanderter in den allgemeinsten Lokalkenntnissen, als die Redaktoren der Gazette de France, welche die Flotte der Republik Genf Tunis blokiren lassen, die Bewohner von Savoien „gute Schweizer“ nennen, und Leipzig zur Hauptstadt von Sachsen machen.

Obgleich Jerusalem kaum eine Tagreise vom mittelländischen und acht oder zehn Tagreisen vom rothen Meere entfernt war, hatten sie doch nicht den mindesten Begriff von diesen beiden großen Wassermassen, die sie unaufhörlich verwechselten, oder vielmehr, die sie nur als eine einzige betrachteten. Man muß annehmen, daß die Propheten und die übrigen hebräischen Geschichtschreiber entweder aus Unwissenheit sich irrten, oder daß sie absichtlich die Unwahrheit sagten.

Denn wie war es möglich, daß zu der Zeit, als man den Weg um das Vorgebirg der guten Hoffnung, und durch die Meerenge von Gibraltar noch nicht ahnete, und als man noch nicht daran gedacht hatte, den ptolomäischen Kanal zwischen dem rothen Meere und dem Nil zu erbauen, der König Salomon die Schiffe, welche er zu Ezeon-Geber (Asion-Gaber)

am Schilfmeere oder dem persischen Meerbusen erbauen lassen, zu Tyrus seinem Bundesgenossen Hiram übergeben, und dieser sie nach Ophir (wahrscheinlich Indien) zurückschicken konnte *), um dort Gold, Elfenbein, Spezereien und Affen zu holen?

Und jener Jonas, komischen Andenkens! der drei Tage in einem Wallfische zubrachte, obgleich Jedermann weiß, daß der Schlund dieses Meerungeheuers kaum einem Häring den Durchgang gestattet, und der, um nach Ninive zu gehen, sich zu Joppe einschiffte, grade wie ein ächter Schildaer, der, um von Dresden nach Berlin zu reisen, sich zu Odessa einschiffen würde.

Auf jeden Fall walten hier grobe Irrthümer ob, die nur durch eine vollkommene Unwissenheit, in Hinsicht auf die Geographie, entschuldigt werden können. Diese Unwissenheit war so groß, daß nicht ein einziger der damaligen Gelehrten auch nur oberflächlich die Lage jenes Ophir und Tarses anzudeuten vermochte, von woher die Juden ihr Gold (den für sie allerwichtigsten Gegenstand) bezogen.

Des jüdischen Gesetzgebers, Moses, Hauptbestreben zielte vorzüglich darauf hin, sein Volk so viel als nur immer möglich zu individualisiren. Alle seine Institutionen waren darauf berechnet, und diese Vereinzelung faßte so tiefe Wurzeln, daß sie noch jetzt fortbesteht **). Ueberall bei den Israeliten bemerkt man noch dieselbe Verbrüderung, denselben Egoismus,

*) 1. Buch der Könige, Kap. IX, 26 — 28.

**) M. s. den beachtungswerthen Aufsatz „die Ueberreste Jakobs“ im eilften Bande, S. 83 u. f. des Jahrgangs 1829 dieses Werks.

dieselbe engherzige Nationalität, welche sie früher auszeichneten.

Um diese Vereinzelung zu erzielen, welche selbst noch die übertrifft, welche Lykurg zu Sparta feststellen wollte, flößte Moses seinem Volke eine überschwengliche Verachtung, ein wirkliches Entsetzen gegen alle fremden Nationen ein. Er trennte sie von denselben durch eine unübersteigliche Scheidewand, indem er Alles, was nicht Hebräisch war, mit einer unwiderruflichen Verwünschung belegte. Gottesverehrung, Ritus, Gebräuche, selbst Speisen, Alles was ausserhalb Judäa geschah, war profan und abscheulich. Man verunreinigte sich, wenn man vertrauten Umgang mit einem Fremden hatte, oder mit ihm aß.

Wie wäre es möglich gewesen, daß, mit solchen Ideen großgewachsen, die Juden hätten reisen, oder geographische Kenntnisse erlangen können? Mit diesem ihnen ganz eigenthümlichen Egoismus, mit dieser Verabscheuung alles dessen, was ausser Palästina's Grenzen existirte, waren sie durchaus nicht geeignet, selbst die geringsten Ausflüge zu unternehmen.

Bei allem dem war kein Volk durch seine Lage mehr zu einem vortheilhaften Zwischenhandel geeignet, als die Israeliten. In geringer Entfernung von dem mittelländischen und dem rothen Meere, standen ihnen die Pforten des Morgen- und Abendlandes geöffnet. Aber sie hatten davon keinen Begriff, und die Augen wurden ihnen nicht einmal geöffnet, als Alexander seine neue Hauptstadt ganz in ihrer Nähe erbaute, und diese bald der Zentralpunkt eines unermeßlichen Handels wurde.

Die israelitischen Schriftgelehrten (wie man jene

Menschen nannte, die heut zu Tage in der literarischen Welt eine sehr traurige Rolle spielen würden) schieden ihre bekannte Welt in drei Theile, die selbst nicht mit denen korrespondirten, welche man von jeher angenommen.

Japhet begriff den Norden, zwischen dem Archipel des mittelländischen Meeres, dem schwarzen und dem kaspischen Meere, über welche hinaus, ihrer Meinung nach, ewige Finsterniß herrschte, und wo nichts mehr existirte.

Cham, oder besser Ham, war im Süden; denn Ham bedeutet heiß, glühend.

Unter Sem wurden alle morgenländischen Völker bezeichnet, die größtentheils zu Jerusalem, nach der Rückkehr der Stämme aus der Gefangenschaft, wenig oder nicht bekannt waren.

Das zehnte Kapitel des ersten Buches Moses ist das einzige, welches sich wenigstens andeutend mit der Geographie der Hebräer beschäftigt. Indessen gaben sie den verschiedenen Ländern Namen von ihrer eigenen Erfindung, welche diese keinesweges trugen, ungefähr wie noch heut zu Tage die Seefahrer neu entdeckte Länder willkührlich zu benennen pflegen, oder sie verdreheten und verfälschten die Namen dergestalt, daß sie unkenntlich wurden; eine „Kunst", worin selbst die neuern Nationen es ihnen gleichzuthun sich bemühen. Man erinnere sich nur an das Ratisbonne (Regensburg), Auguste (Augsburg), Gênes (Genova) u. s. w. der Franzosen, und an das Koppenhagen (Kiöbenhavn), Genf (Genève), Lissabon (Lisboa), u. s. w. der Deutschen, ohne der willkührlichen Verstümmelungen in andern Sprachen zu gedenken.

Aber dadurch zugleich wird es ausserordentlich schwer, jetzt zu entdecken, welche Gegenden sie eigentlich gemeint, um so mehr, da sie die geographischen Abtheilungen an ihre Kosmogonie knüpften, und vermutheten, daß die Länder nach denen benannt worden, welche sie für die ersten Bewohner derselben hielten.

Wir finden einige Spuren der kymrischen Race in jenem G m r, das dem alten Gebrauch zufolge ohne Laute geschrieben wurde, und bald Gamer, bald Gimer (Ghimer) ausgesprochen wurde. Wundert man sich, Volksstämme aus den Polargegenden und den Abendländern in diesem Namen-Katalog angegeben zu sehen, so darf man sich nur erinnern, daß er um die Zeit des Helkias geschrieben wurde, dessen Werke man für apokryphisch hält, und daß grade zu jener Zeit die gedachten Völker durch die Schluchten des Kaukasus Einfälle in Asien machten. Herodot gedenkt derselben und bestimmt ihre Zeit, die mit jener der jüdischen Gefangenschaft übereinstimmt. Das Entsetzen, welches diese Nachricht zu Babylon verbreitete, war sehr groß. So wird es erklärlich, wie Helkias einen großen Theil Asiens mit Nationen bevölkerte, die ihre Streifzüge nur zufällig dahin geführt.

Auch hier, in diesem Namen-Register, sind fast alle Benennungen verfälscht. Welche Völker sind jene G o g und M a g o g? — Keine andern, als die über einen Raum von 600 Stunden in der Breite ganz Asien durchschneidende Race, welche man bald Gheten, bald Seithen oder Skuten, bald Gothen nennt.

Die hebräische Geographie gedenkt auch der Medi oder Medier, und Juns oder Joniens. Das letztere

wird im ersten Buche Moses als ein Archipel bezeichnet, in welchem Elisah (wahrscheinlich Ellas oder Hellas oder Griechenland) die gröſste Insel sei. Was Tarsis und Kettim gewesen, und wo sie gelegen, weiß man durchaus nicht. Rhodanim ist ohne Zweifel die Insel Rhodos.

Cham oder Ham, die Wurzel des Wortes Hammon, das „glühende Sandwüsten" bedeutet, begriff den ganzen den Israeliten bekannten Landstrich im Süden. Ihre kleine mittägliche Welt bestand aus Kanaan oder Syrien, aus Mizraim oder Aegypten, aus Put oder Phut, das man umsonst sucht, und aus Chus, unter welchem letztern Namen die Juden Abyssinien und einen Theil Arabiens bezeichneten, den sie mit dem ersten zusammenhängend glaubten. Daher schreibt sich die groſse Verlegenheit der Orientalisten, die nicht wissen, ob die Königin von Saba, die nach Jerusalem kam, um den vielbeweibten weisen Salomo zu bewundern, aus dem arabischen Tehama oder von den äthiopischen Gebirgen niedergestiegen ist. Wie dem auch sei, so viel ist gewiß, daß die Portugiesen, welche im 16. Jahrhundert Abyssinien berührten, den Judaismus vollkommen etablirt fanden.

Leichter entdeckt man die Städte und die Regionen der schwarzen chushilischen Race in Arabistan, in Persien und Aethiopien, weil verschiedene genealogische Aehnlichkeiten diesen Zweig des menschlichen Geschlechts individualisiren, so daß die Sprachen der Abyssinier, der Araber, der Phönizier, der Hebräer und der Aramäer oder Syrier auf derselben grammatikalischen Basis ruhen.

In dem Theile Sem des hebräischen Atlas findet

man zuerst Elam oder Aylam, vielleicht die Elymäer oder Gebirgsbewohner östlich von Chaldäa, sodann Assur, das Volk der Assyrier.

Dieses sehen wir in den prophetischen Zeitungsartikeln des Jesaja, des Jeremia und in den Annalen der Königsbücher fast immer personifizirt. Es spielt dort immer die Rolle des bösen Mannes, mit dem man ungehorsame Kinder zu erschrecken sucht. Und in der That war die kleine jüdische Nation, an eine große Monarchie gelehnt, in jedem Augenblicke der Gefahr ausgesetzt, von dieser zermalmt und verschlungen zu werden. Darum liessen die Propheten in ihren halboffiziellen Deklamationen, in ihrem patriotischen Schattenspiel, so oft Assur erscheinen, wenn es darum zu thun war, den Israeliten über ihre Sünden, ihren Luxus u. s. w. ans Herz zu reden. „Assur wird kommen wie ein reissender Strom: Assur wird sich erheben wie ein vernichtendes Feuer; der Herr wird Assur erwecken gegen Moab, gegen Ammon, gegen Juda, gegen Israel.“

In Lud erkennt man Lydien. Aram bedeutet Norden. Dies Aram der Juden umschloß ganz Syrien. Sie theilten es in Aram-Nahrim, oder Arim der beiden Flüsse, dem die Griechen den Namen Mesopotamien gaben, in das eigentliche oder damaskische Aram, und in Aram-Sobah, dessen Lage sich nicht genau bestimmen läßt, das jedoch nicht besonders entfernt von der heiligen Stadt sein mußte, indem die Bücher Samuelis der Kriege Davids mit Adad-Azer, dem Könige dieses Landes, gedenken.

Hat man viel Geduld und Beharrlichkeit bei mühseligen Nachforschungen, so findet man in Strabo,

Ptolomäus und einigen Andern mehrere Gegenden des hebräischen Aram, wie Uz oder Autz, Hul oder Huls, Geiher oder Gatar und Mas oder Mesch. Aber diese Klaubereien würden uns zu weit in das Bereich der Theorien führen, weshalb wir sie Andern überlassen müssen.

Das Land Araf-Kashd, oder Grenze von Chaldäa, deutet schon durch seinen Namen seine Lage an. In ihm wohnte Eber, Vater aller Völker jenseits des Euphrat, was in Bezug auf Jerusalem diesseits war. Man sieht aus dieser alleinigen Thatsache, daß die Geographie der Hebräer aus Babylon herstammte, und daß sie nicht einmal die genügende Umsicht hatten, ihre Andeutungen da zu verändern, wo es die Umstände erforderten.

Ein letztes Land, Ophir, hat immer Veranlassung zu vielen Voraussetzungen gegeben. Es ist bis jetzt gewissermaßen der Stein der Weisen aller Geographen gewesen. Man hat es in Indien gesucht, in Zeylon, in Sumatra, in Afrika, zu Soffat, endlich sogar in Spanien, wo man in Tarteſſa die Stadt Tarsis hat wieder erkennen wollen.

Nach dem biblischen Text brauchten die Schiffe Salomons drei Jahre, um die Reise nach Ophir und zurück zu machen. Es ist also nicht möglich, es in dem Doffir der Gebirge von Yemen und in dem Soffata Abyssiniens zu entdecken. Am wahrscheinlichsten dürfte man es wohl in dem Ophor, im persischen Meerbusen, finden.

Diese letzte Voraussetzung ist um so wahrscheinlicher, wenn man bedenkt, daß man das rothe Meer

nur mit günstigem Winde beschiffen kann, auf den man oft mehrere Monate warten muß.

Tarsis dagegen konnte leicht in Spanien sein. Denn es ist nirgends gesagt, daß dieselben Schiffe zugleich beide Orte berührten. Wir haben scho oben gesagt, daß die Juden das rothe und das mittelländische Meer für eine und dieselbe Wassermasse hielten. Es würde also keinesweges auffallend sein, hätten sie auch die beiden Städte Ophir und Tarsis in ein und dasselbe Land verlegt. Wir wissen, daß ihrer geographischen Unwissenheit allein dergleichen Verstöße zugeschrieben werden müssen.

Gegenwärtiger und früherer Zustand der Hölle und der Zauberei.

Erster Artikel.

Wer sollte es glauben, daß es im neunzehnten Jahrhundert, und in Deutschland, eine „Zauber-Bibliothek“ gebe, und daß dieses Werk von einem Kirchenrath redigirt werde? *) — Dies philosophische Phänomen existirt nicht allein in der That, es grünet und blühet auch in der üppigen Frische eines schwellenden Jungfernkranzes.

Der Herr Kirchenrath Horst befindet sich an der

---

*) Der vollständige Titel dieses Werkes lautet folgendermaßen: „Zauber-Bibliothek, oder von Zauberei, Theurgie und Mantik, Zauberern, Hexen und Hexen-Prozessen, Dämonen, Gespenstern und Geister-Erscheinungen. Von Georg Konrad Horst, großherzoglich-hessischem Kirchenrathe.“

Spitze einer kleinen Truppe Literatoren, mit deren Hilfe er ein so weites Feld ausbeutet, daß es uns unmöglich ist, ihm Schritt vor Schritt durch alle Abtheilungen desselben zu folgen.

Dante, wie man weiß, schied die Hölle in mehrere Kreise, ungefähr wie jene Deutschlands vor der französischen Revolution. Unser Kirchenrath verfährt auf eine ähnliche Weise, und theilt Lucifers Reich in so regelmäßige Kompartimente, daß selbst ein Kind ihre Gesammtmasse begreifen kann.

Begnügen wir uns, nur eine dieser Provinzen zu besuchen, und überlassen wir es denen, welche die ganze Reise unternehmen wollen, das Werk selbst zu Rathe zu ziehen.

Es ist so methodisch, so klar, die höllischen Regionen sind darin so genau beschrieben, und zwar nach den glaubwürdigsten Autoritäten, von Jamblicus und Porphyr bis zum Abbé Fiard und Glanville, daß sie wenigstens eben so bekannt sind als der Lauf des Nigers. Wenn deshalb ein Reisender den Avernus nicht mit derselben Leichtigkeit verläßt, als er ihn betreten, muß er die Schuld sich selbst zuschreiben.

Bei alledem wollen wir nicht behaupten, daß dies Gemälde der höllischen Regionen sehr verführerisch sei, und daß es uns eine besonders günstige Idee von dem Geiste und dem Personale ihrer Verwaltung gebe. Es ist vielmehr eine Art Da Capo der ehemaligen Jesuiten-Administration in Frankreich.

Wir wissen bereits durch weiland Fust oder Faust, daß die Temperatur dieser Region sehr schwül ist, und daß der Thermometer von Réaumur dort wenig-

stens bis auf vierzig Grad steigt. Im Uebrigen hat der Anblick dieser Gegend eine große Aehnlichkeit mit den Umgebungen von Huy in Belgien, oder von Birmingham in England, wo es eine Unzahl von Hochöfen und Steinkohlenminen gibt.

Die Literatur steht in der Hölle in keinem besondern Flor, einigen Mittheilungen und Lukubrationen zufolge, welche aus ihr herrühren, und die gratis in die Zauber-Bibliothek inserirt worden. Auch die Wissenschaften, mit Ausnahme einiger praktischen Applikationen der Chemie, sind dort durchaus vernachlässigt.

Der große Faust, der gewissermaßen der Delolme der Hölle war, hat eine sehr lichtreiche Darstellung ihrer Regierung entworfen *), von welcher die Zauber-Bibliothek einen interessanten Auszug darbietet.

Diese Regierung ist, wie man sich leicht denken kann, eine monarchi-, theokrati-, despoti-, nepoti-oligarchische Administration, in dem Genre der bourboni-, spani-, portugiesi-, römi-, neapolitanischen, mit allen den ergötzlichen Annehmlichkeiten, welche diese admirabeln und palpabeln Eldorados der unumschränkten Gewalt karakterisiren.

Daß die individuelle Freiheit dort auf Null reduzirt ist; daß Jeder nur so viel sicheres Eigenthum hat, als er in seinem Magen beherbergen kann; daß man ausser einigen Millionen Ave's und Gloria tibi's etc., wenig zu sagen sich erkühnt, versteht sich von selbst.

*) M. s. Mirakelkunst und Wunderbuch. oder der schwarze Rabe, auch der dreifache Höllenzwang genannt.

In Summa, apostolische Ordnung und jesuitische Gewissenhaftigkeit sind dort vorherrschend. Im Uebrigen geht Alles bunt durch einander, und die Attributionen der verschiedenen Departemente sind eben so genau bestimmt, als das Schema bei dem Schacher der Métalliques auf der Börse zu Frankfurt am Main.

Wir sehen, daß Belzebub, Astaroth und andere Mitglieder des höllischen Ministeriums, die doch unbestreitbare Rechte auf das Präsidium haben, beständig von Mephistopheles, Aziel, Marbuel und andere Dämonen zweiten Ranges gefoppt werden, die ihren Schnabel in den Brei stecken, der keineswegs für sie bereitet worden.

Nach Reginald Scott *), der ihre Schatzung vorgenommen, bilden sie ein stehendes Heer von sechszig Legionen, über welches Se. Excellenz der Marschall Herzog von Amazeroth den Oberbefehl hat. Die Statistiker der Hölle sagen nichts über ihre Marine, woraus man schliessen kann, daß sie nicht bedeutender ist, als die Sr. Heiligkeit.

Aller Zurückhaltung der verschiedenen Höllenforscher ungeachtet, kann man dennoch entnehmen, daß ihre Meinung der Figur und dem Betragen des regierenden Monarchen Luzifer wenig günstig ist, obgleich seine Hofschranzen ihm den Beinamen des Vielgeliebten und des Gerechten gegeben.

Der Plebs bildet sich gewöhnlich ein, daß Satan das Oberhaupt der Hölle sei, was jedoch ein Irrthum ist. Dies beweiset, wie Asmodeus zu Don Kleophas sagte, der in seiner Rangordnung, in Hin-

*) M. s. dessen Discoverie of Witchcraft, 15. Buch.

ſicht auf Belzebub, einen ähnlichen Bock geſchoſſen, „daß man noch keinen genauen Begriff von der Hölle hat.“

Satan iſt nur ein Geiſt dritter Klaſſe, wie man aus der von Fauſt publizirten Liſte des geheimen Höllenraths entnehmen kann.

Die Moralität Luzifers iſt beinahe eben ſo gut beſtellt, und bei der öffentlichen Meinung eben ſo gut angeſchrieben, als die des hochwürdigen Pater-Generals der Geſellſchaft der Jeſuiten, Roothaan. Er hat alle nur denkbaren Laſter, ausgenommen, daß er ſich nicht betrinkt. Seine ſittenloſen Gewohnheiten werden durch Sprenger, Del Rio und Bodinus beſcheinigt, die über dieſen Punkt weniger zurückhaltend ſind, als die bereits angedeuteten Schriftſteller.

Alle ſeine Späße und Witze haben etwas Kapuzinerartiges oder Erzgemeines. In allen ſeinen Handlungen und Manieren bemerkt man einen Totalmangel aller und jeder Würde. Einer ſeiner gewöhnlichſten Kniffe beſteht darin, den Hexen und Hexenmeiſtern, welche auf ihrem gewöhnlichen Gallaroſſe, einem Beſenſtiel, ausreiten wollen, denſelben zwiſchen den Beinen wegzuziehen, und ihnen ein paar derbe Schläge auf das Geſäß, oder über die Schultern zu verſetzen. *)

Luzifer iſt eine Art Werber für ſeinen eigenen Dienſt. Er iſt Meiſter in Vorſpiegelungen und Ueberliſtungen jeder Art. Viele Perſonen, die zu ſeiner Fahne geſchworen, in der Hoffnung, einen ſtarken Sold und ein raſches Avancement zu erhalten, haben es nie über Kaporalsrang hinausgebracht, und wenn

*) M. ſ. den Prozeß der Hexen von Moira i. J. 1672.

sie mit ihrem Handgeld ein Schöpplein oder zwei bezahlen wollten, die sie auf die Gesundheit ihres Königs geleert, bemerkten sie, daß er ihnen statt Silber Zinn gegeben.

Wir haben ebenfalls von seinen Talenten keinen hohen Begriff, und entweder täuschen wir uns sehr, oder die „Auswahl aus des Teufels Papieren" ist nur eine jener in unseren Tagen häufigen literarischen Spekulationen, durch welche man das liebe Publikum hinters Licht geführt. Seine Reden beginnen ziemlich volltönend: aber sie enden immer in Qualen oder en pointe.

Luzifer hat eine große Vorliebe für alle mögliche Momerien (Mummereien) und Maskeraden. Bald erscheint er als ein Schüler Loyola's oder Malans *), bald als Diplomat à la Laybach, oder als Militär im Kampfe mit dem Volke.

Er hat ehemals Vorlesungen gehalten über weiße und schwarze Magie auf der Universität zu Salamanka und auf dem Vatikan. Gewöhnlich verbirgt er sich unter dem Inkognito. Aber im Jahre der Gnade 1626 zeigte er sich mit großem Prunke einen ganzen Winter über zu Mailand unter dem Namen eines Herzogs von Mammon; wie solches der gelehrte Lotichius berichtet.

Wie Harum al Raschild liebt er über die Maßen nächtliche Streifereien und Abentheuer, bei welchem er, nach dem Zeugnisse mehrerer schwedischen Zauberer, einen grauen Ueberrock à la Napoléon, blaue

*) Ein bekannter Spekulant in Pietisterei zu Genf.

Strümpfe und rothe Hosen, mit Quasten unter den Knien, trägt.

Was auch die Biographen sagen mögen, die für ihn den meisten Respekt zu haben scheinen, spielt er doch oft eine lächerliche Rolle, und erlustigt sich am liebsten mit Narrenstreichen. Ehrsame Bürger, denen er ein Bein schlagen, oder mit seinem Schwanze Wohlgerüche zuwehen wollte, haben ihm, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, das Leder manchmal ordentlich gegerbt.

Seit seiner Affaire mit dem heiligen Dunstan ist er nach Sonnenuntergang vorsichtiger geworden. Luther, wie Jedermann weiß, brachte ihn oft auf eine derbe Weise zur Raison. Bald warf er ihm das Dintenfaß an den Kopf, bald knackte er ihm seine Nüsse vor der Nase auf und speisete sie allein, wonach er ihn mit einem Hagel von Schimpfnamen und Kruditäten regalirte. *)

Der heilige Lupizin sperrte ihn eine ganze Nacht über in einen Krug voll kalten Wassers, in welchen er sich selbst versteckt, in der Erwartung, daß der Heilige ihn mit seinem gewöhnlichen Getränk verschlingen werde. Aber Lupizin roch den Braten, berauschte sich in Rebensaft, und bedeckte den Wasserkrug mit einem großen Stein.

Eines Tages bot er dem heiligen Anton seine Dienste als Kammerdiener an. Statt aller Antwort spie ihm dieser, wie Maubreuil dem Fürsten von Talleyrand, ziemlich unhöflich ins Gesicht **). Seiner

*) M. s. die Colloquia mensalia.

**) M. s. Legenda aurea.

gewöhnlichen Unverschämtheit ungeachtet, machte ihn dies energische Begehen so bestürzt, daß er es lange Zeit nicht wagte, sich in der Gesellschaft zu zeigen, während der gewesene Bischof von Autun Tags darauf beim Lever des Königs erschien.

Obgleich er immer durch seine Verhältnisse mit den Menschenkindern irgend ein Prostichen zu beziehen sich bemühete, geschah es doch oft, daß er mit Personen zu schaffen hatte, die feiner waren als er, wie z. B. die Advokaten und Prokuratoren.

Man findet in den Büchern mehr als einen Fall, wo er, auf dem Punkte sich eines Schuldners zu bemächtigen, durch irgend eine zweideutige Klausel des mit ihm geschlossenen Vertrags, deren vollkommenen Sinn er, wie Shylock, nicht begriffen, an der Ausführung seines Vorhabens verhindert wurde; unabgesehen selbst, daß er zum Ueberfluß noch von geistlichen Gerichtshöfen, vor welchen gewöhnlich seine Streitsachen verhandelt wurden, zur Bezahlung aller Kosten sich verurtheilt sah.

In dem Prozesse der heiligen Lydvina, sagt Brugmann *), vertheidigte der Teufel seine Angelegenheit in eigener Person. Aber das Gericht verspottete ihn, und lachte ihm unter die Nase (deriso explosoque daemone).

Nostradamus spielte ihm einen noch ärgeren Streich. Um seiner Geheimnisse sich zu versichern, war dieser Schlaukopf übereingekommen, ihm seinen Körper zu lassen, wenn er weder in noch ausser der Kirche be-

*) M. s. Vita Lydvinae.

erdigt werde. Er verordnete aber in seinem Testamente, ihn in ein Mauerloch zu stecken.

Alle diese Beispiele beweisen, daß der Teufel so fein nicht ist, als man gewöhnlich glaubt.

Nach der Prozedur von Moira scheint es, daß seine Gesundheit durch das Klima sehr gelitten, und daß er 1669 in Schweden sehr krank war. Obgleich man ihm damals häufig zur Ader gelassen, und ihn nach allen Regeln des antiphlogistischen Verfahrens behandelte, versichern dennoch Personen, welche ihn näher zu kennen Gelegenheit gehabt, daß seine Konstitution einen Stoß erhalten, von dem er sich nie mehr recht erholen dürfte.

Das ist der groteske Anblick des Luzifers der Legende und seines Hofes, wenigstens stellt er so sich in dem Leben der Heiligen dar. Aber obgleich wir nur leichthin der rohen und unförmlichen Ideen gedacht, welche das Mittelalter sich von dem „bösen Prinzip“ gebildet, und obgleich dieser Gegenstand auf den ersten Blick nur lächerlich scheinen mag, hat er doch, wie man bald bemerken wird, auch seine ernsthafte Seite.

Ein indischer Götze, in seiner seltsamen Stellung, und mit seinen verkrüppelten Gliedmaßen, scheint auch nur lächerlich, wenn man ihn, seiner Umgebungen beraubt, in dem halben Lichte eines Museums erblickt. Aber man versetze ihn wieder in seines Tempels Dunkelheit, man gedenke der Menschenopfer, deren Blut seinen Altar getränkt, oder die unter den Rädern seines Wagens zermalmt worden, und Entsetzen wird an die Stelle des Lächerlichen treten.

Es ist dasselbe mit den abergläubigen Träume-

reien unserer früheren Epochen. Betrachten wir sie nur auf eine spekulative Weise, so können wir uns einige Augenblicke an ihrer Incoherenz und an ihrer Narrheit erlustigen. Aber erinnern wir uns, daß sie das Prinzip des Glaubens an Hexen und Zauberer waren; daß dieser verwünschte Glaube keineswegs ein unthätiges Prinzip gewesen, sondern daß er Jahrhunderte lang den menschlichen Geist beherrscht, und zu den haaremporsträubendsten Exzessen verleitet; daß er selbst gute und weise Menschen zu blutdürstigen Tigern gemacht; daß Wissenschaft und Schönheit, die Jugend und das Greisenalter durch seinen Einfluß auf den Scheiterhaufen, oder aufs Schafott geführt wurden: so verschwindet jedes andere Gefühl vor dem schmerzlichen Erstaunen, daß eine so abgeschmackte Idee so dauernd und so allgemein sein konnte.*)

Gewöhnlich wird die Geschichte sehr übel geschrieben. Die Geschichtschreiber, statt sich vorzüglich damit zu beschäftigen, die ältern Epochen durch das genaue Gemälde ihrer Meinungen und Sitten zu karakterisiren, schwellen ihre Arbeit durch Reminiszenzen und Beschreibungen an, die in keiner Uebereinstimmung stehen mit den Ideen jener Zeiten.

Aus diesem Grunde wahrscheinlich ist auch die Zauberei, welche vier oder fünf Jahrhunderte lang alle Köpfe beschäftigt und verwirrte, in ihren Darstellungen kaum bemerkbar.

Der Strom der menschlichen Meinungen hat seit-

*) M. s. den Aufsatz: „Ein moralisches Memento unserer Zeit," im fünften Bande, S. 192 u. f. dieses Jahrgangs der Bibliothek.

dem freilich einen ganz andern Thalweg genommen, und sollte der Verfolgungsgeist abermals auf Erden erscheinen, würde es gewiß in einer ganz andern Gestalt sein. Unsere Hirnkasten sind nicht mehr, wie Hutchinson in Erwähnung von Bodinus sagte, ein Ballsaal, in welchem die Teufel ihre Entrechats schlagen. Ist der Einfluß des alten Gottseibeiuns immer noch ziemlich groß, so zieht er sich doch ein wenig hinter die Kulissen. Auch hat er, seit dem Malleus Maleficorum, seine Taktik durchaus verändert.

For Satan now is wiser than before,
And tempts with making rich, not making poor.*)

Wie abgeschmackt und grausam auch die abergläubigen Irrthümer unserer Vorfahren sein mochten, waren sie doch aus einem höhern und lobenswerthen Prinzip entstanden. Das Verlangen, die Grenzen der sichtbaren Welt zu überschreiten, und mit Wesen in Berührung zu stehen, denen man einen hohen Rang in der Schöpfung zugestand, schien anfänglich einen heilsamen Einfluß auszuüben.

Die Menschen betrachteten diese privilegirten Wesen als eine Art Jakobsleiter, durch welche eine Verbindung zwischen Himmel und Erde erzielt, und der göttliche Einfluß auf direktem Wege erlangt werden könne. Unglücklicherweise führte die Voraussetzung unmittelbarer Beziehungen mit den englischen Naturen, auch zu dem Glauben einer Verbindungs-Möglichkeit mit den Geistern der Finsterniß.

*) Satan ist jetzt weiser als früher, und führt in Versuchung, indem er reich macht und nicht arm.

Who lurk in ambush, in their earthy cover,
And swift to hear our spells, come swarming up.*)

Diesen Meinungen, als sie erst festbegründet waren, entsprossen alle Schrecken jener verhängnißvollen Zeiten. Ein offener Krieg zwischen dem Reiche des Lichts und der Finsterniß begann. Wenn Satan, auf den Ruf des ersten Besten, immer bereit war, seine Geister zu senden, so war es auch unumgänglich nothwendig zum Heile der Gläubigen, sich gegen ihn mit Feuer und Schwert zu bewaffnen. In dieser seltsamen Verschürzung wurde jede Unentschlossenheit als eine Apostasie betrachtet, und wer nicht verfolgt sein wollte, war genöthigt, zu seiner eigenen Vertheidigung sich zum Verfolger zu machen.

Diese direkte Einmischung des Teufels in die Angelegenheiten der Menschen einmal anerkannt und allgemein angenommen, mußte, in unvermeidlicher Folge, zu allen nur denkbaren Narrheiten und Ausschweifungen führen. Ein Jeglicher spekulirte in diesem Sinne nach der eigentlichen Neigung seines Geistes, und bald bildeten die unsinnigen Träumereien durch Krankheit oder Unglück geschwächter Gehirne, auf allen Seiten wiederholt, eine Art Gesetzbuch oder Glaubenssystem, das, mit den ersten Anfangsgründen der Unterrichtung eingesogen, selbst ausgezeichnete Verstandesvermögen seinem traurigen Einflusse unterwarf. Luther, Kalvin und Knox, die so schnell den Irrthum entdeckten, so unerschrocken ihn andeuteten, konnten doch jenem Einflusse sich nicht ganz entziehen.

*) Die verborgen unter dem Boden lauern, und bei unsern Beschwörungen schwarmweis herbeieilen.

Es gab überdem in den Fabeln jener Zeit nichts, was nothwendigerweise den Unglauben hätte erwecken können, und was nicht der Basis entsprechend gewesen wäre, auf welchen jene Fabeln beruheten. Der burleske Karakter Satans und seiner Satelliten stand in vollkommener Uebereinstimmung mit dem, was man über eine Klasse von Wesen sich denken konnte, deren Handlungen weder denen der Menschen, noch denen der Engel, gleichkommen durften. Der Satan der Mönche hat nicht die mindeste Würde. Sein Körper, wie seine Seele, trägt den Stempel der Herabwürdigung. Dante selbst war nicht im Stande, ihn zu veredeln.

Gliocchi ha vermigli, e la barba unta ed atra,
E'l ventre largo, ed unghiate le mani,
Graffia gli spirti, gli scuoja, ed isquatra *).

Seine Affen-Grimassen und seine Satyr-Gambaden waren der Idee von einem Wesen entsprechend, dessen Macht beschränkt, aber dessen Bosheit grenzenlos war. Mit den Zähnen knirschend, wenn er irgend einen bösen Streich nicht in Ausführung bringen konnte, suchte er den heiligen Titus lächerlich zu machen, dem er sich dennoch unterwerfen mußte.

Er hält seiner höllischen Truppe Predigten, parodirt die Institution des Sakraments, übt seine eingefleischte Tücke an seinen eigenen Angehörigen, stürzt seine Opfer in gräßliches Elend, und lacht ihrer Leichtgläubigkeit, quält die Guten, nimmt aber Reißaus,

*) Er hat rothe Augen und einen schmalen, schmutzigen Bart, einen Schmeerbauch und bekrallte Hände, um die Seelen zu ergreifen und sie in die Hölle zu entführen.

wenn man ihm muthig widersteht, und sich unter des Himmels Schutz begibt.

Diese Züge seines Karakters sind auf das Trefflichste von Hoffmann, und dem Verfasser des „grünen Mannes“ und des „Schneiders Terenz“ aufgefaßt und gezeichnet worden.

Spinetto, Miltons Vorgänger, war der erste, der in jener barbarischen Zeit seinem Teufel eine gewisse schreckliche Schönheit verliehen. Demungeachtet blieb auch dieser geniale Mann den Ideen seines Zeitalters getreu. Er wurde selbst wahnsinnig, nachdem er sein Gemälde der gefallenen Engel vollendet, glaubte sich von den Dämonen verfolgt, die seine Einbildungskraft geschaffen, und unterlag endlich seinem eigenen Entsetzen.

War nun auch der Glaube an Zauberei eine natürliche Folge der Mönchsideen über das böse Prinzip, so gewinnt man doch, bei der Lösung ihrer Geschichte, auch die Ueberzeugung, daß die Verfolgungen und Strafen, welche man darüber verhängte, viel zu ihrer Dauer beigetragen. Es ist dies ein Beweis mehr, daß eine Meinung, wie abgeschmackt und empörend sie auch sein mag, dennoch immer Bekenner und Märtyrer findet, sobald man sie verfolgt.

Dieser Glaube existirte ohne Zweifel bereits in den ersten Zeiten des Christenthums, und mehr als einmal hatten energische Geister sich desselben bedient, um die Schwachen einzuschüchtern. Aber die gesellschaftliche Maschine war davon nicht erschüttert worden, und die Magie begann erst in der Geschichte eine Rolle zu spielen, als Innozenz VIII, i. J. 1484,

durch seine Bulle das bis dahin schlummernde Feuer anfachte.

Die meisten unserer Leser haben wahrscheinlich nur einen unvollkommenen Begriff von allen den Abscheulichkeiten, die nun während drittehalb Jahrhunderten sich aneinander reiheten. Man erinnert sich, gelesen zu haben, daß mehrere Personen, aus dem Grunde, weil man sie als Zauberer betrachtete, lebendig verbrannt wurden. Aber man weiß nicht, wie groß die Masse dieser Gerichtsmorde war.

Innozenz hatte kaum sein entsetzliches Mandat den Händen Sprengers, und seiner Brüder, übergeben, und für eingebildete Verbrechen regelmäßige Prozeduren bestimmt, in dem befremdenden Werke, betitelt Malleus Maleficorum, das zugleich ein theologischer und juridischer Kommentar der Bulle war, als die Race der Hexenmeister erschien, und sich auf eine wirklich unglaubliche Weise vermehrte.

Das Uredikt dieser unsinnigen Verfolgung wurde bald nachher durch mehrere Bullen des fluchwürdigen Alexander VI verstärkt, zu dem Satan im Vertrauen hätte sagen können: „Et tu, Brute!“

Leo X, i. J. 1521, und Adrian II, i. J. 1522, glaubten ebenfalls in diese Angelegenheit sich mischen zu müssen, wodurch das Unheil noch vermehrt wurde. Denn nach dem Zeugnisse der damaligen Geschichtschreiber war Europa nichts, als eine Vorstadt des Pandämoniums.

Die ganze Bevölkerung war, im eigentlichen Sinne, in Hexenmeister und in Behexte getheilt. Del Rio erzählt, daß 500 der erstern, i. J. 1515, in Zeit von drei Monaten, zu Genf hingerichtet wurden.

Etwa tauſend, ſagt Bartholomäus von Spina, kamen in einem Jahr in der Diözeſe von Como ums Leben. In den folgenden Jahren verbrannte man im Durchſchnitt jährlich hundert. Remigius rühmt ſich, von 1580 bis 1595 deren neunhundert in Lothringen verbrannt zu haben.

In Frankreich war die Menge der Hinrichtungen um das Jahr 1510 ungeheuer. Der unter dem Namen Trois-Echelles bekannte Hexenmeiſter übergab Karl IX, während ſeinem Aufenthalt in Poitou, eine Liſte von 1200 Mitſchuldigen. Der Verfaſſer des Tagebuches Heinrichs III behauptet, daß dieſe Liſte 3000 Namen enthielt, und Bodin ſteigert ihre Zahl auf 30,000.

In Deutſchland, das durch die Bulle von Innozenz VIII vorzüglich bezeichnet worden, richtete dieſe Seuche unglaubliche Verheerungen an. Bamberg, Paderborn, Würzburg und Trier waren die Städte, in welchen ſie während anderthalb Jahrhunderten am meiſten wüthete, und nach Einführung der Komiſſions-Prozeduren wurden alle Theile des deutſchen Reiches davon heimgeſucht.

Es würde uns zu weit führen, alle dieſe Abſcheulichkeiten in Rede zu ſtellen. Aber ab uno disce omnes.

Hauber hat einen Katalog der Hexen-Hinrichtungen zu Würzburg, von 1627 bis 1629, entworfen.*) Während dritthalb Monaten fanden 29 Hinrichtungen Statt, bei denen 157 Individuen den Scheiterhaufen beſtiegen. Die meiſten dieſer Unglücklichen waren alle

*) M. ſ. Bibliotheca magica.

Frauen oder Fremde. Man bemerkt in dieser Liste auch Kinder von 12, 11, 10, und selbst von 9 Jahren; nächstdem 14 Vikare der Hauptkirche, 2 Söhne adelicher Familien, den Senator Stolzenberg, ein blindes Mädchen und Gobel Babelin, das schönste Mädchen von Würzburg, so wie viele andere.

Sanguine placarunt Divos et virgine caesa!

Die Zahl der Schlachtopfer zu Würzburg ist verhältnißmäßig noch nicht so stark, als die des kleinen Distrikts von Linden, in welchem 1660 bis 1664, auf eine Bevölkerung von kaum 600 Individuen, nicht weniger als 30 hingerichtet wurden, folglich eine Person auf 20.

Nehmen wir jene 157 Lebendigverbrannten zu Würzburg als die mittlere Zahl der Hexen-Hinrichtungen in einem Jahre an (ein Anschlag, der auf jeden Fall viel zu gering ist), so finden wir deren 15,700 während dem Jahrhundert vor 1628.

Diese entsetzlichen Prozeduren vermehrten sich noch bis 1649, und verminderten sich wieder allmälig bis 1660. Wenn, wie man glauben darf, Bamberg, Paderborn, Trier und andere katholische Bisthümer dem Henker dasselbe Kontingent gestellt, während in dieser Hinsicht die Lutheraner und Reformirten mit ihnen wetteiferten, kann man die Zahl der in Deutschland der Zauberei beschuldigten Hingerichteten auf nicht weniger als hunderttausend anschlagen.

Es gibt noch ein anderes Aktenstück, das unsers Erachtens noch abscheulicher ist, als die Prozeduren von Würzburg. Es ist eine 1629 erschienene Ballade über die Martern und über die Hinrichtungen der unglücklichen Opfer. Sie ist betitelt die „Druten-

Zeitung, oder Darstellung der merkwürdigen Begebenheiten, welche in Franken, zu Bamberg und im Würzburgischen Statt gefunden, betreffend die Elenden, welche aus Geldsucht oder Ehrgeiz sich dem Teufel ergeben. In Musik gesetzt nach der Volksmelodie der Dorothea."

Dies Produkt ist mit mehreren Holzschnitten versehen, welche Teufel darstellen, von denen die unglücklichen Verurtheilten an den Haaren, an Armen und Beinen ergriffen, und in die Flammen gestürzt werden. Auf einer dieser Vignetten sieht man einen Hexenmeister, der auf der Folter nichts gestanden, und der nun dem Teufel, welcher sich als Henker verkleidet, sein Vertrauen schenkt, wonach ihn dieser dem Scheiterhaufen überliefert. Das Alles ist mit Spöttereien über den Armen begleitet, der sich auf solche Weise hat überlisten lassen.

Welchen Begriff soll man sich machen von einer Zeit, wo solche Abscheulichkeiten Stoff zu Gassenhauern geben konnten, um den Pöbel zu ergotzen!

Diese mörderischen Verfolgungen erstreckten sich, wie eine Pest, bis zu den Gestaden des finnländischen Meerbusens. Wir sehen, daß Herrmann Sampsonius 1626 zu Riga „neun ausgewählte Predigten gegen die Zauberei" drucken ließ.

Eine natürliche Folge des Glaubens an Satan war, daß mehrere Tausend schwacher Geister sich einbildeten, mit dem bösen Prinzip in der That in Berührung zu stehen. Nur auf solche Weise kann man sich die befremdenden Geständnisse mehrerer unglücklichen Geschöpfe gestehen, welche behaupteten, in

fleiſchlicher Verbindung mit dem Satan geſtanden zu haben.

Beim Leſen dieſer Verhandlungen erinnert man ſich unwillkührlich an den Zauber der Violine des Juden, in dem fantaſtiſchen Mährchen von Grimm. Wir ſehen den Irrthum ſich verbreiten wie eine Seuche, von einem Individuum zum andern, dergeſtalt, daß Zeugen, Richter, und die armen Beſchuldigten ſelbſt, von dem Wirbelwind hingeriſſen wurden.

Hinzufügen muß man jedoch, daß in vielen Fällen und beſonders in den Verhandlungen während der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts, als die blutigen Maximen Sprengers und Del Rio's das meiſte Gewicht hatten, die Geſtändniſſe, nach welchen die Richter entſchieden, ſehr oft durch phyſiſche und moraliſche Martern entriſſen, ſodann widerrufen und endlich beſtätigt worden, nachdem man den Beſchuldigten abermals auf die Folter geſpannt.

Ein von Del Rio angeführtes Beiſpiel mag für tauſend andere ſprechen. Er berichtet, daß ein Adelicher aus Weſtphalen zwanzig Mal auf die Folterbank gelegt icies, vsaevae quaestioni subditum, dennoch immer ſich weigerte, zu geſtehen, daß er ein „Wehrwolf“ ſei. Endlich reichte ihm der Henker ein berauſchendes Getränk, wonach er Alles ſagte, was man wiſſen wollte.

„Man ſehe, ruft Del Rio bei dieſer Gelegenheit, welches unſere Langmuth in Deutſchland iſt. Erſt nachdem wir die Verbrecher zwanzig Mal gefoltert und befragt haben, verurtheilen wir ſie zum Tode.“

Eine Andere hatte, wie der unglückliche Lykanthrop, mit Thränen ihre Unſchuld betheuert. „Da

ließ ich sie tüchtig foltern, sagt der Inquisitor, und und sie gestand.“ Die Tortur hatte vier Stunden hinter einander gedauert. Wer hätte, nach einer solchen Probe, nicht zu Allem, was man wissen wollte, ja gesagt? Auf die eine oder die andere Weise war der Tod unvermeidlich, und es blieb dem Unglücklichen keine andere Wahl, als die des am wenigsten qualvollen.

„Eines Tages, sagt Georg Mackenzie, wurde ich beordert, einige Frauen zu untersuchen, die ein öffentliches Bekenntniß abgelegt hatten. Eine derselben, die hochbetagt war, sagte zu mir, daß sie sich schuldig erkannt, nicht, weil sie es in der That sei, sondern weil sie kein Vermögen habe, also arbeiten müsse, um zu leben, und weil Niemand ihr Arbeit geben wollte, indem sie als Hexe verschrien sei, und deßhalb Hunger sterbe. Ueberall, wo sie erscheine, werde sie geschlagen und beschimpft, man hetze die Hunde gegen sie und werfe sie mit Steinen. Sie ziehe es also vor, lieber zu sterben, als länger zu leben.“

Oft auch begnügte man sich nicht damit, den Angeklagten allein auf die Folter zu spannen; seine Verwandten und Freunde wurden derselben Probe unterzogen, um von ihnen ein Geständniß zu seiner Beschuldigung zu erpressen.

In dem Prozesse Alison Pearsons wurde seine neunjährige Tochter gefoltert, und sein noch jüngerer Sohn erhielt 50 Hiebe auf die Fußsohlen.

Bediente man sich nicht der körperlichen Tortur, so nahm man seine Zuflucht zum Entsetzen, oder zu andern moralischen Mitteln, welche dieselben Wirkungen erzeugten.

In dem Prozesse der Hexen von Neu-England im Jahr 1696 erklärten sechs arme Frauen, die endlich in Freiheit gesetzt wurden, nachdem der Verfolgungseifer sich gemildert, und die vorher ihre Hexereien eingestanden, „daß man ihnen Alles, was sie aussagen sollten, in den Mund gelegt, und daß man sie dergestalt verwirrt habe, bis sie selbst nicht mehr gewußt hätten, woran sie seien.“

Es ist bei alledem unbestreitbar, daß in mehrern Fällen die Geständnisse aufrichtig waren. Darin liegt nichts Erstaunliches, wenn man bedenkt, daß eifrige und melancholische Gemüther in einer Zeit, wo die natürlichen Phänomene so wenig begriffen wurden, sie durch die Einwirkung eines bösen Geistes zu erklären sich bemühten.

In jener Zeit wurde Alles durch die Zauberei erklärt. Wurde ein von einer verdächtigen Person berührtes Kind krank, oder starb es, so hatte diese es behext. Dieser Glaube dauerte bis 1712, also bis zu dem Jahrhundert Voltaire's, J. J. Rousseau's, Bolingbrocke's und anderer hohen Geister, wie man das aus dem Prozesse Wenhams entnehmen kann.

Noch weniger erstaunlich ist es, daß jene sonderbaren Phänomene, die sich so oft in der menschlichen Maschine ereignen, wie die plötzlichen Entflammungen, die optischen Illusionen, die, welche die Reizung des Gehirns und der Nerven erzeugt, als Werke des Teufels betrachtet worden.

Welch Entsetzen würden nicht die Gespenster Nikalai's oder Nicholsons im 16. oder zu Anfang des 17. Jahrhunderts erzeugt haben, wenn der Malleus oder das Flagellum Dæmonum ihrer zuerst gedacht

hätten, statt der Verhandlungen der Akademie zu Berlin von 1799, oder des 15. Bandes des Journal philosophique?

Mit welchem Schauder hätte man nicht in jener ersten Epoche die Schilderung der Visionen vernommen, die den unglücklichen Backzko zu Königsberg während seinen politischen Arbeiten im Jahr 1806 quälten? Jener Neger mit der scheußlichen Fratze, der sich ihm gegenübersetzte, oder jenes Ungeheuer mit dem Nachteulenkopfe, das ihn jede Nacht zwischen seinen Bettvorhängen betrachtete, und jene Schlangen, die sich um seine Knie zusammenzogen, während er schrieb; das Alles würden unabläugbare Zeugen von des Bösen Gegenwart gewesen sein.

Man bemerkt in den alten Hexen-Verhandlungen durchaus ähnliche Thatsachen, die aus derselben Ursache, einer heftigen Entflammung des Gehirns, herrührten. Einige Personen sahen ganze Legionen Teufel vorbeidefiliren, theils zu Fuß oder zu Pferde, theils in prächtigen Streitwagen, die von Löwen, Bären, Tigern und Drachen gezogen wurden. „Wir sehen, sagten die Schüler Pordage's, nach dem Beispiel ihres Meisters, nicht mit den Augen des Körpers, sondern mit denen des Geistes.“

Alle diese Phänomene, welche die Arzneiwissenschaft jetzt durch die strengen Gesetze der Natur erklärt, und die damals als wunderbare, unbegreifliche Dinge betrachtet wurden, mußten den Menschen wohl den Glauben an eine Berührung mit den Mächten des Himmels und der Hölle geben.

So versichert der Doktor Dek zu Ende des 16. Jahrhunderts, mit einer Ueberzeugung, die aufrich-

tig scheint, daß er mit den Engeln auf sehr vertrautem Fuße stehe.

Sein Kollege, der Doktor Richard Napier, Verwandter des berühmten Erfinders der Logarithmen, glaubte, daß der Erzengel Gabriel ihm die meisten seiner ärztlichen Vorschriften eingegeben.

Im Grunde gab es zu jener Zeit wenig Aerzte, welche nicht geglaubt hätten, ihre Kranken durch irgend ein übernatürliches Mittel heilen zu können. Deshalb auch haben wahrscheinlich die Rezepte unserer Doktoren immer noch ein gewisses kabalistisches Ansehen.

Aubrey erzählt sehr ernsthaft, daß Aris Evans, dessen Nase stark angeschwollen war, durch eine Erscheinung belehrt wurde, daß der König ihn heilen werde. Als Karl II deshalb nach St. James kam, stürzte er sich ihm entgegen, ergriff seine Hand, und, statt sie zu küssen, rieb er sich damit die Nase, zur größten Verwunderung des Monarchen. Wie dem auch sei, sie wurde auf solche Weise geheilt.

Zu den Zeiten Aubrey's waren die Geisterbesuche so häufig, daß er ihre Ankunft und ihre Entfernung mit derselben Gleichgültigkeit andeutet, wie man heut zu Tage einer Visite seines Herrn Vetters oder seiner Frau Muhme gedenkt.

Nicht alle Verbrechen oder Schwachheiten, deren diejenigen, welche sich für behext hielten, sich selbst beschuldigten, waren eingebildet. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß listige und verdorbene Menschen mehr als einmal die Leichtgläubigkeit unglücklicher Geschöpfe mißbraucht haben, um ihre Lüste zu befriedigen. Ohne über diesen Gegenstand uns um-

ständlicher einzulassen, begnügen wir uns, an die Geschichte des Pater Girard und La Cadière's zu erinnern. Erst neuerdings täuschte ein Wollüstling in Frankreich ein armes Mädchen dadurch, daß er sich für den Engel Gabriel ausgab, der gesendet sei, um ihr einen neuen Messias zu verkündigen .....

Allgemeine Uebersicht von dem gegenwärtigen Zustande der materiellen Kräfte Italiens.

Italien dürfte vielleicht bald berufen sein, eine interessante Rolle auf der Weltbühne zu spielen. Es gibt ein inniges Aneinanderknüpfen und Verschürzen in dem politischen, wie in dem moralischen Leben der Völker. Das Streben, der Kampf, der Triumph des einen erregen Bewunderung, Nachdenken, Nacheiferungssucht bei allen übrigen. Das Ideal des allewigen Rechts strahlt in solchen Momenten heller als je. Vernunft und Gesetz leihen ihm eine unwiderstehliche Stärke. Das Idol, welches man gewaltsam an seinen Platz gestellt, und durch Gewalt erhalten, wird gestürzt. ....

Wir begleiten unsere Uebersicht, der materiellen Kräfte der zisalpinischen Halbinsel, mit keinem Kommentar. Er würde zu voreilig, folglich unreif und überflüssig sein. Die Zeit selbst wird ihn machen. Wir geben die nachstehenden Notizen nur als nothwendige Ergänzung zu unsern frühern Mittheilungen

„über den gegenwärtigen Zustand Italiens *),“ auf welche wir unsere Leser hinweisen.

Unabhängiges Italien.

72,902 italienische Quadratmeilen, 16,060,500 Einwohner **), 201,970,000 Franken Einkommen, 66,940 Mann Landmacht.

Königreich beider Sizilien,

oder Königreich Neapel und Sizilien: 31,800 Q. M., 7,420,000 Einw., 84 Mill. Fr. Eink., 30,000 Soldaten.

Sardinische Staaten,

bestehend aus dem Königreich (der Insel) Sardinien, Piemont, Nizza, einen Theil der Lombardei, Montferrat, und der ehemaligen Republik Genua (jedoch ohne Savoien, das diesseits der Alpen liegt, und das durch Sprache und Sitten, besonders aber in geographischer Beziehung, durchaus französisch ist). 18,180 Q. M., 3,800,000 Einw., 60 Millionen Fr. Eink., 23,000 Mann Landmacht.

Kirchenstaat.

13,000 Q. M., 2,590,000 Einw., 30 Mill. Fr. (?) Eink., 6000 Soldaten.

Großherzogthum Toskana.

6324 Q. M., 1,275,000 Einw., 17 Mill. Fr. Eink., 4000 Soldaten.

Herzogthum Parma.

1660 Q. M., 440,000 Einw., 4,600,000 Fr. Eink., 1320 Soldaten.

Herzogthum Modena,

nebst dem seit 1829 dazu geschlagenen Herzogthum

*) M. s. II Theil, S. 181 u. f.; IV Thl., S. 90 u. f., V Thl., S. 20 u. f. des laufenden Jahrgangs dieses Werks.

**) Einwohner, Einkommen und Landmacht sind berechnet, wie sie zu Anfang 1827 waren.

Massa und Carrara: 1571 Q. M., 379,000 Einw., 4 Mill. Fr. Eink., 1780 Soldaten.

Herzogthum Lukka.

312 Q. M., 143,000 Einw., 1,900,000 Frank. Eink., 800 Soldaten.

Republik St. Marino.

17 Q. M., 7000 Einw., 70,000 Fr. Eink., 40 Soldaten.

Fürstenthum Monako.

389 Q. M., 6500 Einw., 400,000 Frank. (?) Eink., keine Soldaten.

Oesterreichisches Italien.

Lombardo-venetianisches Königreich, italienisches Tirol, und einige Theile von dem Gouvernement Triest und dem Königreich Illyrien. 17,800 Q. M., 4,930,000 Einw., 122 Mill. Fr. Eink., 50,000 Soldaten.

Das Brutto-Einkommen der alleinigen venetianischen Provinzen belief sich 1823 auf 50,551,200 Fr., und das Netto-Einkommen auf 40,425,178 Fr. — Die lombardo-venetianische Armee befindet sich in Ungarn, während das österreichische Italien von 50,000 Böhmen, Ungarn, Panduren, Transylvaniern, Kroaten und Sklavoniern besetzt ist.

Französisches Italien.

Die Insel oder das Departement Korsika: 2852 Q. M., 185,000 Einw., 1,169,000 Fr. Eink., 5000 Soldaten.

Korsika gehört durch Sitten und Sprache zu Italien, wahrend seine politischen Verhältnisse es an Frankreich knüpfen, dem es jährlich bei 4 Millionen Franken kostet.

Schweizerisches Italien.

Der Kanton Tessin, und einige Theile von Graubünden: 1250 Q. M., 126,000 Einw., 550,000 Fr. Eink., 2120 Soldaten (Kontingent zur Bundesarmee).

Britisches Italien.

Die Inselgruppe von Malta: 128 Q. M., 96,000 Einw., 2,900,000 Fr. Eink., 5000 Soldaten.

Das Brutto-Einkommen des Malteserordens belief sich im Durchschnitt jährlich auf 3,402,850 Fr. Seit 1812 kostet der Besitz dieser Gruppe der englischen Regierung jährlich bei anderthalb Millionen Franken.

Ganz Italien.

94,932 italienische Quadratmeilen*),
21,397,500 Einwohner,
328,589,000 Franken jährliches Einkommen,
120,060 Soldaten.

*) 60 auf den Grad.

Der Eriesee.

Dieser große See in Nordamerika ist 246 englische Meilen (82 Stunden) lang, und 70 Meilen (23 Stunden) breit. Seine mittlere Tiefe ist nur zwischen 15 und 18 Klafter. Demungeachtet wird er vom Winde oft so gewaltig bewegt, daß seine Wellen sich erheben, wie die des Meeres. Nach jedem solchen Aufruhr findet man längs seinen Ufern eine große Menge todter Fische und Muscheln, die alsdann ganzen Heerden verschiedenartiger Wasservögel zur Speise dienen.

Während der Stürme bedeckt der See sich mit einem so dichten Nebel, daß man in einer Entfernung von 10 Klaftern nicht das Geringste unterscheiden kann. Diese Finsterniß vermehrt noch das Entsetzen, welches das furchtbare Geheul der Wogen verbreitet. Die Ufer des Sees sind sehr zerklüftet, vorzüglich auf der westlichen Seite, wo die Felswände 20 bis 30 Fuß hoch und steil abgerissen sind, so daß es unmöglich ist, an ihnen zu landen. Jeden Sommer scheitern viele Schiffe an dieser Küste.

Die Südwestwinde, welche den größten Theil des Jahres auf diesem See herrschen, stellen der Schifffahrt große Hindernisse entgegen. In der neuesten Zeit bedient man sich deshalb meistentheils der Dampfschiffe, die Wind und Wetter Trotz bieten können. Die fünf Hafen auf der nördlichen Seite, von denen nur ein einziger gegen den Wind gedeckt ist, bieten so wenig Sicherheit dar, daß die Schiffe es nur selten wagen, diese Küste zu berühren, ausgenommen wenn das Wetter vollkommen ruhig ist.

„Ich benutzte, sagt ein Reisender, die schönen

Sommertage, um einen Ausflug längs dem Eriesee zu machen. Mit Tagesanbruch verließ ich das Fort dieses Namens, und folgte dem Ufer des Sees, dessen Oberfläche glatt und glänzend wie ein Spiegel war. Hier und da zeigten sich einige wenig anziehende Wohnungen. Hart am Gestade war das Rauschen der Wogen so stark, daß ich davon betäubt wurde.

„Gegen acht Uhr erreichte ich ein kleines Wirthshaus, wo ich zu frühstücken beschloß. Mein Wirth war, was man in Amerika einen independent hoste nennt, d. h. ein unermüdlicher Frager, der die Neugier so weit getrieben haben würde, meinen Mantelsack zu durchwühlen, wenn ich ihm nicht meinen Entschluß gezeigt hätte, mich dieser Vertraulichkeit mit Gewalt zu widersetzen.

„Man findet in der Wirthshäusern von Ober-Kanada kaum Lebensmittel genug, um seinen Hunger zu stillen. Das Brod ist dort selten; dagegen findet man überall Thee, wenn man diesen Namen einem Getränk geben will, das aus warmem Wasser besteht, welches man über einige im Walde gesammelte widerliche Pflanzen geschüttet. Ausser dem Wirth und seiner Frau ist Niemand zur Bedienung vorhanden, und wenn die Unabhängigkeit des erstern ihm nicht erlaubt, Euer Pferd zu füttern und zu striegeln, so müßt Ihr es selbst thun, denn die Wirthin befaßt sich mit dergleichen Verrichtungen nicht.

„Zwanzig Meilen (7 Stunden) unter der Mündung des Eriesees, erreicht man einen Landestheil, Zuckerhut genannt, dessen Name wahrscheinlich von den vielen Spitzhügeln herrührt, die man auf eine Oberfläche von mehrern Meilen bemerkt, und deren

Anblick sich schwer beschreiben läßt. Ihre Höhe ist zwischen 25 und 50 Fuß. Ihre Gestalt ist vollkommen regelmäßig. Sie bestehen nur aus Erde und Sand.

„Der vielen Ansiedelungen und der Urbarmachung des Landes ungeachtet, ist der allgemeine Anblick der Gegend dennoch wüst und traurig. Das Brüllen der Wellen an den Felsen der Küste ist weithin vernehmbar. Dichte Nebel verhüllen den Himmel im Herbst und Frühling, und die Sümpfe, welche den Zuckerhut umgeben, verhindern alle Verbindung zwischen den Bewohnern dieses Landstriches und ihren Nachbarn, ausgenommen während dem Sommer, oder während einem strengen Winter.

„Ich blieb über Nacht bei einem Müller, und setzte am andern Morgen meinen Weg fort. Je weiter ich vordrang, um so mehr erhob sich das Ufer des Sees, und stieg auf einigen Stellen bis auf 100 Fuß. Der aus Sand und Erde bestehende Boden war vom Gewässer untergraben. Diese Aushöhlungen hatten oft die seltsamsten Formen, und waren manchmal sehr tief. Einzelne Vorsprünge des Gestades waren mit großen Bäumen besetzt. Das Wasser hatte die Erde abgespült von ihren Wurzeln, und sie schienen nur noch an einigen Faden derselben über den Fluthen zu schweben. Die wilde Rebe wächst hier mit großer Pracht. Sie schlingt sich, wie eine Schlange, um die stärksten Bäume, und erstickt sie durch ihre Umarmung.

„Die Stürme des Eriesees erheben die Fluthen bis zu den höchsten Punkten der Küste. Man hat

Reisende gesehen, die sich in vollkommener Sicherheit wähnten, und die plötzlich von den Wellen in den See gezogen wurden. Die Heftigkeit ihrer Schläge ist so groß, daß sie die stärksten Schiffe zertrümmern, und daß die Mannschaft nur durch Schwimmen sich retten kann.

„Man erzählte mir, daß eine arme indische Frau, die sich von ihrem Lagerplatz oder Wigwane entfernt hatte, um mit ihrem siebenjährigen Kinde am Ufer Muscheln zu sammeln, auf das Verlangen des Knaben zur Höhe emporkletterte, um demselben einige lockende Trauben zu holen. Um jedoch zu denselben zu gelangen, mußte sie einen Umweg durch eine Schlucht machen. Sie gebot ihrem Kinde, sich nicht zu entfernen, was dieses auch versprach.

„Während sie nun durch die bewaldete Schlucht vordrang, erhob sich nach und nach der Wind, die Wellen thürmten sich über einander, überstiegen das Ufer, und der Rückweg war der unglücklichen Mutter abgeschnitten. Sie vernahm das Geschrei ihres Kindes, schwang sich auf die Höhe, und suchte sich ihm zu nähern; aber umsonst. Sie sah den Knaben mit den Wellen kämpfen, und sich bemühen, zu ihr empor zu klettern. Der Abhang war steil, und mehr als 50 Fuß hoch. Schon schlugen die Wellen daran empor.

„Unter so fürchterlichen Umständen, wo alle Hilfe unmöglich schien, wollte sie sich schon in die Fluth stürzen, um wenigstens mit ihrem Kinde umzukommen, wenn sie es nicht retten könne, als sie dieses einen schwimmenden Baum ergreifen, und sich an den Zweigen desselben festklammern sah.

„Die arme Mutter litt Todesangst. Sie konnte sich nicht entschliessen, ihr Kind zu verlassen, um Hilfe im Lager zu holen, und doch konnte sie selbst ihm nicht helfen. So verstrich die Zeit. Die Nacht brach herein, und sie harrte auf den Mond, um sich nicht zu verirren. Noch immer bemerkte sie ihren Sohn, der ihr Klagegeschrei mit leisem Gewimmer beantwortete.

„Endlich erhob sich der Mond, und — ihr Kind war verschwunden. Schon wollte sie sich hinabstürzen, als sie ganz in ihrer Nähe eine schwache Stimme vernahm: „Hilf mir, Mutter; ich bin hier.“ Sie näherte sich rasch dem Abgrunde, und streckte die Hand aus, um den Knaben zu ergreifen. Aber in demselben Augenblicke gleitete die untergrabene Erde aus, und beide verschwanden in den Fluthen.“

Ueber die Dauer des menschlichen Lebens in verschiedenen Ländern der Erde.

Die medizinische Statistik ist bis jetzt noch ziemlich unvollständig. Es gebricht ihr noch an hinlänglichen Zusammenstellungen über die mittlere Dauer des Lebens in den verschiedenen Ländern der Erde. Mannigfache und wichtige Arbeiten sind in dieser Hinsicht in einigen Städten und Spitälern bereits vorgenommen worden. Aber diese Versuche sind immer zerstreut geblieben. Die Näherung der erzielten Resultate war um so schwerer, da die wenigsten derselben bekannt gemacht worden. Ueberdem war noch eine besondere Umsicht nothwendig in ihrer Auswahl. Das waren die Schwierigkeiten, welche der Doktor Haukins in seinem vor Kurzem erschienenen Werke: „Elements of medical statistics" überstiegen zu haben scheint. Entnehmen wir demselben einige der wichtigsten Thatsachen.

Umsonst spürt man nach Andeutungen, durch welche man die mittlere Lebensdauer bei den Alten erforschen könnte. Die Römer allein bieten uns einige unter diesem Betrachte der Aufmerksamkeit würdige Thatsachen dar. Darf man Ulpian, dem Minister des Alexander Severus, Glauben beimessen, so hielten die Zensoren, von Servius Tullius an, Register, in welchen auf das Sorgfältigste Alter, Geschlecht, Krankheiten und Todesfälle der römischen Bürger angegeben wurden.

Diesen Beobachtungen zufolge, welche ungefähr tausend Jahr umfassen, war die mittlere Lebensdauer

dreißig Jahre. Nimmt man London als Vergleichungspunkt an, und stützt man sich dabei auf die Nachforschungen Finlaysons während den letzten vierzig Jahren, so findet man, daß hier die mittlere Lebensdauer fünfzig Jahre ist, folglich zwanzig Jahre mehr, als bei den Römern.

Die mittlere Dauer bei der ganzen englischen Nation ist 45 Jahre. Die verschiedenen Klassen der Gesellschaft haben in Großbritannien also 15 Jahre länger zu leben, als die wohlhabenden Klassen zu Rom. Zu Florenz ist noch jetzt die mittlere Lebensdauer bei der ganzen Bevölkerung dieselbe, wie die der höhern Stände zu Rom im dritten Jahrhundert.

Der christlichen Religion verdankt man den in den neuern Zeiten wieder aufgenommenen Gebrauch der Geburts- und Sterbe-Register. Zu Genf hat man diese letztern seit 1560. Die Resultate, welche denselben sich entnehmen lassen, sind sehr merkwürdig. Es scheint, daß zur Zeit der Reformation die mittlere Lebensdauer in dieser Stadt nicht 18 Jahre überstieg. Im 17. Jahrhundert war sie 23, im 18. 32, und jetzt ist sie 36 Jahre.

Der erste Schriftsteller, welcher mit diesem interessanten Gegenstande sich beschäftigt hat, war der Kapitän J. Grant, um das Jahr 1661. Man kann ihn als den eigentlichen Schöpfer der Statistik betrachten. Lange nach ihm kam Süßmilch, der die Ideen Montesquieu's und vieler alten Schriftsteller theilte, und voraussetzte, daß Europa besonderer Gesetze bedürfe, durch welche die größere Vermehrung der Bevölkerung befördert werden könne, weshalb man vorzüglich die Möglichkeit, sich zu verheirathen,

erleichtern müsse. Er gab als mittlere Zahl der Sterblichkeit auf der ganzen Erde 1 auf 36 an. Der berühmte Geograph Büsching nahm 1 auf 32 bis 37 an. Achtzig Jahre sind seitdem verflossen, und die physische Bedingung des Menschen hat sich seitdem sehr verbessert. Die Zahl der Todesfälle hat sich von Jahr zu Jahr vermindert, und in England hat sich die Lebensdauer geradezu verdoppelt.

Im 14. Jahrhundert, als die Pest aus dem Nordwesten Asiens nach Europa überging, gelangte sie auch nach England, wo sie die Hälfte der Gesammtbevölkerung fortriß. In den folgenden Jahrhunderten verbesserte sich der Gesundheitszustand nach und nach, doch läßt sich die Sterblichkeit erst in den neuern Zeiten genau angeben. Man findet sie in England und Wales

im Jahr 1778 von 1 auf 40.
" " 1790 " 1 " 45.
" " 1801 " 1 " 47.
" " 1811 " 1 " 52.
" " 1821 " 1 " 58 oder 60.

Die schwache Verminderung, welche man von 1790 bis 1800 bemerkt, muß der Hungersnoth von 1795 bis 1800 zugeschrieben werden. Die angegebenen Zahlen begreifen das Land in Masse; betrachtet man jedoch die einzelnen Theile im Besonderen, so findet man eine auffallende Verschiedenheit. Middlesex und Sussex bieten in dieser Hinsicht die beiden Extreme dar. In dem ersten war 1821 die Sterblichkeit von 1 auf 47, und in dem letzten von 1 auf 72. Diese Verschiedenheit muß besonders der großen Ueberlegenheit der städtischen Bevölkerung in der Grafschaft

Middlesex zugeschrieben werden. *) Aber selbst in den am wenigsten gesunden Gegenden nimmt die Sterblichkeit bedeutend ab. So war sie in Middlesex 1811 von 1 auf 36 und 1821 von 1 auf 47.

Und nicht in England allein beurkundet sich diese Verminderung der Sterblichkeit; man bemerkt sie auch in vielen andern Ländern, jedoch in einem geringern Verhältnisse, wie sich aus nachstehender Uebersicht ergibt:

	Todesf.	Einw.	Todesf.	Einw.
England und Wales	(1780) 1	auf 40;	(1821) 1	auf 60.
Kanton Waat			1	- 49.
Schweden	(1775) 1	auf 35;	(1823) 1	- 48.
Niederlande	(1750) 1	- 23;	(1827) 1	- 4[illegible].
Frankreich	(1781) 1	- 29;	(1823) 1	- 40.
Vereinstaaten Nordamerika's			1	- 40.
Preussen			1	- 35.
Neapel			1	- 34.
Würtemberg			1	- 33.
Mexiko			1	- 30.
Venedig			1	- 28.

In Frankreich bemerkt man eine große Verschiedenheit in der physischen Konstitution der Bewohner der verschiedenen Provinzen, und folglich in ihrer Sterblichkeit. In den wohlhabendsten Departementen ist sie am schwächsten. So rechnet man in denen von Calvados, der Orne und der Sarthe nur einen To-

*) Die Grafschaft Middlesex bildet eine der großen Abtheilungen von London. Die beiden andern sind die City und Westminster. Jede dieser Abtheilungen hat ihren besondern Magistrat.

desfall auf 50 Einwohner. In den beiden Departementen des Calvados und der Orne stirbt auf eine gewisse Zahl Individuen das Viertel vor dem fünften Jahre, die Hälfte vor dem 45. und die drei Viertel vor dem 70.; während in den beiden Departementen der Indre und des Cher, die sehr arm sind, das Viertel bereits vor dem ersten Jahre stirbt, die Hälfte zwischen 15 und 20 und die drei Viertel vor dem 50. Jahre. In Frankreich überhaupt lebt die Hälfte aller Gebornen bis zum 20. Jahre, und zwei Drittel bis zum 45.

Im Königreich Preussen vermehrt sich die Bevölkerung sehr rasch. Von 1816 bis 1824 hat jährlich die Zahl der Geburten die der Todesfälle um 172,100 überstiegen, wonach sich voraussetzen läßt, daß in 26 Jahren die Bevölkerung verdoppelt sein wird. Diese Zunahme ist ebensowohl der Verminderung der Sterblichkeit, als der größern Zahl der Geburten zuzuschreiben. Auch sind die Heirathen in diesem Lande sehr häufig, und zwar der Leichtigkeit wegen, mit welcher die Ehescheidungen zugestanden werden. Man zählte 1817 auf 37 Ehepaare immer ein geschiedenes. Indessen hat dies Verhältniß sich seitdem sehr vermindert.

In Baiern hat man bemerkt, daß die Gegenden, in welchen es die meisten Herrschaften gibt, am wenigsten bevölkert sind. Die Sterblichkeit ist dort zwischen 1 auf 29, und 1 auf 38 in den verschiedenen Kreisen.

Es ergibt sich aus den Nachforschungen des Professors Kudler, der sich besonders mit der Statistik

des Süden beschäftigt, daß nach den gegenwärtigen Fortschritten der Bevölkerung Oesterreichs nicht weniger als 150 Jahre zur Verdoppelung jener von Ungarn erforderlich sind, 176 zu der des eigentlichen Oesterreichs, 230 zu der Böhmens, 248 zu der Gallizieus und 296 zu der Mährens. Steyermark allein bietet günstigere Umstände dar.

Die früher über Rußland bekannt gemachten Mittheilungen bieten so ausserordentliche Resultate dar, daß es unmöglich ist, ihnen unbedingten Glauben beizumessen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß man sie oft auf Gerathewohl angegeben. Zudem weiß man, daß Katharina II erst 1764 befahl, alle Taufen und Todesfälle regelmäßig einzuschreiben.

In den venetianischen Provinzen ist die Sterblichkeit, nach den mit Bewilligung der österreichischen Regierung bekannt gemachten Listen, von 1 auf 28. Während der Hungersnoth von 1815 bis 1817 verminderte sich die Zahl der Heirathen und der Geburten sehr, und die Sterblichkeit war 1817 von 1 auf 14. Die Bevölkerung belief sich 1766 auf 361,491 Familien und 1827 auf 397,098. Diese Vermehrung ist sehr schwach, und eines der traurigen Resultate der vielen Unglücksfälle, von denen Italien heimgesucht worden.

Amerika bietet uns, wie Europa, eine große Ueberlegenheit der nördlichen Staaten über die südlichen dar. In der nordamerikanischen Union zeigt die Sterblichkeit dasselbe Verhältniß, wie in Frankreich. Es ist nach den Distrikten verschieden zwischen 1 auf 56 und 1 auf 35.

Südamerika ist uns nur nach den von Alexander

von Humboldt angegebenen Thatsachen bekannt. Alle Verstöße des Mutterlandes, und besonders eine sehr ungleiche Vertheilung des Grundeigenthums, waren von Anfang an in Neu-Spanien eingeführt worden. Dieser Umstand, und die große Zahl der im tiefsten Elend schmachtenden Indier, hatten lange die Fortschritte der Bevölkerung verspätet. Die Generationen verschwinden dort mit unglaublicher Schnelligkeit.

Die Insel Bourbon gewährt merkwürdige Thatsachen über die Verschiedenheit der Sterblichkeit bei den französischen Kolonisten und den freien Negern oder den Sklaven. Bei den ersten ist das Verhältniß jährlich von 1 auf 44, während die Geburten wie 1 auf 24 sind. Bei der schwarzen Sklaven-Bevölkerung bemerkt man geradezu das Gegentheil. Von 1818 bis 1824 hat sie sich um ein Sechstel vermindert, und vermindert sich jetzt noch rascher, so daß die Eigenthümer schon den Zeitpunkt voraus berechnen können, wo sie genöthigt sein werden, einen großen Theil des jetzt bebauten Landes unkultivirt zu lassen. Bei den freien Negern auf derselben Insel zählt man dagegen nur einen Todesfall auf 62 Einwohner.

Man hat zu allen Zeiten und in allen Ländern bemerkt, daß die Sterblichkeit stärker ist in den Städten, als auf dem Lande. Diese Verschiedenheit ist besonders bemerkbar in den ersten Jahren des Daseins. Zu London zum Beispiel sterben bei weitem mehr Kinder bis zum fünften Jahre, als auf dem Lande. Vom 5. bis 20. Jahre sterben alsdann weniger in dem ersten, als auf dem andern. Vom 20. bis zum 50. Jahre ist die Sterblichkeit wieder stärker zu London, was man besonders der großen Zahl

Fremder zuschreiben muß, die in diesem Alter der Hauptstadt zuströmen, und die, in ihrer Jugend an eine reinere Luft und an stärkere Bewegung gewöhnt, genöthigt sind, eine ihren frühern Gewohnheiten ganz entgegengesetzte Lebensart anzunehmen. Haben sie sich jedoch erst einmal daran gewöhnt, so erlangen sie auch ein hohes Alter, denn über 50 Jahre hinaus ist die Sterblichkeit bei weitem schwächer zu London als auf dem Lande.

1697 zählte man in der Hauptstadt Englands 21,000 Todesfälle, und 1797 nur 17,000, obgleich die Bevölkerung sich beinahe verdoppelt hatte. Was am erstaunlichsten scheint, ist, daß diese Gesundheits-Verbesserung seit 50 oder 60 Jahren, während denen die Bevölkerung sich am meisten ausgedehnt, auch die größten Fortschritte gemacht hat. In Mitte des letzten Jahrhunderts war die Sterblichkeit von 1 auf 20, 1811 von 1 auf 38, und jetzt wahrscheinlich von 1 auf 42, so daß, in einem Zeitraum von 70 Jahren, die Lebensdauer in dieser großen Stadt sich gradezu verdoppelt hat.

Zu Manchester ist die Verbesserung des Gesundheitszustandes noch auffallender. Die Sterblichkeit war 1750 von 1 auf 25, 1770 von 1 auf 28 und 1811 von 1 auf 74. In 60 Jahren hat sich die Bevölkerung dieser Stadt vervierfacht.

Geben wir jetzt eine Uebersicht von der Sterblichkeit auf mehreren Punkten Europa's und Amerika's:

Manchester . .	1 Todesfall auf . . .	74	Einw.
Boston . . .	1	49	"
Glasgow . .	1	47	"

Birmingham .	1 Todesfall auf			43	Einw.
Genf . . .	1 (1560)	auf	18. (1820)	auf 43	"
London . . .	1 (1750)		20. (1821)	40	"
Portsmuth . .	1 (1810)		28. (1811)	38	"
Petersburg .	1			37	"
Livorno . .	1			35	"
New-York, Gesamtbevölkerung	1			35	"
Weiße .	1			40	"
Neger .	1			19	"
Berlin . . .	1 (1755)		28. (1822)	34	"
Paris . . .	1 (1650)		25. (1821)	32	"
Barcelona . .	1			32	"
Lyon . . .	1			32	"
Philadelphia, Gesamtbevölkerung	1			31	"
Weiße .	1			34	"
Neger .	1			19	"
Nizza u. Palermo	1			31	"
Florenz . .	1			30	"
Madrid . . .	1			29	"
Neapel . . .	1			28	"
Stockholm . .	1			26	"
Brüssel . . .	1			26	"
Rom . . .	1			25	"
Prag . . .	1			24	"
Amsterdam .	1 (1777)		27. (1826)	24	"
Wien . . .	1 (1750)		20. (1822)	22	"

Die Verminderung der Sterblichkeit zu Paris hat rasche Fortschritte gemacht, besonders in den letzten Jahren. Villermé's Nachforschungen zufolge war sie 1 auf 16 oder 17 im 14. Jahrhundert. Die Zahl

der Todesfälle war ehemals viel beträchtlicher, als die der Geburten; jetzt ist es umgekehrt.

Wahrscheinlich ist die vorstehende, für Petersburg angegebene Sterblichkeit nicht genau, denn von 1813 bis 1822 verhielten sich die Geburten zu den Todesfällen wie 100 zu 134.

Wien ist bis jetzt noch die Stadt, in welcher sich die Sterblichkeit am meisten jener der schwarzen Race zu Neu-York und Philadelphia nähert. Seit siebenzig Jahren hat sie sich nur um zwei vermindert. Dieser Umstand ist um so auffallender, da das Klima dieser Stadt zu den gesundesten gehört.

Zu Livorno ist die Sterblichkeit von 1 auf 35, und die Geburten sind von 1 auf 25 für die Gesammtbevölkerung. Man bemerkt in dieser Stadt noch eine Verschiedenheit zwischen der katholischen und nichtkatholischen (protestantischen und israelitischen) Bevölkerung. Bei dieser letzten zählt man nämlich 1 Geburt auf 39 Individuen, und einen Todesfall auf 49.

Werfen wir einen Blick auf die Sterblichkeit in den Spitälern:

London,	Todesfall.		
Spital St. Thomas	1 auf (1685)	7 Kranke (1827) .	12 Kr.
" St. Georg .	1 (1734)	8 " (1827) .	9 "
" zu Bath . .	1		18 "
" Glasgow "	1		9½ "
" Edinburg	1		16 "
Spitäler zu Dublin	1 (im Durchschnitt v. 10 Jahren)		13 "
Paris, Hôtel-Dieu	1 (von 1770 bis 1788)	4 Kranke (1822) .	6⅘
la Charité . .	1		5½
Spital d. k. Garde	1		21 "
St. Louis . . .	1		14 "

Lyon, Hôtel-Dieu	1 Todesfall auf			11 Kr.
Montpellier	1			10 "
Berlin, Charité	1	(von 1796 bis 1817)		6 "
Militär-Spitäler	1		(1822)	85 "
Wien, großes Krankenhaus	1		(1824)	6 "
Pesth	1		(1826)	6 "
Dresden	1		(1816)	7 "
München	1		(1819)	9 "
Petersburg, kaiserl. Spital	1			4½
Provinz-Spital	1		(1811)	10 "
Genf	1		(1823)	11 "
Brüssel, Spital St. Peter	1		(1823)	9 "
Amsterdam, Spital St. Peter	1	(von 1798 bis 1817)		8 "
Genua	1		(1821)	6 "
Turin, Spital San Giovanni	1			7 "
Mailand, großes Krankenhaus	1			7 "
Klinik von Razori	1			8 "
Pavia, Spital San-Matheo	10⅗		(1823)	100 "
mediz. Klinik	7			100 "
chirurg. id.	6⅔			100 "
Bologna, Klinik von Tommassini	7¾	(von 1816 bis 1819)		100 "
Palermo	12		(1823)	100 "

Bemerkt zu werden verdient auch die Zahl der gestorbenen Wöchnerinnen in folgenden Orten:

	Todesfall.			
British Lying in Hospital	1 (1750) auf	42 (1780)	60 (v. 1789 / b. 1798)	288 Wöchn.
London Lying in Hospital	1		(1826)	70 "

Paris, Hôtel-Dieu . .	1 Todesfall auf . . .		(1780)	15	Wöchn.
la Maternité	1		(1822)	29	"
Dublin, Lying in Hospital	1	(von 1757 bis 1825)		89	"
Edinburg . .	1	(von 1826 bis 1829)		100	"
Stockholm .	1		(1822)	29	"
Berlin . . .	1	(v. 1796 b. 1806) 32 . .	(v. 1807 b. 1817)	45	"

Die Sterblichkeit in den Findelhäusern, für das erste Lebensjahr der Kinder, verhielt sich folgendermaßen:

Zu Paris	(v. 1771 b. 1777) 25 auf 31 . .	(1827) 1	auf	2
" Wien	(1793) 8 od. 9 auf 10	(1810) 1 auf 2 (1823) 1	auf	3
" Stockholm . .	(1822)	1	"	5½
" Petersburg	(v. 1786 b. 1806) 35 auf 37	(1812) 1	"	2
" Neapel	. . . . .	1	"	5
" Palermo	. . . . .	7	"	10

Seit der allgemeinen Anwendbarmachung der Kuhpocken-Impfung hat sich die Sterblichkeit bei den Kindern sehr vermindert, wie sich das aus folgender, offiziell in Schweden bekannt gemachter Uebersicht ergibt:

1779 starben 15000 Personen an den Kinderblattern;
1784 — 12000.
1800 — 12000.
1801 — 6000.
1822 — 11.
1823 — 37.

Man glaubt gewöhnlich, daß die Zahl der Wahnsinnigen beständig steige; aber es läßt sich Manches dagegen sagen. Auf jeden Fall sind die Andeutungen in dieser Hinsicht nicht überzeugend genug, um denselben eine entscheidende Schlußfolge entnehmen zu

können. Von 2507 Wahnsinnigen, die in den Irrenhäusern zu Paris aufgenommen wurden, zählte man 1095 Männer und 1412 Frauen. In England dagegen fand man von 7904 Wahnsinnigen 4461 Männer und 3443 Frauen. Während der Hungerzeit von 1817 verdoppelte sich die Zahl dieser Unglücklichen zu Paris, und in dem Hungerjahre 1815 stieg die Zahl derselben zu Cork in Irland von 74 auf 210.

Folgendes war das Verhältniß der geheilten und der gestorbenen Wahnsinnigen:

	Aufgenommen.	Geheilt.	Gestorben.
im Königr. d. Niederlande	4000	1577	1254
Amsterdam	1248	. . .	604
Berlin, Charité	413	206	117
Würzburg	528	292	78
England, Wakefield Asilum	100 (seit 1819)		24
— Lancaster	100 (v. 1817 b. 1825)		24½
— York Retreat	100 (v. 1796 b. 1819)		20
Paris, Bicêtre und Salpêtrière	100 (1822, 23, 24)		22

Nur in Frankreich hat man authentische statistische Andeutungen über die Sterblichkeit in den Gefängnissen. Sie verhält sich dort wie 1 zu 22. Der Doktor Villermé berechnet, daß die Gefängnisse die Lebensdauer der Verhafteten um 20 Jahre verkürzen, selbst die Schulden halber Eingesperrten mit inbegriffen. Nur bei den Galeerensklaven findet eine Ausnahme statt, indem sie mehr im Freien leben, und besser genährt und gekleidet sind, als die übrigen Gefangenen.

Nach Samuel Coopers Angabe zählt man in den

Gefängnissen zu London einen Todesfall auf 50 oder 55 Gefangene.

Hinsichtlich der Selbstmorde findet man folgendes Verhältniß:

London, im Durchschnitt jährlich			100
Hamburg, (1816) 2 (1820) 10 (1825) .			59
Frankfurt am Main	(1823) .		100
Kopenhagen			100
Neu-York	zwischen 13 und		29
Philadelphia	" 2 "		13
Baltimore	" 2 "		7
Paris (von 1813 bis 1823 jährlich)			334
Schweden	(1823) .		151
Neapel	(1826) .		13
Rußland, von 1823 bis 1827 einschließlich . .			4087
Spanien	(1826) .		16

Diese letzte Angabe ist sehr zu bezweifeln, um so mehr, da einer unserer Freunde, welcher lange in der Nähe von Barcelona gewohnt, uns versichert, daß man allein in dieser Stadt im Durchschnitt jährlich zwischen 30 bis 40 Selbstmörder rechnen könne. Gewöhnlich wird aber der Selbstmord von den Verwandten abgeläugnet, und durch einen Schlagfluß vermummt. Auf solche Weise zählt man mehrere Hundert am Schlagfluß gestorbene Personen in der iberischen Halbinsel.

Zu Berlin hat sich die Zahl der Selbstmorde sehr vermehrt. Man fand:

von	1758	bis	1775	einen Selbstmord auf	1800 Todesfälle.
"	1787	"	1797	" " "	900 "
"	1798	"	1810	" " "	600 "
"	1810	"	1822	" " "	100 "

Dr. Kasper behauptet, daß es eine Selbstmörder-Gesellschaft in Preussen gegeben. Sie bestand aus sechs Personen, welche sich unabläſſig bemüheten, neue Mitglieder anzuwerben. Sie tödteten sich, einer nach dem andern, und der letzte jagte sich 1817 eine Kugel durch den Kopf. Man sagt auch, daß ganz neuerdings ein solcher Klubb zu Paris bestand, von dem jedes Jahr ein Mitglied sich umbringen mußte. Ein der gewöhnlichsten Ursachen des Selbstmordes, auf welche die Gesetzgeber ihre ganze Aufmerksamkeit richten sollten, ist die Nachahmungssucht, von der alle Manigraphen zahlreiche Beispiele anführen.

Das Bemerkenswertheste in der neuesten ausländischen Literatur.

Mexiko.

Memoria de la Secretaria de Estado y del Despacho, etc. — Denkschrift des Staats-Sekretariats und der Depeschen der innern und äussern Angelegenheiten, vorgelesen vor der Deputirtenkammer, durch den Staatssekretär dieses Verwaltungszweiges, den 12. Februar 1830, am Tage nach der Sitzung des mexikanischen Senats. Mexiko 1830.

Der Staatsmann, welche diese Denkschrift verfaßt hat (Don Lukas Alaman), spricht nur auf der letzten Seite, und in wenigen Worten, von sich selbst. Aber was er sagt, ist genügend zur Kenntniß seines Karakters.

„In dem Gemälde, welches ich Ihnen vorgelegt, sagt er, nichts ist Uebertriebenes, nichts Verstecktes. Sorfältig jede exaltirte Meinung vermeidend, habe ich meiner eigenen Urtheilskraft mißtraut, und nur Thatsachen sprechen lassen. Sie sind nur zu gewiß, nur zu augenscheinlich, und gäbe es einige, die man noch bezweifeln könnte, würde ich durch zahlreiche Bescheinigungen sie unterstützen. Als öffentlicher Beamter, und als Mann von Rechtschaffenheit und Ehre, habe ich Ihnen unsere Nation und unsere Angelegenheiten dargestellt, wie ich sie gesehen. Zu welcher politischen Meinung sich nun auch die Leser

dieser Denkschrift bekennen mögen, werden sie doch bei sich selbst gestehen müssen, daß ich wahr gesprochen.

„Die Uebel, an denen die Republik leidet, sind sehr schwer. Aber wir werden unter ihnen nicht erliegen. Wir werden Zeit und Kraft genug haben, um die schicklichen Heilmittel auf sie anwendbar zu machen. Doch müssen wir keinen Augenblick verlieren, und muthig eine Radikalkur unternehmen, statt uns mit Linderungsmitteln zu begnügen.

„Es ist unumgänglich nothwendig, mit Ordnung und Regelmäßigkeit dabei zu verfahren, und allen Theilen der Verwaltung zu gleicher Zeit dieselbe Sorgfalt angedeihen zu lassen.

„Ohne Sicherheit der Personen und des Eigenthums gibt es keine Gesellschaft. Ohne von den Bürgern unmittelbar erwählte Vertreter gibt es keine Freiheit. Ohne eine öffentliche, wohlorganisirte Macht, zur Erhaltung der Ordnung und Eintracht, die jedoch nie gegen die Rechte der Bürger in Anwendung gebracht werden könne, kann eine Nation nicht bestehen.

„Diese drei Elemente sind gleichermaßen nothwendig zur Existenz einer regelmäßigen Regierung, welche Form man ihr auch geben mag.

„Sie haben die höchsten Interessen der Nation in ihren Händen. Ihre Entschlüsse werden über ihre Achtung und ihren Kredit im Aeussern, so wie über ihren Wohlstand im Innern, über ihre ganze Existenz entscheiden.

„Ich war beauftragt, Sie von seiner wirklichen Lage zu unterrichten. Ich habe diese Pflicht erfüllt.

Möge der Kongreß nur schnelle, wirksame Heilmittel gegen die von mir bezeichneten Uebel in Anwendung bringen. Die Nation hat ihre Hoffnung auf die Weisheit ihrer Vertreter gesetzt. Sie vertraut ihnen ihre Zukunft an, und verlangt von ihnen die Erhaltung der Mittel ihres Wohlergehens, welche die Freigebigkeit der Natur ihr zugestanden."

Die Denkschrift selbst stellt zuerst die Verhältnisse der mexikanischen Republik mit den übrigen Staaten Amerika's und mit denen Europa's in Rede. Die große Frage der Anerkennung der neuen amerikanischen Republiken ist beinahe ganz entschieden, indem fast alle Mächte Verbindungen mit ihnen angeknüpft haben. Weniger erfreulich sind die gegenseitigen Verhältnisse dieser Republiken. Vom Kap Horn bis zu den Grenzen der vereinigten Staaten Nordamerika's sind die innern Unruhen ihnen verderblicher geworden, als je die Waffen Spaniens.

Don Alaman macht vorzüglich den geheimen Gesellschaften den Vorwurf, Unruhe und Zwietracht genährt zu haben. Er findet ihr Dasein durchaus überflüssig, und selbst verderblich, wenn die Nation wirklich frei ist. Wozu noch Geheimhaltung in einem Lande, wo alles Gute ohne Rückhalt öffentlich verhandelt werden kann?

Nach der Uebersicht, welche er von der örtlichen Miliz gibt, kann man entnehmen, daß ihre Organisation noch sehr mangelhaft ist, was besonders der Schwäche der Zentral-Regierung zugeschrieben werden muß.

Niederlande.

Lettres sur la liberté de la Religion, et sur les Théodémocrates, ou les Jésuites modernes. — Briefe über die Religionsfreiheit, und über die Theodemokraten, oder die neuern Jesuiten. Amsterdam 1829.

Diese Flugschrift ist gegen die katholische Bevölkerung der Niederlande gerichtet. Da der Pabst kein erblicher, sondern ein Wahlfürst ist, betrachtet der Verfasser den römischen Hof nicht als eine theokratische Monarchie, sondern vielmehr als eine Theo-Demokratie. Daher rührt denn auch der Name „Theo-Demokraten", den er den Jesuiten verleihet.

Ihm zufolge ist es im demokratischen Sinne, daß die Jesuiten sich gegen die Könige verschworen, und daß sie die erklärten Feinde nicht nur aller konstitutionellen, sondern auch aller unumschränkten Monarchien sind.

Ohne Zweifel ist das eine ganz neue Ansicht der Dinge, an die man sich nicht leicht gewöhnen, und die man auf keinen Fall unbedingt annehmen dürfte. Die Jesuiten Freunde der Freiheit und Gleichheit! Ein solcher Satz ist unglaublich.

Indessen scheint der Verfasser selbst seine Voraussetzung nicht recht ernsthaft zu nehmen. Sein Hauptzweck ist darauf gerichtet, die Gefahren anzudeuten, welche man von einer Miliz zu erwarten habe, die einem fremden Souverän untergeben ist, der, mit Hilfe dieser seiner Agenten, keine Gelegenheit unbenutzt läßt, sich unberufen in die Angelegenheiten der andern Mächte zu mischen. In seinen Beweisgründen stützt sich der Verfasser vorzüglich auf die Abge-

schmackheit der römischen Lehre, die sich auf allen möglichen Unsinn stützt, in so fern er nur zur Erreichung irgend eines Zweckes dienen kann.

Bei alledem ist eine unverkennbare Unduldsamkeit vorherrschend in diesem kleinen Werke. Aber jede Unduldsamkeit, sowohl die protestantische wie die katholische, ist ungerecht und verderblich. Die erste ist nicht erleuchteter, nicht zurückhaltender, nicht aufrichtiger, nicht vernunftmäßiger, als die letzte. Der Styl und die Raisonnements dieser Flugschrift sind in nichts verschieden von denen eines fanatischen Missionärs, oder eines unwissenden spanischen Mönchs.

Jede sogenannte herrschende Religion, von dem weltlichen Arm unterstützt, ist zur Verfolgung geneigt, und mithin ein wirkliches Uebel. Ueberredung, gute Lehre, gutes Beispiel, das waren die Mittel, welcher Jesus Christus und seine Zwölfboten sich bedienten, Individuen und Völker der reinen Moral des Evangeliums zuzuwenden, und nicht Haß, Zwietracht, Verfolgung, diese Mittel des Wahnsinns, deren man sich jetzt auf beiden Seiten bedient, um das Leben zur Hölle zu machen.

Kritik.

Atlas von Europa, in 220 Blättern, mit roth gedruckten Straßen, Ortspositionen und Grenzen. Entworfen im Maßstabe $\frac{1}{506/000}$ der natürlichen Größe, nach der im französischen Kriegs-Depot angenommenen Projektion von Flamsteed, von J. H. Weiß. Bearbeitet von J. E. Wörl.

Seit das moralische Leben in Europa sich immer mehr zu heben, zu erweitern beginnt, seit die Leuchte des Geistes uns voranschwebt, auf dem Wege, den wir zu überwandeln haben, gewinnen Künste und Wissenschaften, die Kultur überhaupt, eine Ausdehnung, von der man in frühern Zeiten sich keinen Begriff machen konnte.

Daß die geographische Länderkunde in diesem Vorwärtsstreben nicht unthätig bleiben konnte, ergibt sich von selbst. Als einer der Hauptgrundpfeiler des menschlichen Wissens, mußte sie so zu sagen die Fahne tragen, um den Triumph der Vernunft zu verkündigen.

Diese Voraussetzung wird vollkommen gerechtfertigt durch ein neues Unternehmen des Herderschen Kunst-Instituts zu Freiburg im Breisgau. Jedermann kennt die „topographische Karte des Rheinstroms“, dies Prachtwerk, welches aus derselben Anstalt hervorgegangen, und für welches der König von Würtemberg Herrn Herder die große goldene Verdienstmedaille zugesandt.

Die vorliegenden ersten Lieferungen zu dem „Atlas von Europa“ in 220 Blättern, stehen hinter der obgenannten verdienstvollen Leistung in nichts zurück. Die uns zugekommenen Blätter umfassen den westlichen

Theil Frankreichs. Topographische Zeichnung und Nomenklatur sind korrekt*), die Schrift ist sehr deutlich, der Steinstich ausserordentlich klar. Zur raschen Uebersicht und Erkennung trägt besonders auch die von Hrn. Herder erfundene Methode der rothgedruckten Straßen, Ortspositionen und Grenzen bei. Ueberhaupt gebührt diesem Unternehmen ein ausgezeichnetes Lob. Besonders vortheilhaft für das Publikum ist es auch dadurch, daß Karten jedes Landes und jeder Provinz einzeln gekauft werden können.

Der Maßstab 1 : 500,000 erlaubt eine große Reichhaltigkeit, selbst in Benennung kleiner Orte, so wie eine genaue Andeutung der Akzidenzen des Bodens und der Gebirgsfigurirung. Jede Sektion hält 17 Zoll Länge und 14 Zoll Höhe; also einen Flächenraum von 238 Quadratzoll = 798 geogr. Q. M. oder 2213 franz. Q. Stunden.

Der Entwurf des ganzen Atlasses ist von dem durch seine mannichfachen geographischen Arbeiten (besonders durch seine Karte der Schweiz in 17 Blättern) rühmlichst bekannten Ingenieur-Oberstlieutenant Hr. Weiß, und die Ausführung von dem geschickten Künstler Hrn. Wörl, der auch die große Rheinkarte besorgt hat. Von solchen Händen kann man nichts anderes, als etwas sehr Ausgezeichnetes erwarten.

Der Subskriptionspreis auf den ganzen, oder auf einzelne Länder-Atlasse, ist für jede Lieferung von 4 Blättern, auf extrafeinem Velinpapier, 5 fl. 24 kr. rhein., oder 3 rthlr. sächsisch.

*) Wir haben nur einen einzigen Stichfehler bemerkt: das Städtchen Clamecy ist geschrieben Glamecy; was jedoch leicht zu verändern ist.

Mannichfaltigkeiten.

Wesentliche Berichtigung.

Wir sind eingeladen, folgende Berichtigung zur Kenntniß des Publikums zu bringen, um wo möglich jeder Mißdeutung zuvorzukommen.

„Man lieset in der „Beschreibung aller berühmten Bäder in der Schweiz“ (Aarau, 1830, bei H. R. Sauerländer), in dem Artikel Gais, bei Erwähnung der Stadt St. Gallen, auf S. 109 folgende Andeutung:

„„Es erscheinen hier einige öffentliche Blätter, die besondere Aufmerksamkeit verdienen: einerseits der Erzähler, eine Zeitung unter eigenthümlicher Inspiration, anderseits der Freimüthige, unter der der Wahrheit, der Vernunft, der Veredlung des menschlichen Geschlechts, und der immer größern Festschürzung des schweizerischen Staatenbundes in eine unzertrennbare Union.““

„Diese ganze Angabe beruht auf einem unwillkührlichen Irthum.“

Oelquelle.

Wir lesen in einer nordamerikanischen Zeitschrift (dem Nile's Register), daß man bei der Grabung auf eine Salzquelle, am Fuße eines Hügels, in der Nähe des Kumberlandstroms, eine Bergölquelle entdeckt, die ausserordentlich reichhaltig war. Das Oel strömte so stark, daß man in wenigen Minuten eine Tonne damit anfüllen konnte. Nach einigen Wochen bildete es einen Bach, der sich in den Kumberlondstrom ergoß. Diese Oelmasse war so bedeutend, daß man sie bis Gallatin, in der Grafschaft Summer, folglich auf 500 englische Meilen (170 Stunden) von ihrer Quelle, im Wasser unterscheiden konnte. Ungefähr 2 Meilen unter dem Punkte, wo der Oelbach sich in den Fluß ergießt, zündete ein Kind das Oel an, und man gewahrte nun das erstaunlichste Schauspiel, welches man sich denken kann. Die Flamme stieg bis zu den Wolken und überdeckte den ganzen Fluß. Uebrigens ist der Geruch dieses Oels so

ſtark, daß man es auf eine Entfernung von 5 bis 6 Meilen verſpürt. Es iſt auch ſo ätzend, daß es durch die Poren des ſtärkſten Holzes dringt, und in gewöhnlichen Fäſſern nicht aufbewahrt werden kann.

Geſellſchaftliche Verbeſſerungs-Verſuche in England.

Nach dem Beiſpiel der Suppenanſtalt in Zſchokke's Goldmacherdorf, bilden ſich jetzt zu London mehrere Geſellſchaften zur Verpflegung der Landleute, der Arbeiter, der kleinen Eigenthümer und ſelbſt der Mittelſtände. Ein kleiner Eigenthümer wird nämlich zu London ein ſolcher genannt, deſſen jährliches Einkommen nicht 200 Pfund Sterling (2400 rhein. Gulden) überſteigt. Eine Familie aus zwei Perſonen beſtehend, kann davon kaum leben, und vermehrt ſich die Zahl der Familienglieder, ſo verſinkt ſie in Elend.

Um dieſem Uebelſtande abzuhelfen, der um ſo größer iſt, da die Zahl der Familien, welche ſich in dem gedachten Fall befinden, ſehr bedeutend iſt, hat man den Entſchluß gefaßt, ein großes gemeinſchaftliches Hausweſen zu ſtiften, welches aus 400 Familien beſtehen ſoll.

Jede derſelben, aus zwei Perſonen beſtehend, hat jährlich 100 Pf. Sterling zu zahlen. Für eins, zwei, drei und mehr Kinder wird ein mäßiger Nachſchuß gegeben, der nie 100 Pf. Sterling überſteigen kann, und der nur von 10 zu 10 Pf. Sterling ſteigt. Es bleibt alſo jeder Familie immer noch eine mehr oder minder bedeutende Summe.

Für obigen Beitrag erhält die Familie eine bequeme und anſtändige, vollkommen möblirte Wohnung, reichhaltige Beköſtigung, Kleidung, Heizung, Licht, Bedienung, Pflege während der Krankheit u. ſ. w. Die Anſtalt hat auſſerdem ihr eigenes Theater, ihre Bibliothek, ihre Leſekabinette, ihre Ball-, Konzert-, Spiel und Unterhaltungsſäle, ihre Bäder, Schulen, Amphitheater zu öffentlichen Vorleſungen ꝛc.

Dieſe Gemeinde wählt alljährlich aus ihrer Mitte ihre

Direktoren, Verwalter, Sekretäre, Schatzmeister und andere Personen, denen die obere Leitung des gemeinsamen Hauswesens anvertrauet wird, wofür sie jedoch keine Besoldung erhalten.

Die Haupteinwendung, welche man gegen eine solche Anstalt gemacht. ist die Schwierigkeit, bei einer so großen Zahl Familien gemeinschaftlich und in gutem Einverständnisse zu leben. Aber da es den Theilnehmern durchaus frei steht, vereinzeit zu bleiben, da die Familien sich gänzlich nach ihrem Gutdünken einrichten, und an der großen Tafel oder in ihrer Wohnung speisen können, hebt diese Schwierigkeit sich von selbst.

Gelingt dieser Versuch, was man nicht bezweifelt, so will man auch eine ähnliche Anstalt füe den Mittelstand stiften. Jede Familie würde statt 100 Pf. Sterling deren 200 oder 300 jährlich zahlen, und dafür alle die Vortheile genießen, welche jetzt nur die reichsten Personen sich zusichern können.

Die Madonna als General-Kapitän.

Bis zu welchen Narrheiten der Blödsinn des römischen Kultus sich verirren könne, beweiset eine sogenannte religiöse Zeremonie, welche jährlich zu Quito Statt findet; denn nirgends ist der Wahnsinn eines von dem Kurialstuhle ausgehenden Systems weiter gediehen, als in den ehemaligen spanischen Kolonien in Amerika.

„Ich habe einer Prozession beigewohnt, erzählt ein Reisender, die, obgleich ich gegen die in diesem Lande (Südamerika) als Hauptgrundsätze des Glaubens festgestellten Albernheiten vom Scheitel bis zur Ferse seit Langem gepanzert bin, doch so neu und überraschend für mich war, daß ich in der That nicht wußte, ob ich darüber lachen oder weinen sollte. Ich will mich bemühen, sie so einfach als möglich zu beschreiben.

„In einem kleinen Dorfe, ungefähr eine Stunde von Quito, befindet sich eine Bildsäule der Jungfrau. Die Einwohner glauben steif und fest, daß sie von dieser un-

förmlichen Holzpuppe gegen die Erdbeben geschützt worden, welche Riobamba und Tacunga verheert haben.

„Demzufolge beschlossen sie, dem Bilde zu Ehren jährlich zwei große Feste zu veranstalten, welche in der Hauptkirche der benachbarten Stadt gefeiert werden sollten. Sie wendeten sich deshalb an den Hof zu Madrid, um die Erlaubniß zu erhalten, daß das Militär an der Prozession einen thätigen Antheil nehme.

„Die königliche Bewilligung überstieg alle Erwartungen der Bittsteller, denn die katholische Majestät geruhete aus allergnädigstem Ermessen der Madonna von Guapulo den Rang eines General-Kapitäns ihrer Armeen zu ertheilen, der mit dem eines General-Feldzeugmeisters in Oesterreich, oder eines General-Feldmarschalls in anderen Ländern gleichbedeutend ist. Besagte Madonna erhielt auch den Gehalt besagten Grades, während ihrem zehntägigen Aufenthalt zu Quito. In Folge dieser Ernennung sollte alles Militär bei ihrem Einzuge zu Quito paradiren, und ihr die ihrem Range zustehenden Ehrfurchtsbezeugungen erweisen.

„Ich sah einen solchen Einzug. Die Madonna saß in einem mit karmesinrothen Sammetvorhängen geschmückten Tragsessel, der von den angesehensten Einwohnern auf den Schultern getragen wurde. Voran schritten das Kapitel und sämmtliche Korporationen. Die Bildsäule selbst war mit der großen Uniform eines General-Kapitäns bekleidet, mit den Stickereien ihres Ranges auf den Aermeln. Auf dem Kopfe hatte sie einen mit breiten Tressen, langen Federn und einer rothen Kokarde besetzten Hut. In der Hand hielt sie den Kommandostab.

„Das Kindlein Jesus nahm ebenfalls Theil an dieser Zeremonie, und figurirte als Adjutant seiner Mutter, des General-Kapitäns. Es hatte einen mit goldenen Tressen und einer rothen Kokarde besetzten Hut auf dem linken Ohr, einen kleinen goldenen Degen, einen rothen spanischen Mantel und Sporen an der Ferse. In der Kathedralkirche wurde die Madonna wieder ausgekleidet und mit weiblichem Schmuck geziert; aber sie behielt den Komman-

dostab in der Hand, bis zu dem Augenblicke, wo sie wieder die Stadt verließ.

„Die republikanische Regierung hat diese Feierlichkeit beibehalten, nur ist die Uniform des General-Kapitäns in die eines Oberbefehlshabers der Armeen verwandelt worden, und statt der rothen Kokarde tragen die Jungfrau und das Kind jetzt die der Republik.“

Verheirathungsleiter.

Ein englischer Rechenmeister hat eine sehr genaue Uebersicht von den Individuen weiblichen Geschlechts entworfen, welche sich in einem Alter zwischen 14 bis 39 Jahren verheirathen. Bei tausend Frauenzimmern, welche in den heiligen Ehestand getreten, hat sich ihm folgendes Verhältniß gegeben:

Es haben sich verheirathet				im	14. und 15.	Jahre	32
—	—	—	—		16. — 17.	—	101
—	—	—	—		18. — 19.	—	219
—	—	—	—		20. — 21.	—	233
—	—	—	—		22. — 23.	—	165
—	—	—	—		24. — 25.	—	102
—	—	—	—		26. — 27.	—	60
—	—	—	—		28. — 29.	—	45
—	—	—	—		30. — 31.	—	18
—	—	—	—		32. — 33.	—	14
—	—	—	—		34. — 35.	—	8
—	—	—	—		36 — 37.	—	2
—	—	—	—		38. — 39.	—	1
						Im Ganzen:	1000

Inhalt des zehnten Bandes.

	Seite
Streifereien durch Kamtschatka und Sibirien . . .	3
Blick auf das alte Aegypten	15
Ueber die Haupt-Eintheilungen des Menschengeschlechts	29
Die Perlenfischerei im Alterthum und in der neuern Zeit	39
Militärische Reminiszenzen über die Volksschlacht zu Paris am 27., 28. und 29. Juli 1830	47
Ursachen, Wirkungen und Folgen der Begebenheiten im Juli 1830 in Frankreich	55
Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich	70
Tagebuch eines Garde-du-Corps Karls X, über dessen Reise von St. Cloud nach Cherbourg	89
Stellung der Parteien in England	114
Ferdinand der Vielgeliebte, oder ein Monat in Spanien	130
Ueber die Fortschritte der europäischen Zivilisation .	153
Ein Wort über die Erdkunde der Hebräer	173
Gegenwärtiger und früherer Zustand der Hölle und der Zauberei	181
Allgemeine Uebersicht von dem gegenwärtigen Zustande der materiellen Kräfte Italiens	204
Der Eriesee	208
Ueber die Dauer des menschlichen Lebens in verschiedenen Ländern der Erde	213
Das Bemerkenswertheste in der neuesten ausländischen Literatur	228
Kritik	233
Mannichfaltigkeiten:	
Wesentliche Berichtigung	235
Oelquelle	235
Gesellschaftliche Verbesserungs-Versuche in England . .	236
Die Madonna als General-Kapitän	237
Verheirathungsleiter	239

Digitized by Google

Von der „Bibliothek der neuesten Weltkunde“ erscheint mit Anfang eines jeden Monats ein Theil von 200 bis 250 Seiten. Sein Inhalt wird das Neueste und Denkwürdigste aus dem ganzen Reiche der Weltbegebenheiten umfassen, und überhaupt das in Rede und Betrachtung stellen, was bei allen zivilisirten Völkern der Erde ein allgemeines, höheres Interesse erregen kann.

Der Inhalt eines jeden Theils wird unter folgenden Hauptrubriken begriffen sein:

Erwägende Philosophie. — Prüfende Moral. — Geschichte im ausgedehntesten Begriff. — Reisen und geographische Mittheilungen. — Sitten und Gebräuche aller Völker der Erde. — Religion. — Fortschritte der Zivilisation. — Politik. — Staatswissenschaft und Staatswirthschaft. — Erfindungen und Entdeckungen. — Statistik. — Naturgeschichte. — Wissenschaft im Allgemeinen. — Biographien. — Literatur. — Kritik. — Wissenschaftliche und andere Notizen mannigfaltigen Inhalts.

Herausgeber und Verleger haben die erforderlichen Maßregeln getroffen, auch ihre Verbindungen auf solche Weise eingeleitet, daß alle Mittheilungen des In- und Auslandes mit aller möglichen Beförderung ihnen zukommen, so daß sie mit Anfang jeden Monats einen neuen Theil des Denkwürdigsten erscheinen lassen werden. Jeder Aufsatz von allgemeinem Interesse soll sogleich vollständig mitgetheilt, und nicht abgebrochen werden.

Die ganze Sammlung eines Jahrgangs besteht demnach aus zwölf Theilen, für die man sich überhaupt mit 12 fl. oder 8 thlr. jährlich abonnirt, folglich ist jeder Theil um den ungemein billigen Preis à 1 fl. angeschlagen; einzelne Theile werden nicht besonders erlassen, sondern man abonnirt sich für die jährliche Sammlung von 12 Theilen durch Vorausbezahlung bei allen Buchhandlungen und Postämtern von ganz Deutschland und der Schweiz.

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Herausgegeben

von Malten.

Eilfter Theil.

Aarau 1830.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Bei Joseph Fink in Linz ist erschienen und bei H. R. Sauerländer in Arau und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Oesterreich unter Herzog Albrecht IV. Nebst einer Uebersicht des Zustandes Oesterreichs während des vierzehnten Jahrhunderts. Von Franz Kurz, regulirten Chorherrn und Pfarrer zu St. Florian. Zwei Theile. gr. 8. Linz 1830. Preis: 13 Fr. 5 Bz.

Der Name des um die vaterländische Geschichte so hoch verdienten Herrn Verfassers ist jedem Freunde derselben zu bekannt, als daß das Werk einer Anpreisung bedürfte. Es verdankt sein Dasein eben so, wie die früheren Geschichten der österreichischen Regenten aus dem Hause Habsburg, der hohen Gnade Sr. Durchlaucht des k. k. Herrn Haus-, Hof- und Staats-Kanzlers, Fürsten v. Metternich. Die Geschichte Herzog Albrechts IV. hat durch die Urkunden, die dem Herrn Verfasser durch die gnädigste Bewilligung Sr. Durchlaucht sind mitgetheilt worden, bedeutend gewonnen.

Der Geschichte dieses Herzogs ist auch eine Uebersicht des Zustandes Oesterreichs während des vierzehnten Jahrhunderts beigegeben, welches ausser dem, daß das Herzogthum bedeutende Gebiets-Vergrößerungen erhielt, besonders darum merkwürdig ist, weil es in demselben die erste Stufe einer höhern Kultur erklomm.

Uebrigens ist das Buch nicht blos für Geschichtsforscher geschrieben. Jeder Freund der vaterländischen Geschichte wird dasselbe mit Vergnügen lesen, und darin manches Neue zu seiner Belehrung und Unterhaltung finden.

Der Verleger hat dafür gesorgt, daß sich dieses Werk in Format und Druck an die früheren desselben Herrn Verfassers anschließe, um mit ihnen ein Ganzes zu bilden. Der Preis ist verhältnißmäßig der viel größeren Bogenzahl (56 Bogen) geringer, als es bei den früheren der Fall war.

Für Freunde der Geschichte und Länderkunde.

Im Verlage von C. W. Leske in Darmstadt sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Bignon, Geschichte von Frankfurt seit dem 18. Brumaire bis zum Frieden von Tilsit. A. d. Franz. von Theod. v. Haupt. 1r Bd. gr. 8. 1 Thlr. 6 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Cata-

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Geschichtliche Uebersicht der denkwürdigsten Erscheinungen bei allen Völkern der Erde, ihrem literarischen, politischen und sittlichen Leben.

Herausgegeben

von Malten.

Eilfter Theil.

Aarau 1830.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Frankreichs Gegenwart und wahrscheinliche Zukunft.

Erster Artikel.

Wer möchte es wagen, die Zukunft vorauszusagen? Von undurchdringlichen Schleiern verhüllt, läßt sie uns weder die Ereignisse des nächsten Jahres, noch des nächsten Tages, noch der nächsten Stunde vermuthen.

Wer hätte zu Anfang Juli d. J. mit Bestimmtheit eine Idee von den Begebenheiten haben können, die wir gesehen? Wer hätte an einen so schnellen Widerstand bei dem ersten Begehen der Tirannei geglaubt? Wer hätte behaupten mögen, daß die unbewaffnete Bevölkerung einer Stadt in drei Tagen eine wohlgeübte, tapfere Armee besiegen werde? Wer hätte vorausberechnen können, was ausser dem Bereiche der Möglichkeit zu liegen schien? ...

Frankreich ist jetzt vollkommen frei, mitten unter Völkern, die es mehr oder weniger sind. Frankreich vielleicht allein stützt sich mit Liebe und Vertrauen auf die Institutionen, die es sich selbst gegeben, während alle seine Nachbarn, ohne Unterschied, dringend nothwendig gewordene Verbesserungen verlangen, und sie entweder mit Zuversicht von der Weisheit ihrer Regierungen erwarten, oder geneigt zu sein scheinen, mit Gewalt sich dieselben zuzusichern.

Frankreich befindet sich jetzt durch seine neue Freiheit, so zu sagen, vereinzelt in der Mitte rivaler Staaten. Gestehen wir es unverhohlen, das von ihm gegebene Beispiel ist ansteckend, folglich furchtbar drohend für die meisten europäischen Regierungen.

Ohne es zu wollen, untergräbt Frankreich durch seine innern gesetzlichen Verbesserungen alle Mißbräuche in den benachbarten Staaten. Es hat bewiesen, was ein Volk kann, wenn es einig ist in seinem Willen, seinen Entschlüssen, und alle Aristokratien, alle Oligarchien, der Nepotismus, die unersättliche Habgier der Theokratie, alle Mißgeburten der Unvernunft erbeben bei dem Anblick des erhabenen Resultats der Heldentage zu Paris.

Frankreich vernimmt das Beifallgeschrei der Völker; es vernimmt die Verwünschungen der Minister. Ueberall, wo die öffentliche Macht auf eine ungesetzliche Anmaßung, oder auf Gewalt begründet ist, darf es auf erklärte Feinde rechnen.

Diese Feinde bewachen mit Luchsaugen alle Maßregeln Frankreichs. Sie sind bereit, die größten wie die kleinsten Fehler seiner Regierung oder seiner Bevölkerung zu benutzen. Sie umlagern seine Grenzen, sie miniren in seinem Innern; ihr ganzes Bestreben zielt darauf hin, neue Unruhen zu erwecken, Anarchie zu erzeugen und die Freiheit durch ungesetzliche Handlungen und Exzesse abermals zu vernichten.

Denn durch seine Freiheit allein steht Frankreich feindlich allen Tiranneien gegenüber, und sobald irgend eine günstige Gelegenheit sich darbietet, wird man alle Tiranneien gegen Frankreich verschworen sehen.

Man traue den Freundschaftsversicherungen nicht: der Friede ist nur anscheinend. Der freihe Bund aller Bösewichte, Dummköpfe und Verräther gegen die Fortschritte der menschlichen Vernunft besteht unveränderlich. Es müßte keine Verräther, Dummköpfe und Bösewichte mehr geben, um ihn gänzlich beseitigt zu sehen. In zehn, in zwanzig Jahren wird er sich aufs Neue offenbaren, wird er von seiner alten Unvernunft, seiner alten Treulosigkeit, seiner alten Tirannei nichts verloren haben. Die Geschichte ist da, es zu beweisen.

Frankreich ist stark durch sich selbst; es hat nichts zu befürchten, so lange es einig ist. Es wünscht den Krieg nicht; aber es weiß, daß der Krieg nicht ihm gefährlich werden kann. Vereinzelt, wie es während den hundert Tagen (der Zwischenregierung Napoleons im Jahr 1815) war, mitten in dem feindlich gesinnten Europa, weiß es, daß die Umstände, die Verhältnisse jetzt nicht mehr dieselben sind, wie damals.

Die männliche und kriegerische Volksmasse war 1815 durch fünfundzwanzigjährige Kriege erschöpft. Die Konskription hatte jedes Jahr die Blüthe der Bevölkerung hinweggerafft, und ein Aufstand in Masse konnte kein befriedigendes Resultat mehr darbieten.

Seitdem haben fünfzehn Friedensjahre die Masse der Vaterlandsvertheidiger aufgehäuft. Man zählt jetzt mehr als 800.000 junge Männer zwischen neunzehn und vierunddreißig Jahren, die bereit sind, auf das erste Zeichen zu den Waffen zu greifen. Durch die neueste Erhebung von 108,000 Mann beläuft sich die Stärke der aktiven Armee, auf dem Friedens-

fuße, auf 356,000 Mann. Dazu kommen noch 680,000 Mann bewegliche Nationalgarden, die sowohl zur Vertheidigung der Landesgrenzen, als der Festungen gebraucht werden können. Nach dem Allem ist es kaum noch nöthig, der stehenden Nationalgarden zu gedenken, deren Zahl eine Million übersteigt, und die den Dienst im Innern zu versehen haben.

Die durch lange Kriege ermüdete, durch große Verluste entmuthigte Bevölkerung wünschte 1815 Ruhe und Frieden um jeden Preis. Sie hatte jede Art Enthusiasmus erschöpft. Die Worte Freiheit, Ruhm, Vaterland erzeugten nur noch schwache Wirkungen. Die Gemüther hatten ihre Energie verloren; sie widerstanden einer neuen Knechtschaft wenig oder nicht.

Frankreich zeigt sich jetzt unter einem ganz verschiedenen Gesichtspunkte. Eine neue Flamme hat sich entzündet, eine neue Freiheit ist erschienen, eine neue Morgenröthe erhellt der Gegenwart Horizont.

Die verbündeten Armeen von 1815 würden jetzt Frankreich nicht mehr mit derselben Leichtigkeit betreten. Sie würden überall, auf allen Grenzen, einen furchtbaren Widerstand finden. Damals hatten kriegerischer Enthusiasmus, Vaterlands- und Freiheitsliebe Frankreich verlassen, und beseelten die verbündeten Heere.

Verhält es sich jetzt auch noch also? Hat man nicht vielmehr jene erhabenen Tugenden, welche ganze Bevölkerungen erhoben und in das Schlachtgewühl stürzten, in Schlummer versenkt? Welches ist nun das Resultat der verderblichen Blindheit einer egoistischen Politik?

Jedermann weiß jetzt, was man von Versprechun-

gen, von Schwüren im Augenblicke der Noth zu erwarten hat. Jedermann weiß auch, daß Frankreich weder die Rechte, noch die Unabhängigkeit, noch die Freiheit irgend einer Nation bedroht, und daß, wollte man es jetzt bekriegen, man sich selbst nur schwerere Fesseln schmieden würde.

Frankreich hat also von einer fremden Invasion nichts zu befürchten. Es wird den Frieden genieſſen, so lange es sich nicht in die innern Angelegenheiten anderer Staaten mischt, und sein Benehmen gegen Belgien beweiset, daß es dazu keineswegs gesonnen ist.

Die Befestigung seiner innern Ruhe ist, unter den gegenwärtigen Umständen, das erste Bedürfniß dieses großen Landes. Zur Erlangung eines solchen Zweckes müssen Volk und Regierung einig sein.

Die fremden Kabinete wissen, daß die unvermeidliche Wirkung einer Revolution ist, alle materiellen Hebel in den Händen der Regierung zu schwächen, und daß sie, falls sie populär ist, nur die Stütze der öffentlichen Meinung für sich hat.

Wenn nun die Organe der öffentlichen Meinung sich bemühen, diese Stütze ihr zu entziehen, wird dadurch der Regierung die letzte Kraft geraubt, und sie existirt gewissermaßen nicht mehr. Die Nation ihrerseits hat nicht ihre Macht, aber den Gebrauch derselben verloren. Sie kann nicht mehr übereinstimmend handeln, und gewährt dadurch ihren Feinden unzuberechenbare Vortheile über sich.

Es sollte bei der französischen Nation jetzt nicht im Mindesten die Rede davon sein, ob die Deputirtenkammer, oder das Ministerium, durch ihr Begehen

Vorwürfe verdienen, oder nicht. Sie sind der Ausdruck des allgemeinen Willens, das Resultat der allgemeinen Erhebung. Sie sind die Werkzeuge, durch welche die Nation ihre Macht beurkundet, und mit deren Hilfe sie ihr Heil begründet.

Man sollte also unter den gegenwärtigen Umständen allein den Anhängern Karls X überlassen, eine Opposition zu bilden. In ihrem eigenen Interesse werden sie mehr als genügend die Fehler der Regierung bewachen, und alle etwaigen Mißbräuche denunziren. Sie werden (wie sie es bereits thun) über jede Beinträchtigung der Freiheit schreien, obgleich sie die Freiheit weder kennen noch achten.

Die eigentliche Aufgabe aller derjenigen, die wirklich frei sein wollen, sollte jetzt darin bestehen, ministeriell zu sein, d. h. sich fest an die Regierung zu schliessen, welche die Nation sich gegeben, sie aus allen Kräften zu unterstützen, und nicht durch einen häufigen Wechsel der Diener der ausübenden Gewalt diese, und mithin die Nation selbst, schwächen.

Leider verhält es sich gegenwärtig in Frankreich nicht ganz auf diese Weise. Zwar wird die Regierung von der überwiegenden Mehrheit der Nation ohne Rückhalt unterstützt. Aber es gibt ausser den Anhängern des gewesenen Königs noch eine gewisse Zahl unruhiger Köpfe, eine Klicke größtentheils junger, unerfahrener Menschen, die es sich zur Aufgabe gemacht zu haben scheinen, den Gang der Regierung zu hemmen, wahrscheinlich weil sie noch amtlos sind, während sie sich für vollkommen geeignet halten, an der Spitze der öffentlichen Verwaltung sich befinden zu können.

Diese Individuen, unter denen sich ein Fremder befindet, der, allem Anschein nach, gern die Rolle eines Marat erneuern möchte, redigiren, ohne Kautionsleistung, ohne irgend eine Sicherheit gegen den Staat, mehrere politische Blätter, wie „die Revolution von 1830; den Independenten; die Tribune des Départements, etc.“; Zeitungen, in denen die ganze Unbesonnenheit der Jugend mit dem Faseln des Revolutionsfiebers und dem Eifer des politischen Proselytismus sich vereinigen.

Die jetzigen Minister haben vielleicht Fehler begangen. Aber das war kaum anders zu erwarten. In allen ihren Untergebenen fanden sie Agenten der Kongregation, mithin erklärte Gegner. Es war nothwendig, sie zu ersetzen. Neue Menschen traten an ihre Stelle. Aber diesen neuen Menschen fehlte es an Geschäftserfahrung, an dem, was man Routine nennt. Die Reorganisation des ganzen Personals der Administration erforderte Zeit; es konnte nicht Alles an einem Tage geschehen.

Aus dieser Doppelursache der Erneuerung und Unerfahrenheit entstand eine beinahe vollkommene Unterbrechung in der täglichen Arbeit der Verwaltung, und das gerade zu einer Zeit, wo die Ereignisse eine verdoppelte Thätigkeit nothwendig machten.

Darf man sich jetzt noch wundern, daß während diesem unvermeidlichen Noviziat man nicht alle verlangten Gesetzentwürfe bearbeitet, nicht alle Reformen in Ausführung gestellt hat? . . . Man beklagt sich über diese Zögerung; aber man bedenkt nicht, daß man sie verlängern würde, wollte man abermals die Administration erneuern.

„Das Ministerium, sagt man, hat dem Erwarten der Nation nicht entsprochen.“ Der Grund davon liegt ganz einfach darin, daß man mehr von dem Ministerium verlangte, als es leisten konnte. Man erinnert sich an Napoleons Adlerblick, an die Doppelmacht seines Willens und seines Genies, ohne zu bedenken, daß Napoleon als Despot befahl, und daß man jetzt in der ganzen Nation nicht einen Mann finden würde, der in seine Fußtapfen treten könnte, ausgerüstet zugleich mit derselben Macht, demselben Genie, und zum Ueberfluß mit den Tugenden, die man ihm jetzt leihet, und die er nie gehabt.

„Die Kammer, sagt man ebenfalls, hat dem Erwarten der Nation nicht entsprochen.“ Auch in diesem Betrachte zeigt man zu viel Ungeduld, und diese Ungeduld rührt weniger von der Nation her, als von der Presse. Sie vergißt, daß dringende Nothwendigkeit allein ein rasches Verfahren nothwendig macht, und des Gesetzgebers Uebereilung allein zu rechtfertigen im Stande ist. Diese Nothwendigkeit aber besteht nur in Momenten der Gefahr.

Und die eigentliche Gefahr für Frankreich war, wenn es nach den drei großen Tagen im Juli ohne Regierung, von Feinden umringt, geblieben wäre. Alles, was die Kammer damals in wenigen Stunden zum Heile der Nation gethan, hat sie thun müssen.

Aber derselbe Umstand war nicht mehr vorherrschend bei allen übrigen großen politischen Fragen, die ihr vorgelegt worden. Wo war die Nothwendigkeit, die sie von einer schuldigen Uebereilung hätte freisprechen können, wenn sie es unternommen hätte, diese Fragen zu lösen, unvollständig wie sie war, und

über manche Punkte selbst nicht vollkommen erleuchtet? Ein solches Begehen wäre einer vernünftigen Gesetzgebung unwürdig gewesen.

Frankreich hat jetzt eine wirklich nationale Regierung, und es darf sich mit Recht Glück wünschen. Aber man muß nicht vergessen, daß es eine durchaus neue Bahn betreten hat, auf der kein früheres Beispiel seine Schritte leitet. Es strebt einem schönen Ziele entgegen, doch ist es kaum in der Theorie bewandert, während es ihm noch an aller Praxis gebricht.

Man verlangt, daß seine Regierung den „Grundsätzen" folge, ohne zu bestimmen, welches die eigentlichen Grundsätze dieser neuen Regierung sind. Frankreich hat sich eine konstitutionelle Monarchie gegeben. Wo ist nun das Beispiel einer konstitutionellen Monarchie, das es nachahmen könnte? —

Die britische Monarchie beruht auf einer ganz entgegengesetzten Basis. Sie bietet uns einen König dar, dessen Macht sich auf erbliche Ideen und Gewohnheiten begründet, und zwar in einem Lande, wo Alles erblich ist, wo das Gesetz auf alte Gebräuche sich begründet, wo die Freiheit ein Privilegium des englischen Volks ist, wo keine abstrakte Theorie mit den Rechten, oder vielmehr mit den existirenden Thatsachen, die man Konstitution nennt, im Widerspruch steht.

Der König von England wird durch eine Pairskammer unterstützt, die seiner Dynastie und der monarchischen Regierung ergeben ist; durch eine Aristokratie, die abwechselnd ihm ihren Glanz entnimmt, oder ihm den ihrigen leiht, durch eine Magistratur,

die anfänglich ihm knechtisch gehorchte und die nur ein wenig freisinnig geworden, seitdem Freiheit des Landes erstes Gesetz ist; durch eine Geistlichkeit, welche die Krone als die Vertheidigerin ihrer Frohnden und Zehnten betrachtet, und die ihrerseits ein Volk Gläubiger lenkt; endlich durch eine Armee, die, durch freiwillige Anwerbungen gebildet, zu doppeltem Gehorsam gegen die Aristokratie und gegen die Krone verpflichtet ist.

In Frankreich dagegen bringt die Geburt keine Vortheile. Die Erblichkeit der Macht wird als ein Mißbrauch betrachtet. Die Freiheit ist eine Eroberung, welche die alten Gesetze abgeschafft hat.

Ein Bürgerkönig, dem das Vaterland Liebe und Dankbarkeit schuldig ist, den die Nation gewählt und erhoben; aber den kein königlicher Glanz umgibt, dessen Person, und nicht dessen Abkunft man liebt, dem keine Macht der Erinnerung zu Gebote steht, befindet sich allein dem Volke gegenüber, und Alles, worauf der englische Thron sich stützt, ist verschworen gegen ihn.

Die Pairskammer, von neuem Ursprung, war von der Hand seines Gegners gebildet. Durch eine ganz gewöhnliche Ausübung ihrer Rechte, durch die Verwerfung eines nothwendigen Gesetzes, konnte sie den Thron stürzen, und wäre sie geblieben, wie die Gegen-Revolution sie gemacht, mit ihrer sowohl gegen die neue Dynastie, als gegen die Nation feindlich gesinnten Mehrheit, wäre dies Resultat bei dem ersten geheimen Skrutinium unvermeidlich gewesen.

Die Aristokrtie, in so fern man noch sagen kann, daß sie in Frankreich existire, hat allen Glanz ver-

loren, den der letzte König ihr zu geben sich bemühte. Sie hat Karl X getadelt, aber sie wünscht Ludwig XVIII zurück. Kein Zweifel, daß sie im Geheimen feindselig gegen eine Dynastie gesinnt ist, von der sie keinerlei Begünstigung zu erwarten hat.

Die Magistratur, die man, aus Achtung gegen sogenannte Grundsätze, nicht hat läutern wollen, zählt unter ihren Mitgliedern viele Feinde der neuen Dynastie, die sich jedesmal gegen sie erklären werden, wenn sie es mit Sicherheit können, und ohne sich dadurch gradezu kompromittiren.

Die römisch-katholische Geistlichkeit verbirgt von allen Staatsbürgern am wenigsten ihren Haß und ihre Abneigung gegen die neue Ordnung der Dinge. Sie wünscht nichts eifriger, als eine Gegenrevolution, durch welche sie ihre verlorne Macht wieder neu zu begründen hoffen dürfte. Zu diesem Zwecke bemüht sie sich, die Gemüther zu erbittern, die Zahl der Mißvergnügten zu vermehren, eine unwissende Bevölkerung zum Widerstand und zur Empörung zu reizen, indem sie ihr räth, keine Abgaben zu zahlen.

Ueberall wirkend und einflußreich, bildet auf solche Weise die katholische Geistlichkeit eine beständige Verschwörung gegen die neue Ordnung der Dinge in Frankreich. Sie korrespondirt mit allen innern und äussern Feinden derselben, und ist bereit, das Zeichen zu einer neuen Invasion, zu neuen Greuelszenen zu geben.

Von allen Stützen des britischen Thrones, bleibt die Armee allein dem König der Franzosen. Sie allein ist nicht feindlich gegen ihn gesinnt; aber sie ist ihm auch nicht unbedingt ergeben. Sie ist natio-

nal, und nicht monarchisch, und wenn Erinnerungen einen größern Einfluß auf sie ausüben könnten, als ihre ächt französische Gesinnung, würden die der Republik, des Kaiserthums und der Bourbonen dem neuen Throne mehr ab- als zugeneigt sein.

Was darf man nach dieser Uebersicht schliessen? Die meisten Stützen des britischen Throns existiren für den Thron Ludwig Philipps nicht. Statt sich auf sie begründen zu können, muß er im Gegentheil ihre Befehdung besorgen. . . .

Das Volk allein muß also den König seiner Wahl umringen und erhalten. Das Volk muß jede Eifersucht beseitigen, die durch Namen erzeugt, oder durch Handlungen widerlegt wird. Es muß mit andern Elementen, als denjenigen, welche in England die königliche Macht konstituiren, die ihres jetzigen Königs befestigen, und ihr eine hinlängliche Kraft verleihen, um Frankreich zu retten, wenn es bedrohet werden dürfte.

Die königliche Gewalt ist jetzt in Frankreich durchaus in der Verwaltung. Diese ist und soll künftighin die alleinige vollstreckende Macht sein. Sie muß ein Netz bilden, das des Königreichs ganze Oberfläche umfasse, das durch die Minister, die Präfekten, die Maires unmittelbar zur Erreichung des von dem Gesetze bestimmten Nationalwillens gelange.

Patriotische Schriftsteller, die auf das freie Frankreich das System örtlichen Widerstandes unwandelbar gemacht, worin in allen Monarchien die Freiheit allein bestand, haben den Wunsch ausgesprochen, daß nicht allein die Munizipalräthe, sondern auch die Maires von den Gemeinden ernannt, daß nicht allein die De-

partementsräthe, sondern auch die Präfekten von den Departementen erwählt werden möchten, daß also der König es mit einem Heere von Agenten zu thun hätte, die er nicht ernannt, die er folglich auch nicht absetzen könnte, und die nicht genöthigt wären, ihm zu gehorchen.

Es wäre aber, unter den gegenwärtigen Umständen, um Frankreich, als Nation, um ihre Unabhängigkeit, um ihre Widerstandsmacht gegen fremde Angriffe geschehen, wenn dieser Wunsch jetzt in Ausführung gebracht würde. Was sollte, nicht aus einem König, sondern aus irgend einer Regierung werden, die im Geheimen von der Pairie und der Aristokratie, von der Magistratur und der Geistlichkeit angegriffen, in ihren unmittelbaren Agenten statt des Gehorsams nur Widerstand fände?

Den Deputirten der Nation steht die Verkündung des nationellen Willens zu, der ein und derselbe für das ganze Land, der durch alle nationellen Intelligenzen erleuchtet sein soll, der auf das Ganze, und nicht auf einzelne Theile Bezug haben muß.

Den Erwählten der Städte und Departemente steht, in den Kommunal- und Departementalräthen, die Verkündung der Lokalbedürfnisse, die Bewachung der Regierungsbeamten zu, um sie beständig in den Schranken der Gesetze zu erhalten, so wie die Kontrolle der Comptabilität. Aber den Erwählten des Königs muß überall, und ohne Beschränkung, die Vollstreckung seiner Befehle überlassen bleiben.

Der König ist an und für sich selbst der Erwählte der Nation. Seine Stärke ist in der Nation und in der öffentlichen Meinung. Um seine Popularität zu

vermehren, wird er ohne Zweifel bedacht sein, populäre Agenten zu wählen. Aber man muß nicht vergessen, daß diese Agenten die Vollstrecker des Willens Aller, in Opposition mit dem der Lokalitäten, sind, und daß diese Agenten in der That mehr und besser die Nation vertreten, als die Dorf-Erwählten.

Wehe Frankreich, wenn das populäre Recht der Gemeinde-Vertreter in Opposition mit dem populären Rechte der Vertreter der Nation kommen sollte. Die Lokal-Interessen würden unaufhörlich das National-Interesse hemmen. Alle Vorurtheile würden vertreten sein, alle würden ihr Stimmrecht gegen die Fortschritte der Vernunft geltend machen.

In einer Stadt würde die Munizipal-Autorität die Maschinen verbrennen lassen. In einer andern würde sie den Preis des Brods, oder den Lohn der Arbeiter bestimmen, oder den Transport des Getreides aus einem Distrikt in einen andern verbieten. Hier würde sie die Protestanten oder die Juden ausschliessen, dort würde sie sich den Finanz-Maßregeln widersetzen, oder der allgemeinen Vertheidigung, die, wenn auch heilsam für die Nation, doch für ihre Oertlichkeit schädlich ist. Ueberall würde sie behaupten, das Volk zu vertreten, im Namen des Volks zu handeln. Sie würde immer und überall die Souveränität in Anspruch nehmen, die wohl Frankreich im Ganzen, aber nicht den einzelnen Theilen im Besondern gehört.

Als der Despotismus sich im Mittelpunkte befand, waren die populären Munizipalitäten die alleinigen Asyle der Freiheit, weil sie ein wenig die Maßregeln der Gewalt milderten, die von ihr dennoch durch andere Agenten befördert werden konnten.

Im alten Frankreich waren die Munizipalitäten populär. Sie sind es noch jetzt in Neapel, in Spanien, in Portugal, in Rußland. In einem Lande, wo das Volk keinen Antheil an der öffentlichen Gewalt hat, gesteht man ihm zu, daß es sich verständige, um die Mittel zu finden, auf die am wenigsten kostspielige Weise zu gehorchen; und man muß Alles annehmen, was den ungestümen Gang des Despotismus auf irgend eine Weise hemmen kann.

Die Munizipalitäten sind ebenfalls populär in der Schweiz und in Holland, und es ist sehr bemerkenswerth, daß sie in dem einen wie in dem andern Lande die gesetzgebende Gewalt vollkommen gelähmt haben. Die souveränen Räthe der Schweizer-Kantone, und die Generalstaaten der vereinigten Provinzen versuchen selbst nicht Gesetze zu machen, weil sie die Unmöglichkeit kennen, über den örtlichen Widerstand zu triumphiren. Die Gemeinden haben diese beiden freien Länder verdammt, seit den Revolutionen, die ihre Freiheit begründeten, nicht einen Schritt vorwärts zu thun.

Es gibt keine andere Ursache für die Beibehaltung der Folter in dem reichen, aufgeklärten, protestantischen Kanton Neuenburg (Neuchâtel). Der König von Preussen schaffte sie endlich 1815 durch eine unkonstitutionelle Verordnung ab, indem sich im Staate nirgends die Macht fand, ein Gesetz zu geben.

Wünschen wir Frankreich Glück, daß es diesen beständigen Widerstand der einzelnen Theile gegen das Ganze, noch nicht durch eigene Erfahrung kennt. Seine Stärke hängt nicht allein ab von seiner krie-

gerischen Bevölkerung, und von dem Enthusiasmus, der dieselbe beseelt: es braucht auch eine Regierung, die stark sei in der öffentlichen Meinung, mächtig durch die Stabilität und die Erfahrung ihrer Minister, durch das Vertrauen, und im Nothfall selbst durch die Nachsicht ihrer Administrirten, durch die offene, wenn auch nicht unbedingte Unterstützung der wahrhaft freisinnigen Presse, während die eigentlich servile Presse sie unaufhörlich angreifen wird.

Die französische Regierung muß einig sein in ihrem Thun, wie in ihrem Lassen. Alle ihre Handlungen müssen rasch sein, aber nicht übereilt. Das Räderwerk der administrativen Maschine muß sich nicht stemmen gegen die Kraft, welches es in Bewegung setzt. Der wahre Kern der Bevölkerung, das, was man gewöhnlich das Volk nennt, muß jetzt ministeriell sein, während die Aristokratie, die Gerichte und die katholische Geistlichkeit die Opposition bilden.

Begreift Frankreich nicht diese dringende Nothwendigkeit seiner Lage, wird es sich bald von den unumschränkten Regierungen angegriffen sehen, und wer kann behaupten, daß es, all' seiner Emergie ungeachtet, obsiegend bleiben würde?

Die Insurrektion in Belgien.

Erster Artikel.

Das Königreich der Niederlande wurde 1814 aus Belgien (den ehemaligen österreichischen Niederlanden), aus Holland und dem Herzogthum Luxemburg gebildet. Seine gegenwärtige Bevölkerung beläuft sich auf 6,200,000 Einwohner, wovon ungefähr 1,950,000 Holländer, 150,000 Friesen, 300,000 Deutsche, 3,720,000 Wallonen oder Belgier und 80,000 Juden.

Von den christlichen Glaubensgenossen zählt man 1,900,000 Reformirte, 350,000 Lutheraner, 120,000 Mennoniten, 40,000 Remonstranten ꝛc., und 3 Mill. 710,000 Katholiken. Man entnimmt aus dieser Zahlenprozedur, daß die Belgier und Katholiken die Mehrheit der niederländischen Bevölkerung bilden.

Das Königreich der Niederlande besteht aus den unter Karl V vereinigten 17 Provinzen, jedoch mit einigen Veränderungen der Begrenzung und der innern Eintheilung. Folgendes sind die jetzigen Provinzen nach ihrer verfassungsmäßigen Rangordnung:

1. Nordbrabant (ehemals Staatsbrabant); 2. Südbrabant (ehemals Dyle-Departement); 3. Limburg (ehemals Niedermaas- und Roer-Depart.); 4. Geldern; 5; Lüttich (Liège, ehemals Ourthe-Depart.); 6. Ostflandern (ehemals Schelde-Depart.); 7. Westflandern (ehemals Lys-Depart.); 8. Hennegau (ehemals Jemappes-Depart.); 9. Holland; 10. Seeland; 11. Namur (ehemals Sambre- und Maas-Depart.); 12. Antwerpen (ehemals Depart. der beiden Nethen);

13. Utrecht; 14. Friesland; 15. Ober-Yssel; 16. Gröningen; 17. Drenthe.

Das eigentliche Belgien bildete unter der französischen Verwaltung, unter welcher es sich von 1794 bis 1814 (also 20 Jahre) befand, die 9 Departemente der Dyle, der Schelde, der Wälder, Jemappes, der Ourthe, der Lys, der Niedermaas, der beiden Nethen, und der Sambre und Maas. Es hat gegenwärtig eine Bevölkerung von ungefähr 3,800,000 Seelen, während der holländische Theil des Landes deren nur 2,400,000 hat. Belgien wird von Frankreich, von dem Herzogthum Luxemburg (ebenfalls zu dem Königreich der Niederlande gehörig), von den preussischen Rheinprovinzen, von Holland und von der Nordsee begrenzt.

Es gibt in Europa vielleicht nicht ein Land, das der Schauplatz längerer und heftigerer Unruhen und Revolutionen gewesen, als Belgien. Gedenken wir hier ihrer seit dem Mittelalter nur oberflächlich.

Gottfried Graf von Löwen wurde 1106 von Kaiser Heinrich V mit dem Herzogthum Nieder-Lothringen belehnt, und legte sich den Titel eines Herzogs von Brabant bei. Seitdem wurde dies Land als ein besonderer Staat betrachtet.

Einer der Nachfolger Gottfrieds, Heinrich II, gestand 1208 durch sein Testament den Landbewohnern große Freiheiten zu, welche seine Nachkommen beständig zu unterdrücken sich bemüheten. Das waren die Ursachen aller Gährungen und Unruhen, die oft so gewaltig, und selbst für die benachbarten Staaten so drohend wurden, daß die französischen Könige sich mehrmals in die innern Angelegenheiten Brabants zu

mischen sich berufen fühlten, bis sie sich endlich der Oberherrlichkeit über dasselbe versicherten, welche 1363 wieder verloren ging.

Der König Johann gab dies wichtige Besitzthum einem seiner Söhne als Apanage. Nach Karl des Kühnen Tode hätte es wieder an Frankreich zurückfallen sollen. Aber durch die Vermählung der Tochter Karls, Maria von Burgund, mit dem Erzherzog Maximilian, Sohn Kaiser Heinrichs III, ging es an Oesterreich über.

Karl V, der aus diesem Zweige stammte, vereinigte die Niederlande mit der spanischen Monarchie. Unter der Regierung seines Sohnes, Philipps II, brach die niederländische Revolution aus, welche länger als 80 Jahre dauerte, und in Folge derselben der nördliche Theil des Landes (Holland) seine Unabhängigkeit errang, während der südliche Theil (das eigentliche Brabant oder heutige Belgien) unter der Beherrschung Oesterreichs, zuerst des spanischen und sodann des deutschen Zweiges, blieb.

Ludwig XIV eroberte Brabant und Flandern zu verschiedenen Malen. Ludwig XV, dessen Armeen von dem Marschall von Sachsen befehligt wurden, unterwarf dies Land sich ebenfalls, gab es aber durch den Frieden von Aachen wieder an Oesterreich zurück, dem Belgien bis 1789 gehörte, wo es sich gegen Joseph II erhob. Sein Nachfolger, Leopold II, stellte zwar die Ruhe wieder her; aber 1794 wurde das Land von Frankreich erobert, und blieb bis 1814 vereinigt mit diesem.

Die Ursachen der neuesten Insurrektion, die in ihrem Fortgange sich zu einer vollkommenen Revolu-

tion ausgebildet, lagen vorzüglich in der Obgewalt, welche, unter dem Schutze der Regierung, die holländische Minderheit über die belgische Mehrheit sich angemaßt. Das Ministerium des Königs Wilhelm bestand nur aus Holländern, von denen besonders der Justizminister van Maanen, durch seine despotischen Maßregeln und seine politische Verfahrungsweise, den Belgiern im höchsten Grade verhaßt war. Die meisten Beamten in allen öffentlichen Verwaltungszweigen waren ebenfalls Holländer, und kaum gestand man den Belgiern einige untergeordnete Stellen zu.

Zu dieser Hauptursache, in welcher die Belgier eine tiefe Demüthigung erblickten, gesellten sich noch andere, die ihre Nationalität, und selbst ihre individuelle Freiheit verletzten. Die Regierung entzog ihnen die Geschwornengerichte; sie beschränkte die Freiheit des öffentlichen Unterrichts; sie gebot, daß man vor Gericht und in allen öffentlichen Verhandlungen sich nur der holländischen Sprache bedienen solle, die von 6 Millionen Einwohnern kaum 2 Millionen verstanden; sie veränderte das Wahlsystem, und bemühete sich, es immer aristokratischer zu machen; sie besetzte die meisten Gerichtsstellen durch Menschen, die ihr unbedingt ergeben waren, und machte dadurch die Gerechtigkeitspflege parteiisch; sie griff selbst das Grundgesetz des Staats an, indem sie es durch Kabinetsbefehle, Reskripte und Ministerial-Kreisschreiben, zu Gunsten der öffentlichen Gewalt, beeinträchtigte.

Solche Mißgriffe des Ministeriums konnten, der allgemein bekannten Rechtschaffenheit, Herzensgüte und Weisheit des Königs ungeachtet, keinen andern

als einen traurigen Eindruck in Belgien hervorbringen. Das schmerzliche Gefühl, welches anfänglich das Verfahren der Regierung erzeugt, wurde nach und nach Mißvergnügen, als man den Minister van Maanen mit Beharrlichkeit die öffentlichen Freiheiten befehden, und die Männer, welche sie zu vertheidigen unternommen, so lange verfolgen sah, bis endlich die neuesten Ereignisse in Frankreich das Zeichen auch zu materiellem Widerstand gaben.

Schon hatte das immer sich dunkler zusammenziehende Gewitter seit mehreren Tagen gedrohet, schon hatte der allgemeine Unwille zu Brüssel sich immer energischer verkündet, als am 25. August d. J., bei Gelegenheit der Vorbereitungen zu dem Geburtsfeste des Monarchen, die ersten Zuckungen der Empörung bemerkbar wurden.

Das Volk begab sich am Abend, nach Beendigung des Schauspiels, nach den Bureaux des National (der offiziellen Zeitung), und zerschlug die Fenster. Von dort zog sich die Menge nach der Wohnung des Haupt-Redakteurs des ministeriellen Blattes, Libry-Bagnano (der zu Lyon, einer Schriftverfälschung wegen, öffentlich ausgestellt und gebrandmarkt worden), und verheerte sie von Grund aus. Sodann durchzog das Volk die meisten Straßen, mit dem Geschrei: „Freiheit! Gerechtigkeit!“ Um Mitternacht theilte sich der Haufen. Eine Abtheilung zerschlug die Fenster des Gerichtssaales, in welchem über de Potter, Thielemanns, Barthels und Van Reve (Redaktoren und Drucker patriotischer Tagesblätter) das Verbannungsurtheil ausgesprochen wurde. Eine andere zerstörte die Wohnung des Polizei-Direktors von Knyff.

Um ein Uhr Nachts hörte man die ersten Flintenschüsse, in Folge derselben der Zusammenlauf noch viel stärker und tobender wurde. Die Masse wälzte sich gegen den Palast van Maanens, auf dem Platze du Petit-Sablon, dem Gefängnisse des Petits-Carmes gegenüber, in welchem de Potter und seine Freunde verhaftet gewesen. In wenigen Minuten wurden die Thüren des Palastes eingeschlagen, und das Innere desselben vollkommen verwüstet. Die Truppen wollten zwar Einhalt thun; aber sie wurden entwaffnet, und zum Rückzug gezwungen. Sodann zündete der Pöbel das Gebäude an, welches beinahe ganz niederbrannte.

Nach diesen Exzessen wurden die Laden der Waffenschmiede geplündert, und am Morgen des 26. begann das Volk sich zu organisiren, um den Soldaten mit Erfolg sich entgegenstellen zu können, die ihrerseits mehrere Straßen und Plätze besetzten. Um sechs Uhr Morgens begann das Gefecht, nnd auf beiden Seiten floß Blut.

Als die Bürger von Brüssel diese Wendung der Angelegenheiten sahen, erhoben sie sich, und traten als Vermittler zwischen Soldaten und Volk. Bürgermeister und Schöppen der Stadt erliessen eine Proklamation an ihre Mitbürger, um sie einzuladen, zur Ruhe zurückzukehren.

Gegen Mittag war die Bürgergarde größtentheils organisirt. Die Truppen besetzten das königliche Schloß, oder zogen sich in ihre Kasernen zurück. Um drei Uhr Nachmittags weheten die alten Brabanter-Farben (gelb, roth und schwarz) am Stadthause. In

der Nacht wurden alle zu der Illumination am Geburtstage des Königs erbaute Gerüste im Park niedergebrannt.

Den 27. ereigneten sich neue Zusammenläufe. Das Volk schrie um Brod, Arbeit und Freiheit. Das Gewühl vermehrte sich von Minute zu Minute, doch kam es nicht zu Thätlichkeiten. Auf Befehl der Obrigkeit wurde Brod in den Sektionen vertheilt. Die königlichen Wappen waren bereits überall verschwunden. Die Truppen kampirten vor dem Schlosse. Sie schienen in gutem Einverständnisse mit den Bürgern zu stehen, welche letztern den Pöbel, der nur auf Brandstiftung und Plünderung bedacht war, im Zaum zu halten sich bemüheten. Der Freiherr Van der Linden-Hoohgvorst übernahm den Oberbefehl der Bürgergarde.

Indessen waren auch ähnliche Unruhen, wie zu Brüssel, zu Löwen, zu Lüttich, zu Mons und an andern Orten ausgebrochen. Das Volk erhob sich überall gegen die bestehende Ordnung der Dinge; die Orange-Kokarde wurde bei Seite geworfen, und die von Brabant aufgesteckt. Die Bürgergarde organisirte sich ebenfalls in diesen Städten, um den Exzessen des Pöbels zuvorzukommen.

Zu Brüssel hielten sich am 28. Volk und Truppen ziemlich ruhig, wenigstens wurden sie nicht handgemein. Ein Tagsbefehl und eine Proklamation des Kommandanten Hooghvorst erzielten dies Resultat. Eine Deputation sollte nach Haag geschickt werden, um dem König eine Adresse zu überreichen, und um eine Veränderung des bestehenden Regierungssystems,

so wie um eine ausserordentliche Zusammenberufung der Generalstaaten zu bitten.

Am 29. erfuhr man, daß der König von den Ereignissen in Brüssel Nachricht erhalten, davon sehr betrübt geworden, zugleich aber das Benehmen der Bürgerschaft gelobt, und den Bedürfnissen des Staats durch schnelle und zweckmäßige Maßregeln zu entsprechen geäussert habe. Die Ruhe in der Hauptstadt war vollkommen wiederhergestellt, und ihre Bevölkerung war vom besten Geiste beseelt. Beinahe in allen übrigen Städten Belgiens, vorzüglich in Brügge, Ath, Ostende, Tongres ꝛc, hatten sich ähnliche Bewegungen, wie in Brüssel, ereignet; doch war es in den meisten nicht zum Blutvergießen gekommen.

Den 30. erfuhr man, daß holländische Truppen gegen Brüssel in Marsch seien, um die Rebellen zu züchtigen. Dies Gerücht exaltirte die Gemüther, und ohne das energische Benehmen der Bürger würde die öffentliche Ruhe wieder kompromitirt worden sein.

In Holland herrschte eine große Erbitterung gegen die Belgier, die man, in der offiziellen Sprache der Zeitungen, nur Räuber, Elende, Gesindel u. s. w. nannte. Es schien, als wollten alle Holländer sich erheben, um sich auf Belgien zu stürzen. Dies erste Feuer des Unwillens legte sich jedoch bald. Leider veranlaßte es einige übereilte Maßregeln, welche eine anfänglich nur theilweise, durch weise Vorkehrungen leicht zu beschwichtigende Insurrektion, in eine allgemeine Revolution verwandelten.

Den 31. August begab sich eine Kommission von fünf Personen, bestehend aus dem Freiherrn Joseph von Hooghvorst, dem Grafen Felix von Merode, Gen-

debien, Friedrich von Secus und Palmaert Vater, zu den Prinzen Wilhelm und Friedrich nach Vilvorde, um denselben die Adresse der Bürgerschaft von Brüssel vorzulegen. Um 5 Uhr Abends war sie wieder zurück im Stadthause, und beschäftigt, eine Proklamation zu verfassen.

Bevor jedoch diese erschien, verbreitete sich das Gerücht, daß die Prinzen verlangt hätten, unbedingt mit ihren Truppen eingelassen zu werden, und daß sie zugleich befohlen, die Brabanterfarben zu beseitigen. Sogleich eilte die Menge gegen das Thor von Laeken, und auf die Boulevards, um den Einzug der Soldaten zu verhindern. Das Straßenpflaster wurde aufgerissen, Bäume wurden gefällt, und Barrikaden erbaut. Man war die ganze Nacht hindurch mit diesen Vertheidigungsmaßregeln beschäftigt.

Gegen 7 Uhr Abends ging eine zweite Deputation nach Vilvorde, um die Prinzen zu vermögen, allein, und ohne Truppen, nach Brüssel zu kommen. Der Prinz von Oranien zeigte sich geneigt, diesem Wunsche zu entsprechen, und erschien bald nachher in Begleitung seines Generalstabes. Er war genöthigt, zu Fuß zu gehen, der Barrikaden wegen, die man in mehreren Straßen erbaut hatte. Durch eine Proklamation, im Namen des Königs, lud der Prinz am 1. September die Einwohner ein, zur Ruhe zurückzukehren. Er nannte zugleich eine Kommission zur Erhaltung der Ordnung und zur Sicherung des Eigenthums.

Dieser Maßregeln ungeachtet, blieb die Lage der Stadt immer noch sehr kritisch in den folgenden Tagen. Am 2. September kehrte die nach Haag gesen-

dete Deputation zurück. Das Resultat ihrer Mission wurde nicht bekannt. Man erfuhr nur, daß der König sich geneigt erklärt, die Generalstaaten ausserordentlich zusammenzurufen, und ihrer Entscheidung die verlangte Modifikation der Verfassung, so wie die Frage über die Nothwendigkeit einer politischen Trennung Belgiens und Hollands vorzulegen.

Die holländischen Zeitungen äusserten, daß die Deputationen von Brüssel und Lüttich nur nach Haag gekommen seien, um den König in seinem eigenen Palaste zu verhöhnen. Sie fügten hinzu: „Es sei hiermit den Abgesandten der Rebellen kund und zu wissen, daß man nicht mit Verräthern unterhandeln wird, und daß die erste Bedingung der Verzeihung und Gnade unbedingte Unterwerfung ist.“ *)

Der Prinz von Oranien ertheilte am 3. September mehrere Audienzen, um sich selbst von dem Zustand der Gemüther zu überzeugen. Die Reklamationen der Belgier gelangten auf solche Weise durch die verschiedensten Organe zu seinem Ohr, und er schien allen große Aufmerksamkeit zu leihen. Die von ihm ernannte Kommission berieth sich über die Nothwendigkeit der politischen Trennung Belgiens von Holland und entschied sie einstimmig. Auch die zu Brüssel anwesenden Deputirten zu den Generalstaaten, die nach dem Schlosse berufen und zu Rath gezogen worden, stimmten für diese Maßregel; eben so der Generalstab der Bürgergarde und die Deputirten sämmtlicher Sektionen. Diese Entscheidung war also nicht im mindesten zweifelhaft. Mehrere

*) M. s. Nederlandsche Gedachten vom 30. August.

Proklamationen wurden erlassen, in welchen der Prinz versprach, allen ihm zu Gebote stehenden Einfluß aufzubieten, um die gewünschten Modifikationen der Verfassung zu erzielen. Auch sollten gleich nach seiner Abreise alle königlichen Truppen Brüssel verlassen.

Eine tiefe Ruhe war am 4. an die Stelle der frühern Aufregung getreten. Man erwartete ein glückliches Resultat von den Versprechungen des Prinzen von Oranien, und das Wiederaufleben des Handels und der Industrie, die durch die letzten Ereignisse nicht wenig beeinträchtigt worden waren.

Indessen konzentrirten sich die königlichen Truppen zu Vilvorde, einer kleinen Stadt von 3000 Einwohnern, 2 ½ Stunden nördlich von Brüssel, auf der Straße nach Antwerpen. Dieser Umstand war nicht besonders geeignet, die Gemüther zu beruhigen, und die Gährung, welche leicht durch Milde und Aufrichtigkeit hätte unterdrückt werden können, wurde aufs Neue genährt. Dies Zusammenziehen der Truppen war um so unpolitischer, da die Belgier ausdrücklich erklärt hatten, daß sie mehr als je auf die regierende Dynastie hielten, und daß sie keinesweges gesonnen seien, weder die Rechte noch die Interessen derselben zu beeinträchtigen.

Dadurch aber, daß die Regierung diese Zusicherungen unbeachtet ließ, und nur darauf bedacht zu sein schien, dem holländischen Nepotismus seine Usurpationen über die Rechte Belgiens zu sichern, reizte sie die Gemüther abermals, und erhob solchergestalt durch ihr eigenes Verfahren die ganze Masse der belgischen Bevölkerung, welche sich bis jetzt nur theilweise erklärt hatte, wie einen Mann gegen sich.

Dinant, Menin, Verviers, Namur, Tirlemont, Charleroi, Philippeville und alle übrigen Städte machten nun gemeinschaftliche Sache mit Brüssel, Lüttich, Löwen, Mons ꝛc., in der Ueberzeugung, daß sie dieselben Interessen zu vertheidigen hätten.

Den 4. September Morgens kam der Prinz von Oranien nach Haag, und hatte gleich nachher eine lange Unterredung mit dem König, seinem Vater. Der Justizminister van Maanen, der in verschiedenen hohen Aemtern fünfunddreißig Jahre lang seinem Vaterlande gedient, begehrte seine Entlassung, und erhielt sie auf die ehrenvollste Weise.

Mehrere Deputirte der südlichen Provinzen zur zweiten Kammer der Generalstaaten, die durch eine königliche Proklamation vom 5. September zur ausserordentlichen Sitzung nach Haag berufen worden, erklärten am 6., daß sie Willens seien, sich unverweilt dahin zu begeben, weshalb sie ihre Kollegen einluden, sich ihnen anzuschließen. Man erfuhr an demselben Tage, daß, laut einem Tagesbefehle des Prinzen Friedrich, die zu Tervueren und Cortenberg (in der Nähe von Brüssel) stationirten Truppen Befehl erhalten, sich zurückzuziehen.

Den 7. begab sich eine Deputation von Brüssel nach Vilvorde zu dem Prinzen Friedrich, um ihn zu benachrichtigen, daß Belgien nur durch eine schnelle und vollkommene politische Trennung von Holland beruhigt werden könne; aber nicht dadurch, daß man die Angelegenheiten in die Länge ziehe, und Zeit zu gewinnen suche, um sodann nach den Umständen einen Entschluß zu fassen.

Der Prinz antwortete ausweichend, gestand ein,

daß die Umstände sich immermehr verschürzten; aber daß man eine vollkommene Entscheidung nur auf gesetzlichem Wege von den Generalstaaten erwarten dürfe. Diese Erklärung schien geeignet, die Ruhe wiederherzustellen.

Die Sektionen von Brüssel versammelten sich am 8. September zur Ernennung eines Sicherheitsausschusses, der, in Uebereinstimmung mit der von dem Prinzen von Oranien eingesetzten Kommission oder Regentschaft, unter dem Vorsitze des Herzogs von Ursel, vorzüglich über folgende Gegenstände wachen sollte: 1) Erhaltung der Rechte der regierenden Dynastie; 2) Sicherung des Prinzips der Trennung des Norden und Süden; 3) Ergreifung der nothwendigen Maßregeln im Interesse des Handels und der öffentlichen Ordnung.

Mit den besten Absichten, den freisinnigsten Grundsätzen und einer strengen Rechtschaffenheit war dennoch unter den obwaltenden Umständen die Lage des Königs der Niederlande eine der kritischsten, nicht allein seinem Volke, sondern auch den andern Mächten Europa's gegenüber. Welchen Entschluß er auch fassen mochte, konnte er augenblicklich seine Verlegenheit nur vermehren, indem die Reizung der Gemüther, sowohl in Holland als in Belgien, aufs Aeusserste gesteigert war. Diese Schwierigkeit der Lage konnte nur durch eine vollkommen freie und gründliche Erwägung der allgemeinen Interessen und der zu ihrer Sicherung erforderlichen Vernunft-Maßregeln gehoben werden.

Um diesen Zweck zu erreichen, mußte man aber durchaus auf die Anwendbarmachung aller materiellen

Gewalt-Maßregeln verzichten, die, welchen Ausschlag sie auch geben mochten, nur verderblich für Regierung und Volk werden konnten. Zum Ueberfluß konnten selbst die letzten Ereignisse in Frankreich als Beispiele und als Beweisgründe dienen. — Leider verfuhr man in solchem Sinne nicht.

Die ausserordentliche Sitzung der Generalstaaten zu Haag wurde den 13. September durch eine Rede des Königs eröffnet. Sr. Majestät bedauerte von Herzen die Störung des innern Friedens, und lud die gesetzgebende Macht ein, der ausübenden Gewalt die Mittel darzubieten, so schnell als möglich die Ruhe wieder herzustellen. Der Monarch äusserte auch, daß er allen rechtmäßigen Wünschen entsprechen, dem Parteigeiste, den Leidenschaften und der Gewalt jedoch auf keinen Fall nachgeben werde. Er lud die Versammlung ein, zu entscheiden, ob eine Veränderung der Verfassung, oder eine etwaige politische Trennung Belgiens und Hollands nothwendig sei oder nicht.

Diese Eröffnungsrede machte in ganz Belgien einen unangenehmen Eindruck. Man fand sie nicht freimüthig, nicht bestimmt genug. Zu Brüssel wurden die Sektionen zusammengerufen, um den belgischen Deputirten zu Haag Instruktionen über ihr ferneres Verhalten zu ertheilen. Zu Ath entwaffneten die Einwohner die Besatzung, und bemächtigten sich der Kanonen.

Die zweite Periode der Insurrektion begann. Man votirte am 15. eine Adresse an die Deputirten, und lud sie ein, falls dem Begehren Belgiens nicht unverzüglich entsprochen werde, Haag zu verlassen.

Eine zweite Adresse, von mehrern angesehenen Einwohnern von Brüssel, Lüttich, Löwen, Luxemburg, Namur, Mons, Neufchateau, Alost, St.-Trond, Charleroi, Roulers, Tirlemont, Jodoigne, Dinant, Thielt ꝛc. ꝛc. unterzeichnet, forderte die Deputirten auf, die immer mehr drohenden Gefahren eines Bürgerkrieges abzuwenden, und auf die unverzügliche Trennung des Süden und Norden zu dringen, indem ein solches Resultat allein die Gemüther zu beruhigen im Stande sein könne.

Während dem setzte die zweite Kammer der Generalstaaten ihre Verhandlungen fort. Sowohl in als ausser derselben wurden, gegen alle Politik und Vernunft, die belgischen Deputirten von den Holländern mit Schmähungen überhäuft, und selbst in ihrer persönlichen Sicherheit gefährdet. Der Freiher von Stassart, Deputirter von Namur, und de Gerlache von Lüttich wurden so verächtlich behandelt, daß der erste nicht länger bleiben zu dürfen glaubte und nach Namur zurückkehrte. In der Sitzung vom 15. forderte der holländische Deputirte Donker-Curtius die Regierung auf, „die Rebellen durch Gewalt zur Ruhe und zum Gehorsam zu zwingen.“ Diese unpolitische Einladung fand leider mehr als ein Echo, und wurde die eigentliche Veranlassung einer wirklichen Revolution.

Kaum erhielt man nämlich in Belgien Nachricht von dieser Rede und von den sich darauf beziehenden Absichten der Regierung zu Haag, so stellte man schon die Bildung einer provisorischen Regierung zu Brüssel in Rede, und hielt sich bereit, jeden Gewaltangriff mit den Waffen in der Hand zurückzuschlagen.

Eine dumpfe Gährung herrschte im Volke, beson-

ders in der untern Klasse der Bewohner Brüssels. Um sie zu beschwichtigen, erließ die Sicherheits-Kommission am 19. eine Proklamation, in welcher sie das Betragen des Volks tadelte und alle Unruhestifter nach der ganzen Strenge der Militärgesetze zu bestrafen drohte.

Diese Bekanntmachung erregte große Erbitterung. Ein ungeheurer Menschenhaufen wälzte sich nach dem Stadthause, und verlangte Waffen. Nur die Gegenwart eines angesehenen Bürgers, des Advokaten Rogier, und seine eindringenden Vorstellungen vermochten das Volk zu besänftigen. In der Nacht wurde ein Mann erschossen und zwei andere verwundet.

Am andern Morgen überfielen die Volkshaufen mehrere Wachthäuser und entwaffneten die Bürgergarden. Sie bemächtigten sich ebenfalls des Stadthauses, wo sie eine Menge Gewehre und Säbel fanden. Das Volk bewaffnete und organisirte sich am 20. und 21. Es wählte seine Anführer, vertheilte unter sich die Bewachung der Stadt und beging keine Exzessen mehr.

Zu Lüttich nahm die Besatzung der Zitadelle, den Einwohnern gegenüber, eine feindliche Stellung. Die Kanonen wurden gegen die Stadt gerichtet, und ein junger Mann, Namens Wibrin, wurde erschossen. Dies Begehen reizte den Unwillen der Bürger; sie bemächtigten sich des Karthäuserforts und schnitten der Zitadelle alle Zufuhr ab. Mons, Namur und Tournay wurden in Belagerungszustand erklärt.

Den 21. erließ Prinz Friedrich in seinem Hauptquartier zu Antwerpen eine Proklamation, durch welche er erklärte, daß er von dem König den Be-

fehl erhalten, die Aufrührer zur Ruhe zu bringen, weshalb er gegen Brüssel marschiren und sich dieser Stadt mit Güte oder mit Gewalt bemeistern werde.

Er erschien in der That am 22. mit ungefähr 10,000 Mann und 26 Stück Feld- und Belagerungsgeschütz vor der Hauptstadt Belgiens, verlangte im Namen des Königs mit seinen Truppen Einlaß und drohte im Weigerungsfalle, die ganze Strenge des Kriegsrechts gegen Brüssel anwendbar zu machen.

Aber dieses war bereit, jeden Angriff zurückzuschlagen. Von 1 Uhr Nachts hatte ununterbrochenes Sturmgeläut die Einwohner zu den Waffen gerufen. Alle Thore waren besetzt und verrammelt, besonders die von Schärbeck, von Löwen und von Laeken. Man schoß sich zu Schärbeck und Zelich bis gegen 6 Uhr Abends.

Der eigentliche Angriff gegen die Stadt begann den 23. um 8 Uhr Morgens. Die königlichen Truppen bemächtigten sich der Thore von Schärbeck und Löwen, und besetzten den Park *), wo sie sich verschanzten. Man schlug sich den 23. und 24. in mehrern Straßen, und die Zahl der Todten und Verwundeten auf beiden Seiten war beträchtlich. Während der Nacht ließ Prinz Friedrich die Stadt mit glühenden Kugeln beschiessen, und mehrere Häuser gingen in Flammen auf. Auch Löwen wurde am 23. beschossen.

Den 24. bildete sich eine provisorische Regierungs-Kommission, bestehend aus folgenden Personen:

*) Eine öffentliche Promenade mit englischen Gartenanlagen.

Vanderlinden-Hooghvorst, Rogier und Jolly, nebst den Sekretären de Coppens und Nicolay.

Den 25. Morgens begann das Gefecht zu Brüssel aufs neue, und das Feuer war eben so lebhaft, als die beiden Tage zuvor. Die königlichen Truppen zogen sich in das Maria-Magdalenen-Gehölz, und die Bürger bemächtigten sich eines Theils des Parks. Die provisorische Regierungs-Kommission lud den ehemaligen Adjutanten Mina's, Juan van Halen, ein, den Oberbefehl zu übernehmen, wozu er sich auch bereit erklärte.

Man schlug sich den 26. den ganzen Tag, in den Umgebungen des Parks. Das Volk bemächtigte sich aller umliegenden Häuser, und drängte die Truppen immer mehr zurück, die von Zeit zu Zeit Granaten und glühende Kugeln gegen die Stadt schleuderten. Eine Menge Freiwilliger von Lüttich, Löwen, Namur, Charleroi, Gosselies und andern Städten nahmen thätigen Antheil an dem Kampfe.

Endlich am 27., früh Morgens, überzeugte sich Prinz Friedrich, daß es unmöglich sei, der Stadt mit Gewalt sich zu bemächtigen. Er beschloß demnach ein Unternehmen aufzugeben, das man, in genauer Befolgung der Vorschriften der gesunden Vernunft und einer weisen Politik, nie hätte in Ausführung stellen sollen.

Gewalt ist nicht Recht; und wer vermeintliches Recht mit Gewalt erzwingen will, setzt sich der Gefahr aus, im unsichern Kampfe zu erliegen. Die Ereignisse von Paris und Brüssel beweisen das aufs Klarste. Sie gewähren den Regierungen, wie den Völkern, große beachtungswerthe Beispiele.

Nachdem die königlichen Truppen Brüssel geräumt hatten, konnte man erst die Verheerungen ermessen, welche ein viertägiges Gefecht im Innern einer großen, volkreichen Residenzstadt angerichtet hatte. Mehrere Häuser waren vollkommen niedergebrannt, andere waren mehr oder weniger von den Flammen oder vom Geschütz beschädigt. Die Alleen des Parks waren mit Blut besudelt, und von Leichen angefüllt. Bäume, Eisengitter, Statuen waren vom Kartätschenhagel zerschmettert. Der gewöhnlich von dem Prinzen Friedrich bewohnte Flügel des Schlosses, das Hôtel von Bellevue, und andere Gebäude, waren von dem Kugelregen halb zertrümmert. Die Brabanter Fahne wehete auf dem königlichen Schlosse.

Die provisorische Regierung wurde durch folgende Personen verstärkt: Graf Felix de Merode, Gendebien, Sylvan van de Weyher und Joseph Vanderlinden. Sie erließ zugleich ein Dekret, durch welches die Verbannten, de Potter, Thielemans, Barthels und de Neve, die sich in Frankreich befanden, zurückgerufen wurden. Der Verlust der königlichen Truppen wurde auf 2000 Mann angeschlagen. Sie zogen sich nach Vilvorde.

Den 27. langte de Potter zu Brüssel an. Er wurde in dieser Stadt wie zu Enghien, zu Ath, zu Hall ꝛc. als der erste und kräftigste Vertheidiger der Freiheiten Belgiens empfangen, und im Triumph getragen. Bald nachher wurde er zum Mitgliede der provisorischen Regierung ernannt, und bildete am 28. einen Zentral-Ausschuß, der aus ihm, dem Grafen Felix de Merode, dem Advokaten Rogier und Sylvan

van de Weyher bestand, und dem die oberste Leitung der Angelegenheiten übertragen wurde.

Ath und Mons befolgten das Beispiel Brüssels. Die königlichen Besatzungen dieser Festungen erhielten freien Abzug, nur die Offiziere blieben als Kriegsgefangene. Die Zitadelle von Namur kapitulirte den 2. Oktober, nachdem die Bürger Tags zuvor mit den Truppen handgemein geworden. Auch die Festung Philippeville ergab sich den Patrioten. Eben so Tournay, nebst allen dazu gehörigen Forts, und die Festung Marienburg. Prinz Friedrich zog sich mit seiner Armee über Mecheln nach Antwerpen zurück.

Die Generalstaaten zu Haag stimmten indessen für eine Revision der Verfassung, und für die politische Trennung Belgiens und Hollands. Ohne von dieser Entscheidung, die alle früher geäusserte Wünsche vollkommen befriedigte, eine besondere Notiz zu nehmen, erließ die provisorische Regierung zu Brüssel am 14. Oktober folgende Erklärung:

„In Erwägung, daß es nothwendig ist, den künftigen Zustand Belgiens zu bestimmen, wird verfügt:

„Art. 1. Die gewaltsam von Holland losgerissenen Provinzen Belgiens konstituiren fernerhin einen unabhängigen Staat.

„Art. 2. Der Zentral-Ausschuß hat so schnell als möglich ein Konstitutionsprojekt zu entwerfen.

„Art. 3. Ein National-Kongreß, auf welchem die Interessen der Provinzen vertreten seien, soll zusammengerufen werden. Er wird den belgischen Konstitutions-Entwurf prüfen, ihn, wenn er es nothwendig erachtet, modifiziren, und ihn, als endliche Konstitution, in ganz Belgien in Ausübung bringen.“

Auch zu Lüttich hatte sich indessen eine Provinzial-Regierung gebildet. Für die übrigen Provinzen wurden besondere Statthalter ernannt. Die Zitadelle von Lüttich und das Schloß von Dinant kapitulirten.

Unterm 5. erließ der Zentral-Ausschuß zu Brüssel eine Menge Verordnungen. Er ernannte eine Kommission zur Entwerfung der Konstitution, und eines neuen Wahlsystems, das äusserst populär sein sollte. Diese Kommission bestand aus van Meenen, de Gerlache, Tielemans, de Brouckere, Fabry, Ballin, Zoude und Thorn. Zugleich wurden alle Verfügungen und Verträge, die nicht unmittelbar von der provisorischen Regierung zu Brüssel ausgegangen, für null und nichtig erklärt. Die Besatzung von Charleroi kapitulirte.

Der Prinz von Oranien traf den 4. zu Antwerpen ein. Er erließ Tags darauf eine Proklamation, durch welche er ankündigte, daß der König, sein Vater, ihn zum zeitweisen Gouverneur der Theile der südlichen Provinzen ernannt habe, in welchen die rechtmäßige Gewalt noch anerkannt sei; daß er seine Residenz zu Antwerpen nehmen, und daß er alle Aussöhnungs- und Uebereinkunftsmittel befördern werde.

Der Staatsminister Herzog von Ursel, die Minister des Waaterstaat, der Industrie und der Kolonien, und des Innern, bildeten den Rath des Prinzen, nebst den Staatsräthen Anithan, van Toers, O'Sullivan de Graß, Dubois, Reyphins, d'Otreuge und Leclercq.

Indessen wurden die Angelegenheiten in Belgien immer verwickelter, der Gang der provisorischen Re-

gierung wurde immer bestimmter, die meisten Städte und Provinzen erklärten sich für sie, und gehorchten ihren Verordnungen. Die Gefahr wurde selbst für Holland drohend. Der König beschloß deshalb abermals, die Waffen entscheiden zu lassen, weshalb er unterm 7. Oktober zu Haag eine Proklamation erließ, durch welche er seinen Entschluß verkündete, seiner Rechte sich mit Gewalt zu versichern.

Hier beginnt eine neue Reihefolge von Ereignissen, die wir in einem zweiten Artikel in Rede stellen wollen.

Stellung der Parteien in England.

Letzter Aufsatz.

Lord Wellington und seine Politik. — Beiderseitiger Stand. — Die allgemeinen Wahlen und ihre Folgen.

Als der Herzog von Wellington die Funktionen eines Premier-Ministers (Premiership) annahm, waren alle konstitutive Parteien der Regierung zersplittert und unthätig. Er bezeugte mit jener Kälte, deren er sich nie entnehmen kann, seine Abneigung für den ihm angetragenen Posten, worüber man keineswegs erstaunte, da er desselben nicht bedurfte, um reicher, mächtiger und berühmter zu werden, als er es bereits war.

Indessen ließ er sich doch überreden, obgleich er wußte, welche Last er auf sich nahm, ohne sich auf irgend eine Partei stützen zu können. Das Land war mehr als je getheilt. Wellingtons Freunde waren nur

in kleiner Zahl, und überdem sehr lau. Und doch sollte er zahlreichen Gegnern die Spitze bieten, ohne Wahrscheinlichkeit, vielleicht selbst ohne Hoffnung, die Masse der sich darbietenden Schwierigkeiten beseitigen zu können.

Wenige Menschen sind so sehr von allen Mitteln entblößt, zu gefallen, als Lord Wellington. Einladendes Lächeln, schmeichlerische Versprechen, Höflings-Verführung, alle diese Hilfsmittel, die den Minister so wenig kosten, und den Nationen oft so theuer zu stehen kommen, sind ihm durchaus fremd. Die Kälte seines Humors, die Steifheit seiner Haltung, sind beinahe zum Sprichwort geworden. Die Unbeugsamkeit seiner Ideen, so wie die Trockenheit seiner Sprache, stehen mit seinem antigraziösen Aeussern in vollkommener Uebereinstimmung.

Es fehlt ihm an aller Gutmüthigkeit, um die Neigung des Volks für sich zu gewinnen, und an aller Zierlichkeit der Manieren, um der Aristokratie zu gefallen. Jenes findet ihn düster und stolz; diese, deren Eitelkeit er nicht schmeichelt, beschuldigt ihn der Anmaßlichkeit, ja selbst der Grobheit.

Als Mann von gesundem Verstande, hat Wellington über die Mängel seines Karakters, und über die Gefahren, denen er dadurch sich aussetzen konnte, seine Partei ergriffen. Er hat es nicht unternommen, weder durch eine Koketterie, die man für erlaubt hält, jene liberale Aristokratie zu gewinnen, die verführt zu sein wünscht, noch sich zum Augendiener des Pöbels herabzuwürdigen.

Er hat sich eine durchaus neue, kühne, grade Straße gebahnt, die vollkommen seinem persönlichen

Wesen und seinen militärischen Gewohnheiten entspricht. Das ist ihm bisher gelungen. Obgleich Aristokrat, hat er sich dennoch nicht auf die Aristokratie gestützt. Er hat die schreiendsten Mißbräuche abgestellt, ohne sich den Volksvertheidigern zu überlassen.

In dem Bewußtsein seiner Unzulänglichkeit, und der wenigen Hilfsmittel, auf welche sein Ministerium zählen durfte, hat er die Schwäche seiner Feinde ermessen, und an nichts verzweifelt.

Keine schimärische Ansichten, keine Illusionen, kein panisches Schrecken; nichts Enthusiastisches, nichts Glänzendes; aber auch nichts Ueberspanntes in seinem mehr starken als geschmeidigen, mehr klaren als allumfassenden Verstandsvermögen. Ein gewöhnlicher grader Sinn, eine genaue Kenntniß des alltäglichen Lebens, das erhob ihn zu dem Gipfel seiner kriegerischen Triumphe. Dieselbe Eigenschaft hat ihn auch den Gefahren der innern Politik Großbritanniens entnommen.

Man füge zu dem Allem noch eine große Gleichgültigkeit gegen alle Salon-Einflüsterungen und Vorzimmer-Klatschereien, eine starke Dosis Menschenverachtung, eine beharrliche Geduld, die über nichts erstaunt, und unwandelbar ihrem Zwecke zuschreitet, ohne rechts oder links abzuweichen, ohne rückwärts zu schreiten, ohne Hindernisse zu scheuen, ohne auf irgend eine Ausflucht, oder einen Hinterhalt bedacht zu sein.

Man berechne nun die Stärke dieser Beharrlichkeit, dieser Strenge, dieses ganz aus einem Stück gegossenen Karakters, mitten inne zwischen furchtsamen Anhängern und getheilten Gegnern.

Der Mann, den die Natur mit dieser seltsamen Idiosynkrasie begabte, regiert allein, und bietet allein dem Sturme Trotz.

Der einzige Lenker des Kabinets ist gegenwärtig Lord Wellington. Welche Menschen bemerkt man neben ihm? Sogenannte Anhänger, denen es eigentlich nur darum zu thun ist, der Gunst der Regierung sich zu versichern, aus welchen Elementen sie auch zusammengesetzt sei, und die sie nur grade so viel unterstützen, als sie für nothwendig erachten, um diese Gunst sich zu erhalten; für die es im Uebrigen aber sehr gleichgültig ist, wer sich an der Spitze des Kabinets befindet.

Nie hatte ein Ministerium weniger Lobredner und schwankendere Freunde, als das Wellingtons. Einige Mitglieder des Parlaments fürchten die Folgen seiner halbfreisinnigen Politik. Andere weigern sich, aus mehr als einem Betrachte, seine Maßregeln zu billigen.

Ein Baronet verlangte die Pairie, die er nicht erhält. Jener Sohn einer einflußreichen Familie bewirbt sich um eine Sinekur, die man ihm verweigert. Ein großer Herr bezieht den Gehalt eines hohen Amtes, ohne die Pflichten desselben zu erfüllen. Man erinnert ihn daran, und stolz schleudert er dem Minister seine Demission zu. Ein anderer möchte, daß man ihn bei allen wichtigen Veranlassungen zu Rath zöge, vorzüglich aber, daß man seinen Rath befolge. In der Unmöglichkeit, es dahin zu bringen, erklärt er sich endlich öffentlich gegen die Regierung.

Die englische Kirche, durch die Emanzipation der irländischen Katholiken verletzt, verbirgt auf das Sorg-

fältigste ihre Abneigung und den Wunsch, sich zu rächen. Sie zittert für ihre übrigen Vorrechte, und besorgt, daß man ihre alte Wohlhabenheit ihr entreisse.

Die gemäßigten Freisinnigen spekuliren auf die höchste Gewalt, die man ihnen nicht einzuräumen gesonnen ist. Die eifrigen Reformatoren drohen gradezu, sich derselben zu bemächtigen. Aber man hat alle Vorkehrungen getroffen, ihren Sturm abzuschlagen.

Die große Volksmasse endlich, begierig auf Versprechungen, Verführungen, volltönende Reden und oft wiederholte Schwüre, gewährt dem gegenwärtigen Ministerium nicht die Stütze einer aufrichtigen Bewunderung und eines wahren Enthusiasmus, sondern nur eine kalte, beinahe unwillkührliche Achtung, in welche sich selbst etwas Furcht und Abneigung mischen.

Das ist die Stellung des ersten Ministers in England. Vielleicht begreift er selbst nicht die Unzulänglichkeit derselben. Verblendet oder entschlossen schreitet er vorwärts. All' sein Streben zielt darauf hin, Zeit zu gewinnen. Er weiß, daß Zeit der sicherste Bundesgenosse der öffentlichen Macht ist.

Unter so wenig günstigen Umständen hat er dem Staate nichts desto weniger wichtige Dienste geleistet. Es ist ausser allem Zweifel, daß seine Verwaltung wohlthätig gewesen, wo nicht in allen Einzelnheiten, doch in der Gesammtheit seiner Verfügungen. Er hat den Test-Akt und den der Korporationen widerrufen. Er hat Irland emanzipirt. Er hat sich bemüht, die Zivil- und Straf-Gesetzbücher von ihrer alten Barbarei zu befreien.

Kommissionen sind ernannt worden, um das kanonische Gesetz zu modifiziren, und die Mißbräuche der geistlichen Gerichte abzustellen. Man beschäftigt sich jetzt mit Verbesserung der Eigenthumsgesetze, und mit den nothwendigen Ersparungen bei den Gerichtsverhandlungen.

Das Kriminal-Gesetzbuch, von einigen Feudal-Traditionen befreit, die in der That abscheulich durch ihre Strenge waren, mildert sich, und wird mehr der heutigen Zivilisation angemessen.

Die große Plage des Handels, der Bankerott, und die traurigste aller menschlichen Krankheiten, der Wahnsinn, haben Lord Lyndhursts philanthropische Aufmerksamkeit gefesselt, und man darf in dieser Hinsicht in Kurzem glückliche Resultate erwarten.

Das Getreidegesetz hat eine zweckmäßige Abänderung erlitten. Man kann jetzt so viel Getreide einführen, als man will, indem man eine nach den bestimmten Epochen festgestellte Abgabe bezahlt.

Die Staatsausgaben haben sich vermindert. Eben so die Zinsen der öffentlichen Schuld. Die Abgaben auf das Leder, auf Bier und Obstwein sind aufgehoben. Von dreißig Artikeln, aus denen das Budget der Mauth bestand, sind drei beseitigt, die am meisten auf dem Volk lasteten.

Freilich hat der Minister, der jetzt in dem alleinigen Besitz einer so bestrittenen Macht ist, *) noch

*) Vor Kurzem ist eine gegen Lord Wellington gerichtete wüthende Flugschrift erschienen, unter dem Titel: „The Country without a government, or Plain questions on the unhappy state of the present administration.“ Der Verfasser macht dem ersten Minister den Vorwurf, seine Macht in Tirannei verwandelt zu haben.

lange nicht allen Bedürfnissen der Nation und der Epoche entsprochen. Es befinden sich noch Personen in seinem Kabinette, denen es an Talent und an Popularität gebricht, die sich seit Langem als Anhänger der unumschränkten Gewalt, als hartnäckige Gegner der Zivilisation gezeigt, und die aus allen Kräften die Fortschritte des öffentlichen Geistes bestritten haben.

Dagegen hat er Großbritannien vor einer neuen Ueberschwemmung des Papiergeldes, und gegen die Rückkehr des alten Kreditsystems bewahrt *), das so nachtheilig für das Land gewesen. Endlich, will man sein Ministerium in wenigen Worten vertheidigen, braucht man nur die einfache Frage aufzustellen: „Welche Verwaltung hat in so kurzer Zeit wichtigere Verbesserungen in Ausführung gebracht?“

Die Gleichgültigkeit, welche Lord Wellington gegen die Umtriebe der Parteien gezeigt, die unaufhörlich in Zeitungen und im Parlamente die Regierung angreifen, ist ihm, zur Erlangung dieser Resultate, überaus nützlich gewesen. Er hat mit keiner derselben irgend einen Vertrag abgeschlossen. Er ist also keiner Erkenntlichkeit schuldig. Abwechselnd von den alten Whigs, von Lord Althorpe's Freunden, selbst von den Benthamisten unterstützt, deren Utopie allgemeiner Nützlichkeit die Gemüther zu den von dem Ministerium in Ausführung gestellten weniger heftigen Reformen vorbereitete, ist es ihm möglich geworden, viel Gutes zu thun. Oft hat er der Reihe nach Menschen von den entgegengesetztesten Meinungen und

*) Das Quarterly Review, und mehrere andere Journale, machen es der jetzigen Verwaltung zum Vorwurf, das alte Kreditsystem beseitigt zu haben.

Ansichten zu Bundesgenossen gehabt, und ihren Beistand mit Erfolg zum Besten gewendet.

Einige Personen sagen zwar, es liege mehr Schwäche und Unmacht, als Geschicklichkeit und Energie in diesem Verfahren eines Ministeriums, das nur durch die Trennung und die gegenseitige Befeindung der Parteien besteht. Man kann darauf antworten, daß diese Lage vorübergehend ist, und daß die Resultate, welche sie gegeben, sie rechtfertigen.

Weshalb sollte man auch den alten Zustand der Dinge zurückwünschen? Die Torys existiren nicht mehr, oder doch nur als ein Schatten. Darin aber ist nichts zu bedauern, denn die Torys haben sich immer als des Landes Erbfeinde gezeigt, gegen dessen Freiheiten und Rechte sie unaufhörlich konspirirten.

Die Whigs sind beinahe vollkommen aufgelöset. Das Volk hatte ihnen früher seine Interessen anvertraut. Sie thaten ihre Schuldigkeit auf eine so nachläßige Weise, daß endlich durch sie mehr kompromittirt als gewonnen wurde. All' ihr Bestreben zielte nur darauf hin, sich zu bereichern und einer immer größern Macht sich zu versichern, bis endlich das Mißtrauen gegen sie allgemein wurde.

Der Augenblick ist jetzt nahe, wo jeder sich berufen halten durfte, seine Angelegenheiten selbst zu verfechten, und wo die Autorität eines Namens, das Vorurtheil des sogenannten Besserverstehens, nicht mehr das öffentliche Vertrauen in Anspruch nehmen werden. Gehören solche Resultate nicht zu den bessern? ...

Zweimal hat ein Minister, dessen Scharfsinn die Umgestaltungen der britischen Politik vorausgesehen, in dieser Hinsicht seine Stimme erhoben. Peel sagte:

„Das gegenwärtige Miniſterium hängt allein vom Volke ab.“ Dieſe Worte bilden ein wirkliches Phänomen in der innern Politik Englands. Bis dahin zielte das Streben der Miniſter darauf hin, nur vom Thron abzuhängen. Sie haben jetzt erkannt, daß derjenige ihr Herr iſt, gegen den ſie verantwortlich ſind, und der ſie beſoldet.

Das iſt in ihrer Geſammtmaſſe die neue Bewegung der Parteien. Der Tod des Königs Georg IV, und die allgemeine Neuwahl der Mitglieder des Unterhauſes, welche eine Folge deſſelben geweſen, haben dieſe bereits ſo ungewiſſe Atmoſphäre noch mehr getrübt. Seit Langem hat die Publizität die Mängel und Gebrechen des britiſchen Wahlſyſtems angedeutet.

Es iſt ein ſpezieller Vortheil freier Nationen, unaufhörlich durch Zeitungen und Zeitſchriften von den Mißbräuchen der Verwaltung oder der Inſtitutionen unterrichtet zu werden.

Man hat keinen der Uebelſtände verſchwiegen, welche die britiſchen Wahlen veranlaſſen. Man bemerke nur die Aeuſſerungen der Weſtminſter Revue: „Die Mitglieder des Parlaments, Geſchöpfe der Habgier, Söhne der Verdorbenheit, drängen ſich nur in das Unterhaus, um dieſelbe Verdorbenheit zu ſchützen und zu pflegen, durch welche ſie gewählt worden.“

Man leſe die Schriften der Torys: „Trägheit und Albernheit haben ſich verſchworen, um England ſeine National-Vertretung zu rauben. Jede Wahl iſt das Reſultat eines ſchamloſen Vertrags, von der Gewohnheit beſtätigt, von der Beſtechlichkeit unterſtützt. Die Allgewalt des Unterhauſes iſt um ſo gefährlicher, da die Wahl der Mitglieder durch Immoralität beſtimmt

wird, und diese Wahl ist nichts mehr und nichts weniger, als eine wirkliche politische Simonie. Die untauglichsten, oft die am wenigsten achtungswürdigen Menschen triumphiren in diesem elenden Kampfe, und sichern sich sodann unverschämt den Preis ihrer Entehrung zu."

Untersuchen wir, in wie fern in dem feierlichen Augenblicke einer vollständigen Neuwahl, und während ein neuer Monarch den Thron besteigt, diese Angaben wahr sind. Prüfen wir diese Mißbestände, die mit so wenig Schonung angedeutet werden, und sehen wir, ob die britische Nation in dieser Hinsicht einige Verbesserungen zu erwarten hat.

Daß diese populäre Feierlichkeit mit einigen anscheinenden Exzessen begleitet sei; daß Wähler-Prozessionen die Straßen durchziehen, schreiend und mit Bändern geschmückt; daß der Pöbel darin eine erwünschte Gelegenheit finde, sich auf Kosten Anderer zu betrinken, und gewaltigen Lärm zu machen, ohne den Dazwischentritt der Polizeibeamten befürchten zu müssen; daß Krämer und Handwerker sich freuen, ihre Ale (dickes Bier) und andere Konsumtionsartikel zu verkaufen, oder die zerschlagenen Fenster u. s. w. zu erneuern; daß ein Wähler seinem Sohn ein Amt zuzusichern sucht; daß mehr als ein Kandidat ohne Talent, mehr als ein Wähler ohne Gewissen und ohne feste Grundsätze sei: das Alles ist nicht Haupt-, sondern Nebensache.

Das vertretende System hat dem Allem ungeachtet eine eigenthümliche, bewunderungswürdige Eigenschaft. Es existirt nicht ohne Oeffentlichkeit, und

„Oeffentlichkeit“ allein neutralisirt seine Mängel und Gebrechen. Sein Einfluß ist wirklich magisch. Dadurch, daß es die Verstöße enthüllt, verbessert es sie.

Wenn der Schützling eines sogenannten „verfaulten Fleckens“ die parlamentarische Arena betritt, nöthigt ihn die Oeffentlichkeit seines Benehmens, über dasselbe zu wachen, um sich nicht allgemeiner Verachtung Preis zu geben.

Wären die Elemente des Unterhauses noch hundertmal verdorbener, als sie es bisher gewesen, würde doch die alleinige Wirkung der Oeffentlichkeit sie nöthigen, dem Lande nützlich zu werden. Mehr noch, die so oft gerügten Mißbräuche müssen endlich abgestellt werden. Die von den Bürgern beständig ausgeübte Bewachung würde allein im Stande sein, die am tiefsten gewurzelten Laster auszurotten.

Im Schatten des Despotismus erheben und verstärken sie sich schweigend. Bei einem freien Volke vernichten sie sich durch sich selbst. Eine fortschreitende Verbesserung findet in diesen so wohl organisirten Institutionen statt, wie in den chemischen Operationen, wo die rohen Stoffe sich von den edlern trennen, und von selbst zu Grunde gehen.

Man hat des Landes Angelegenheiten, schreienden Mißbräuchen zum Trotz, gedeihen sehen. Die meisten Mitglieder des Parlaments standen entweder im Solde des Ministeriums oder der Whigs-Partei. Welche Macht hat diesen Verstoß neutralisirt? Die Oeffentlichkeit allein.

Seit 20 Jahren haben tausend Publikationen eine vollständige, oft eine übertriebene Liste aller Gebrechen und Ungesetzlichkeiten der Wahlen in Großbri-

tannien gegeben. Ihre Andeutungen sind nicht verloren gegangen. Das Land hat endlich den Entschluß gefaßt, die bezeichneten Mißbräuche abzustellen, wie sich das in den letzten Wahlen ergeben, bei denen beinahe alle ministeriellen Kandidaten durchgefallen, während die meisten Deputirten Independenten, oder solche Personen sind, die zu keiner Partei gehören.

Und diese Reform hat sich durch sich selbst gemacht, ohne Gewalt, ohne heftige Aufregung. Worin liegt die Ursach, wo nicht in der Wachsamkeit der englischen Nation, in ihrer unermüdlichen Thätigkeit bei Allem, was ihr wahres inneres Wohl betrifft?

In diesem Lande ist unumschränkte Freiheit über Alles, was seine Institutionen, seine Gesetzgebung betrifft, vorherrschend. Die Parteien deklamiren, die Sekten peroriren. Jede Fraktion irgend einer Sekte hat ihr öffentliches Organ. Das schwächste Individuum hat Stimmrecht im Kapitel.

Dadurch aber wird das Volk unterrichtet von Allem, was es zu wissen braucht, und seine tausend Schildwachen sind nicht blos ausgestellt, um die Mükken zu verscheuchen.

Wenn eine Nation sich nur im Chorus vernehmen läßt, darf man sicher sein, daß sie ihrem Verderben zuschreitet. Aber je getheilter die Stimmen sind, um so rascher gestaltet sich das Urtheil der Masse, sobald sie einmal genugsam erleuchtet worden.

Die National-Vertretung Großbritanniens ist freilich bisher nicht vollkommen befriedigend gewesen. Man kennt die sprichwörtliche Erbärmlichkeit der verfaulten Flecken. Man weiß, wie die meisten Mitglieder des Unterhauses ihres Triumphs sich versichern.

Bestechung und Einfluß der Parteien sind noch in den Wahlen vorherrschend. Ein Mitglied wird ernannt, um das Ministerium zu unterstützen, ein anderes wird von der Opposition empfohlen.

Selten werden die wahren Gesinnungen der Wähler von ihren Gewählten wirklich vertreten. Die Reichen lassen sich durch die Hoffnung parlamentarischer Gunstbezeugungen irreleiten; die Aermern widerstehen nicht immer einer materiellen Verführung, die das Gesetz bedrohet, aber nie bestraft.

Man sieht des Lords Gemahlin sich um des Handwerkers Stimme bewerben, und ihre zarte Hand seine harte, von der Arbeit geschwärzte drücken. In einigen Grafschaften faßt man den Entschluß, zu gleicher Zeit die Hustings (Wahl-Bewerbungen), den ministeriellen und den populären Kandidaten zu verbannen. Die Wahl fällt dann gewöhnlich auf irgend ein wohlhabendes, aber unbedeutendes Individuum, das man in der technischen Sprache der Wahldebatten „den dritten Mann“ nennt. Dieser dritte Mann hat keine eigene Meinung, aber er hat Geld.

Es gibt Orte, in denen die beiden entgegengesetzten Faktionen sich gütlich verständigen, dergestalt, daß sie zu gleicher Zeit zwei Kandidaten der entgegengesetzten Meinungen ernennen, die nur ihrer Klicke, nicht aber den Interessen des Landes ergeben sind, und die in Folge eines solchen Kompromisses in das Parlament treten.

Man bemerke nun, welches das Resultat der allgemeinen Klagen ist. Alle Augen sind auf die Parlamentsglieder gerichtet, die als unregelmäßig erwählt bezeichnet worden. Diese Senatoren, deren Mandat

so heftig bestritten wird, erreichen endlich ihren Zweck, und erlangen Sitz und Stimme im Unterhause.

Mit Erstaunen erblickt man eine ernste, umsichtsvolle, achtungswürdige Versammlung, deren Mitglieder ihre Pflicht so gut erfüllen, als die menschliche Schwachheit es irgend gestatten mag. Man entdeckt, daß dieser Redner, der augenscheinlich durch das Ministerium ernannt worden, daß jener andere, der seinen Titel gekauft, ihrem Vaterlande wesentliche Dienste leisten, Licht über die Debatten verbreiten, mit Wärme die Lokalinteressen ihrer Mitbürger vertheidigen, und sich den mühsamsten, wie den ersprießlichsten Nachforschungen unterziehen. Und das sind dieselben Männer, die man kurz zuvor für unwürdig erklärte....

Die Ursache dieser Umgestaltung haben wir bereits angedeutet. Sie liegt in dem öffentlichen Geiste Englands, in der Furcht vor dem Urtheil der Nation und vor der allgemeinen Verachtung; in der unbarmherzigen Rüge der Zeitungen, und in der wunderbaren Macht einer unbeschränkten Oeffentlichkeit. In diesem politischen Schmelztiegel scheiden sich alle Schlacken von dem edeln Metall.

Fassen wir jetzt diese Betrachtungen zusammen, und gewähren wir einen allgemeinen Ueberblick derselben.

Zwei Parteien, welche sich gegenseitig Schach bieten, die sich ohne Unterlaß gegenseitig beobachten und bekämpfen, sind seit 1688*) der doppelte Anziehungs-

*) Jahr der Thronbesteigung Wilhelms III, nach der ruhmwürdigen Revolution (glorious revolution), die Jakob II aus den drei Konigreichen entfernte.

punkt gewesen, gegen den die verschiedenen Meinungen Englands gerichtet waren.

Die Minister, welche sich auf die eine oder die andere derselben stützten, oder alle beide zu gewinnen suchten, verdankten ihre Erhaltung nur gegenseitigen Zwisten oder Zugestehungen.

Diese Abtheilung existirt nicht mehr. Die beiden Parteien sind zerstückelt und im Verfall. Die ganze innere Politik Großbritanniens modifizirt sich unter dem Einflusse dieser alleinigen aber wichtigen Thatsache. Die öffentliche Verwaltung ist genöthigt, anderswo eine Stütze zu suchen. Sie findet dieselbe im Volke.

Der Whigismus und der Torysmus entschieden ehemals über die Wahlen. Um Stimmen zu erhalten, konnte das Ministerium sich nicht seines eigenen Einflusses bedienen, sondern dessen der einen oder der andern Partei.

Jetzt suchen die Wähler, von den alten Banden des Gehorsams und der Gewohnheit gegen ihren Klubb frei, ihre Vertreter unter den Unabhängigen, die ihnen von keiner Klicke aufgebürdet werden. Das ist ein unschätzbarer Vortheil.

Die Menschen, welche auf eine schamlose Weise ihren Sitz im Parlament erkauften, haben ihr Patronatsrecht verloren, das, in Uebereinstimmung mit ihren Argumenten ad crumenam, ihren Erfolg sicherte. Die riesige Masse unterstützt sie nicht mehr, und sie erkennen selbst, daß jede Hoffnung, in das Parlament zu gelangen, für sie verloren ist.

Was die Partei-Fraktionen anbelangt, die man noch auf der Szene erblickt, so hüten sie sich, einen

Kandidaten zu unterstützen, der nicht reussiren könnte, und den ihre persönlichen Kräfte nicht zu erheben vermögen. So entströmen die meisten und die entferntesten Wirkungen dieser alleinigen Thatsache der Auflösung der beiden entgegengesetzten Parteien, dem politischen Ableben der Whigs und der Torys.

Die parlamentarische Reform, die von den Mißvergnügten aller Schattirungen gefordert wird, die ökonomischen Reformen, welche die Althorpisten begehren, die Vervollkommnungen, welche die Vernünftigsten von den Benthamisten andeuten, werden unvermeidlich, vielleicht bald, in Ausführung gestellt werden, und zwar ohne Gewaltmaßregeln, ohne Katastrophen, durch die alleinige Stärke der britischen Institutionen, die solche Erneuerungen vergönnen und selbst gewissermaßen nothwendig machen.

Ferdinand der Vielgeliebte, oder ein Monat in Spanien.

Letzte Mittheilung.

Nach meiner Rückkehr in unsern Gasthof fand ich den armen O'Doherty in eine so tiefe Traurigkeit versenkt, daß ich nicht umhin konnte, ihm Trost zuzusprechen. Thränen hingen an seinen Wimpern, und schwere Seufzer hoben seine Brust. Ich konnte leicht errathen, daß die Vernichtung seiner patriotischen Hoffnungen und Spaniens unglückliches Schicksal nicht die alleinigen Ursachen seiner Verzweiflung waren. Ich sah, daß eine persönlichere Unruhe ihn beschäftigte.

„Haben Sie etwas für sich zu befürchten?" fragte ich.

— Nein.

„Oder ist einer Ihrer Freunde umgekommen?"

— Noch nicht. Vernehmen Sie die Ursache meiner Verzweiflung. Mein bester Freund, Don Th... M..., Deputirter Andalusiens, ist so eben zum Tode verurtheilt worden, unter dem Vorgeben, daß er der Schuldigste von den Cortes sei. Das ist der eigene Ausdruck der königlichen Ordonnanz. Sein Verbrechen besteht darin, daß er den Antrag gemacht, den König des Throns verlustig zu erklären, wenn er sich weigerte, die Konstitution zu unterzeichnen.

„Aber Don Th... ist auf der Flucht. Er ist seit drei Tagen verschwunden, und ich zweifle nicht, daß er seinen Verfolgern bereits entgangen ist."

— Sie irren sich. Man hat einen Preis auf seinen Kopf gesetzt, und ..... geloben Sie mir Verschwiegenheit.

„Sie brauchen Sie mir nicht zu empfehlen.“

— Er hat Madrid noch nicht verlassen. Eine alte Dienerin hat mich so eben von seinem Aufenthaltsort unterrichtet. Aber leider ist er dort nicht in Sicherheit; vielleicht morgen schon entdeckt. Dann ist jede Rettung unmöglich. Was soll man unter solchen Umständen beginnen? Don Th . . . ist mir doppelt werth, zuerst als konstitutioneller Spanier, sodann als Geächteter. Er beschwört mich, seine Flucht zu begünstigen. Aber ich sehe kein Mittel, seinem Verlangen zu entsprechen. Sein Signalement ist in allen Dörfern. Der wüthende Pöbel ist in allen Straßen.... Ich würde alles opfern, was ich besitze, um ihn zu retten; um so schmerzlicher ist es für mich, es nicht zu können.

„Kann ich die alte Dienerin Ihres Freundes sprechen?“

— Wozu kann Ihnen eine Unterhaltung mit dieser Frau nützen?

„Ich weiß es noch nicht. Aber auf jeden Fall lassen Sie die Frau kommen. Ich wünsche sie zu sehen.“

Sie war in einem Kabinet neben uns, und erschien bald darauf. Ich trug noch meine Hofkleider. Als die arme Frau mich erblickte, erschrack sie heftig. Ihrer Meinung nach, war ich gekommen, um sie zu verhaften. Sie warf sich mir zu Füßen und weinte bitterlich. Ich beruhigte sie, legte meine Galaklei-

der ab, hüllte mich in einen braunen Mantel und lud sie ein, mich zu Don Th ... M ... zu führen.

Wir durchritten die Straßen, in denen der blutgierige Pöbel sich drängte. Auf allen Seiten vernahmen wir die entsetzlichsten Verwünschungen gegen die Cortes. Unserer persönlichen Sicherheit wegen waren wir genöthigt, in ihr Geschrei einzustimmen. Mein weißer Federbusch und mein britisches Aeussere bahnten mir überall freien Weg.

Nach langem Umherschweifen durch enge und finstere Gäßchen und Gänge, befanden wir uns endlich vor einem alten, halbzerfallenen Hause. „Folgen Sie mir, sagte die Alte, und besorgen Sie nichts.“

Wir gingen eine ziemlich lange Treppe, in mehrern Absätzen, hinab. Unten angelangt, flüsterte meine Begleiterin mir zu, ein wenig zu warten, wonach sie verschwand. Ich befand mich in der dicksten Finsterniß, und war nicht im Stande, meine Hand dicht vor den Augen zu sehen. Unter solchen Umständen hielt ich es für gerathen, auf meiner Hut zu sein, weshalb ich einen langen türkischen Dolch entblößte, den ich seit meinem Aufenthalt in Spanien beständig trug. Er war zweischneidig und gegen die Spitze ein wenig gebogen. Ein Stoß mit demselben war tödtlich. Ich lehnte mich gegen die Mauer und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Mehrere Minuten gingen auf solche Weise vorüber. Plötzlich vernahm ich ein Geräusch, und das spanische Zeichen His! Hiu! durch welches man einladet, Acht zu geben, gelangte, mehrmals wiederholt, zu meinem Ohr.

Aqui! Aqui! rief ich. Nur hierher.

Die Alte tappte mir näher, ergriff meine linke Hand, die ich ihr dargeboten, während ich in der Rechten den Dolch hielt, und führte mich durch einen langen dunkeln Gang. Nach fünf oder sechs Minuten fühlte ich einen frischen Luftzug am Gesichte, und schloß daraus, daß wir uns einer Oeffnung näherten. In der That erblickte ich bald nachher den gestirnten Himmel.

Mitten in dem Hofraum, den wir betraten, standen zwei Männer. Sie näherten sich mir und redeten mich höflich an. Einer von ihnen öffnete eine Blendlaterne und leuchtete mir ins Gesicht. Ich hielt meinen Dolch bereit; aber in demselben Augenblicke beruhigte mich das Zeichen der Freimaurerei. Ich steckte den Dolch ein, und gab dem Fremden die brüderliche Umarmung, welche er erwiederte.

„Holen Sie unsern Freund!“ sagte er zu seinem Gefährten, der sich sogleich entfernte. Er erschien bald nachher mit dem unglücklichen Th . . ., der bei meinem Anblick erschrack, denn ich war ihm gänzlich unbekannt, und er hatte seinen Freund O'Doherty erwartet. Indessen verständigten wir uns schnell, und trafen die nothwendigen Verabredungen für seine Flucht. Er sollte sich in dem Olivenwalde, eine Stunde ausserhalb dem St. Vinzenzthore, verbergen, wo ich ihn, eine Stunde nach Sonnen-Aufgang, in meinen Wagen aufnehmen wollte.

Sein Bruder, derjenige, welcher sich mir als Maurer zu erkennen gegeben, führte mich wieder aus dem Labyrinth, in welches die Alte mich geleitet. Er war Kapitän in der königlichen Garde. Ich erfuhr durch ihn, daß die Freimaurerei in Spanien sehr

verbreitet sei, und daß, der Galeeren- oder Todesstrafe ungeachtet, welche die Mitglieder derselben bedrohe, beinahe alle ausgezeichneten und wohlhabenden Personen der Halbinsel zu ihr gehörten. Ich erinnerte mich in der That, in den spanischen Logen den Kriegsminister, den General-Intendanten der Finanzen, mehrere General-Inspektoren, zwei Admirale und selbst mehrere Mitglieder der Weltgeistlichkeit gesehen zu haben.

„Benditas sean sus obras (gesegnet seien Eure Werke)“, sagte die Alte zu mir am Sonnenthor, bis wohin sie mich begleitete.

Ich hatte nicht einen Augenblick zu verlieren, weshalb ich mich unverweilt zu dem Gesandten begab, den ich um meinen Paß bat, indem ich am andern Morgen mit Tagesanbruch abreisen wolle. Ich erklärte, daß ich zwei Bedienten habe, von denen der eine (Don Th... M...) Franzos sei. Ich wußte nämlich durch O'Doherty, daß sein Freund mehrere Jahre in Frankreich gewohnt, und die Sprache dieses Landes geläufig spreche.

Ich weiß nicht, ob der Gesandte die Beweggründe muthmaßte, um derentwillen ich so eilig einen Paß verlangte, oder ob mein anderweitiges Benehmen seinen Verdacht erweckte. Er ersuchte mich, bis den andern Tag Mittags zu warten, um mir Depeschen an Lord Wellington mitzugeben; aber da er meine Verlegenheit bemerkte, ertheilte er sogleich den Befehl, den Paß auszufertigen. Er sagte nur bei Uebereichung desselben: „Nehmen Sie sich in Acht. Wenn der französische Kammerdiener, den Sie mit sich nehmen, eine der Regierung verdächtige Person wäre,

würden Sie sich und mich in eine sehr unangenehme Lage versetzen.“

— Ich werde vorsichtig sein; das war meine ganze Antwort. Sodann eilte ich zu O'Doherty, den ich noch in tiefe Traurigkeit versenkt fand. Meine lange Abwesenheit hatte ihm kein günstiges Zeichen geschienen. Als ich ihm meinen Plan mittheilte, und ihn von den bereits getroffenen Maßregeln unterrichtete, tadelte er Alles, weil er das Gelingen für unmöglich hielt, und überließ sich von Neuem seiner Verzweiflung.

Ich durfte auf seine Mitwirkung nicht rechnen, und war genöthigt, Alles selbst zu besorgen. Die Nacht ging unter Einpacken und Anordnen vorüber. Ich konnte kaum eine Stunde, vollkommen angekleidet, mich der Ruhe überlassen. Um vier Uhr Morgens wurde ich durch den Glockenschall der Maulthiere und durch das Gerassel unserer alten Kutsche aus meinem Schlummer aufgeweckt. Gegen fünf Uhr nahm O'Doherty, den ich mit Mühe überredet hatte, Platz neben mir, und wir eilten im Galopp davon. In weniger als einer Viertelstunde waren wir am Thore, wo wir gezwungen Halt machen mußten.

Mein Paß deutete zwei Bedienten an, und ich hatte nur Dibby bei mir. Um die Gefahr zu beschwören, bediente ich mich eines ganz einfachen Mittels. Ich lehnte mich mit dem halben Körper zur Kutsche hinaus, um das Innere zu verbergen, hielt in der einen Hand den Paß, den ich wie eine Fahne bewegte, und in der andern einen Piaster nebst zwei Zigarren. Ein Unteroffizier erschien.

Inglez! Inglez, sennor capitan! (Engländer! Herr Hauptmann!) rief ich. Auf diese Weise schmeichelte

ich drei National-Leidenschaften zu gleicher Zeit, der Rauchlust, der Habgier und dem Stolze des Kastilianers, den ich für mehr zu halten schien, als er war.

— Bueno! bueno! (gut) entgegnete er, und nahm mit einer dankenden Handbewegung die Zigarren und den Piaster. Er blickte selbst nicht auf den Paß, wahrscheinlich weil er nicht lesen konnte.

Anda (vorwärts)! rief er dem Mayoral zu. Vaya vuestra senoria con Dios (Gott behüte Euer Gnaden)!

Anda! rief auch ich, und wir eilten in einer Staubwolke dem Olivenwäldchen zu. Mein Begleiter, der bis dahin gezittert hatte, schöpfte jetzt freier Athem.

Indessen waren noch nicht alle Gefahren überstanden. Was wird der Mayoral sagen, wenn er den neuen Reisegefährten mitten auf der Landstraße erscheinen sieht?

Glücklicherweise war es derselbe Kutscher, der uns nach Madrid gebracht. Ich wußte, daß man auf seine Treue zählen könne. Aber nichts verbürgte seine Verschwiegenheit, und die des Zagals. In Hinsicht auf meinen Bedienten Dibby hatte ich nicht die mindeste Besorgniß. Um jedoch jedem Mißverständnisse zuvorzukommen, hielt ich es für angemessen, ihn vollkommen in das Geheimniß einzuweihen.

Bei unserer Ankunft im Walde erblickten wir unter den Bäumen drei Männer, welche uns zu erwarten schienen. Ich gab das verabredete Zeichen, sie beantworteten es, und gleich darauf näherte sich uns Don Th., der, nachdem er von seinen Freunden Abschied genommen, auf dem Sitz neben dem Mayoral

Platz nahm, während Dibby sich zu dem Zagal verfügte.

Ich hatte den erstern benachrichtigt, daß unser neue Reisegefährte ein Franzose sei, der, um ohne Gefahr Spanien verlassen zu können, in meinen Dienst getreten, weshalb ich dem Mayoral hundert Piaster mehr, als ausbedungen worden, bezahlen wolle. Doch müsse er und sein Zagal verschwiegen sein, damit der Arme kein Hinderniß fände.

Alles ging gut bis dahin. Der Kutscher und sein Gehilfe hatten keinen Verdacht, und waren vergnügt über den sich darbietenden Gewinn. Aber Don Th..., der an alle Gemächlichkeiten der Opulenz gewöhnt war, befand sich auf seinem Sitze neben dem Mayoral in einer äusserst peinlichen Lage. Die Stöße des Wagens, bei dem ungleichen Galopp der Maulthiere, verursachten ihm heftige Schmerzen, während deren er sich nicht enthalten konnte, einige ächt spanische Flüche auszustoßen, was ihn leicht als eingebornen Kastilianer hätte verrathen können.

Hay! co... jo! schrie er mehrmals. Maldito sea este camino! (verflucht sei dieser Weg!) Glücklicherweise bemerkte er bald seine Uebereilung, und schimpfte nun auf Französisch mit einer Geläufigkeit und einer Betonung, wie man sie von einem Eingebornen der Ufer der Loire und Seine nicht besser hätte erwarten können.

Als wir endlich zu Buitrago, siebenzehn Stunden von Madrid, anlangten, konnte der arme Deputirte sich kaum auf den Beinen halten. Es war ihm unmöglich, die Treppe zum Wirthshause hinaufzusteigen,

ich drei National-Leidenſchaften zu
Rauchluſt, der Habgier und dem
ners, den ich für mehr zu halten

— Bueno! bueno! (gut)
nahm mit einer dankenden Hand
ren und den Piaſter. Er blickte
Paß, wahrſcheinlich weil er nic

Anda (vorwärts)! rief er
vuestra senoria con Dios (Gott

Anda! rief auch ich, u
Staubwolke dem Olivenwälde
ter, der bis dahin gezittert
Athem.

Indeſſen waren noch
ſtanden. Was wird der M
neuen Reiſegefährten mi
ſcheinen ſieht?

Glücklicherweiſe wa
nach Madrid gebracht
ſeine Treue zählen kön
Verſchwiegenheit,
auf meinen Bedien
deſte Beſorgniß.
zuvorzukommen,
kommen in das

Bei unſerer
ter den Bäume
ten ſchienen.
beantwortete
Don F

cher ſind alſo todt, todt!
alſo gerächt!“
wünſchte den Mönch, dieſer
in der Freude ſeines Her-
den Segen. Es war eine
ſträubende Barbarei ſich nicht

e, dieſe Freudenbezeugungen
einen tiefen Seufzer unterbro-
auf ſeinem Lager ausgeſtoßen.
rt, und war ſeiner Empfindungen
Kaum vernahm die Wirthin die-
laut, ſo ſprang ſie wie eine Furie
großes Küchenmeſſer, und ſchrie mit
er Wildheit:
ich einen dieſer verfluchten Konſtitu-
meinen Händen — wie er bluten, wie
langſam aushauchen ſollte!“....
ack ſo heftig, daß ich im erſten Augen-
wußte, was ich thun oder laſſen ſollte.
mir mit emporgehaltenem Meſſer näher, und
zu:
gt mir doch, Herr Engländer! wer das Thier
blaſſen iſt, das da auf der Matraze
ſtreckt? könnte ich vermuthen, daß er
Konſtit ſeufzt, ſeht ihr, ich würde
ot zöge unter vier Augen mit ihm zu
rechen, er bald des Elenden Leber in
uerm “
— e ich ſo gelaſſen als möglich,
es iſt von Franzos, ein Ausreiſſer,
der in Armee Dienſt genommen.

und man mußte ihn auf sein Lager tragen, wo er gewaltig stöhnte.

In der Küche, die zugleich unser Speisesaal war, brannte ein Steinkohlenfeuer im Kamin. Der Wirth (zugleich Posthalter), seine Frau, und ein bärtiger Mönch, von schmutzigem und höchst gemeinem Aussehen, bildeten unsere Gesellschaft. Wir hatten gewaltigen Hunger, weshalb jeder von uns Hand ans Werk legte, während die Wirthsleute uns schaffen liessen, Zuschauer blieben, und uns mit Fragen überhäuften.

„Ist der König zu Madrid angekommen?“ fragte der Posthalter.

— Süßer Jesus! fügte seine Frau hinzu: haben die Konstitutionellen Widerstand geleistet?

„Hat man sie gehängt?“ schrie der Mönch.

Ich wendete mich ab von dem Kochtopfe, in den ich eine Flasche ranziges Oel, die einzige und unvermeidliche Beimischung aller spanischen Speisen, geleert, und machte meinen Zuhörern eine über alle Maßen entsetzliche und fanatische Beschreibung der Begebenheiten, deren Zeuge ich Tags zuvor gewesen.

Alle Konstitutionellen, bis auf den letzten, waren gehängt, gespießt, erschossen u. s. w. Ich beschrieb diese allgemeine Massaker, als wenn ich thätigen Antheil daran genommen hätten. Mit meiner eigenen Hand hatte ich mehr als dreißig Liberales umgebracht.

— Bueno! sagte der Mönch, so muß man verfahren mit diesen verfluchten Freimaurern und Ketzern.

„Ha, rief die Frau, mit dem Ausdruck kannibalischer Freude: Gott und die heiligste Jungfrau seien

gelobt. Alle diese Verbrecher sind also todt, todt! Unser absoluter König ist also gerächt!“

Der Posthalter beglückwünschte den Mönch, dieser umarmte alle Anwesenden in der Freude seines Herzens, und ertheilte ihnen den Segen. Es war eine Szene, deren haaremporsträubende Barbarei sich nicht beschreiben läßt.

Diese Glückwünsche, diese Freudenbezeugungen wurden plötzlich durch einen tiefen Seufzer unterbrochen, den Don Th... auf seinem Lager ausgestoßen. Er hatte Alles gehört, und war seiner Empfindungen nicht mehr Meister. Kaum vernahm die Wirthin diesen schmerzlichen Laut, so sprang sie wie eine Furie auf, ergriff ihr großes Küchenmesser, und schrie mit dem Ausdruck der Wildheit:

„Ha, hätte ich einen dieser verfluchten Konstitutionellen unter meinen Händen — wie er bluten, wie er sein Leben langsam aushauchen sollte!“....

Ich erschrack so heftig, daß ich im ersten Augenblicke nicht wußte, was ich thun oder lassen sollte. Sie trat mir mit emporgehaltenem Messer näher, und rief mir zu:

„Sagt mir doch, Herr Engländer! wer das Thier mit der blassen Fratze ist, das da auf der Matratze ausgestreckt liegt?... Könnte ich vermuthen, daß er der Konstitution wegen seufzt, seht ihr, ich würde nicht zögern, ein Wort unter vier Augen mit ihm zu sprechen, und ihr würdet bald des Elenden Leber in Euerm Tiegel erblicken.“

— Bah, entgegnete ich so gelassen als möglich, es ist ein armer Hund von Franzos, ein Ausreisser, der in der englischen Armee Dienst genommen.

„Poversito! (armer Teufel) sagte sie nun gelassen. Gebt ihm doch einen Teller Suppe.“

Don Th. hätte lieber eine Zigarre geschmaucht; aber er mußte sich diesen Genuß versagen, der ihn unfehlbar verrathen hätte. Unter allen denkbaren Vermummungen, in allen Lagen, kann man den Spanier immer an zwei Wahrzeichen erkennen, die sicher nie täuschen. Sie bestehen in der Art und Weise, auf welche er einen gewissen Nationalfluch ausstößt, und in der Geschicklichkeit, mit welcher er seine Zigarre mit der Unterlippe hält.

Ich habe nur einen Fremden gekannt, der vollkommen dieses doppelte Wahrzeichen der spanischen Nationalität nachzuahmen im Stande war. Dieser Fremde war der Graf O'Reilly. Er verdankte seiner Nachahmungs-Fertigkeit die Rettung seines Lebens. Als Gouverneur von Madrid, wollte ihn der Pöbel während einem Aufstand ermorden. Er verkleidete sich als Schornsteinfeger, zündete seine Zigarre an, und gab sich, mitdem iberischen Lieblingsschwur auf den Lippen, so vollkommen das Ansehen eines Madrileno (Bewohners von Madrid) von der untersten Klasse, daß man ihn ohne Anstand entschlüpfen ließ.

Wir begaben uns endlich in unser schmutziges Schlafzimmer, wo Herren und Diener neben einander sich ausstreckten. Nichts ist gebräuchlicher in Spanien. Sterne, der die Bettvorhänge mit Nadeln zusteckte, um eine schöne Dame, mit welcher er in demselben Zimmer übernachten sollte, nicht zu inkommodiren, würde sich in dieser Hinsicht kein Erfindungspatent zugestanden haben, wenn er in der Halbinsel gereiset wäre. Von welchem Stande und von welchem

Geschlecht auch die Personen sein mögen, welche der Zufall während der Nacht in den Wirthshäusern vereinigt, haben sie dennoch oft nur ein und dasselbe Schlafgemach. Ein zerrissener Vorhang, oder ein ausgebreitetes Kleidungsstück dienen als Scheidewand zwischen den Gästen.

Wir bedienten uns dieser Mittel nicht. Der Deputirte flehte nur um die Erlaubniß, eine Zigarre zu rauchen, und kaum zog der Rauch derselben durch den Mund, so kehrte auch seine Heiterkeit und Energie zurück.

Am andern Morgen wurden wir durch das Geschrei eines Ausrufers geweckt. Man denke sich unsere Angst, als wir sehr deutlich folgende Worte vernahmen: „Königliche Proklamation, durch welche ein Preis auf die Köpfe von Don Thomas M. ꝛc. gesetzt wird. Fünfzig schwere Piaster jedem treuen Spanier, der einen dieser Verbrecher, welche die Flucht ergriffen haben, der Gerechtigkeit überliefert; v. s. w.“

Ich kaufte eine dieser Proklamationen, die ausserdem an allen Straßenecken angeschlagen wurden. Das Signalement meines Begleiters war ziemlich genau. Die königliche Ordonnanz erklärte jeden, der einem der Verurtheilten Schutz angedeihen lassen, oder seine Flucht begünstigen würde, des Hochverraths schuldig.

Ich verglich Don Th. (oder wenn man will, meinen Bedienten Franz Lebrun) mit dem von seinem Aeussern entworfenen Portrait, und hatte Ursache, mich ein wenig zu beruhigen. Er hatte seine sonst sehr langen Haare, seine Augenbraunen und seinen Backen-

bart abgeschnitten, und da er überdem keine Brille mehr trug, war er beinahe ganz unkenntlich geworden. Ich sprach ihm Muth zu, und lud ihn vor Allem ein, ja nicht zu seufzen, sondern vielmehr ein französisches Liedchen zu trillern.

Dibby, der bei dieser Gelegenheit eben so viel Takt als Umsicht zeigte, versorgte ihn mit allem Nothwendigen, während ich mit O'Doherty mich in die Küche begab, um zu frühstücken. Die Maulthiere waren angeschirrt, und wir wollten eben aufbrechen, als zwei mir bekannte Personen, die Herren Spurrier und Pole, aus der Grafschaft Dorset, hereintraten. Sie begaben sich ebenfalls nach Frankreich. Don Th. stand neben mir. Spurrier, der ihn früher in Andalusien gekannt, heftete einen forschenden Blick auf ihn. Ein Wort, ein unbedacht ausgesprochener Name konnte uns verrathen, alle unsere Hoffnungen vernichten, und den Unglücklichen seinen Henkern überliefern. Spurrier wollte eben den Mund öffnen, als ich ihn schnell unterbrach.

„Sie sehen hier einen armen Franzosen," sagte ich, und deutete auf meinen Gefährten, „der sich in Gefahr befindet, und den wir zu retten gelobt haben. Nicht ein Wort, weder über seinen Rang noch über seine Umstände. Sein Leben hängt davon ab."

— Schon gut, entgegnete der Andere. Er hatte mich vollkommen begriffen. Zehn Tage später begegneten wir uns wieder zu Bordeaux, und er gestand mir, daß das Erstaunen, welches der Anblick des Don Th. ihm verursacht, ihn alle Besinnung hatte verlieren lassen, und daß er auf dem Punkte gewesen, ihn bei

seinem Namen anzureden, und über seine Metamorphose ihn zu befragen, wenn ich ihm nicht zuvorgekommen wäre.

So boten sich von Zeit zu Zeit uns neue Gefahren dar, doch kamen wir endlich ohne weitere Unruhen nach Burgos. Dieß war die letzte Stadt, in welcher wir einer strengen Untersuchung unterworfen wurden. Es begann bereits finster zu werden, und wir saßen hinterm Tische, als man uns den Platzmajor meldete, der uns nach dem Stadthause begleiten sollte, wo wir und unsere Bedienten vom Kopf bis zur Ferse inspizirt werden sollten.

Don Th. saß neben mir. Ich gab ihm ein Zeichen, worauf er sich sogleich erhob, und sich hinter O'Doherty's Stuhl stellte, um die Rolle eines Kammerdieners zu spielen. Dibby räumte sein Gedeck bei Seite, und gab seinem Stuhle eine andere Richtung. Ich erhob mich indessen, und ging dem Platzmajor entgegen, den ich mit einer Menge zeremonieller Höflichkeitsbezeugungen überhäufte, um ihn abzuhalten, die Bestürzung der andern Personen zu bemerken.

„Setzen Sie sich, Sennor," sagte ich endlich, indem ich ihn zu Don Th. Stuhl führte. „Und Ihr," fügte ich, gegen diesen letzten und gegen Dibby gewendet, hinzu, „geht!"

Gleich darauf füllte ich ihm ein Glas mit vortrefflichem Punsch, und bat ihn, mir Bescheid zu thun. Er fand dies Getränk so sehr nach seinem Geschmack, daß er drei Zigarren schmauchte, mit mir von England und Spanien sprach, und den eigentlichen Gegenstand seines Besuchs vollkommen aus den Augen verlor. Endlich schien es ihm doch gerathen, sich daran

zu erinnern, und er ersuchte uns, mit unsern Leuten ihm zum Gouverneur zu folgen, wo die von Madrid erhaltenen Signalemente mit unserer Persönlichkeit verglichen werden sollten.

Während dieser Einladung lauschten Don Th. und Dibby an der Thür. Man kann sich des Flüchtlings Entsetzen denken, als er die drohende Gefahr so nahe über sich erblickte. Ich rief meine Bedienten: Georg! Franz!.....

Nach Verlauf einer Minute erschien Dibby in Hemdärmeln, mit nackten Beinen, die baumwollene Schlafmütze in der Hand. Er trat nur zur Hälfte in das Zimmer und fragte wie schlaftrunken: „Was befehlen Sie?“

— Wo ist Lebrun?

„Lebreunn!“ entgegnete er, „Lebreunn schläft wie eine Ratte, und schnarcht wie eine Sägemühle. Soll ich ihn wecken?“

— So seid Ihr beide schon ausgekleidet?

„Wie Sie sehen. Wir sind so schrecklich müde, daß wir weder Hand noch Fuß bewegen können.“

— Sie sehen den Zustand meiner Leute, sagte ich zu dem Major. Die armen Teufel sind heute gewaltig gerüttelt worden; der Weg war so schlecht. Es würde grausam sein, sie ihrer Ruhe zu entreissen, um sie noch nach dem Stadthause spazieren zu schicken. Zudem haben Sie beide gesehen. Se. Exellenz erwarten uns. Mein Freund und ich, wir werden die Ehre haben, Sie zu begleiten.

Der Major war damit zufrieden. Wir leerten noch ein Glas, und machten uns sodann auf den Weg. Der Platz war mit Soldaten bedeckt, die neben ihren

Gewehren ruheten. Der Gouverneur, ein alter Kastilianer, mit weißem Haar und stolzer Miene, empfing uns mit ernster Höflichkeit und pompöser Herablassung.

Ich erzählte ihm der Länge nach meine Feldzüge in der Halbinsel, den Zweck meiner gegenwärtigen Reise, und die Geschichte meines Begleiters O'Doherty. Ein wenig Wahrheit, nebst vieler Dichtung, bildeten den Stoff meiner Mittheilung, die dem alten Krieger zu behagen schien, denn er hörte mein Geschwätz ruhig an, ohne mich ein einziges Mal zu unterbrechen.

Endlich, nachdem er unsere Pässe gesehen, fragte er auch nach meinen Bedienten. Ich erwiederte, daß der Platzmajor sie gesehen, und daß sie jetzt in tiefem Schlummer lägen, weil sie sehr ermüdet seien. Der Gouverneur machte ein ernstes Gesicht und erhob sich. Schon besorgte ich, er werde meine Ausflucht nicht billigen; aber seine Worte beruhigten mich.

„Wenn ich mich bei dieser Gelegenheit von meinen Instruktionen entferne, sagte er, so ist es nur, weil Sie ein Cavallero (Kavalier) und ein Brite sind, und weil ich Vertrauen in Ihre Worte setze. Den mir zugekommenen Befehlen gemäß, soll ich alle Reisende selbst sehen. Ihre Eigenschaft als englischer Offizier allein vergönnt mir, von dieser Strenge nachzulassen."

Ich zog meine Zigarrenbüchse aus der Tasche und bot sie ihm mit den Worten dar:

„Erzeigen Sie mir die Ehre, diese Kleinigkeit anzunehmen, als einen Beweis meiner Achtung für Ihr

Land, meiner Anhänglichkeit an Ferdinand den Vielgeliebten, und meines Hasses gegen alle konstitutionelle Verräther."

Der Gouverneur beantwortete diese royalistischen Aeusserungen auf eine eben so originelle als energische Weise, die ich jedoch nicht wiederzugeben vermag. Seine kurze Rede war ein zugleich lakonisches und vielbedeutendes Lob, eine Huldigung des männlichen Karakters der britischen Nation. In keinem andern Lande drückt die Höflichkeit sich durch so wildpoetische Metaphern aus, als in Spanien, und dieser alleinige Zug ist für einen scharfen Beobachter genügend, das gegenwärtige Spanien, und den Zustand seiner Sitten, zu karakterisiren.

— Ha, Sennor Inglez! rief der Gouverneur; ich weiß sehr wohl, daß die Briten Männer sind.

Diese Gefahr, der wir mit Hilfe meiner Zigarren und der Kaltblütigkeit Dibby's glücklich entgingen, war für uns die letzte westlich von den Pyrenäen. Der arme Deputirte nahm nun Platz neben O'Doherty und mir. Seine Sicherheit erforderte nicht mehr, daß er länger auf der Folterbank neben dem Mayoral bleibe. Dieser und sein Zagal hatten sich nach und nach für den unglücklichen Flüchtling interessirt, so daß von ihrer Seite kein Verrath zu besorgen war. Er setzte seine Brille auf, zündete eine Zigarre an, und wurde wieder heiter und gefaßt.

So erreichten wir ohne fernern Anstoß das rechte Ufer der Bidassoa. Don Th. M. warf einen Blick nach seinem Vaterland, und nahm Abschied von ihm, vielleicht auf immer. Mit einer durchaus spanischen

Heftigkeit drückte er eine Handvoll Erde an sein Herz, brach in einen Strom von Thränen aus, und rief: Adios! adios! patria infeliz! (Lebe wohl, unglückliches Vaterland!)

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.

Am 28. Juli d. J., als die Bevölkerung von Paris zur Erhaltung ihrer Rechte ihr Blut vergoß, als die Hyäne der Tyrannei gegen ihre eigenen Angehörigen wüthete, entschied das Handelsgericht, unter dem Vorsitze des Präsidenten Ganneron, eine Streitsache von hoher Wichtigkeit, und beurkundete dadurch einen bewunderungswürdigen bürgerlichen Muth.

Man weiß, wie das Ministerium Polignac den Druck aller freisinnigen Zeitungen verboten, und wie der Polizeipräfekt Mangin dieses Verbot mit dem Beifügen bekannt gemacht, daß er durch seine Agenten die Pressen aller Buchdrucker werde zerschlagen lassen, welche nicht Gehorsam leisten würden. Er hielt Wort, und die Pressen der Zeitung „le Temps" wurden zerbrochen.

Unter solchen Umständen weigerte sich der Drucker des Courrier français, Gaultier-Laguionie, dem Verlangen der Redaktoren gedachter Zeitung zu entsprechen, und seine Pressen ferner herzugeben, indem er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, seine Offizin von den Vandalen Mangins und Konsorten verheert zu sehen. Er wurde deßhalb von den Redaktoren vor Gericht beschieden.

Es war Mittags. Man hörte überall mit Gewalt den Generalmarsch schlagen, die Sturmglocken läuten, den Kanonendonner brüllen. Schaaren bewaffneter Bürger drängten sich dem Siegesplatze und der Montmartre-Straße zu. Die Nationalgarde erschien in ihrer alten Uniform. Auf mehreren Thürmen wehete bereits die dreifarbige Fahne.

Der große Gerichtssaal war beinahe leer. Man zählte kaum zwanzig Personen in demselben. Alle Advokaten hatten die Waffen ergriffen. An Zuhörern fehlte es durchaus. Nur die Richter, die Kläger, der Verklagte und der Advokat Mérilhou waren gegenwärtig. Dieser letzte nahm das Wort, während das Schießen in der Nähe des Gerichtspalastes sich verdoppelte.

„Es handelt sich um eine äusserst einfache Sache, sagte er. Ist Gaultier-Laguionie gehalten, seinem Vertrage mit den Redaktoren des Courrier français gemäß, diese Zeitung zu drucken, oder nicht? Bisher hat er seine Verpflichtung getreu erfüllt. Aber seit vorgestern verweigert er seine Pressen, wegen einer angeblichen Ordonnanz vom 25. Juli, und eines Gebots, von Seiten des Polizei-Präfekten Mangin.

„Diese Ordonnanz und dies Gebot sind ungesetzlich. Jedermann weiß, daß bei uns ein Gesetz nicht durch eine Ordonnanz abgeschafft werden kann. Unsinnige, Minister genannt, haben es gewagt, die Charte mit Füßen zu treten; ihre Strafe wird nicht lange ausbleiben.

„Ein ungesetzlicher Gedanke, eine unbegreifliche Laune ist, ich weiß nicht in welchem Kopfe entstanden, und diese Laune hat die unförmlichen Ordon-

nanzen erzeugt, mit deren Hilfe man die Freiheit der Presse und die Deputirtenwahlen zu vernichten, eine neue Kammer zu bilden und die Konstitution des Landes zu übertreten sucht. Wir haben jedoch die Ueberzeugung, daß es in Frankreich nicht ein Gericht gibt, welches einem so wahnsinnigen Unternehmen die Stütze seiner Autorität leihen möchte."

Nach den Debatten zwischen dem Buchdrucker und dem Advokaten, fällte das Gericht folgendes Urtheil:

„In Betracht, daß, durch einen wörtlichen Vertrag, Gaultier-Laguionie sich verpflichtet hat, die Zeitung, betitelt Courrier français, zu drucken;

„daß er diesem Vertrag entsprechen muß, und vergebens sich auf ein Gebot des Polizei-Präfekten und eine Ordonnanz vom 25. d. M. stützt, indem diese Ordonnanz mit den Worten der Charte im Widerspruch stehet, und deshalb keine Achtung verdient;

„verordnet das Gericht die genaue Beobachtung des Vertrages zwischen den Parteien, verurtheilt Gaultier-Laguionie, den Courrier français binnen vierundzwanzig Stunden zu drucken, und im Weigerungsfalle Kosten und Schadenersatz an Lapelouze und Chatelain zu zahlen, worüber ferner verfügt werden soll."

So entschieden Richter, die in der That dieses Namens würdig waren, indem sie nur dem Gesetze, und nicht dem Gebote einer brutalen Gewalt gehorchten.

Leider war ein solches Betragen nicht allgemein. Es gab königliche und Kassations-Gerichtshöfe, bei welchen die Agenten des Jesuitismus die Mehrheit bildeten, und die, wie das Gericht zu Aix, unter dem Vorsitz Desèze's, sogar Glückwünschungs-Adressen an Karl X richteten, der Ordonnanzen vom 25. Juli wegen.

Mehrere dieser Kongregationisten haben sich Gerechtigkeit widerfahren lassen, und ihren Abschied genommen. Andere, deren Gewissenlosigkeit allen Glauben übersteigt, haben schamlos dem neuen König Treue geschworen, unter dem innern Vorbehalt, ihn zu verrathen, wenn sich dazu eine günstige Gelegenheit darbieten dürfte.

Das Publikum hat diese letztern behandelt, wie sie es verdienen. Es hat sie öffentlich Meineidige, Verräther, hinterlistige Laurer u. s. w. genannt, und ihren Schwur mit Gezisch und höhnendem Geschrei begleitet.

So ist es jetzt mit einem großen Theil der Magistratur in Frankreich beschaffen. Oeffentliche Verachtung hat die meisten ihrer Mitglieder geschlagen, die sich zu gehorsamen Satelliten des Jesuitismus herabgewürdigt hatten.

Dieser Zustand der Dinge ist unleidlich; denn sobald der Angeklagte vor einem Richter erscheinen muß, der das allgemeine Zutrauen verloren, und den man als einen Agenten des Unsinns und der Gewissenlosigkeit betrachtet, ist es unmöglich, daß er seinen Ausspruch mit Ehrfurcht vernehmen, und nicht in Versuchung gerathen kann, dagegen zu protestiren. Dieser Fall hat sich in der That bereits zu Paris, in dem Prozesse der Volksfreunde, ereignet. Es ist vorauszusehen, daß Aehnliches sich noch mehrmals erneuern wird.

Während der großen Woche schienen alle Volksklassen nur mit der hohen Aufgabe der Sicherung ihrer Volksrechte beschäftigt. Zu Paris und in der

Umgegend wurde nicht ein einziges Verbrechen bis zum 17. August verübt. So sehr vermögen Enthusiasmus und Vaterlandsliebe den Menschen zu erheben, daß für niedrige Leidenschaften kein Raum mehr in seiner Seele bleibt. — Holen wir noch einige Prozesse nach, welche vor dieser merkwürdigen Periode verhandelt wurden.

Henriette Petit, eine junge Waise aus de... Findelhause zu Paris, von ausserordentlicher Schönheit und überraschendem Verstande, erschien vor dem Kriminalgericht zu Nevers, unter der Beschuldigung, die Frau Poteau zu Château-Chinon, bei welcher sie in Dienst gestanden hatte, vergiftet zu haben. Man hatte unter ihrer Wäsche ein Stück Grünspan gefunden, und vermuthete, daß dadurch die Krankheit der Frau Poteau veranlaßt worden, welche alle Symptome der Vergiftung darbot.

Es war am 6. Januar d. J. Abends 10 Uhr, als die Frau Poteau, welche bereits unpäßlich war, und das Bett hütete, zu trinken verlangte. Henriette reichte ihr eine Tasse Zuckerwasser. Jene stieß sie heftig zurück, rief nach Licht, prüfte das Wasser, und fragte mit Entsetzen, warum es grün sei?

Ihr Mann rief in demselben Augenblicke: „was ist grün?“ sprang aus seinem Bette, und befahl Henrietten, die Tasse zu leeren, was sie auch unverweilt that. Die Kranke fiel gleich nachher in eine heftige Krisis, und verlangte, daß Henriette sich auf der Stelle entferne, was auch geschah.

Bald nachher wurde sie verhaftet. Ihrer Aussage nach habe der Mann der Kranken sich um ihre Gunst beworben, sei jedoch von ihr abgewiesen worden.

Einige Zeit nachher habe er sie gebeten, ihm Grünspan zu kaufen, weßhalb er ihr zwanzig Franken gegeben habe. Sie habe nicht gewußt, wozu man diese Substanz gebrauchen könne, und also keinen Anstand genommen, seinem Verlangen zu entsprechen, obgleich es ihr aufgefallen sei, daß er ihr den Ueberrest des Geldes zum Geschenk gemacht hat.

Dieser Aeusserung nach mochte es scheinen, daß Poteau selbst den Gedanken gefaßt, seiner Frau sich zu entledigen, um mit der schönen Henriette sich zu verheirathen, und daß er, nachdem sein Unternehmen fehlgeschlagen, den noch übrigen Grünspan unter des Mädchens Wäsche verborgen. Da es jedoch an überzeugenden Beweisen in dieser Hinsicht fehlte, und vielmehr aller Verdacht auf die unglückliche Henriette sich konzentrirte, erschien sie allein auf der Verbrecherbank, und war allein durch eine Kapital-Verurtheilung bedrohet.

Die Verwaltung des Findelhauses verließ ihre Adoptivtochter nicht. Es wurde ihr ein geschickter Advokat gegeben, der sie mit so vieler Energie vertheidigte, daß sie von der Anklage vollkommen frei gesprochen wurde.

Ein Umstand trug vorzüglich dazu bei, den Ausspruch der Geschwornen zu motiviren. Nachdem Henriette sich aus Poteau's Hause hatte entfernen müssen, wurde sie von einem gewissen Hobert, Aufseher über die Findelkinder im Arrondissement Château-Chinon, aufgenommen. Dieser zog den Sachwalter Gautrelet zu Rathe, welcher es sich vor Allem angelegen sein ließ, die Wahrheit zu entdecken. Er schilderte der armen Henriette ihre Lage unter den dunkelsten Far-

ben, übertrieb den auf ihr haftenden Verdacht, äusserte, daß Alles gegen sie zeuge; und daß unfehlbar das Schaffot sie erwarte. Sodann sprach er von der Theilnahme, die ihre Jugend, ihre Schönheit ihm eingeflößt, und sagte heimlich, daß er sie noch retten könne, wenn sie sich flüchten wolle.

Mit stolzem Selbstgefühl lehnte Henriette diesen Antrag ab. Sie sagte, daß sie bleiben, sich Allem unterwerfen, und lieber schuldlos sterben, als den Schein der Flucht auf sich laden wolle. Alle ihre Antworten waren eben so einfach, als bestimmt, und man bemerkte nicht den geringsten Widerspruch in denselben.

Man hatte nächstdem auch erfahren, daß die Frau Poteau eines Tages zu ihrem Manne gesagt: „Elender! so muß das arme Mädchen doch deinetwegen das Schaffot besteigen.“ Zwar läugnete sie diese Aeusserung, aber ihr ganzes Benehmen ließ vermuthen, daß ihr Gatte wohl der wahre Schuldige sein könne.

Einen auffallenden Beweis von der Unzulänglichkeit und den Gebrechen der französischen Gesetzgebung gewährt ein Rechtshandel, von welchem wir nur das Resultat andeuten wollen.

Zwei Individuen, welche mit einander in einem Wirthshause getrunken, zanken sich beim Herausgehen. Vom Streit kommen sie zur Balgerei. Gleich darauf äussert der Eine, daß ihm drei Fünffrankenthaler fehlen, und daß der Andere sie ihm gestohlen . . . .

Die Szene hat sich auf der Landstraße ereignet. Man findet die drei Thaler in des Angeklagten Tasche.

Er wird eines Diebstahls auf offener Landstraße schuldig erklärt, und deshalb auf Zeitlebens zur Galeerenstrafe verurtheilt. — —

Seit zwei Jahren hatte Thenoux, des Vatermordes und der Brandstiftung beschuldigt, sich der Gerechtigkeit entzogen. Er hatte unter den Agenten der öffentlichen Gewalt selbst Beschützer gefunden. Der Parteigeist bediente sich seiner als eines nützlichen Werkzeuges, und die gegen ihn ausgesendeten Gendarmen konnten sich seiner nie bemächtigen. Endlich wurde er in einem entlegenen Hause überrascht und eingebracht. Er war groß und von herkulischer Stärke. Ein schwarzer Bart bedeckte zur Hälfte sein Gesicht. Sein Blick war wild und drohend, und sein ganzes Wesen verrieth einen vollendeten Bösewicht. Solcher Menschen bedurfte die Gegenrevolution, um sie zu Vollstreckern ihrer Plane zu machen.

Der Notar Pailleret zu Trets, im Departement der Rhone-Mündungen, wurde zu Thenoux dem Vater gerufen, um einen Vertrag aufzunehmen, durch welchen dieser an seinen Sohn all sein Hab und Gut abtreten wollte. Der Notar bemerkte in des Greisen Haltung etwas Ungewöhnliches, Gezwungenes, und äusserte deshalb, daß er den Vertrag nur in seinem Bureau ausfertigen könne, weshalb Vater und Sohn sich dahin zu begeben hätten. Dort angekommen, sagte der erste zu dem Notar:

„Mein Sohn hat mich gehängt. Sehen Sie den tiefen Einschnitt des Stricks um meinen Hals. Er hat mir, so wie seiner Mutter, die Hände auf den Rücken gebunden, und wollte uns beide erwürgen,

wenn wir ihm nicht die Baſtide (das Gut) abtreten würden."

Der Notar benachrichtigte ſogleich den Friedensrichter von dieſem Vorfall. Aber bevor man ſich des Verbrechers bemächtigen konnte, war er entſprungen. Des Vaters Ausſage vor dem Richter lautete nach dem Verbalprozeß folgendermaßen:

„Heute Morgen um acht Uhr iſt mein älteſter Sohn wüthend in meine Baſtide getreten. Er hat die Schlüſſel in ſeine Taſche geſteckt und zu mir geſagt: „Gib mir jetzt dein Gut." Auf meine Weigerung hat er mir die Hände auf den Rücken gebunden, eben ſo meiner Frau, weshalb er eigends Stricke mitgebracht. Mit fürchterlichen Drohungen hat er mich nun in ein anderes Zimmer geſtoßen, mich ſodann mit Gewalt auf einen Stuhl geſtellt und mir einen Strick um den Hals geſchlungen, der an einem Balken an der Decke befeſtigt war. In dieſer Stellung zog er den Stuhl nach und nach unter meinen Füßen hinweg, und rief mir zu: „Gib mir dein Gut, oder ich laß dich hängen." Ich verſprach, was er wollte, und er löſete den Strick wieder ab."

Einige Tage nachher fiel Thenoux, Sohn, den Notar Pailleret in der Straße an, verfolgte ihn bis in ſein Haus und feuerte ein Piſtol gegen ihn ab. Gleich nachher verſuchte er, eine dem Notar gehörige Scheuer in Brand zu ſtecken.

Alle Zeugen, die gegen dieſen wüthenden Menſchen früher ausgeſagt hatten, widerriefen ſich vor Gericht, ſo groß war das Entſetzen, welches er eingeflößt hatte. Der Maire von Trets und mehrere andere Perſonen, die, wie man erfahren, zur Kongre-

gation gehörten, wendeten sogar alles Mögliche an, sein Begehen zu entschuldigen, und ihn als einen Märtirer darzustellen.

Er wurde zu achtjähriger Zwangsarbeit verurtheilt. Als der Ausspruch der Richter ihm vorgelesen wurde, schlug er ein Schnippchen. Das Vertrauen in seine Beschützer ließ ihn hoffen, daß man seiner bald bedürfen, und ihn deshalb unverzüglich in Freiheit setzen werde. Die Begebenheiten im Juli haben einen Strich durch seine Rechnung gezogen.

Der Marquis von V . . . . . , fünfunddreißig Jahre alt, ehemaliger Offizier in der Kavallerie, wohnte auf seinem Schlosse Curieu, in der Nähe von Bourgoin, im Isère-Departement. Er war ein großer Jagdliebhaber, und blieb oft mehrere Tage lang in seiner Meierei zu Monceau, wo er sich ein Zimmer hatte einrichten lassen, und wo eine Magd, Namens Genovefa Ginet, seine Küche besorgte.

Diese, mit welcher er in einem genauen Verhältnisse zu stehen schien, hatte auch noch einen andern Anbeter, den jüngsten Sohn des Meiers, Johann Liobard. Den Marquis schien das sehr zu verdrießen, und er hatte mehrmals Drohungen gegen seinen Nebenbuhler ausgestoßen, worauf dieser jedoch nicht besonders achtete, obgleich Genovefa ihn und mehrere andere Personen benachrichtigte, daß der Marquis geschworen habe, ihm das Lebenslicht auszublasen.

Am 28. November v. J. kehrte V . . . . . von der Jagd zurück. Es war fünf Uhr Abends. Kaum hatte er sein Zimmer betreten, so vernahm man einen Schuß, und Johann, der in demselben Augenblicke

über den Hof ging, um Holz zu holen, stürzte, von grobem Schrot getroffen, zu Boden. Er war an der Hand und im Schenkel verletzt.

Sogleich eilten sein Vater, sein Bruder und eine Magd herbei. Auch der Marquis erschien, nachdem er seine Flinte bei Seite geworfen, fragte ängstlich, ob Johann schwer verwundet sei, verwünschte seine Unvorsichtigkeit, trug den Blutenden in sein eigenes Zimmer, wo er ihn verband und an seinem Bette wachte.

Johann behauptete, den Hahn des Gewehrs spannen und abdrücken gehört zu haben, während der Marquis versicherte, daß er die Flinte auf den Tisch geworfen habe, und daß sie auf solche Weise losgegangen sei. Alle Anwesende überhäuften ihn mit Beschuldigungen, und nöthigten ihn, sich zu entfernen. Die Familie Liobard reichte eine Klage ein, und V. wurde vor Gericht beschieden. Er verbarg sich, während seine Familie mit dem Verwundeten unterhandelte, der sich endlich, gegen eine Entschädigung von 3400 Franken, geneigt zeigte, die Klage zurückzunehmen.

Aber es war dazu nicht mehr Zeit, indem das Gericht bereits eine genaue Untersuchung eingeleitet hatte. Der Prozeß wurde also fortgesetzt. Die Liobard, vorzüglich Johann, unterstützten die Aussagen des Marquis, der demnach nur der Unvorsichtigkeit beschuldigt werden konnte, weshalb er, nach dem Artikel 320 des Strafgesetzbuches, zu einer sechstägigen Haft, sechszehn Franken Buße und zur Bezahlung aller Kosten verurtheilt wurde.

Der Prozeß der Minister Karls X, in Betreff der verbrecherischen Ordonnanzen vom 25. Juli, durch welche das Grundgesetz des Landes vernichtet wurde, erregt ein so hohes Interesse, daß jede Andeutung, welche auf diesen Gegenstand Bezug hat, beachtet zu werden verdient.

In solcher Hinsicht ist auch die Zusammenkunft wichtig, welche am 29. Juli um 9 Uhr Morgens der General-Advokat Bayeux in den Tuilerien mit dreien der Ex-Minister hatte.

Der gedachten Magistratsperson war nämlich am 28. um drei Uhr Morgens eine Depesche des Großsiegelbewahrers (Chantelauze) zugekommen, welche eine von Polignac unterzeichnete königliche Ordonnanz enthielt, die Paris in Belagerungszustand erklärte. Er versuchte auf der Stelle mit den Ministern zu sprechen, um ihnen den Wahnsinn ihres Begehens bemerkbar zu machen, konnte jedoch nicht vor sie gelangen.

Am andern Morgen war er glücklicher. Er fand die drei Minister Chantelauze, Peyronnet und Haussez in dem Saale des Schloß-Gouverneurs de Glandevez. Die beiden ersten saßen auf einem Kanapee. Sie schienen angekleidet die Nacht durchwacht zu haben. Der dritte schritt im Saale auf und nieder. Er war äusserst niedergeschlagen.

Chantelauze fragte den General-Advokaten, welches der Zustand von Paris sei?

„Bewunderungswürdig, entgegnete dieser. Muth, Ruhe und Festigkeit zu gleicher Zeit.“

— Es sind wahrscheinlich die Föderirten, welche

ihre alte Organisation bewahrt haben, sagte Peyronnet.

„Es ist die ganze Bevölkerung, entgegnete Bayeux, welche gegen Euch aufgestanden. Die Frauen tragen das Straßenpflaster auf ihre Zimmer, um es den Soldaten auf die Köpfe zu schleudern, während ihre Männer sich in den Straßen tödten lassen. Es ist ganz Frankreich, das von allen Seiten herbeieilt zur Aufrechterhaltung der Gesetze, die Ihr verletzt habt.“

Die Minister deuteten durch einige Zeichen an, daß sie die Wahrheit dieser Angabe bezweifelten. Bayeux fügte nun hinzu, „daß vielleicht schon in einer Stunde mehr als 6000 Bürger die Tuilerien besetzen würden; daß den Ministern keine Hilfe mehr übrig bleibe, indem der Kampf zu ungleich sei, nämlich die Feindseligkeiten einzustellen und abzureisen, da schon die Linientruppen sich weigerten, auf das Volk zu schießen, und viele Soldaten diesem letzten ihre Kartuschen überliefert hätten.“

Nach diesen Worten ergriff Haussez den General-Advokaten am Arm, deutete durch das Fenster auf die Bataillone der königlichen Garde und sagte: „Sie haben wohl Recht, das sind unsere alleinigen Vertheidiger, und seit 24 Stunden haben sie nichts gegessen.“

Die Minister begaben sich in ein anderes Zimmer, tranken Kaffee und sagten zu Bayeux, daß sie ihm Befehle zustellen würden. Sie begaben sich nach dem Bureau des Generalstaabes durch einen unterirdischen Gang. Der General-Advokat begleitete sie. Er bemerkte unterwegs, daß sich mehrere Gefangene in den Kellern oder Kerkern befanden.

Bei dem Generalmajor angelangt, sah Bayeux dort noch die Minister Guernon-Ranville und Montbel, so wie den Herzog von Ragusa (Marschall Marmont). Er wiederholte ihnen Alles, was er den Andern bereits gesagt hatte, ohne durch seine Mittheilung irgend ein befriedigendes Resultat zu erzielen.

Einer der Minister fragte, um welche Stunde der König sie nach St. Cloud beschieden? — Um 11 Uhr, war die Antwort. — Der Befehl wurde ertheilt, die Kutschen sogleich nach dem Pont-Tournant zu schicken.

Chantelauze übergab Bayeux einen von dem Generalmajor unterzeichneten Befehl, durch welchen der königliche Gerichtshof von Paris im Tuilerienschlosse zusammenberufen wurde, und obschon er bemerkbar machte, daß dieser Befehl unausführbar sei, bestand Chantelauze dennoch darauf, daß er ohne Widerrede vollstreckt werden müsse.

Alle fernere Vorstellungen blieben fruchtlos. Als sich endlich der General-Advokat zurückziehen wollte, weigerte man sich, ihm einen Offizier zur Begleitung zu geben, und ließ ihn der Gefahr ausgesetzt, von den königlichen Truppen erschossen zu werden. Ein Bürger, der zum Fenster heraussah, und ein Parlementar hatten dies Schicksal, während er unversehrt seine Wohnung in der rue Traversière erreichte.

Also, aller Bitten und Vorstellungen einer ehrwürdigen Magistratsperson ungeachtet, und gewissermaßen seiner Versicherung zum Trotz, daß die Sache des Absolutismus verloren sei, bestanden die Minister dennoch darauf, daß das Gemetzel fortdäuern

müsse. Ihres Erachtens war noch nicht genug Blut geflossen, noch nicht genug Unheil vollbracht.

„Nehmet Euch in Acht,“ sagte am 27. Morgens der Polizei-Präfekt Mangin zu einem Advokaten; „man wird Alles massakriren, zusammenschießen, niedersäbeln, kanoniren, was nur irgend Widerstand leistet, Alles bis auf den letzten Mann, wenn es sein muß. Wir wissen, daß wir um unsere Köpfe spielen, und wir sind entschlossen, sie bis aufs Aeusserste zu vertheidigen.“

So sprach einer der feigen Vollstrecker jesuitischer Henkerbefehle am 27., und zwei Tage nachher war er auf der Flucht, um vermummt und unter falschem Namen Frankreich zu verlassen.

Streifereien durch Kamtschatka und Sibirien.

Zweite Mittheilung.

Je mehr die Reisenden in das Innere der Halbinsel Kamtschatka vordrangen, um so seltener wurde die Bevölkerung, und einige arme Jurten folgten auf die Häuser, welche sie bis dahin gesehen. Die Beschreibung, welche Dobell von diesen elenden Wohnungen macht, gleicht jener der armenischen Hütten, deren Xenophon in seinem Rückzuge der Zehntausend gedenkt.

„Um eine Jurta von dieser Art zu erbauen (denn sie sind an Form und Umfang verschieden), gräbt man ein viereckiges, fünf Fuß tiefes Loch, in welches man Pfähle steckt, die das ganze Gerüst tragen. Diese Pfähle sind gegen einander geneigt, um den Dachstuhl zu bilden, welcher im Innern durch Querbalken verbunden ist. Das Ganze wird sodann mit Stangen ausgefüllt, und diese werden dick mit Rasen belegt.

„In des Dachstuhls Mitte befindet sich ein viereckiges Loch, das zugleich als Thür und als Rauchfang dient. Man klettert zu denselben auf einem, in Leiterform zugerichteten Brette empor, das unter jedem Tritte nachgibt und zu brechen scheint. Ausser diesem Mißbestand ist man noch der Gefahr ausgesetzt, in dem glühenden Rauche, der von dem Herde aufsteigt, sich zu versengen.

„Man läßt eine zweite Oeffnung, durch welche der Rauch, in dem Augenblicke wo man das Feuer

anzündet, hinausziehen kann, die man nach Willkühr zu- oder aufthut, und die, wenn man warm haben will, auf das Sorgfältigste verschlossen wird. Im Winter möchte es in diesen Jurten ziemlich behaglich sein, würde man in ihnen nicht oft vom Rauch gequält."

Kaum betritt man das Gebiet der Koriaken, so verändert sich plötzlich die Szene. Man hat eine unübersehbare Ebene vor sich, die von einigen Nomadenvölkern mit ihren Rennthierheerden durchirrt wird. Der Reisende wird in diesen Steppen oft von Porgas, oder Schneestürmen überfallen, die gewöhnlich äusserst gefährlich sind. Die Einwohner wissen aus unfehlbaren Zeichen solche Stürme ein oder zwei Tage vorauszusagen. Werden sie dennoch vom Sturm überfallen, so überlassen sie ihre Heerden sich selbst, die sodann mit großer Schnelligkeit der nächsten Jurta zueilen. Dobell hatte ebenfalls Gelegenheit, einen Porga zu beschreiben.

„Wüthend heulte der Sturm. Schwarze Wolken wälzten sich über uns. Alle unsere Glieder zitterten vor Frost, und unsere Zähne schlugen heftig gegeneinander. Regen und Schnee hatten selbst die Parka (Rennthierhaut) durchdrungen, welche unsere Kleider und unser Gepäck bedeckte.

„Die Hunde des Toynne, die Schnauze in die Höhe gereckt, bellten plötzlich sehr stark, und eilten schnell davon. Wir flogen gewissermaßen über die Ebene, von der freudigen Hoffnung beseelt, bald ein schirmendes Obdach zu finden. Wir hatten uns nicht geirrt. Nach zehn Minuten erreichten wir eine Jurta, in der ein helles Feuer knisterte.

„Die Bewohner kamen uns entgegen, mit Stöcken bewaffnet, um ihre Rennthiere gegen unsere Hunde zu vertheidigen. Unsere Führer waren vom Frost so erstarrt, daß sie kaum die Hunde zurückhalten konnten, sich auf die Heerde zu stürzen.

„Die Koriaken hatten schon aus weiter Ferne das Gebell vernommen, und die Frauen waren beschäftigt, ein junges Rennthier für unsere Mahlzeit zu bereiten. Nur mit Mühe entledigten wir uns des Schnees, mit dem wir bedeckt waren. Gleich nach unserm Eintritt bot ich jedem der Anwesenden ein kleines Glas Branntewein, wonach wir uns um das Feuer gruppirten, und unsere Blicke auf den großen Kessel hefteten.

„Mein Wirth hatte eine Heerde von 300 Rennthieren. Er war ein schöner Greis, und unser Besuch schien ihm viele Freude zu machen. Er bat uns, auf Bärenhäuten Platz zu nehmen, und deutete mir ein Lager von Rennthierfellen an, wo ich schlafen sollte. Als das Fleisch gekocht war, legte er mir, in einer hölzernen Schüssel, die fettesten Bissen, die Zunge, das Herz und das Mark, vor. Als ich dies letzte nicht roh essen mochte, wurde es auf der Stelle gesotten, wobei man mir jedoch versicherte, daß es roh viel besser sei, was ich auch in der That fand.

„Der alte Toynne lud mich ein, zu essen, ich ließ ihn aber durch unsern Dollmetscher wissen, daß ich nicht eher einen Bissen genieſſen werde, bis er und die übrigen Mitglieder seiner Familie mit mir speiseten, worauf sie sogleich um mich her Platz nahmen. Ich gab ihnen Schiffszwieback und Reismehl und Jedem ein Glas Wotke. Mein Wirth aß nur wenig

Zwieback, dagegen verschlang er schnell hinter einander fünf oder sechs Gläser Branntewein, ohne das Gesicht zu verziehen. Nach der Mahlzeit wiederholte er seine Libation.

„Ich vertheilte einige Glasperlen, Nähnadeln, Messer und etwas Tabak unter die Familie. Indessen hatte der Sturm nachgelassen, und ich mich begab ins Freie, um die Heerde zu besehen. Die Rennthiere naheten sich ihren Hütern, welche sie vertraulich am Kopfe liebkoseten. Mein Wirth zeigte mir seine Schlitten, und den ganzen Reichthum seiner Jurta. Meine Aufmerksamkeit schien seine Eigenliebe nicht wenig zu schmeicheln.

„Als wir in die Hütte zurückkehren wollten, stellten sich uns zwei Koriaken, von denen jeder ein Rennthier hielt, in den Weg. Sie erhoben ihre Messer, und stießen sie den armen Geschöpfen mit Gewalt in den Leib. Diese stürzten leblos vor uns nieder. Der alte Toynne wendete sich gegen uns, und sagte, daß er uns diese Thier zum Geschenk mache. Ein besonderer Umstand vermehrte noch die Zahl der Opfer. Es ergab sich nämlich, daß mein Dollmetscher mit dem Eigenthümer der Jurta auf eine entfernte Weise verwandt sei, weshalb auch er ein Rennthier erhielt.

„Unser Wirth hatte kein Geld, zur Bezahlung seines Tributs, er ersuchte deshalb den Toynne von Ewaschaka, der mich begleitete, ein Bündel Pelzwerk dafür anzunehmen, wozu dieser sich bereit zeigte. Unser Handel, sagte er, wird nur tauschweise betrieben. Wir haben kein Geld, und grämen uns darum nicht. Wir haben gehört, daß das Geld hartherzig macht, und Haß oder Neid gebiert, darum schätzen wir uns

glücklich, keinen genauen Begriff von seinem Werthe zu haben."

Auf seiner fortgesetzten Reise hatte Dobell Gelegenheit, den Muth und die Seelengröße eines koriakischen Fürsten zu bewundern. Ein gemeiner Koriak hatte nämlich über die Maßen getrunken, und seiner Sinne nicht mehr Meister, ergriff er ein großes Messer, mit welchem er den Fürsten zu durchbohren drohte. Er schrie ihm mehrmals zu: Komm heraus, Zachar! komm heraus, wenn Du es wagen darfst.

Dieser, welcher mit dem Reisenden Thee trank, erhob sich auf der Stelle, und trat unbewaffnet dem Wüthenden entgegen. Er warf sein Kleid von sich, entblößte seine Brust, und rief dem Koriaken zu: „Da bin ich, was willst Du von mir?" Der Trunkene erhob die Hand, ließ sie aber sogleich wieder sinken, und warf das Messer zur Erde. „Elender! schrie Zachar, Du hast Dich selbst gerettet. Noch einen Schritt näher, und ich hätte Dich zu Boden geworfen, und Dir Dein Messer ins Herz gepflanzt." Nach diesem Ereignisse leerte er seine Tasse Thee, und war so ruhig, als wenn sich nichts Ausserordentliches ereignet hätte.

Dobell fragte ihn, wie er es hätte wagen können, sich unbewaffnet der blinden Wuth eines Betrunkenen auszusetzen? Zachar entgegnete lächelnd, daß er zwanzig solcher Wichte nicht fürchte. „Er hätte mich höchstens am Arm verwunden können, sagte er, bevor ich ihn niedergeworfen, und dann war es um ihn geschehen." — Die Natur schien Zachar zum Befehlen gebildet zu haben.

Die Koriaken scheiden sich in angesiedelte und in

umherirrende. Die ersten verlassen ihre Wohnungen nie. Sie werden weniger geachtet, als die Nomaden- oder Hirten-Koriaken. Beide Klassen sind gleich unsauber. Sie essen oft im Frühjahr Fische, die im Herbst vorher in die Erde gescharrt worden, und die einen unausstehlichen Geruch verbreiten.

Ihr Leibgericht besteht in Beeren, über welche man Meerkalbfett gegossen. Alle, ohne Unterschied, haben eine große Vorliebe für den Branntewein. Auch ist der Gebrauch des Tabaks bei ihnen allgemein. Die Frauen stoßen ihn zu Pulver, und reiben sich damit das Zahnfleisch. Für einige Pfund Tabak erhält man Lebensmittel im Ueberfluß. Ein Koriak bat den Reisenden, ihm einen alten ledernen Tabaksbeutel zum Geschenk zu machen. Als er ihn erhalten, schnitt er ihn in kleine Stücke, und speisete ihn auf.

Die Koriaken zermalmen alle Rennthierknochen, um Mehl daraus zu machen. Sie vermischen dieses sodann mit Mark, Fleisch oder Fett, und geniessen es auf solche Weise. Der Geschmak ist in der That nicht übel, doch muß es frisch genossen werden, indem der Rauch es verdirbt.

Trunkenheit scheint für diese Menschen ein großer Genuß zu sein. Ein Vorsteher, der ein Pack Kaufmannswaaren gegen Branntewein ausgetauscht hatte, trank so lange, bis er ohne Besinnung zu Boden stürzte, und in einen tiefen Schlaf verfiel. Kaum war er wieder erwacht, so wollte er einen zweiten Handel schliessen. Man hatte indessen den Wotke mit Wasser gemischt. Er trank und trank. Aber da er sich nicht schnell genug benebelt fühlte, gerieth er

in Wuth, und verlangte, daß der Handel rückgängig gemacht wurde.

Die Messingnägel auf Dobell's Reisekoffer erregten in einem hohen Grade die Bewunderung der Koriaken, und wurden für sie eine unerschöpfliche Quelle der mannigfaltigsten Betrachtungen. Sie wetteten über ihre Zahl, und zählten sie mehrere hundert Male mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit.

Die Karakter-Verschiedenheit zwischen den Koriaken und den Kamtschadalen ist sehr auffallend. Die Ersten sind stolz, unbeugsam, jähzornig und rachsüchtig. Die Andern sind im Gegentheil äusserst sanftmüthig und zuvorkommend. Es hält schwer, sie zum Zorn zu reizen.

Das Rennthier, das Pferd dieser Gegenden genannt, scheint viel mehr Aehnlichkeit mit dem Ochsen zu haben. Es erträgt keine lange Ermüdung, und erfordert viel Sorgfalt und Ruhe. Es fällt so oft im Schnee, daß man einem Hundegespann dem Vorzug gibt.

Die Hunde legen im Durchschnitt mit einem Schlitten (Kibitka) 40 bis 50 Werste (10 bis 12½ Stunden) in einem Tage zurück, wie lang auch die Reise sein mag. Sie können selbst doppelt so viel machen, wenn es nöthig ist. Aber sobald sie Bären oder Rennthiere wittern, eilen sie ihnen nach, ohne daß man im Stande ist, sie zurückzuhalten. Man füttert sie mit getrockneten Fischen. Uebrigens ertragen sie Hunger und Ermüdung leicht.

Der Weg wurde immer schwieriger, je weiter die Reisenden in das Land vordrangen. Sie verliessen die bewohnten Theile Kamtschatka's, und betraten die

Wüste, welche diese Provinz von dem bewohnten Sibirien scheidet.

Es versteht sich von selbst, daß sie genöthigt waren, sich mit Lebensmitteln zu versehen, und alle möglichen Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um nicht zu verirren. Dennoch wußten sie eines Tages nicht mehr, wohin sie sich wenden sollten. Sie befanden sich mitten in einem wilden Gebirg, östlich von der Halbinsel. Nur durch ihren Muth und ihre Beharrlichkeit entgingen sie einem beinahe gewissen Tode. Endlich erreichten sie einen Strom, dem sie 500 Werste (125 Stunden) weit folgten.

Nach Uebersiehung mannigfacher Abenteuer und Gefahren, gewannen sie einen bewohnten Distrikt, wo sie zuvorkommend aufgenommen und gastfreundschaftlich verpflegt wurden. Nach einigen Tagen fühlten sie sich gestärkt genug, um die Reise nach Ochotsk fortzusetzen, wo die Russen eine große Schiffswerft errichtet haben. Diese Stadt liegt am stillen Meere.

Von dort begab sich Dobell nach Yakutsk, Irkutsk, Tomsk und Tobolsk. Von dieser letzten Stadt aus berichtete er wenig Neues, und man kann gewissermaßen annehmen, daß sich hier seine Reise beendigt.

Ochotsk enthält 235 Häuser und 1400 Einwohner (Frauen und Kinder nicht inbegriffen). Die Stadt liegt auf einer Sandbank zwischen dem Meere und dem Ochotafluß, dessen Gewässer dasselbe Geräusch macht, wie ein Bienenschwarm vor seinem Korbe. Man kann unter den Häusern keine Keller graben, weil sie sich leicht mit Wasser anfüllen. Demungeachtet müssen sich die Einwohner täglich ihr Trinkwasser in Booten holen.

Die Lage der Stadt war äusserst kritisch. Man hat sie seitdem nach einem andern Orte versetzt. Alle Lebensmittel werden ihr auf Lastthieren zugeführt. Man sieht oft 13 oder 14 Pferde, unter der Leitung von zwei Männern, und mit Mehlsacken beladen, die man Sumas nennt. Diese Säcke bestehen aus frischen Fellen, die, sobald sie getrocknet sind, steinhart werden. Es kommen jährlich bei 30,000 Pferde nach Ochotsk, welche Mehl, Branntwein, Schiffs-Munition und Kaufmannswaaren herbeiführen.

Dobell begab sich von dort noch Yakutsk, einer 1012 Werste (228 Stunden) von Ochotsk entfernten Stadt. Unterweges kaufte er Milch und Butter, die er in einem Sack von Pferdsleder, Simmire genannt, aufbewahrte. Die Milch verwandelt sich, nachdem man einige Stunden zurückgelegt, von selbst in Butter, und diese wird von den Eingebornen nebst der Buttermilch, mit einer ungeheuern Menge Fleisch vermischt, gespeiset, oder vielmehr verschlungen. Ein Reisender, der seit mehreren Jahren zu Yakutsk wohnte, versicherte ihn, daß an einem Festtage jeder der anwesenden Gäste bei 30 Pfund Butter genossen habe.

Die Yakuten haben auch eine große Vorliebe für Pferdefleisch, und es geschieht oft, daß sie den Fremden während der Nacht ihre Pferde stehlen, sie schlachten und auf der Stelle verschlingen, so daß am nächsten Morgen nichts als die Knochen übrig bleiben.

Dobell beschreibt mit vieler Annehmlichkeit die reizenden Landschaften, welche sich ihm auf seinem Wege dargeboten, die malerischen Fels- und Waldparthien, die großen Landseen und ihre romantischen Ufer, den

raschen, brausenden Lauf der Berggewässer, und das ruhige Schlängeln der Flüsse in der Ebene, durch fette Wiesen, und zwischen hohen Pappelbäumen.

„Wir brachen am 1. August auf, erzählt er. Unser Führer hatte uns im Voraus benachrichtigt, daß wir ein ziemlich hohes Gebirge zu übersteigen hätten, daß wir zwei oder drei Täge lang in demselben verweilen, und daß wir oft zu Fuß würden gehen müssen.

„Die erste Bergkette, welche wir zu übersteigen hatten, wird Kettodowan genannt, und gehört zu den Sem-Kreptows, oder dem Siebengebirg. Sie besteht, wie alle übrigen Berge derselben Kette, aus Schieferfelsen, die wenig ausgebeutet werden, weil der Transport zu kostspielig ist.

„Von dem Gipfel des Siebengebirgs gelangten wir an die Ufer eines schönen Stroms, den die Tunguſen Kukuinkeck nennen. Man folgt seinem Laufe auf einem schmalen Fußwege, den man kaum zu Pferde betreten kann. Auf der einen Seite erheben sich hohe, steilabgerissene Felsen, auf der andern öffnet sich ein Abgrund, in welchem der Strom den Schlangenweg durchbrauset, den er sich gegraben. Sein Gewässer schäumt zwischen großen Felstrümmern, oder stürzt sich in Kaskaden über dieselben, und verursacht ein so gewaltiges Getöse, daß man keinen andern Laut vernehmen kann. Ueberall zeigen sich unerwartete und majestätische Gegenstände.

„Jenseits dem Sem-Kreptow hatten wir noch den Unikanberg, den höchsten und steilsten Sibiriens, zu übersteigen. Wir waren genöthigt, unsere Pferde am Zügel zu führen, und mußten mehrmals vor Er-

müdung ruhen, bevor wir den Gipfel erreichten, auf welchem wir alle Bergketten und die entferntern Thäler und Ebenen übersahen.

„Auf dem Hinabwege folgten wir dem Bette eines Baches, und fanden am Fuße des Berges einen Sumpf, in welchen unsere Pferde so tief versanken, daß wir sie nur mit Mühe wieder herausziehen konnten.“

Eine Strecke weiterhin sahen die Reisenden mehrere am Abhange eines Hügels schön gelegene Jurten von üppigen Triften umgeben. Sie erfuhren, daß sie von einer Kolonie Verbannter bewohnt würden, denen es an keinem zum Leben nothwendigen Gegenstande gebreche. Diese Kolonisten oder Papellenzien werden in Sibirien Neschschastemi luddie, oder unglückliche Völkerschaft, genannt. Die Regierung schützt sie gegen jede Beleidigung, und bemüht sich, durch zweckmäßige Maßregeln den moralischen Zustand dieser Menschen zu verbessern, die größtentheils Verbrecher sind.

Die Yakuten führen ein ziemlich glückliches Hirtenleben. Ihre Jurten sind groß und bequem eingerichtet. Im Winter theilen sie dieselben mit ihren Pferden und Kühen. Diese Wohnungen sind zur Hälfte in, zur Hälfte über der Erde erbauet. Sie bestehen aus dicht zusammengefügten Baumstämmen. Das Dach ist mit Rasen und Mist bedeckt. Das Haus hat nur ein oder zwei Fenster, welche sorgfältig verschlossen werden. Im Winter ersetzt ein flach geschnittenes Stück Eis die Stelle der Glasscheibe. Dies Hirtenvolk erzieht viel Pferde und Hornvieh. Aus der Milch bereiten sie eine Art Branntwein, Komiss

genannt. Sie haben eine große Vorliebe für dies Getränk.

Die Stadt Yakutsk hat sich seit Dobells letztem Besuche bedeutend vergrößert. Sie hatte damals 270 Häuser, ungefähr hundert Jurten, 5 Kirchen, ein Kloster, und einen weitläufigen Palast, der von dem Gouverneur bewohnt wurde.

Der Thermometer von Réaumur steigt dort nie über 16 Grad; demungeachtet scheint die Hitze oft unerträglicher als in heißen Gegenden. Die vorzüglichsten Gemüse, welche man daselbst kultivirt, sind Kartoffeln, Kohl, Rüben, Möhren ꝛc. Gurken gedeihen nur in Mistbeeten.

Ueberall in der Umgebung der Stadt sieht man unzählige Viehheerden. Die Lena ist sehr fischreich; auf ihren Ufern wimmelt es von Wasservögeln. In den Wäldern fehlt es an Wildpret nicht.

Man bezieht viel Eisen und Salz aus der Provinz Yakutsk; eben so eine große Menge Talk, dessen die Einwohner von Süd-Sibirien sich statt der Glasscheiben bedienen. Die Fische sind sehr wohlfeil. Man zahlt für ein Pud (36 Pfund) zwischen 3 bis 4 rhein. Gulden.

„Nirgends, sagt Dobell, habe ich mehr und schönere Feldblumen gesehen, als in diesem Theile Sibiriens, und auf der ganzen Strecke von Ochotsk bis Yakutsk. Während der zwei oder drei Sommermonate gleicht dies Land einem Garten.“

Die Reisenden folgten dem Laufe der Lena, theils zu Pferd, theils in Schlitten; oft auf dem Eise des Stromes, nicht weniger als 2370 Werste (542 Stunden) weit. Diese ungeheure Strecke beträgt demun-

geachtet nicht ganz die Hälfte der vollkommenen Länge der Lena, von ihrem Ausflusse aus dem Baikalsee, bis zu ihrer Mündung in das Eismeer. Vom Baikal bis Yakutsk nimmt sie 50 bis 60 Ströme in sich auf.

Von dieser Stadt bis Katschuk ist der Anblick des Landes, das ausserordentlich fruchtbar scheint, sehr angenehm. Auf seiner zweiten Reise, i. J. 1826, bemerkte Dobell mit Vergnügen die raschen Fortschritte des Ackerbaues. Die meisten Berge waren bis zu den Gipfeln kultivirt, und die Wälder lichteten sich immer mehr.

Die chinesischen Bedienten des Reisenden erstaunten nicht wenig, als sie in der Nähe von Irkutsk keinen Schnee mehr erblickten, und statt dessen eine ursprünglich chinesische Race fanden, der nichts als Kleidung und Sprache China's fehlten, um wirkliche Chinesen zu sein.

Irkutsk ist die Residenz des Gouverneurs der Provinz gleiches Namens, so wie des ganzen südlichen Sibiriens. Die Bevölkerung der Stadt beläuft sich auf 15,000 Seelen. Die Lebensmittel sind dort sehr billig, und die europäischen Weine selbst werden nicht besonders theuer bezahlt. Irkutsk ist wohl gelegen, sehr belebt und gut gebaut. Man geniesst dort alle Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens, was in einer Stadt im Innern Sibiriens auffallend genug ist.

Unter den öffentlichen Gebäuden dieser Stadt bemerkt man vorzüglich das große aus Backsteinen erbaute Haus, in welchem die Verbannten wohnen. Sie erhalten ausserdem noch ihre Nahrung und Kleidung. Sie allein arbeiten in der Tuchfabrik, und

scheinen ziemlich lustig und guter Dinge. Das Tuch wird aus Ziegen- und Kameelhaaren verfertigt. Jede Arschine desselben kostet der Regierung im Durchschnitt einen Rubel, und wird für zwei Rubel verkauft. Der reine Gewinn dieser Fabrikation wird auf die Unterhaltung der Krankenhäuser und anderer öffentlichen Anstalten verwendet.

Die Bewohner Sibiriens sind sehr gastfreundschaftlich. Sie fordern nie Geld von den Reisenden, und werden oft böse, wenn man sie für ihre Bewirthung bezahlen will. Die Szene verändert sich, sobald man das europäische Rußland betritt, und der Fremde kann gegen Uebertheuerung und Betrug nicht genug auf seiner Hut sein.

Tomsk ist 1500 Werste (375 Stunden) von Irkutsk und 4500 Werste (1125 Stunden) von Petersburg entfernt. Es hat ungefähr 10,000 Einwohner, und wird durch die Steppe Barbarinsky von Tobolsk getrennt.

In der Provinz Tobolsk gedeihen die meisten europäischen Gartengewächse, unter andern Melonen, Gurken, Kürbisse u. s. w., die man auf freiem Felde kultivir. Die dortigen Papiermühlen und Saffian- oder Juchten-Fabriken sind rühmlich bekannt. Die Bevölkerung dieses Landes vermehrt sich zusehends.

Ekatherinenburg, die letzte bedeutende Stadt, welche der Reisende beschreibt, gehört zum Gouvernement Perm, obgleich sie sich noch im eigentlichen Sibirien befindet. Sie enthält verschiedene beträchtliche Manufakturen. Die Kunst, feine Steine zu schneiden, ist dort zu einer hohen Vollkommenheit ge-

diehen. Man ahmt alte Kameen auf eine täuschende Weise nach, besonders auf sibirischem Onyx.

Ueberhaupt findet man in Sibirien viele Edelsteine, unter andern gelbe und weiße Topase, Amethiste, Saphire, Smaragde, Aquamarine, sehr schöne Krystalle u. s. w. Die meisten dieser Schätze werden nur sehr unvollkommen ausgebeutet. Dobell versichert, daß man alle Mineralien und alle Versteinerungen in diesem Lande findet.

Aus dem Allem kann man die Schlußfolge ziehen, daß Sibirien alle zur Erhaltung einer mächtigen und reichen Nation erforderlichen Materialien in sich enthält. Die Einwohner dieser Gegend sind groß, robust, scharfsinnig und sehr rechtschaffen. Das Land ist einer ausgedehnten Kultur fähig. Es ist mit prächtigen Wäldern bedeckt, und wird von einer Unzahl schiffbarer Ströme bewässert, wozu sich noch viele große Seen gesellen, die wirkliche innere Meere bilden.

Gegenwärtiger und früherer Zustand der Hölle und der Zauberei.

Letzter Artikel.

Man hat viel gesprochen über die vollkommene Uebereinstimmung in den Aussagen der Hexenmeister, selbst wenn sie getrennt befragt worden. Aber das Meiste in diesem Betrachte ist augenscheinlich übertrieben. Jene Uebereinstimmung existirt nur im Ganzen, nicht in den Einzelnheiten, und darin ist wahrlich nichts Erstaunliches.

Die Ideen, welche man sich über Hölle und Teufel, über den Ritus der Höllenfeste u. s. w. gemacht, mußten auch, nachdem sie einmal allgemein angenommen waren, den Visionen, von welchen jene Unglücklichen gequält wurden, einen gleichförmigen Anstrich geben, so daß nothwendigerweise eine große Uebereinstimmung in ihren Aussagen vorherrschend war.

Mehr noch, beinahe alle Geständnisse waren nur das Echo der Fragen des Inquisitors, und alle diese Fragen waren in dem Malleus angedeutet. Wie hätten nun die Antworten, die weiter nichts als einfache Bejahungen auf dieselben unveränderlichen Fragen waren, nicht gleichförmig sein sollen?

Die Resultate waren dagegen sehr verschieden, und manchmal komisch genug, wenn die Verhandlungen von Personen geleitet wurden, denen Sprengers Handbuch unbekannt war.

In der Prozedur von Linden, im J. 1699, ereignete es sich unter anderm, daß der Inquisitor, ein alter Soldat aus dem dreißigjährigen Kriege, statt

ſich den Kopf mit den incubi, succubi und andern gewöhnlichen Gegenſtänden des Verhörs zu zerbrechen, von den Angeklagten wiſſen wollte, „welches die Generale, die Ober- und Unteroffiziere der hölliſchen Geiſter ſeien?“ Auffallend genug erhielt er darauf eben ſo klare und befriedigende Antworten, als jene, deren Del Rio und Bodinus gedenken.

Im ſiebenzehnten Jahrhundert verbreiteten ſich dieſe Illuſionen wie anſteckende Krankheiten. Kaum hatte ein Milzſüchtiger ſich über die Symptome ſeiner Krankheit beſchwert, als fünfzig andere Perſonen ſie ebenfalls zu verſpüren vorgaben. In der bekannten Sache von Moira verbreitete ſich die Krankheit zuerſt unter den Kindern, die ſich behext glaubten. Die Individuen, welche der Beherung beſchuldigt wurden, geſtanden freiwillig ihr Verbrechen, indem ſie ſich weinend der Gerechtigkeit überantworteten.

Dieſe Prozedur gewährt das nec plus ultra aller menſchlichen Abgeſchmacktheiten. Die Beſchuldigten erklärten, daß ſie während der Nacht mit dem Teufel auf dem Blokula, dem Tanzplatze Satans in Schweden (wie der Brocken in Deutſchland), zuſammengetroffen; daß ſie auf Beſenſtielen, Bratenwendern, Ziegenböcken u. ſ. w. dahin geritten; daß ſie von einem Prieſter des Teufels getauft worden; daß ſie ſodann mit dieſem Letztern zu Nacht geſpeiſet; daß ſie nachher getanzt, und daß, wenn Satan bei guter Laune geweſen, er ihnen die Beſenſtiele zwiſchen den Beinen hinweggezogen, und ihnen, unter großem Gelächter, Schläge auf die Schultern gegeben; endlich, daß er ſie manchmal mit Muſik erluſtigt habe, von

der er ein großer Liebhaber ist, wie solches die berühmte Kantate Tritini's beweiset.

Alle diese Unglücklichen bekannten, in fleischlicher Berührung mit dem Teufel gestanden zu haben. Dieser beinahe unveränderliche Zug in den Aussagen aller Hexen könnte Veranlassung zu interessanten medizinischen Betrachtungen geben. Mehrere von ihnen behaupteten sogar, Söhne oder Töchter vom Satan gehabt zu haben.

Der Teufel wurde eines Tages krank. Man ließ ihm zu Ader und setzte ihm Schröpfköpfe an. Demungeachtet schien er seinem Tode nahe, weshalb ein allgemeiner Jammer auf dem Blokula entstand.

Ist es nicht entsetzlich, daß ein Gericht, welches aus den unterrichtetsten Bürgern Dalekarliens und aus mehrern Beauftragten von Stockholm bestand, in Folge solcher Aussagen, 62 Frauen und 15 Kinder zum Tode verurtheilen konnte?.....

Der Doktor Hornock erzählt ihre Hinrichtung mit einer haaremporsträubenden Kaltblütigkeit. „Am 25. August", sagt er, „wo diese Elenden zum Tode befördert werden sollten, war das Wetter sehr schön, ein prächtiger Sonnenschein. Mehrere tausend Neugierige hatten sich eingefunden, um diesem Schauspiele beizuwohnen."

Dreißig Jahre vorher hatte man ein ähnliches Ereigniß in dem von der berühmten Antoinette Bourignon gestifteten Waisenhause zu Lille gesehen. Sie glaubte eines Tages einen Schwarm kleiner schwarzer Teufelchen über den Köpfen der jungen Mädchen im Studiersaale schweben zu sehen. Von dieser Vision erschreckt, lud sie die armen Kinder ein, sich in Acht

zu nehmen. Sie behauptete auch, daß einmal ein Dämon, dem sie sich von Jugend an ergeben, sie entführt habe.

In weniger als sechs Monaten hielten sich alle Mädchen der Anstalt (es waren deren über fünfzig an der Zahl) für behext. Sie behaupteten, daß der Teufel sie während der Nacht besucht, und daß sie mit ihm geschmauset und getanzt hätten.

Teufelaustreibungen aller Art waren eine Folge dieser Geständnisse, bei welcher Gelegenheit die lebhaftesten Disputationen zwischen den Kapuzinern und den Jesuiten Statt fanden. In Folge dieser Verhandlungen wurde die Bourignon der Zauberei beschuldigt, und mußte sich höchst glücklich schätzen, dem Feuertode zu entgehen. So wurde diese Unsinnige durch eine lange Todesangst für ihre eigene Narrheit bestraft.

Die Dämonomanie exaltirt sich durch physische Ursachen, besonders durch Gehirnentzündungen. So wurden im J. 1669 die Waisenkinder zu Horn, in Holland, von denselben Zuckungen befallen, wie die zu Moira. Glücklicherweise konnte man keines im Besondern der Hexerei verdächtigen.

Etwas Aehnliches ereignete sich auch ein Jahrhundert früher mit siebenzig Waisen zu Amsterdam. Man beschuldigte mehrere Matronen, sie behext zu haben.

Dieselben Hirnentzündungen spielten eine große Rolle in dem Prozesse der armen Mädchen in Loudun, der unglücklichen Opfer blutiger Hinrichtungen in Neu-England im J. 1699, und in mehrern andern. Das Geständniß der Kranken war hinlänglich, ihre Verurtheilung zu veranlassen. Erst später, als die

medizinischen Kenntnisse allgemeiner geworden, und sich mehr Licht über diesen Gegenstand verbreitet hatte, sprach man mehrere Unglückliche frei, ihrer förmlichen und umständlichen Aussagen ungeachtet.

Aber wie viel Blut ward bereits in Europa vergossen, bevor man so weit gekommen, die Abgeschmacktheit der Magie zu erkennen! — Die Reformation, die so viele Irrthümer beseitigte, schien diese traurige Verirrung des menschlichen Geistes allein bestätigen zu wollen.

Das kleinste Dorf hatte seine Spione, seine Angeber, deren Gewerbe darin bestand, allen Zeichen eines Vertrags mit dem Teufel nachzuspüren. Der geringste Verdacht in dieser Hinsicht war genügend, einen Unglücklichen seinen Richtern und Henkern zu überliefern. Wollte man eines Feindes sich entledigen, war es oft genügend, ein einziges Wort in diesen Löwenrachen zu werfen.

Die Prozesse Edelins, Urban Grandiers, des Marschalls d'Ancre in Frankreich, des Doktor Flät und der Sidonia Vanwork in Deutschland, so wie Peter Albano's in Italien, beweisen, daß oft die Ankläger selbst nicht an die Möglichkeit eines Verbrechens glaubten, dessen sie ihre Feinde beschuldigten. Dergleichen Verhandlungen bereicherten jedoch die Richter, und wiesen dem Henker einen ausgezeichneten Standpunkt in der Gesellschaft an. „Man sah ihn", sagt Lindon, „auf einem prächtigen Rosse reiten. Seine Kleider waren mit Gold und Silber bedeckt, und seine Frau verdunkelte durch den Luxus ihrer Gewänder selbst die Blüthe des Adels."

Die zu Würzburg und Trier verübten Abscheulich-

keiten beseitigten endlich die lange Verblendung der Geister über die Fortschritte eines Unheils, das, wie die Wolke des Propheten, sich anfänglich nur wie ein schwarzer Punkt vom Horizonte gezeigt, bald aber die Erde mit dem Entsetzen einer allgemeinen Finsterniß geschlagen hatte.

So lange man die Opfer nur in den untersten Volksklassen genommen, unter einigen Matronen oder armen Fremdlingen, blieben diejenigen, welche die Ansteckung des allgemeinen Volksaberglaubens verschont hatte, bloße Zuschauer, um sich nicht dem Schicksal Edelins oder Fläts auszusetzen. Aber als auch die höhern Stände einer noch barbarischen Gesellschaft sich davon erreicht sahen, als Adeliche, Magistratspersonen, Professoren, und selbst Aebte auf der Folter verhört wurden, begann ihr persönliches Interesse sich mit der Vernunft gegen den Fanatismus zu verschwören.

Die Bekanntmachung des Cautio criminalis, im J. 1631, griff in Deutschland das System der Inquisitoren auf eine entscheidende Weise an. Schon im sechszehnten Jahrhundert hatten Ponzonibius, Wierus, Peter Apponi und Reginald Scott es bestritten. Aber ihre Werke wurden wenig bekannt, und das des Wierus, unter andern, war beinahe eben so abgeschmackt, als die Lehrsätze, welche es widerlegen sollte. Es ist bemerkenswerth, daß selbst nach der Reformation der Jesuit Friedrich Spee, ein Westphale, der Erste war, welcher diesen Gegenstand unter einem philosophischen und vernünftigen Gesichtspunkt behandelte.

Die Darstellung dieser entsetzlichen Verhandlungen machte einen so tiefen Eindruck auf Johann Philipp

von Schönbrunn, Bischof von Würzburg, der später Erzbischof und Kurfürst von Mainz wurde, daß er es seine erste Sorge sein ließ, sie in seinem Kurfürstenthum abzuschaffen. Der Herzog von Braunschweig und einige andere deutsche Fürsten befolgten sein Beispiel.

Bald nachher begann auch die noch größere Finsterniß in Schweden und Dänemark, und in einigen Theilen des deutschen Reichs, sich zu heben. Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, befahl unterm 4. November 1654 den Richtern der Anna Ellerbrock, dem von der Inquisition bis dahin befolgten System zuwider, die Beschuldigte erst zu verhören, bevor man sie auf die Folter spanne. Er verwarf auch die Wasserprobe, als ungerecht und unmenschlich.

In dem Prozesse der Katharina Sempel, von Neuendorf, wurde die im Jahr 1671 über sie ausgesprochene Todesstrafe in eine lebenslängliche Haft verwandelt, was bis dahin unerhört gewesen.

Thomasius vertheidigte im J. 1701 öffentlich zu Halle seine berühmte Thesis über das Verbrechen der Zauberei. Dies Werk, das ihm fünfzig Jahre früher nur die Märtirerkrone zugesichert hätte, wurde als ein Echo der Vernunft und des öffentlichen Gewissens mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Thomasius entlehnte den Keim seiner Argumente und seiner Beispiele einem Buche des holländischen Pfarrers Bekker, in Nachahmung des Traktats Van Dalens, über die Orakel.

Demungeachtet wurde die Verfolgungswuth dadurch noch nicht gänzlich vertilgt. Sie erneuerte sich im J. 1739 zu Segedin in Ungarn, wo 13 Personen den

Flammen überliefert wurden. Die Abscheulichkeiten dieses Prozesses waren der barbarischen Zeiten würdig. Zehn Jahre später beschloß der Prozeß der Maria Renata, zu Würzburg, diese lange Reihefolge von Gerichtsmorden, welche die Annalen Bambergs besudeln.

Was diese Verhandlung von allen frühern unterscheidet, war der Abscheu, den sie in Deutschland, in Frankreich und in Italien erregte; denn Maria war nicht eine Hexe, wie man behauptete, sondern eine Bereiterin von Liebestränken, oder was der theodosische Kodex eine Venefica nennt.

Jede Sache hat seine Zeit. Ausländische Philosophen, besonders Maffei, Tartaroti und Dell' Osfa, wählten den Malleus maleficorum zum Text, und griffen ihn mit so vielem Erfolg an, daß sie endlich Deutschland von dem blinden Aberglauben befreiten, der es so lange entehrte.

Mit Ausnahme des Kantons Glarus, wo noch im J. 1786 eine angebliche Hexe verbrannt wurde, war die Schweiz seit Langem nicht mehr der Schauplatz solcher Hinrichtungen. Die letzte ereignete sich zu Genf im J. 1652. Sebastian Michaelis behauptet, daß das Gericht in dieser Stadt ein Geständniß in diesem Betracht immer als unzulänglich betrachtet, und die Zauberei nur dann bestraft habe, wenn sie mit einem Verbrechen gegen Menschen oder Thiere begleitet war. Vielleicht verhielt es sich im Anfang also. Aber später wurde diese Regel beseitigt, denn nirgends war die Verfolgungswuth heftiger, als zu Genf, wo man ihr jedoch auch zuerst entsagte.

Die Unglückliche, welche in dieser Stadt verbrannt

wurde, hieß Michaela Chaudron. Ihrer Aussage nach begegnete sie dem Teufel ausserhalb dem Cornavinthore. Er grüßte sie sehr höflich, umarmte sie, empfing ihre Huldigung, und drückte ihr auf die Oberlippe und auf die rechte Brust das Zeichen, mit welchem er alle ihm Angehörige zu begünstigen pflegt. Dies Satanszeichen ist ein kleiner Stempel, der, nach der Versicherung aller dämonographischen Rechtsgelehrten, die Haut fühllos macht.

Der Teufel befahl seiner neuen Genfer Favorite, zwei junge Mädchen zu behexen. Sie gehorchte pünktlich. Die Verwandten der beiden Besessenen verklagten sie. Diese wurden verhört und mit der Beschuldigten konfrontirt. Sie behaupteten, in gewissen Theilen ihrers Körpers ein Zwicken nnd Jucken zu verspüren, wie wenn sich Ameisen dort eingenistet.

Man zog Aerzte (oder vielmehr Ignoranten, die sich Aerzte nannten) zu Rath. Sie untersuchten die beiden Mädchen, bei denen sich, während dieser Inspektion, besagtes Jucken und Zwicken verdoppelte. Sodann suchten sie bei der Hexe des Teufels Merkmal, fanden es, und bohrten an dieser Stelle eine lange Nadel ins Fleisch, wobei die Unglückliche ein großes Geschrei ausstieß; Beweis, daß sie keineswegs fühllos war.

Man ließ es jedoch bei dieser ersten Marter nicht bewenden. Die Richter verlangten eine vollkommene Ueberzeugung, ob sie eine Hexe sei oder nicht. Die Unglückliche wurde auf die Folter gespannt, und verlor auf derselben alles Bewußtsein. Während ihrer Ohnmacht bohrten die Aerzte ihr abermals eine Nadel ins Fleisch. Sie schrie nicht, folglich war sie

fühllos. Dieser Beweis schien den Richtern so einleuchtend, daß sie die Arme ohne Weiteres zum Flammentode verdammten. Da jedoch die Sitten sich schon ein wenig zu mildern begannen, wurde sie zuerst gehängt und erwürgt, und sodann verbrannt.

Das von Ludwig XIV im Jahr 1682 erlassene Edikt beweiset, daß der Gesetzgeber nicht mehr an Zauberei glaubte, weshalb auch nur die Anmaßung, eine übernatürliche Macht zu besitzen, bestraft wurde.

Dieser erste Schritt auf dem Wege der Vernunft war eine Antwort der französischen Regierung auf die Protestation des Parlaments der Normandie, welches in einem Hexenprozesse das Todesurtheil ausgesprochen, und das von der erstern nicht ratifizirt wurde.

Wir sind nicht der Meinung Huskissons, daß in England der Aberglaube zuletzt seine Scheiterhaufen angezündet, und sie zuerst wieder ausgelöscht habe. Der Beweis vom Gegentheil liegt in dem berüchtigten Prozesse Bolingbroke's und der Margaretha Jordan, deren Hexereien Shakespeare in seinem Heinrich VI gedenkt, und deren auch die Statuten Heinrichs VIII, Elisabeths und Jakobs I erwähnen.

Ein anderer Beweis ergibt sich aus den Verfolgungen Hopkins gegen die unglücklichen Bewohner von Lincolnshire, von deren eingebildeten Verbrechen Hudibras ein gräßliches Gemälde entwirft. Sie wurden zum Tode verurtheilt, theils weil sie sich nackt gezeigt, theils weil sie am Tage und während der Nacht auf den Feldern in der Stellung des Schmerzes auf Lumpen gesessen.

Was würde Huskisson zu der Liste der 3000 Opfer gesagt haben, die während der Regierung des lan-

gen Parlaments hingerichtet wurden? Was hätte er zu den abgeschmackten Aussagen gemeint, in Folge derselben die Hexen von Warbois und die Unglücklichen von Lancashire der Treulosigkeit des feigen Robinson überantwortet wurden, und eines schrecklichen Todes starben? Jene Liste hat Zacharias Grey mit eigenen Augen gelesen. Diese letztere Schauderszene hat die dramatische Muse Heywoods und Shadwells verewigt.

Welch trauriges Beispiel gewährt uns der berühmte Hale, der Amy Duny und Rosa Cullender im Jahr 1664 auf ein Zeugniß verurtheilte, über welches jetzt ein Kind mitleidig lächeln würde. In dem Prozesse Wenhams, im J. 1711, legte der Oberrichter Powell den Geschwornen die Frage vor: „ob der Angeklagte schuldig sei, mit dem Teufel, unter der Gestalt einer Katze, Gemeinschaft gehabt zu haben?“ Die Antwort war bejahend. Man begnügte sich, die Achseln zu zucken. Der Verurtheilte wurde begnadigt.

Dieses Beispiels ungerechnet, wurden, fünf Jahre später, Mistriß Hicks und ihre neunjährige Tochter zu Huntingdon gehängt, weil sie ihre Seele an Satan verkauft, und ein Gewitter veranlaßt, indem sie ihre Strümpfe ausgezogen, um sie zu waschen.

Dieser letzte Gerichtsmord beschließt die Liste derjenigen, welche im Betracht der Zauberei in England verübt wurden. Mit dem Jahre 1766 verschwanden die Verfügungen über ein so abgeschmacktes, eingebildetes Verbrechen aus dem britischen Strafgesetze. Eine neue Verordnung bestimmte öffentliche Ausstellung und Gefängnißstrafe gegen alle diejenigen, welche sich für Teufelsbeschwörer u. s. w. ausgeben würden.

Zwei Rechtshändel in den Jahren 1809 und 1827 bewiesen, daß der Glaube an Hexerei auf dem Lande noch nicht ganz ausgerottet ist.

Barrington, in seinen Bemerkungen über das zwanzigste Statut Heinrichs VI, schlägt die Zahl der Opfer dieser abscheulichen Anklagen auf nicht weniger als 30,000 an.

In keiner Gegend vielleicht war der Aberglaube empörender und blutgieriger, als in Schottland. Der wilde Anblick der Landschaft, die malerischen Berge, die verschiedenen, oft schrecklichen Phänomene, mit denen die Natur Auge und Einbildungskraft der Einwohner unter einem bald lachenden, bald düstern, von Ungewittern umlagerten Himmel schlägt; die Einsamkeit ihres Hirtenlebens, ihre geheimnißvollen Nachtwachen in tiefen Höhlen; ihre Sitten, ihre Gebräuche, ihr träumerisches und enthusiastisches Gemüth: Alles begünstigte eine Verblendung, die sie bald zum Fanatismus führen mußte.

Im Alterthum wurden die Natur-Phänomene von dem Volke als göttliche Offenbarungen betrachtet. Zeigte sich ein Meteor, ein Nordlicht: man hielt es für in der Luft streitende Reiter. Auf den Gipfeln der Berge sah man Todtenfackeln sich bewegen. Gerippe tanzten bei königlichen Hochzeitlagern. Gespenster mischten sich in alle Gesellschaften und verbreiteten ein allgemeines Entsetzen.

Später zeigten sich die Nachtmännchen und Nachtweibchen mit einer Zuversicht, welche die Leichtgläubigkeit bestrickte. Gräßliche Stimmen, furchtbarer als des Donners Gekrach, beschieden entartete Prie-

ſter vor Gottes Gericht. Die Annalen des 13. Jahrhunderts gedenken der Thaten dreier Zauberer, des Thomas von Herſildune's, Michel Scotts und Lord Soulis. Der Ruf des zweiten iſt ſelbſt bis nach Italien gelangt, und Dante ſtellte ihn, in ſeiner Hölle, zwiſchen Benatto, dem Aſtrologen von Monte Felto und den Parmeſaner Abbate. *)

Vor der Reformation wurde die öffentliche Ruhe durch dieſen Aberglauben wenig oder gar nicht geſtört. Einige Menſchen, die ſich für Zauberer ausgaben, und durch ihre ſogenannte übernatürliche Macht Schrecken zu verbreiten ſich bemühten, wurden zwar ſtreng beſtraft; aber man hatte noch nicht an Teufelaustreibung durch Feuer gedacht.

Michel Scott und Thomas von Herſildune lebten und ſtarben ruhig. Das tragiſche Ende des Tirannen Soulis war weniger eine Folge ſeiner angeblichen Zaubereien, als der Abſcheulichkeiten, die ihm von dem Dämon der Grauſamkeit eingegeben wurden, und deren Vollſtreckung er Helfershelfern anvertraute, die ſeiner würdig waren.

Bis zur Regierung Maria's kennt man keinen eigentlichen Zauberei-Prozeß. In dem der unglücklichen Gräfin von Glammis, die 1536 hingerichtet wurde, weil ſie den König Jakob V zu vergiften unternommen hatte, wurde nur deshalb die Anklage der Hexerei in Rede geſtellt, um das Volk gegen eine

*) Quell' altro che nei fianchi è cosi poco
Michele Scotto fu, che veramente
Delle magiche frodi seppe il giuoco.
(Canto XX.)

Frau zu erbittern, deren Geist und Schönheit im Stande waren, zu ihren Gunsten einzunehmen.

Die Reformation veranlaßte eine traurige Umwälzung in der Volksmeinung, in Hinsicht auf die Magie. Der Glaube an übernatürliche Mächte wurde allgemein, und Satans Reich gewann eine große Ausdehnung. Das Schwert der Gerechtigkeit ersetzte die Waffe der Ueberredung, und Moses Worte, die jeden falschen Propheten des Todes würdig erklärten, wurden die Basis des 73. Akts des neunten Parlaments Maria's von Schottland, nach welchem jeder Zauberer, oder Jeder, welcher mit demselben in genauer Verbindung gestanden, zum Tode verurtheilt wurde.

Unter Jakobs VI Regierung wurden mehrere ausgezeichnete Personen der Magie beschuldigt, unter andern Lady Buccleugh, die Gräfinnen von Athol und Huntly, die Gemahlin des Kanzlers Arran, Lady Kerr, die Gräfin von Lothian und die von Angus, Enkelin der Lady Glammis. Selbst der berühmte Knox wurde von den Gegnern der Reformation als Hexenmeister bezeichnet.

Unter der Regierung Karls I, von 1625 bis 1640, bemerkt man in den Gerichtsannalen Schottlands acht Hexenprozesse, in denen nur ein einziges Individuum freigesprochen wurde.

Die Herrschaft der Puritaner verstärkte den Aberglauben des Volks, statt ihn zu heben. Die allgemeine Versammlung gebot 1640 jedem Pfarrer, eine Liste von allen Zauberern in seiner Gemeinde zu entwerfen, und sie ohne Erbarmen der Gerechtigkeit zu

überliefern. Diese Verordnungen wurden bis 1649 erneuert. Ein Jahr nach Karls I Hinrichtung wurden durch eine Parlaments-Verfügung alle diejenigen, welche bei Hexen oder Hexenmeistern sich Raths erholt, zu denselben Strafen verurtheilt, wie diese.

Die Priester zeigten bei diesen Verfolgungen einen unermüdlichen Eifer. Die von blindem Fanatismus einem gräßlichen Tode überantworteten Opfer wurden zuerst von ihnen verhört, und sodann auf ihr Gutachten der Folter übergeben, wobei sie die Unglücklichen mit Nadeln stachen, um zu sehen, ob sich bei ihnen noch irgend eine Empfindung des Schmerzes äussere.

Im ersten Jahre der Restauration in England (1661) wurden zwanzig Zauberer allein in Schottland verurtheilt und hingerichtet. Die Zahl derjenigen, welche in den sogenannten Schwitzkammern umkamen, kann nicht genau angegeben werden; sie war auf jeden Fall sehr bedeutend.

Im folgenden Jahre (1662) begann sich dieser Volkswahnsinn ein wenig zu legen, und man hörte von keinem Hexen-Prozesse sprechen. Sodann erneuerte sich der Anfall, und 1678 wurden zehn Frauen, in Folge ihrer eigenen Aussagen, zum Tode verurtheilt. Mehrere dieser Unglücklichen, welche sich 1680 in den Gefängnissen befanden, wurden wieder in Freiheit gesetzt. Demungeachtet erschienen 1697 abermals zwanzig der Zauberei Beschuldigte vor Gericht. Unter ihnen befanden sich ein vierzehnjähriges Mädchen und ein zwölfjähriger Knabe. Beinahe alle wurden verurtheilt; aber nur fünf wurden hingerichtet.

Das letzte Urtheil in diesem Betrachte war das vom 3. Mai 1708 gegen Elset Rule, dem man eine Backe verbrannte, und der sodann auf immer aus Schottland verbannt wurde.

Noch immer behauptet der Fanatismus seine traurige Herrschaft in unserm Europa, zwar unter mildern Formen; aber noch mit derselben Beharrlichkeit, wie in frühern Jahrhunderten.*) Nur ein allgemein verbreiteter Unterricht ist im Stande, ihn vollkommen zu beseitigen. Hoffen wir, daß in Kurzem das Reich der Vernunft, auch für die untern Stände, endlich beginnen werde.

*) M. s. den Aufsatz: „Ein moralisches Memento unsrer Zeit", im fünften Bande, S. 192 u. f. des laufenden Jahrgang dieses Werkes.

Oberfläche, Bevölkerung und bebautes Land der verschiedenen Staaten und Gebiete der nordamerikanischen Union.

Am 25. Februar 1828 ernannte die vertretende Kammer der nordamerikanischen Vereinstaaten eine Kommission, um zu untersuchen, ob es schicklicher sei, jährlich den verschiedenen Staaten, verhältnißmäßig nach ihrer Vertretung in der Kammer, die von dem Verkauf der öffentlichen, dem ganzen Bunde gehörigen Ländereien herrührenden Summen, nach Abzug der nothwendigen Ausgaben, zukommen zu lassen.

Ein Jahr nachher, am 25. Februar 1829, theilte Herr Stevenson, Abgeordneter von Pensylvanien, im Namen der Kommission, einen Bericht mit, der um so interessanter ist, da man ihn als offiziell betrachten kann, und in welchem Folgendes festgestellt wurde:

Die verschiedenen Staate und Gebiete der nordamerikanischen Union haben eine Oberfläche von 597,195,166 Acres (Morgen). Das öffentliche, noch unbebaute Land, welches dem Bunde gemeinsam gehört, und über das er verfügen kann, hat eine Oberfläche von 1,062,672,698 Acres. Die Gesammtoberfläche hat also 1,659,867,864 Acres *)

*) Man kann diese Landoberfläche in drei besondere Theile scheiden: 1) die Ländereien, deren die ersten Kolonisten sich bemächtigt, oder die sie von den Indiern bis 1783 gekauft haben; 2) die Ländereien, welche die Nord-

Die Bevölkerung der vereinigten Staaten belief sich 1800 auf 5,319,762 Seelen, und 1820 auf 9,637,999. 1830 kann man sie schätzen auf 13,000,000 Seelen, und 1860 auf 32,000,000.

Der Berichterstatter schloß im Namen der Kommission, nach einer interessanten Entwickelung wichtiger Thatsachen, „daß der Netto-Ertrag des Verkaufs der öffentlichen Ländereien des Bundes, und nicht diese selbst, wie einige Personen verlangt, jährlich unter die verschiedenen Staaten vertheilt werde.“

Nach dem Befreiungskriege waren die Grenzen der meisten Staaten noch sehr unbestimmt, und mehrere derselben suchten ihre Ansprüche auf die noch unbebauten Ländereien westlich, jenseits der großen Gebirgskette, geltend zu machen. Die Conföderation trat nun vermittelnd auf, und verlangte von den verschiedenen Staaten die Abtretung der Oberherrherrlichkeit über jene steitigen Ländereien, sowohl um die Eintracht vollkommen wieder herzustellen, und die Staaten alle durch die Bande eines gemeinsamen Eigenthums noch fester zu verbinden, als um durch den allmäligen Verkauf dieser Ländereien die durch den Krieg verursachten Schulden zu bezahlen.

Dieser weise Vorschlag wurde angenommen. Ein Staat nach dem andern verzichtete auf seine Ansprüche in Betreff des Landes, westlich von den Apa-

---

amerikaner erobert, oder von Frankreich, Spanien und den Eingebornen seit 1782 gekauft haben, oder auf welche die Ansprüche der letzten erloschen sind; 3) die Ländereien, welche im gegenwärtigen Augenblick von den Nordamerikanern bewohnt werden, und auf welche die Eingebornen noch Rechte haben.

laschen und östlich vom Missisipi, welches das reichste und am besten bewässerte Thal Amerika's bildet.

Die Souveränität und das Eigenthumsrecht von Luisiana und Florida, die allein schon, ihrer Ausdehnung nach, ein großes Reich bilden würden, sind seitdem, durch den Ankauf der Union von Frankreich und Spanien, der Nationaldomäne beigefügt worden.

Diese letzte besteht gegenwärtig aus drei Klassen:

1) Ländereien, welche von mehreren der alten Staaten der Bundesregierung und der gegenwärtigen Regierung der Vereinstaaten abgetreten worden;
2) Ländereien, welche von Frankreich durch den Pariser-Vertrag vom 30. April 1803 gewonnen worden;
3) Ländereien, welche Spanien durch den zu Washington am 22. Februar 1819 geschlossenen Vertrag abgetreten.

I. Der zu der ersten Klasse gehörige Theil der öffentlichen Ländereien, welche den vereinigten Staaten vor Annahme der gegenwärtigen Konstitution abgetreten worden, bildet, was man damals das nordwestliche Gebiet (north western territory) nannte, und das jetzt die Staaten Ohio (Oheio), Indiana und Illinois, so wie die Gebiete Michigan und Nordwest oder Huron (nord-west or Huron territory) begreift.

Diese ganze ungeheure Strecke wurde ganz von dem Staate Virginien, und nur zum Theil von denen von Neu-York, Massachussets und Konnektikut in Anspruch genommen, in Folge ihrer verschiedenen Charten oder Konzessionen von Seiten Großbritanniens.

Die Rechte Virginiens schienen am besten begründet; die der drei andern Staaten waren sehr schwankend.

Wie dem auch sei, alle legten sich nach und nach das Opfer auf, und traten ihre Rechte und Ansprüche an jenes Land der Union ab, Neu-York am 1. März 1781, Virginien 1784, Massachussets am 19. April 1785 und Konnektikut theilweis 1785 und vollkommen am 30. Mai 1800.

Diese Abtretungen beliefen sich auf nicht weniger als 165 Millionen Acres oder Morgen. Am 9. August 1787 trat auch Süd-Karolina ein großes Gebiet ab, das ihm jedoch wieder zurückgegeben wurde.

Nach Annahme der gegenwärtigen Konstitution überließ der Staat Nord-Karolina am 25. Februar 1790 der nordamerikanischen Union jenen ganzen Theil seines westlichen Gebiets, der jetzt den Staat Tennessee bildet, und der 26½ Millionen Acres umfaßte.

Am 14. April 1802 trat der Staat Georgien den Vereinstaaten den Theil der gegenwärtigen Staaten Missisipi und Alabama ab, der nördlich vom 31. Breitegrade sich befindet.

II. Durch den Pariser-Vertrag vom 30. April 1803 überließ Frankreich, für eine Summe von 11,250,000 Dollare (28,125,000 rhein. Gulden), den vereinigten Staaten die Kolonie oder Provinz Luisiana, deren Grenzen im Augenblicke der Abtretung noch schwankend und unbestimmt waren.

Aber durch den zu London, am 31. Oktober 1818, zwischen den vereinigten Staaten und Großbritannien abgeschlossenen Traktat, wurde die nördliche Grenze unterm 49. Breitegrade von der alten Grenze der Union bis zum stillen Meere bestimmt; und durch den

zu Washington, am 22. Februar 1819, zwischen den vereinigten Staaten und Spanien abgeschlossenen Vertrag begann die westliche Grenze bei der Mündung der Mobile, und zog sich von dort, längs dem westlichen Ufer dieses Stroms, bis zum 32. Grade nördlicher Breite. Von diesem Punkte wurde eine Linie in gerader Richtung gegen Norden gezogen bis zum Rothstrom, von wo sie dem Laufe desselben bis 100 Grade westlicher Länge von Greenwich, oder bis zum 33. Grade westlicher Länge von Washington folgte. Von dort zog man eine andere Linie in gerader Richtung nach Norden bis zum Arkansas. Die Grenze folgte sodann dem südlichen Ufer dieses Flusses bis zu seiner Quelle unterm 42. Grade nördlicher Breite, und von dort in gerader Richtung, unter demselben Breitegrade, bis zum stillen Meere.

Man kam auch durch denselben Vertrag überein, daß, wenn die Quelle des Arkansas nördlich oder südlich vom 42. Grade sich befinde, man in gerader Richtung bis zu dieser Linie die Grenze zu ziehen habe, um die übrigen Bestimmungen nicht zu verändern.

Die durch diesen Kauf der Union zugewendeten Ländereien umfassen ungefähr 850 Millionen Acres, welche gegenwärtig die Staaten Luisiana und Missuri, nebst dem Arkansas-Gebiet, bilden, so wie die 750 Millionen Acres, welche sich nördlich und westlich von diesen befinden.

III. Die von Spanien durch den Vertrag von Washington, vom 22. Februar 1819, erworbenen Ländereien, sind unter den Namen Ost- und West-Florida bekannt. Die vereinigten Staaten bezahlten dafür 5 Millionen Dollare (12 ½ Millionen rhein.

Gulden), und entledigten Spanien von allen Forderungen, welche ihre Bürger gegen diese Macht noch anhängig machen konnten. Die Ausdehnung des durch diesen Vertrag erhaltenen Landes beläuft sich über 40 Millionen Acres, welche jetzt das Gebiet Florida und einen Theil der Staaten Alabama, Missisipi und Luisiana bilden.

Die drei nachstehenden Tabellen, welche dem Berichte der obgedachten Kommission beigefügt waren (mithin offizielle Aktenstücke), stellen in Zahlen die Einzelnheiten und Resultate dieses Berichtes dar.

Menge der Acres (Morgen) Landes inner den Grenzen jedes Staates und jedes Gebiets vereinzelt betrachtet, so wie der Theil desselben, welcher eigenthümlich dem Bunde gehört.

Staat oder Gebiet.	Zahl der Acres Landes in jedem Staate oder Gebiete.	gehörend den Vereinstaaten am 30. Juni 1828, auf welche d. Ansprüche der Indier erloschen waren.	gehörend den Vereinstaaten in jedem Staate und Gebiete, auf welche die Ansprüche der Indier am 30. Juni 1828 noch nicht erloschen waren.
Maine	20,480,000	„	„
Massachussets	4,992,000	„	„
Neu-Hampshire	5,939,000	„	„
Vermont . . .	6,536,000	„	„
Rhode-Island	870,400	„	„
Konnektitut .	2,991,360	„	„
Neu-York . .	29,440,000	„	„
Neu-Jersey .	4,416,000	„	„
Pensylvanien	28,280,000	„	„
Delaware . .	1,323,520	„	„
Maryland . .	6,912,000	„	„
Dstr. Kolumbia	64,000	„	„
Virginien . .	40,960,000	„	„
Nord-Karolina	28,032,000	„	„
Süd-Karolina	19,251,200	„	„
Georgien . . .	37,120,000	„	„
	237,607,680		

Staat oder Gebiet.	Zahl der Acres Landes in jedem Staate oder Gebiete.	Zahl der Acres Landes gehörend den Vereinstaaten am 30. Juni 1828, auf welche die Ansprüche der Indier erloschen waren.	Zahl der Acres Landes gehörend den Vereinstaaten in jedem Staate und Gebiete, auf welche die Ansprüche der Indier am 30. Juni 1828 noch nicht erloschen waren.
	237,607,680	„	„
Kentucky . . .	24,960,000	„	„
Tennessee . . .	26,432,000	3,000,000	„
Mississipi . . .	31,074,234	11,514,518	16,885,000
Indiana	22,459,669	12,308,455	5,335,632
Ohio	24,810,246	4,984,348	409,501
Luisiana . . .	31,463,040	25,364,198	„
Illinois	35,941,902	23,575,300	6,424,640
Halbinf. Michigan	24,939,870	16,393,420	7,378,400
id. Arkansas	28,899,520	26,770,941	„
Missuri	39,119,019	35,263,541	„
Halbinf. Florida . . .	35,286,760	29,728,300	4,032,640
Alabama . . .	34,001,226	19,76,9679	9,519,066
	597,195,166	205,672,968	49,985,639
Geb. Huron*)	56,804,834	„	56,804,834
Großes westliches Gebiet**)	750,000,000	„	750,000,000
	1,404,000,000	„	856,790,473
Gebiet, auf welches die Ansprüche der Indianer erloschen sind			205,672,698
Zahl der Acres, welche wirklich der Union gehören			1,062,463,171

*) Das Huron-Gebiet ist westlich vom Michigansee und östlich vom Mississipi.

**) Das große westliche Gebiet erstreckt sich vom Mississipi bis zum stillen Meere.

Bevölkerung der vereinigten Staaten. *)

Staaten u. Gebiete.	1800	1820	Angeschlagen für 1830	Angeschlagen für 1860
Maine	151,719	298,335	420,000	800,000
Massachussets . . .	422,845	523,287	580,000	700,000
Neu-Hampshire . .	183,858	244,161	300,000	440,000
Vermont	154,465	235,764	280,000	490,000
Rhode-Island . .	69,122	83,059	90,000	110,000
Konnektikut	151,002	275,248	290,000	330,000
Neu-York	586,150	1,372,812	2,000,000	3,060,000
Neu-Jersey	211,149	277,575	330,000	414,000
Pensylvanien . . .	602,548	1,049,458	1,390,000	2,300,000
Delaware	64,273	72,749	80,000	90,000
Maeyland	349,692	407,350	450,000	600,000
Distr. Kolumbia	14,093	33,039	50,000	100,000
Virginien	886,149	1,065,366	1,180,000	1,900,000
Nord-Karolina . .	478,103	638,829	720,000	1,120,000
Süd-Karolina . .	345,591	502,741	600,000	1,000,000
Georgien	162,686	340,989	410,000	900,000
Kentucky	220,959	564,317	650,000	1,000,000
Tennessee	105,602	422,643	600,000	1,100,000
Mississipi	8,850	75,448	130,000	1,000,000
Indiana	5,640	147,178	400,000	1,300,000
Ohio	45,365	581,434	1,000,000	1,900,000
Luisiana	„	153,407	300,000	980,000
Illinois	„	55,211	130,000	1,180,000
Halbinf. Michigan	„	8,896	35,000	1,000,000
id. Arkansas	„	14,246	35,000	730,000
Missuri	„	66,586	130,000	1,220,000
Halbinf. Florida**)	„	„	40,000	300,000
Alabama	„	127,910	380,000	1,490,000
	5,319,762	9,637,999	13,000,000	27,654,000
Gebiet Huron . .	„	„	„	346,000
Groß. West-Gebiet	„	„	„	4,000,000
				32,000,000

*) Die Vermehrung ist zu 35 Prozent für 10 Jahre angeschlagen. Ausserdem wird die Bevölkerung der westlichen Theile durch die der östlichen verstärkt.

**) Die großen Sümpfe und die Sandhügel Florida's verhindern eine rasche Vermehrung der Volksmenge.

Oberfläche in englischen Quadratmeilen, und Bevölkerung der verschiedenen Staaten der Union auf eine Quadratmeile.

Staaten und Gebiete.	Zahl der Quadratmeilen jedes Staates oder Gebietes.	Anschlag der Bevölkerung auf eine Quadratmeile	
		1830.	1860.
Maine	32,000	13	25
Massachussets . . .	7,800	74	90
Neu-Hampshire .	9,280	32	48
Vermont	10,212	27 ½	48
Rhode-Island . .	1,360	66	80
Konnektikut . . .	4,674	62	70
Neu-York	46,000	43	66 ½
Neu-Jersey	6,900	48	60
Pensylvanien . . .	43,950	32	52
Delaware	2,068	39	45
Maryland	10,800	41	46
Distr. Kolumbia	100	500	1000
Virginien	64,000	18 ½	30
Nord-Karolina . .	3,800	16	26
Süd-Karolina . .	30,080	20	33
Georgien	58,000	7	15 ½
Kentucky	39,000	15 ½	28
Tennessee	41,300	14 ½	27
Mississippi	46,358	3	21 ½
Indiana	35,100	11 ½	37
Ohio	38,800	25 ½	49
Luisiana	49,000	6	20
Illinois	56,000	2 ⅓	21
Halbinf. Michigan	39,000	1	26
id. Arkansas	45,300	1	16
Missuri	61,000	2	20
Florida	54,500	1	5 ½
Alabama	53,100	7	28
	929,482		

Georgische Prophezeihungen für jeden Tag des Monats.

Die nachstehenden sonderbaren Andeutungen bilden den Anhang eines merkwürdigen georgischen Manuskripts, welches ein schönes episches Gedicht, betitelt: „der Mensch mit der Tiegerhaut", enthält. Es befindet sich in der königlichen Bibliothek zu Paris, unter dem Buchstaben E. Man bemerkt in diesen Voraussagungen ein auffallendes Gemisch christlicher und jüdischer Glaubensmeinungen.

I. H. S.

Genauer und wahrhafter Mondskalender.

I. Tag des Mondes. Gut pflanzen, säen, einrichten, Holz fällen und reisen. Heut hat Noa die Hand gelegt an den Bau der Arche, und Moses hat die Israeliten aus der Gefangenschaft geführt, und die Engel haben „der Mutter Gottes geboten", zu reisen. Wer heut das Licht der Welt erblickt, wird stark und glücklich sein. Wer krank wird, wird genesen. Das Verlorne wird sich wiederfinden. Die Träume sind gut und glücklich.

II. Tag. Glücklicher Tag zum Säen, Pflanzen, Einrichten und Holzfällen. Uebel für die Thiere. Heut hat Ken (Kain) seinen Bruder Abel erschlagen. Wer heut geboren ist, wird ausschweifend sein. Lebt der Kranke zehn Tage, wird er genesen. Sache, die heut verloren, wird heut sich wiederfinden. Gestohlene Sache wird wiedererstattet. Der Traum wird in drei Tagen erfüllt sein.

III. Tag. Erfolg in Allem. Der heut Geborene

wird kriegerisch sein. Heut erschlug Dawith (David) den Goliath, und das Kreuz des Erlösers wurde zu Elusrem (Jerusalem) gefunden. Der Kranke wird genesen. Das Verlorne wird sich wiederfinden. Das Gestohlene wird zurückerstattet. Die Träume sind nicht gut.

IV. Tag. Unglücklich. Säe und pflanze nicht; mache auch keinen Tausch. An diesem Tage verbrannte Anbukathonh-Sowra (Nebukadnezar), Fürst von Babel, die Schüler. Wer heut geboren wird, geräth ins Feuer, ins Wasser, oder ins Unglück. Das Verlorne ist verloren, das Gestohlene bleibt gestohlen. Der Kranke, welcher zehn Tage überlebt, wird genesen. Die Träume sind glücklich.

V. Tag. Glücklich. Nowen (Noa) beendete die Arche, und begab sich in dieselbe, mit allen Thieren. Verheirathet den Jüngling, kauft den Sklaven. Arbeitet, aber schwöret nicht und laßt nicht schwören. Macht Euch nicht auf den Weg, dafür ist der Tag nicht gut. Mit dem Kranken geht es schlimmer; aber endlich wird er genesen. Verlorne Sache wird nur mit großer Mühe wiedergefunden. Von Deinem Traum sprich zu Niemand.

VI. Tag. Glücklich zum Handel, auch zum Reisen, und zum Einziehen in ein neues Haus. Wer heut das Licht der Welt erblickt, wird lange leben, und einst ein wackerer Kurde (Straßenräuber) werden. Glücklicher Tag zum Heirathen für junge Leute. Heut gab der Heiland den Aposteln ihre Mission, und sendete sie aus, allen Heiden das Evangelium zu predigen. Schwöre nicht. Wer seine Krankheit fünf Tage übersteht, wird genesen. In fünf Tagen, oder

im Laufe des Jahres, wird der Traum in Erfüllung gehen.

VII. Tag. Nicht glücklich. Adam wurde, wie ein Hallunke, aus dem Paradies getrieben. Jage oder handle nicht. Donnert es, wird die Erde überſchwemmt. Unglücklicher Tag für Alles. Was man verliert, bleibt wohl verloren. Geh' nicht zu deiner Frau. Der Kranke wird ſchlimmer; aber er kommt davon. Traum iſt ſchlecht und geht in Erfüllung; aber nur wenn du viel beteſt.

VIII. Tag. Glücklich. Heut wurde das Licht geſchieden von der Finſterniß, und die Zungen (Sprachen) bildeten ſich. Heut wurde auch Mhoz (vielleicht Moſes) geboren. Glücklicher Tag zum Handeltreiben, Pflanzen und Reiſen. Der heut Geborne wird viel bauen; aber er wird häßlich und widerſprechend ſein. Verlornes wird nur ſchwer wiedergefunden. Der Kranke wird geneſen. Die Träume ſind gut.

IX. Tag. Glücklich zum Reiſen, Handeltreiben; ſchlimm für alles Uebrige. Der heut Geborne wird arm bleiben, aber ſein Unglück muthig tragen. Verlorne Sache wird wieder gefunden. Der Kranke wird ſchlimmer, aber er geneſet. Die Träume ſind gut.

X. Tag. Moſes bringt die Geſetztafeln und zerbricht ſie. Unglücklicher Tag zum Reiſen und Handeln, zum Leihen und Borgen. Man findet das Verlorne nicht wieder. Der Dieb wird gehängt, der Kranke ſtirbt. Heute wurden die unſchuldigen Kindlein zu Bethalen (Bethlehem) erwürgt. Die Träume ſind nichts nutz.

XI. Tag. Die kinderloſe Anna flehete den Herrn an, und wurde Mutter Samowels (Samuels). Es

ist gut zu beten und zu bauen, auszubessern, zu pflanzen, zu reisen und zu handeln. Verlornes wird wieder gefunden. Gestohlenes wird nicht zurückerstattet. Die Träume sind gut.

XII. Tag. Geburt des Judas. Reise nicht, handle nicht. Der heut Geborne wird reich. Er wird hochgeachtet und befördert von den Fürsten. Die Träume sind übel.

XIII. Tag. Unternimm nichts. Elusarem wurde heut erobert. Wer heut geboren wird, bleibt arm. Der Kranke stirbt, die Träume sind schlecht.

XIV. Tag. Uanna (Jonas), der Prophet, wurde von einem Fisch verschlungen. Glücklicher Tag zum Reisen; doch traue dem Wasser nicht. Gut zum Begründen, sich zu verheirathen und Alles zu thun. Der Kranke verändert den Ort, thut gut daran. Verlornes bleibt verloren. Die Träume sind glücklich.

XV. Tag. Kariste (Christus) sprach mit Abarama (Abraham), wohnte bei ihm, und zwang den Teufel zum Schweigen. Gut säen, pflanzen, und heirathen. Der heut Geborne fürchtet den Salpeter. Der Kranke genesel. Gehe nicht in den Krieg, begründe nichts. Die Träume sind gut.

XVI. Tag. Gib wohl Acht auf Alles, was du thust. Empfang' und leiste keinen Eid. Wer heut geboren wird, ist angesehen bei den Großen, und wird Aemter und Würden erhalten. Glücklicher Tag zum Reisen. Borge nichts; begründe nichts. Die Träume sind nicht gut.

XVII. Tag. Glücklich. Christus zähmte die Hölle. Kaufe und verkaufe nichts; borge und leihe nichts. Geh' nicht zu Deiner Frau. Der heut Geborne ist

glücklich. Verlornes wird wiedergefunden. Die Träume sind übel.

XVIII. Tag. Glücklich. An diesem Tage gab Abarama seinen Sohn Sahka (Isak) dem Allmächtigen. Glücklicher Tag zum Bauen, zum Reisen, zum Heirathen. Der heut Geborne wird von der Welt nicht geliebt. Heute wurden die Seelen des Geschlechts Adams durch Kariste aus dem Orte der Qual erlöset. Die Träume sind gut.

XIX. Tag. Der Herr erschien Mose. Glücklicher Tag zum Reisen und zum Beten. Wer heut das Licht der Welt erblickt, wird glücklich sein. Verlornes findet sich wieder. Traue den Träumen nicht.

XX. Tag. Sahka betete für seinen Sohn Jakoph (Jakob). Heute ist jedes Gebet gut (sic!). Vortheilhafter Tag zum Säen, und um zu seinen Obern zu gehen. Der Kranke geneset. Der Traum geht in einem Monat in Erfüllung.

XXI. Tag. Glücklich zum Reisen, Handeln, Begründen und Heirathen. Der heut Geborne wird glücklich sein, und Gott wird ihn lieben. Dein Traum wird heute selbst in Erfüllung gehen.

XXII. Tag. Glücklich. Geburtstag des schönen Yoseb (Joseph). Heut gelingt Alles. Man kann säen und zu Schiff spazieren fahren. Der Kranke kommt davon. Gehe nicht in's Wirthshaus. Schicke Dein Pferd in's Grüne. Gestohlenes Gut kommt nicht wieder. Wer heut geboren wird, ist glücklich in Zukunft, von Gott geliebt, beneidet von den Armen. Die Träume sind nichts nutz.

XXIII. Tag. Allgemein glücklich. Geburt des Bane's (?). Günstig für Alles: um sich zu verhei-

rathen, um sich ins Bett zu legen, um zu säen, Handel zu treiben, zu begründen und zu jagen. Gestohlene oder verlorne Sachen werden sich wieder finden; aber der Zustand der Kranken wird sich verschlimmern. Wer heut geboren wird liebt, das Geld. Wer in entferntem Lande krank ist, wird, falls er geneset, noch vierzig Jahre leben; aber endlich von den Wölfen zerrissen werden. Die Träume taugen nichts.

XXIV. Tag. Geburt Pharwans (Pharao's). Schlimmer Tag. Gib auf all Dein Thun und Lassen wohl Acht. Der Kranke stirbt. Findet man Blut, wird es schwer sein, es abzuwenden. Gestohlenes bleibt gestohlen. Der heut Geborne wird geistreich und weise sein. Er wird durch eine „Feder" sterben. Ueble Träume.

XXV. Tag. Unglücklich. Wer schwört (oder flucht), wird sterben. Der Kranke wird schlimmer. Gute Jagd. Wer heut geboren ist, wird zänkisch und ein unerträglicher Schwätzer sein. Ueberlebt er einen Tag, einen Monat, oder ein Jahr, wird er lange leben. Die Träume sind schlecht.

XXVI. Tag. Moses hat das Meer durchschnitten. Deine Gebote werden von dem Herrn erfüllt. Verheirathe Dich; reise. Der heut Geborne ist erlöset. Verlorne Sachen werden nicht wiedergefunden. Im Laufe des Jahres wird Dein Traum erfüllt.

XXVII. Tag. Glücklich. Alles gelingt, Handel, Begründung, Reisen, Kredit. Der Kranke geneset. Es ist gut, heut geboren zu werden. Aber die Träume taugen nichts.

XXVIII. Tag. Abarama opferte seinen Sohn

dem Herrn. Gut reisen und handeln. Der heut Geborne wird lange leben. Die Träume sind nicht gut.

XXIX. Tag. Die Jsarelier (Jsraeliten) betraten heut das gelobte Land. Alle Deine Unternehmungen werden gelingen. Es ist der Tag der Erlösung. Die Kranken werden genesen. Reisen, Handel, Heirathen sind glücklich. Verlornes wird wieder gefunden. Der heut Geborne wird, seines guten Karakters wegen, von den Menschen geliebt. Er wird sechszig Jahre alt werden.

XXX. Tag. Geburt des Propheten Samowel. Erfolg aller Unternehmungen. Verlorne Sachen finden sich wieder. Der Kranke kommt davon. In Heirath und Reise wird man glücklich sein. Wer an diesem Tage in rechtmäßiger Ehe geboren wird, wird sich bereichern und hochmüthig sein. Ueberlebt er acht Tage, einen Monat, oder ein Jahr, wird er bis achtzig gehen. Die Träume werden im Laufe des Jahrs sich erklären.

Bruchstück aus einer am 29. Juli 1830 in den Tuilerien gefundenen Handschrift.

An dem Tage, wo das Schicksal Frankreichs entschieden wurde, wo die Energie des Pariservolkes durch seine Einigkeit die Satelliten der Tirannei vertrieb, wo es den Palast eines meineidigen Fürsten erstürmte und seinen Thron umstürzte: an diesem Tage fand ein Typograph, Namens Noguès, in einem Zimmer des königlichen Schlosses, eine Handschrift, deren er sich als alleinige Beute bemächtigte, in der Voraussetzung, daß sie nicht ohne besonderes Interesse sein könne.

Er hatte sich nicht geirrt. Die in Rede stehende Handschrift war eine Art Nachahmung des berüchtigten Werkes Machiavels „vom Fürsten (de principe)", betreffend die Regierungs-Verhältnisse der Bourbonen, dem französischen Volke, seiner Charte und seinen Rechten gegenüber; eine Art Traktat über die Mittel und Wege, deren man sich bedienen müsse, um allmälig zur unumschränkten und willkührlichen Gewalt zu gelangen; ein jesuitisch-politisches Vademecum für Karl X und seine Nachfolger, zur Begründung einer oligarchisch-theokratischen Monarchie.

Dies Manuskript ist keineswegs apokryphisch, wie man vielleicht vermuthen könnte. Es trägt den Stempel der Authenzität. Uebrigens liegt es bei dem Buchhändler Levavasseur, im Palais-Royal, der den Verlag desselben übernommen, zu Jedermanns Einsicht offen.*) Es ist in grünen Maroquin eingebunden,

*) Jetzt ist es einem Notar zur Aufbewahrung anvertraut.

und mit dem ehemaligen königlichen Wappen versehen. Sein Inhalt verbreitet ein helles Licht über die Absichten und Plane der Bourbonen. Theilen wir ein Specimen aus der Dedikation desselben an „Seine königliche Hoheit den gnädigsten Herrn Dauphin“ mit.

. . . . „ Aber um unser Uebergewicht über das eine und das andere Element zu sichern, muß man in unserer Mitte die Keime der Zwietracht ersticken, welche die Grundsätze der Revolution in ihr noch nähren. Man muß mit starker Hand alle die Institutionen schlagen, die sie erzeugen und die sie fortpflanzen. Man muß sich beständig erinnern, daß unsere Feinde, in der Besorgniß, daß ihre Macht in beiden Indien ihnen entgehe, den Plan faßten, Frankreichs Macht zu erschüttern, und daß sie, mit Hilfe ihrer Agenten und ihres Geldes, es dahin brachten, die arbeitenden und handeltreibenden Klassen zu Paris zu erheben, die bald der Gewalt sich bemächtigten.

„Man überredete Ludwig XVI, daß diese insurgirten Klassen das französische Volk seien, und daß, da sie die Nation vertreten, man Alles für sie und durch sie thun müsse.

„Man vergaß, daß das wahre Volk in allen Ländern die Klasse der Eigenthümer ist, weil die, welche den Boden besitzen, und die eine Dynastie gewählt haben, um das Königreich zu regieren, am meisten interessirt sind bei seinem Wohlergehen, und tausend Mittel kennen, ihn zu erhalten, zu heben, und das Land zu bereichern.

„Wir haben gesehen, welche Folge trauriger Ka-

tastrophen nothwendigerweise diesem Umsturze der Grundsätze entflossen, und wie dies angebliche souveräne Volk das Opfer seiner usurpirten Autorität geworden ist.

„Nach 25 Jahren der Anarchie und des Despotismus, hat man in Frankreich die Ordnung durch eine Charte und eine National-Vertretung, die keine pacta conventa, wie die alte Konstitution, sind, wiederherzustellen geglaubt. Man hat geglaubt, daß die Vervollkommnung des gesellschaftlichen Systems in dem Gleichgewicht der Gewalten bestehe.

„Aber was hat dieses Gleichgewicht bisher erzeugt? Streitigkeiten, Befeindungen in den festgestellten Gewalten; Unruhen, Zersplitterungen in der Gesellschaft; ein durchaus schwankendes System in der Regierung, und dies Schwanken, das nur dazu gedient, ihre Schwäche zu beurkunden, hat den politischen Körper mit einer immerwährenden Unpäßlichkeit geschlagen, dessen Erhalter und dessen Erzeugniß Egoismus und Habgier sind.

„Man will Aemter, Ehre, Reichthum, Macht, und wenn man das Alles erhalten, glaubt man es sich nur bewahren zu können, indem man bald schmeichelt, bald drohet; indem man, die Einen nach den Andern, alle Diejenigen erhöhet oder erniedrigt, welche dieselben Anmaßungen, man möchte beinahe sagen, dieselben Rechte haben. Die, welche verungnadet, gestürzt sind, werden durch eine andere Partei ersetzt, die auf dieselbe Weise handelt und fällt.

„Die National-Vertretung, wie sie jetzt bestehet, ist dem Genie, den Sitten, dem Karakter einer leichtsinnigen, unruhigen Nation, wie die unsrige, gradezu

entgegengesetzt. Sie ist der Verwendung der physischen Kräfte Frankreichs schädlich. Sie ist gefährlich für ein Volk, bei dem die Sprechsucht ein Bedürfniß ist, und das sich leichter durch Phrasen, als durch Gründe verführen und hinreissen läßt.

„Sie ist gefährlich für den König selbst, der, mit einer Armee von 200,000 Mann, seine Sache und seine Rechte von Advokaten vertheidigen läßt. Bayonette erhalten die Königswürde, Redner stürzen die Throne. Das Volk wird immer mehr Redner haben, als der König, und diese Volksredner, unterstützt von Denen, welche sie als Deputirte gewählt, sind mächtig genug, um das Volk zu erheben.

„Die Verantwortlichkeit der Minister ist nichts als ein eitles Wort in unsern Institutionen. Der König ist der höchste Verwalter; seine Minister sind nur seine Sekretäre.

„Bei uns bürden die Minister, welche sich für verantwortlich halten, dem Könige ihren Willen auf. Sie sind einig unter sich für ihre Privat-Interessen. Sie disputiren, um diese Uebereinstimmung zu verbergen. Sie ertheilen den Deputirten, die sie unterstützen, Aemter.

„Der König, der sie unterstützt sieht, wagt es nicht, sie zu verändern, oder wenn er sie verändert, bewahrt er sie vor jeder gerichtlichen Verfolgung, indem er sie zur Pairswürde erhebt.

„So ist die Belohnung einer schlechten Verwaltung ungeschickten oder pflichtvergessenen Ministern in der ersten Kammer zugesichert. Seit eilf Jahren verlangt man beständig diese Verantwortlichkeit, die keine andere Wirkung hat, als die Schwäche unserer Ge-

setze und unserer Regierung zu beurkunden, die man eine höchst mangelhafte Direktorial-Oligarchie nennen könnte.

„Wenn unsere Regierung kein anderes Gebrechen hätte, als das, durch die bestimmte Wahlabgabe (Cens) die Autorität in die Hände Derjenigen überzutragen, welche sich durch Plünderung des öffentlichen Schazes und durch Beraubung der alten Eigenthümer bereichert, würde es immer eine Quelle unzuberechnender Uebel sein, indem man Achtung und Auszeichnung in dem durch entehrende Mittel erworbenen Reichthum bestehen läßt.

„Denn jedes Individuum, das durch Diebstahl oder Betrug ein Eigenthum erworben, und auf solche Weise die bestimmte Wahlabgabe entrichten kann, wird in der Gesellschaft diese Auszeichnung geltend machen. Sein Wahltitel ist Ursach, daß die Anzettler aller Kabalen sich um seine Mitwirkung bewerben.

„Diese Wahlabgabe macht alle Franzosen egoistisch und geldgierig, weil man nur in dem Maße Verdienst hat, als man reich ist. Sie nährt die Sittenverderbung in der Gesellschaft, und versetzt endlich den politischen Körper in den Zustand einer vollkommenen Auflösung. Aehnlichen Ursachen hatte die römische Republik ihren Verfall zuzuschreiben.

„Wenn wenigstens die Gesetze, dieser Auszeichnung der Wahlabgabe den Glanz der alten adelichen Familien entgegengestellt; wenn sie in die Pairskammer die Nachkommen Derjenigen gerufen, die ihr Blut für die Erhaltung der Monarchie und für den Ruhm des Monarchen vergossen, würde die beständige Erinnerung alter Dienste als Gegengewicht dieser neuen

Auszeichnung gedient haben, die oft nur vom Wucher, vom Betrug, oder von Lieferungen, die höchst nachtheilig für den Staat gewesen, herrührt.

„In jedem monarchischen Staate erkennt man drei Gewalten: den König, der herrscht; die Geistlichkeit, welche religiöse Tugenden und Gehorsam gegen den König lehrt; den Adel, dem die Sorge anvertraut ist, die beiden ersten zu vertheidigen.

„Der Adel befehligt in allen Königreichen die Armeen. Das sind die drei nothwendigen und nützlichen Gewalten. Das sind die drei wahren Stützen der Länder, deren Verwaltung aus Ständen (états) bestehet, die aus den Haupteigenthümern gebildet worden.

„Der König ist der natürliche Beschützer und Vertheidiger der großen Volksmasse. Geistlichkeit und Adel müssen sich verstehen, und verstanden sich in Frankreich mit dem König.

„Es gab Zeiten des Mißverständnisses und der Zwietracht. Aber die Uebereinstimmung wurde bald wieder hergestellt durch die Nothwendigkeit und durch das Interesse Aller. Diese Nothwendigkeit, dies gemeinschaftliche Interesse erzeugten das Gleichgewicht zwischen den drei Gewalten; d. h. durch die Macht der Dinge kehrte Alles zur Ordnung zurück, und der politische Körper verfolgte seinen natürlichen Gang.

„Ich wünsche von Herzen, gnädigster Herr! so wie die neun Zehntel Frankreichs, daß der König herrsche wie seine Vorfahren, und daß statt einer Volksvertretung, wie die bestehende, er durch eine Versamm-

lung von Deputirten, erwählt unter den alten Provinz-Administratoren, die einen königlichen Verwaltungsrath bilden würden, unterstützt werde.

„Ein Theil dieser Deputirten würde, durch das Loos bezeichnet, dem Finanzminister als Adjunkten dienen.

„Nach der alten Konstitution, deren ich in meiner Denkschrift erwähne, würden drei Klassen Wähler, die Geistlichkeit, welche Grundbesitzer geworden, die adelichen Eigenthümer, der Handel und die Landeigenthümer, welche 1200 Franken Grundsteuer bezahlen, und unter denen sich Kaufleute und Manufakturisten befinden könnten, zur Ernennung dieser Deputirten-Versammlung zu berufen sein.

„Der Entwurf eines Departemental- und Kommunal-Gesetzes, welches den Kammern vorgelegt werden soll, ist auf solche Grundsätze nicht begründet. Es ist ein Verwaltungssystem, von der Partei erdacht, die seit Langem die Konstitution der vereinten Staaten eingeführt sehen möchte. Es bereitete uns von Weitem einen Bürgerkrieg vor.

„Das Schwanken der Gewalten kann nicht bestehen. Die zahlreichste Klasse wird endlich das Uebergewicht gewinnen, und die königliche Autorität wird nicht mehr stark genug sein, um die von unsern Feinden besoldeten ehrgeizigen Oppositionen zu besiegen. Denn die Folgerung dieser Oppositionen ist in dem Volksspruche enthalten: „Packe Dich, damit ich Deinen Platz einehme.“

„Schon bereitet man im Nord-Departement sich vor, die revolutionäre Partei durch Waffengewalt zu vernichten, „wenn es so weit kommt,“ sagen

die Royalisten, d. h., wenn der in Rede stehende Gesetz-Entwurf angenommen wird, und wenn man es versucht, ihn in Ausführung zu stellen. . . . . .

„Aber die ewige Vorsicht wird den guten Franzosen zu Hilfe kommen, und die königliche Autorität, welche sie beschäftigt, wird eine traurige Rückwirkung verhindern.

„Dadurch, daß man der Regierung von Frankreich ihre ursprüngliche Einfachheit wiedergibt, indem man sie von diesem Troß (cohue) von Advokaten und Rednern befreiet, welcher die Geschmeidigkeit ihrer Bewegung verhindert, indem man alle Ehrgeizige und Intriganten beseitigt, die durch ihre Kabalen und ihre Umtriebe die Kraft der Regierung vermindern, und Hoffnung lassen, unsere Unruhen zu erneuern, weil sie seit der Restauration Theil genommen an der schlechten Verwaltung der Finanzen, würde der König ohne Zweifel auch auf die Mittel bedacht sein, die Grundsteuer um die Hälfte herabzusetzen.

„Um diesen Zweck zu erreichen, der in dem Herzen Se. Majestät ist, wie er der sehnlichste Wunsch aller Derjenigen ist, welche die wahren Interessen Frankreichs kennen, ist es genügend, ein großes Begehen der Gerechtigkeit zu konstituiren, indem man jene ungeheuern Güter der Geistlichkeit, welche die Revolution so skandalvoll usurpirt hat, ihrer ersten Bestimmung wiedergibt.

„Erfahrung hat zur Genüge bewiesen, daß die Spoliation dieser Güter die Stütze der Revolution war, und daß sie eine Folge der Immoralität und der Verdorbenheit gewesen, welche die revolutionären Lehr- und Grundsätze fortgepflanzt haben.

„Die Güter der Geistlichkeit gehören den Armen und den Militärpersonen, welche ihre Beköstigung in den Abteien fanden, und die man „Oblate“ nannte. Durch ihre Zurückgabe würde der König die Existenz der Geistlichkeit sichern, die alsdann nicht mehr vom Staate besoldet zu werden brauchte; er würde den Zustand der verabschiedeten Soldaten verbessern, deren gegenwärtiges Gnadengehalt unzulänglich ist; er würde endlich die Gründung von Bettelhäusern (maisons de mendicité) begünstigen, in welchen man die Armen arbeiten lassen könnte.

„Auf solche Weise würden diese Güter der Bestimmung wiedergegeben, welche die Stifter derselben im Auge hatten. Denn alle Stiftungen der geistlichen Güter in den Niederlanden besagten, daß ein Drittel der vermachten Güter zur Unterstützung der leidenden Menschheit verwendet werden solle....

„Die nach langem Dienste besser besoldeten Militärpersonen würden nicht genöthigt sein, einen traurigen Zufluchtsort in Häusern zu suchen, wo sie sich weder verheirathen, noch dem Ackerbau und den Künsten nützlich sein können.*)

„Ich würde mich äusserst glücklich schätzen, wenn ich zu dieser Vertheilung des Eigenthums der Geistlichkeit, und zu einer gerechten Rückgabe dieser geraubten Güter beitragen könnte. Ich würde mit Freude sehen, daß sie nicht mehr Menschen gehören, die sich

*) Der Verfasser, welcher in Bezahlung der ihm schuldig gewesenen Summen die zwei Drittel in Kirchengütern erhalten, ist bereit, sie zurückzuerstatten, wenn Se. Majestät darüber verfügen will.

betrügerischer Mittel bedienen, um sie sich zuzuwenden, und die sie für eine geringere Summe, als die der jährlichen Pacht, erhalten.

„Es gibt mehrere dieser Ankäufer, die Millionäre geworden sind. Es gibt deren zu Paris, die von 10 bis 30 und 40 Millionen besitzen. Diese sogenannten Eigenthümer geben wenig aus. Sie ertheilen in den Departementen keine Almosen. Sie bemühen sich nur, ihr Vermögen beständig zu vermehren.

„Ganz Frankreich, diese Plünderer allein ausgenommen, würde mit Vergnügen dies große Begehen der Rückerstattung sehen. Es würde den Monarchen segnen, der es in Ausführung gebracht, und die zukünftigen Jahrhunderte würden seinen Namen verherrlichen.

„Zu den Armenhäusern, die in allen Arrondisse-ments-Hauptorten für die Kranken gegründet worden sind, könnte man noch Findelthäuser stiften. Die darin erzogenen Kinder würden zur Disposition des Königs stehen, und könnten, in einem Alter von zehn Jahren, Landleuten übergeben werden.

„Man würde nicht mehr jedes Jahr drei bis viertausend Menschen, von verschiedenen Handwerken, nach den Vereinstaaten oder nach dem Norden Europa's auswandern sehen. Der gedeihliche Zustand Frankreichs würde ihm im Gegentheil die Fremden zuführen. Die Abgaben würden um die Hälfte vermindert werden. Man würde eine Kriegskasse bilden, was in einem Augenblick der Krisis die größten Vortheile gewähren müßte.

„Kann man sich schmeicheln, daß die gegenwärtige Regierung Frankreichs immer in den nothwendi-

gen Grenzen sich erhalten könne? Werden unsere Feinde nicht eines Tages zu den Vertretern sprechen: „Saget zu dem, der Euch schickt, daß das Volk sich berathet.... “

„Je länger man zögert, Frankreich auf den Fuß der am besten verwalteten Staaten zu stellen, jemehr wird man den Katastrophen sich aussetzen, die bereits Statt gefunden. Sie werden sich unumgänglich erneuern, mit allen den verhängnißvollen Mitteln des Schwankens und der Verdorbenheit, mit 50,000 Advokaten, eben so vielen Prokuratoren, eben so vielen Schreibern, und jener Menge von Aerzten und Wundärzten, die von revolutionären Grundsätzen durchdrungen sind; vorzüglich mit Feinden, die beständig darauf bedacht sind, unsere politische Genesung zu verhindern, und die gern Beauftragte in unsere Hafen schicken möchten, wie ich sie zu Dünkirchen gesehen, als ich 1767 in Dienst trat.

„Die Jugend, die jetzt die Milch der republikanischen Grundsätze einsaugt, welche die Rechtsgelehrten ihm darbieten, und die keine anderen vollkommenen Regierungen sieht, als die Amerika's, wird sich von Tag zu Tag vermehren, in dem Maße, als die Zeugen der Revolution verschwinden. Nichts kann sie alsdann verhindern, sich den von unsern Feinden besoldeten Aufrührern zu überlassen.

„Was kann aus Frankreich werden mit seiner demokratischen Konstitution, ohne den Konkurs der drei Gewalten, ohne große Eigenthümer?....“

Prinz Leopold, und sein Benehmen gegen Griechenland.

Erste Mittheilung.

Als die Verzichtleistung des Prinzen Leopold auf die Souveränität Griechenlands öffentlich bekannt wurde, war die Meinung über die Aufrichtigkeit der offiziellen Beweggründe dieser Entscheidung getheilt.

Durch den Edelmuth der Beweggründe, vielleicht auch durch den Ruf der Dahingebung für Griechenland, welchen der Prinz sich erworben, verführt, fanden die einen sie höchst einfach und natürlich; während die Andern im Gegentheil, von der Krankheit des Königs von England betroffen, oder besser von des Prinzen Karakter, und von dem Gang der Unterhandlungen unterrichtet, in ihr nur einen glücklich ersonnenen Vorwand erblickten, um Europa durchaus persönliche Beweggründe zu verbergen.

Eben so getheilt war die Meinung auch über den innern Werth dieser Beweggründe, über deren zwei Hauptursachen sich anscheinend sich nichts Bestimmtes beibringen ließ, und die folglich unentschieden bleiben mußten. Stellen wir sie in nähere Betrachtung.

Die erste Ursache ist bereits historisch geworden. Ob der Prinz in der That aus den von ihm angegebenen Beweggründen abgedankt, oder nicht, thut wenig zur Sache. Wahr oder falsch, sind diese Beweggründe die alleinigen, welche er anzugeben gewagt; sie sind also auch die einzigen, die einen politischen Werth haben können.

Es verhält sich nicht also mit der zweiten Ursache. Sie betrifft die höchsten Interessen Griechenlands. Denn, waren die von dem Prinzen angegebenen Beweggründe von der Art, daß sie seinen Entschluß veranlassen mußten, ergibt sich daraus, daß ein Mann von Ehre die Souveränität Griechenlands unter den Bedingungen des Protokolls nicht annehmen könne, und alsdann von zwei Dingen das Eine:

entweder müßte man verzweifeln, einen Souverän für den neuen Staat zu finden; was seine innere Einrichtung indefinitiv verzögern würde;

oder man müßte sich entschliessen, dies Protokoll zu verwerfen; was Alles, selbst die Unabhängigkeit, von Neuem aufs Spiel stellen würde.

Unsere Meinung über diese beiden Punkte ist festgestellt. Wir glauben über den einen, daß wenn die Souveränität Griechenlands, unter den Bedingungen des Protokolls, mit Ehre abgelehnt, sie nicht minder mit Ehre angenommen werden konnte. Wir glauben über den andern Punkt, daß wenn die offiziellen Beweggründe der Abdankung einen Einfluß auf des Prinzen Entschluß hatten, es dennoch ausser allem Zweifel ist, daß andere mächtigere, aber durchaus persönliche, ihn bestimmten.

Das einzige Mittel, die wahren Beweggründe zu durchdringen, welche den Entschluß des Prinzen veranlaßten, besteht darin, sein Betragen seit dem Beginn der Unterhandlungen zu prüfen.

Dies Benehmen ist kein Geheimniß mehr. Sein Briefwechsel mit Lord Aberdeen*), welcher dem Par-

*) Der britische Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

lamente vorgelegt worden, unterrichtet uns davon Tag für Tag. Man entnimmt aus demselben, was der Prinz beim Beginn dieser Angelegenheit gedacht, und durch welche aufeinander gefolgte Revolutionen seine Meinung bis zur Entwickelung gelangt ist. Geben wir davon eine flüchtige Uebersicht.

Des Prinzen Korrespondenz mit Lord Aberdeen, und mit den Bevollmächtigten der beiden andern Mächte, begann zu Ende Januar 1830, in dem Augenblicke, wo der englische Minister ihm auf vertraute Weise die Entschlüsse der Mächte, in Bezug auf Griechenland, mittheilte, so wie die Wahl, welche sie hinsichtlich seiner, als Souverän desselben, getroffen. Sie beendet sich mit der Ablehnungsakte des Prinzen vom 21. Mai d. J.

Um die Begebenheiten dieses Briefwechsels genau zu begreifen, muß man sich erinnern, welches, zu der Zeit, wo sie begann, die Lage der verschiedenen interessirten Parteien war.

Unter den zahlreichen Kandidaten für die Souveränität Griechenlands, war Prinz Leopold keiner der unthätigsten. Sein ganzes Betragen beweist, daß er auf das Gelingen dieses Plans ein großes Gewicht legte.

Es ergibt sich nun durch sich selbst, daß, wenn man lebhaft eine Sache wünscht, man sich davon eine befriedigende Idee gemacht. Einerseits also hatte der Prinz sich Rechnung ablegen müssen über die Königswürde, um welche er sich bewarb, und anderseits war das Resultat dieser Prüfung wahrscheinlich befriedigend ausgefallen.

Auf welche Angaben nun war diese Prüfung be-

gründet? Auf diplomatische Akten, vorzüglich auf das Protokoll vom 22. März 1829, die neueste von allen.

Unter andern Dispositionen entschied dieses Protokoll, in welchem die Basis des künftigen Schicksals Griechenlands aufgestellt war, zwei Gegenstände: der erste, daß Griechenland abhängig von den Türken, und gegen dieselben tributpflichtig bleiben solle; der zweite, daß Samos und Kandia nicht zu seinem Gebiete gehören würden. Hinsichtlich der Kontinentalgrenze wurde die Frage gar nicht berührt.

Alles schien anzudeuten, daß man an dieses Protokoll sich halten werde. Es war vollkommen in dem Sinne des Vertrags von London, vom 6. Juli 1827; auch war es durch den zehnten Artikel dessen von Adrianopel bestätigt, der seine Annahme der Pforte auferlegte. Dieser letzte Vertrag war selbst noch weiter gegangen, indem er als Kontinentalgrenze die Linie von dem Meerbusen von Arta zu dem von Volo bestimmte.

Das war also Alles, worauf Prinz Leopold rechnen durfte, und was er gewissermaßen im Voraus, durch seine eifrigen Bewerbungen, angenommen.

Das neue Protokoll, welches man ihm Ende Januars mittheilte, entfernte sich in zwei Punkten von diesen Bedingungen. Es beschränkte die Landgrenze, aber es befreite zugleich Griechenland von der Vasallenschaft und von dem Tribut.

Diese letzte Abänderung war ein großer Gewinn. Konnte man nun noch irgend einen Einwurf von Seiten des Prinzen erwarten, so war es allein in Betracht der Kontinentalgrenze, die das Protokoll zum Nachtheil Griechenlands modifizirte. Solches

war der Zustand der Dinge, in Bezug auf den Prinzen.

England seinerseits hatte bei dieser Unterhandlung drei Gegenstände im Auge: die Ausschliessung von Kandia und Samos, die, in den Händen einer thätigen und freien Macht, für seinen Handel im mittelländischen Meere gefährlich werden konnten; die Beschränkung der Landgrenze, um die jonischen Inseln von einer zu unmittelbaren Berührung mit dem unabhängigen Griechenland zu bewahren; endlich die Ernennung des Prinzen Leopold, seines Kandidaten.

Es hatte die Ausschliessung von Samos und Kandia durch das Protokoll vom 22. März erhalten. Es erzielte auch die Beschränkung der Grenzlinie, dem Vertrag von Adrianopel zum Trotz. Und, in Erfüllung aller seiner Wünsche, wurde sein Kandidat von den übrigen Mächten angenommen. Seine Politik hatte nichts zur Erhebung des Prinzen Leopold unterlassen. Es konnte seine Erkenntlichkeit nicht bezweifeln, und bezweifelte sie in der That nicht.

Was Frankreich und Rußland anbelangt, so läßt sich nicht genau bestimmen, durch welche Grundsätze sie bei dieser Unterhandlung geleitet wurden. Alles war bloß nach den Interessen Englands bestimmt. Der Wunsch, Griechenland zu pazifiziren, schien ihr einziger Beweggrund zu sein.

Uebrigens stellten die drei Mächte nicht in Rede, daß es ihnen ausschließlich zustehe, dieses Landes Schicksal zu ordnen, und wenn man den Eifer der Bewerber um seine Souverainität in Betrachtung stellen wollte, durften sie wohl glauben, daß, welches auch der bezeichnete Fürst sei, er sich glücklich schätzen

werde, sein Königreich, wie es immerhin beschaffen sein möge, anzunehmen.

Es ergibt sich aus dem Allem, daß in dem Augenblicke, wo sie dem Prinzen Leopold ihre Entschlüsse mittheilten, die drei Mächte seinerseits nicht den mindesten Einwurf erwarteten *), und England weniger noch, als die beiden andern; daß der Prinz, da er die Souveränität Griechenlands unter besseren Bedingungen erhielt, als er selbst begehrte, keinen triftigen Einwurf machen konnte, ohne sich mit sich selbst in Widerspruch zu stellen; endlich, daß, wenn dies Recht ihm bis zu einem gewissen Grade geblieben, er es vernunftgemäß nur im Betreff der Kontinentalgrenze geltend machen konnte, bei welcher man sich von den Versprechungen des Vertrags von Adrianopel entfernt hatte.

So standen die Dinge in dem Augenblicke, als der Briefwechsel begann, von dem wir unsern Lesern einen Ueberblick versprochen haben. Man wird sehen, wie sehr die Ereignisse alle Voraussetzungen widerlegten, alle Berechnungen vereitelten, und durch welche Verschürzung von Inkonsequenzen und Widersprechungen der Prinz die Unterhandlung zu einer Entwickelung führte, die deshalb nur die Zuschauer so sehr überraschte, weil es unmöglich war, sie vorauszusehen.

Alles schien anfänglich die Stipulationen der Bevollmächtigten zu bestätigen, und als Lord Aberdeen

*) M. s. den Aufsatz: „Die neugriechische Monarchie" im fünften Band, S. 122 u. f. dieses Jahrgangs der Bibliothek.

in den letzten Tagen des Januars seiner Mission sich entledigte, mischte sich kein Einwurf von Seiten des Prinzen seinen Erkenntlichkeits-Bezeugungen bei.

Aber die Illusion dauerte nur vierundzwanzig Stunden. Am nächsten Tage nach dieser Zusammenkunft begegnete Lord Aberdeen dem Prinzen Leopold, und erhielt von ihm die wörtliche Erklärung, daß die Souveränität Griechenlands nicht annehmbar sei, wenn die Insel Kandia von den Besitzungen des neuen Staats ausgeschlossen werde.

Keine Forderung war unerwarteter. Sie vereinte in sich Alles, was den Stolz und die Neigungen Lord Aberdeens verletzen und seine diplomatischen Ideen verwirren mußte. Die Bevollmächtigten hatten sich eingebildet, daß Griechenlands Schicksal allein von ihren Berathungen abhänge, und nun erlaubte sich der begünstigte Kandidat, Einwendungen zu machen und Forderungen aufzustellen . . . . .

Die britische Politik hatte die ganze Gewandtheit der Diplomatik erschöpft, um einen ihren Interessen ergebenen Prinzen auf den griechischen Thron zu erheben, und nun wendete dieser Prinz gegen sie selbst die Vortheile seiner Ernennung, und machte sich eine Waffe daraus, um sie gerade in dem anzugreifen, was ihr am meisten am Herzen lag, die Ausschliessung der Insel Kandia.

Kein anderer Theil des griechischen Gebiets war gleich vom Beginn der Unterhandlungen ausdrücklicher von den neuen Staaten ausgeschlossen worden, als eben diese Insel. Der Prinz hatte also, da er um die Souveränität Griechenlands sich bewarb, dieser Ausschliessung ungeachtet, sie für annehmbar ge-

halten. Er stellte sich nun in offenen Widerspruch mit seinem frühern Benehmen, indem er die Hinzufügung dieser Insel als Bedingung seiner Annahme aufstellte.

Lord Aberdeens Antwort bezeugt den Unwillen, welche diese Erklärung ihm verursacht. Der Vorwurf der Undankbarkeit konnte in ihr nicht geltend gemacht werden; aber er verkündet sich überall in Ton und Form.

Dagegen erspart der Minister dem Prinzen nicht die Auseinandersetzung seiner Inkonsequenz. Diese Demonstration ist streng, und läßt keine Antwort zu. Aberdeen beendet sein Schreiben mit der Erklärung: „daß jede von dem Prinzen, hinsichtlich seiner Annahme, aufgestellte Bedingung, vorzüglich die der Vereinigung von Kandia mit Griechenland, als eine Ablehnung betrachtet, und alle Folgen derselben haben werde.“

Wäre des Prinzen Forderung auf eine wirkliche Ueberzeugung begründet gewesen, würde er, dieser Alternative ungeachtet, darauf bestanden haben. Er würde selbst noch darauf bestanden haben, wäre es ihm nur darum zu thun gewesen, die Unterhandlung abzubrechen.

Solches aber war sein Benehmen nicht. Seine Antwort beurkundet aufs Klarste seine Unentschlossenheit und das Verlangen, Zeit zu gewinnen. Da er nicht gänzlich abbrechen wollte, gab er Kandia auf, weil er sich überzeugen konnte, daß England diese Insel ihm nie zugestehen würde. Aber da er auch nicht annehmen wollte, und da er angenommen haben würde, wenn er von seinem frühern Begehren

abgestanden, vertheidigte er nur sein Einwurfsrecht, das der Minister ihm streitig gemacht hatte.

„Wenn er bis dahin", sagte er zu Lord Aberdeen, „keine Einwendung gegen die Grundlagen der Stipulationen gemacht habe, war es nur, weil diese Grundlagen ihm nicht offiziell mitgetheilt worden waren; doch habe er immer vorausgesetzt, daß man dies Recht ihm lassen werde, und daß er sich zurückziehen könne, wenn die aufgestellten Bedingungen ihm nicht entsprechend schienen."

Wäre es nicht in Englands Interessen gewesen, eine Angelegenheit zu beendigen, in welcher seine Politik so viele Zugeständnisse und Vortheile gewonnen hatte, würde Lord Aberdeen wahrscheinlich in seiner Erklärung beharrt, und dem Prinzen geradezu das von ihm geforderte Recht verweigert haben. Aber England war durch seine Interessen zu sehr gebunden, um eine entscheidende Partei zu ergreifen, und dazu auch die beiden andern Mächte zu vermögen.

Lord Aberdeen antwortete also dem neuen Souverän, „daß, obgleich die Mächte die von ihnen bezeichneten Grundlagen als definitiv betrachten, sie demungeachtet geneigt seien, ihm über die Verfügungen des Protokolls alle zulässigen Erklärungen zu geben."

Das hieß, die Sache zugestehen, indem man das Wort veränderte. Der Prinz begriff das vollkommen, und benutzte sogleich das Recht, Bedingungen aufzustellen.

Das waren die Begebenheiten, welche auf die dem Prinzen gemachte vertraute Mittheilung über die Entschlüsse der Mächte folgten. Er forderte nun die of-

fizielle Mittheilung. Sie erfolgte den 3. Februar, und dieser Tag war das Datum des von den Bevollmächtigten im Januar festgestellten Protokolls.

Prinz Leopold nahm sich Zeit, über die Vortheile und über die Mißbestände der ihm angebotenen Souveränität nachzudenken. Erst am 11. Februar, nachdem er Alles reiflich geprüft, und eine Menge Briefe mit Aberdeen gewechselt hatte, übergab er ihm das Resultat seiner Betrachtungen.

Durch die Note von diesem Tage stellte er für seine Annahme folgende Bedingungen auf:

1) die Mächte garantiren Griechenland förmlich gegen jede fremde Invasion;
2) sie haben von dem Sultan, zu Gunsten der Griechen von Samos und Kandia, eine Ordnung der Dinge zu erhalten, die sie in Zukunft gegen jede Bedrückung sichere;
3) statt die Kontinentalgrenze durch eine vom Aspropotamos zu den Quellen des Sperchius gezogene Linie zu bestimmen, wird sie dem Apropotamos entgegengehen bis zur Kette des Berges Oeta, und von da der Wasserscheide dieser Kette bis zum östlichen Meere folgen;
4) die Mächte werden Griechenland die ihm unumgänglich nothwendige Geldunterstützung zukommen lassen;
5) sie werden endlich zur Verfügung des Prinzen ein hinlängliches Truppenkorps stellen, um bis zur Bildung eines Nationalheeres die Ordnung zu erhalten.

Es ergibt sich aus diesen Bedingungen, daß der Prinz am 11. Februar den Besitz der Insel Kandia

nicht mehr als unumgänglich nothwendig für Griechenlands Existenz erachtete, und daß er die durch den Vertrag von Adrianopel bestimmte Grenze zu seinem Heile nicht für durchaus erforderlich hielt. Denn zwischen dieser Grenze und der von ihm bezeichneten befindet sich das ganze Gebiet westlich vom Aspropotamos.

Es scheint, daß während den zehn Tagen nach Einreichung dieses Ultimatums der Prinz für die Annahme geneigt war, was durch seine Bereitwilligkeit in den deshalb Statt gefundenen Unterhandlungen bewiesen wird.

Von den fünf von ihm gemachten Bedingungen stellten sich dreien keine besondere Schwierigkeiten entgegen. Die Garantie gegen jeden Angriff war schon in den früheren Stipulationen. Es war demnächst klar, daß die Mächte, welche Griechenland konstituiren wollten, ihm nicht den nothwendigen Beistand zu seiner Organisation verweigern konnten, und dahin gehörten die Garantie einer Anleihe, und die Verlängerung des Verweilens der französischen Truppen in Griechenland während einem Jahre, oder länger.

Aber sie lehnten geradezu die beiden Hauptbedingungen der Note ab. Sie erklärten über Samos und Kandia, daß sie allen ihren Einfluß aufbieten würden, um den Sultan zu vermögen, den Einwohnern dieser Inseln zu verzeihen, daß sie jedoch keinesweges irgend ein Verwaltungssystem, in Bezug auf diese Inseln, ihm vorschreiben könnten. Sie erklärten, hinsichtlich der Kontinentalgrenze, daß ihre Bestimmung

genommen sei, und daß sie von derselben nie ablassen würden. Solches war das Ultimatum der Mächte.

Nahm der Prinz diese Bedingungen an, so verzichtete er vollkommen auf jede Ausdehnung der Kontinentalgrenze und auf die Beifügung der Inseln Samos und Kandia. Er nahm Griechenland, wie man es ihm dargeboten, und begnügte sich mit einigen Truppen zur Erhaltung der Ordnung, mit einigem Geld, um sie zu besolden, und mit der Garantie der Mächte zur Sicherung seiner Unabhängigkeit. Mit einem Worte, er nahm ganz einfach das Protokoll an, wie es ihm am 3. Februar vorgelegt worden. Denn die Garantie befand sich in demselben, und Geld und Truppen gehörten zu dieser Garantie. Nahm der Prinz diese Bedingungen an, so beseitigte er alle Einwendungen, und fügte sich in Alles, was die Mächte ihm vorgeschrieben.

Und, sollte man es denken, er nahm Alles an, und unterzeichnete am 23. Februar die ihm vorgeschriebenen Bedingungen auf offizielle Weise.

Wer hätte nun nicht glauben sollen, daß die Unterhandlungen beendet seien? Lord Aberdeen und seine Kollegen waren davon überzeugt. Sie erwarteten nur noch die Annahme der Pforte, um den offiziellen Beschluß zu verfassen. Aber sie hatten sich geirrt.

Man weiß nicht, welche Ereignisse vom 23. Februar zum 7. März des Prinzen Gesinnungen verändern konnten. An diesem letzten Tage richtete er an Lord Aberdeen einen der sonderbarsten Briefe, deren die Geschichte der Diplomatik gedenkt.

Durch diesen Brief benachrichtigte der Prinz den

Minister, daß seine Annahme vom 23. Februar nichts gewesen, „als ein Zeichen seiner Bereitwilligkeit, so viel als möglich dem Wunsche der hohen Mächte zu entsprechen, indem er die Angelegenheiten unter der Form gelassen, die ihnen am angenehmsten gewesen wäre; aber daß er im Grunde sich immer vorbehalten habe, auf seine Note vom 11. Februar sich zu berufen, welche seine wahren Ansichten enthalte, und an den Sinn derselben er, hinsichtlich der Deutung des Akts vom 23., appellire.“ Er erneuerte sodann alle seine Forderungen in Bezug auf die Kontinentalgrenze.

Man kann sich leicht Lord Aberdeens Stimmung bei Erhaltung eines solchen Briefes denken. Indem der Prinz sich auf seine Note vom 11. zur Deutung des Protokolls vom 23. bezog, setzte er sein Ultimatum, das man unbeachtet gelassen, und auf welches er verzichtet hatte, an die Stelle dessen der Mächte, das er angenommen und feierlich unterzeichnet hatte.

Durch dies Betragen stellte er Alles wieder in Rede. Graf Aberdeen verlor dabei die Geduld. Er antwortete den 15. März, „daß es unmöglich sei, mit einem Manne zu unterhandeln, der seine offiziellen Erklärungen nicht als Verpflichtungen betrachte, und der gegen diese offiziellen Erklärungen frühere, nicht offizielle Briefe geltend mache; daß, wenn der Prinz auf solche Weise verfahren wolle, es viel einfacher sei, unmittelbar die Unterhandlungen abzubrechen; daß er ihn folglich einlade, wohl nachzudenken, ob es nicht am gerathensten sei, seinen Brief zurückzunehmen, den er (Lord Aberdeen) als nicht

erhalten betrachten, und den er den andern Bevollmächtigten noch nicht mittheilen wolle."

Nach einem solchen Briefe mußte man in der begangenen Inkonsequenz beharren, oder eine zweite begehen, indem man die erste widerrief.

Der Prinz ergriff diese letzte Partei, die gewiß nicht die am wenigsten demüthigende war. Den 17. März forderte er seinen Brief zurück, und knüpfte die Unterhandlung wieder da an, wo der Akt vom 23. Februar sie gelassen. Er reduzirte alle seine Forderungen auf eine einzige, nämlich, daß die Summe der versprochenen Anleihe auf sechszig Millionen festgestellt werde.

Die Antwort auf diesen, nach der befremdenden Epistel vom 7. März, so bescheidenen Antrag ließ sich nicht lange erwarten. Lord Aberdeen fühlte sich verletzt, und des Prinzen Benehmen machte ihn nicht zur Nachgiebigkeit geneigt. Er benachrichtigte ihn also, „daß Alles, was England thun könne, darin bestehe, ein Anleihen von 12 ½ Millionen Franken zu garantiren, wodurch das Gesammt-Anleihen nur auf 37 Millionen gesteigert wurde."

Der in diesem Briefe vorherrschende Ton beleidigte den Prinzen, und gab ihm seinen Stolz wieder. Den 25. März schrieb er an Lord Aberdeen, daß, da er bisher in allen Punkten nachgegeben (was vollkommene Wahrheit war), er keinesweges geneigt sei, sich auch in diesen letzten zu fügen. Er sei entschlossen, und wenn er die 60 Millionen nicht erhalte, verzichte er auf den Thron Griechenlands.

Aberdeen entgegnete an demselben Tage, daß Englands Entschluß nicht minder fest sei, als der

des Prinzen; daß es ihm 12½ Millionen Franken garantire, und nicht mehr; aber daß vielleicht die beiden andern Mächte sich geneigt zeigen könnten, die von Sr. Durchlaucht geforderten 60 Millionen voll zu machen.

Diese Beharrlichkeit auf beiden Seiten schien den Schluß der Unterhandlung indefinitiv zu vertagen. Sei es, daß der Prinz die Angelegenheit unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, oder daß er Gründe hatte, um Zeit zu gewinnen, er faßte den Entschluß, sich auf einige Zeit aus England zu entfernen, und den 4. April reisete er nach Paris.

Während seiner Abwesenheit, die vierundzwanzig Tage dauerte, blieb Alles schwebend. Sein merkwürdiger Briefwechsel mit Lord Aberdeen begann erst am 29. April, dem Tage vor seiner Ankunft zu London, wieder.

Bis hierher haben wir Aberdeen die „schöne Rolle“ in dieser Unterhandlung spielen sehen. Sein Betragen ist das eines Staatsmannes, der sein vollkommen festgestelltes Ziel hat, und der sicher und konsequent demselben zuschreitet ohne andere Zugestehungen, als die, welche unumgänglich nothwendig zu seiner Erreichung sind.

Seine Sprache ist ehrfurchtsvoll, aber fest und und bestimmt. Ist er dem Prinzen, als solchem, Achtung schuldig, so vergißt er darüber seine eigene Würde nicht. Er weiß gemessen *streng* zu sein, jedesmal, wenn die Umstände es erfordern.

Das Benehmen des Prinzen dagegen ist ein Gewebe von Inkonsequenzen. Man bemerkt, daß er oft nicht weiß, was er will, und daß, je nachdem er

gegen die eine oder die andere Partei sich neigt, er sich entweder zu tief herabläßt, oder zu hoch sich erhebt, ohne einen richtigen Mittelweg zu verfolgen, weder in seinen Zugestehungen, noch in seinen Forderungen, wodurch er sich selbst verdammt, immerwährend sich zu widerrufen.

Aber vom 29. April an verändern sich die Rollen. Der Prinz verfolgt so fest und gerade seinen Zweck, als seine früher begangenen Fehler es ihm erlauben, und da er weiß, was er will, ist seine Sprache entschieden und laut. Es ist nun an Lord Aberdeen, sich zu widerrufen, sich in die Umstände zu fügen. Bei allem dem bleibt er konsequent, und handelt im Interesse seiner Entwürfe. Aber er ist jetzt der Schwächere, und seine Sprache wird eben so geschmeidig, als sie bis dahin klar und würdig gewesen.

Wir behalten diese zweite Epoche der Unterhandlung einer andern Mittheilung vor.

Algier und die französische Expedition.

Vierter Artikel.*)

Die despotische Gewalt, welche vor Kurzem noch auf Frankreich lastete, existirt nicht mehr. Von Stolz und Wahnsinn irregeleitet, hat sie sich selbst gestürzt. So lange geachtet und gehorcht, als sie in den Schranken der Gesetze verweilte, hat die Nation sie zerbrochen, als sie des Meineids, der Treulosigkeit, der Uebertretung der Gesetze sich schuldig gemacht. Frankreich ist erlöset von seinem Joche, und ganz Europa athmet freier.

Welches aber wird, unter den obwaltenden Umständen, das künftige Schicksal Algiers sein?

Man weiß, daß nicht allein das Hauptnest der Seeräuberei gefallen, sondern daß auch die übrigen Provinzen der Regentschaft der französischen Expedition sich unterworfen. Eine vollständige Räumung dieser Eroberung von Seiten der Franzosen, ist auf keinen Fall denkbar, so sehr das britische Kabinet darauf auch bestehen mag. Es ist im Gegentheil viel wahrscheinlicher, daß Frankreich sich mit England über den Besitz dieses Landes verständigen, und daß auf solche Weise dies politische Problem sich zu beiderseitiger Befriedigung lösen werde.

Nach und nach hebt sich der Schleier, welcher bisher die Absichten Karls X, in Hinsicht auf Algier, verhüllte. Man lieset in mehreren französischen Zei-

*) M. s. die frühern Artikel im fünften und sechsten Bande dieses Jahrgangs der Bibliothek.

tungen folgendes Schreiben aus Rom, vom 29. Juli d. J., dessen Authentizität wir jedoch nicht verbürgen mögen:

„Die päbstliche Regierung hat von einigen französischen Bischöfen, zu Anfang dieses Monats, eine Mittheilung erhalten, deren Wichtigkeit sie wo möglich noch zu erhöhen sucht.

„In einer von dem Kardinal de Latil (ehemaligem Beichtvater Karls X), dem Erzbischof von Paris, de Quélen, und dem Bischof von Hermopolis (Frayssinous), welche sich die Vertreter der Geistlichkeit Frankreichs nennen, an den Pabst Pius VIII gerichteten Depesche, beeilen sich die Genannten, Se. Heiligkeit im Namen Sr. allerchristlichsten Majestät zu benachrichtigen, daß seine Armee den 13. und 14. Juni glücklich auf der Küste von Algier gelandet; daß sie in mehreren Gefechten siegreich geblieben, und die arabischen Truppen, so wie die Soldaten des Dey's von Algier zerstreuet hat.

„Von dem Wunsche beseelt, daß die Triumphe der französischen Armee zu dem möglichst größten Ruhme der Christenheit gereichen mögen, wird Se. allerchristlichste Majestät, um entscheidende Maßregeln hinsichtlich seiner Eroberung in Afrika zu bestimmen, erwarten, welches über diesen Punkt der Wunsch Sr. Heiligkeit sei, und welches die Niederlassungen sein möchten, die auf diesem fremden Boden der katholischen Religion am nützlichsten sein dürften.

„Der älteste Sohn der Kirche bietet, von diesem Tage an, dem Stellvertreter Jesu Christi, und der Kirche des heiligen Petrus zu Rom, alles das Land dar, welches auf dem afrikanischen Boden von seinen

Waffen unterworfen wird. Die französischen Bischöfe beschwören deshalb den Pabst, sogleich einen Legaten a latere, mit hinlänglichen Instruktionen und Vollmachten versehen, zur Expeditionsarmee zu schicken, um sich mit dem Obergeneral über die zu treffenden Anordnungen zu verständigen, damit die römische Kirche die möglichst größten Vortheile von diesem Kriege gewinne.

„Um ihrem Begehen ein noch größeres Verdienst zu geben, um die hohe Frömmigkeit Karls X in das hellste Licht zu stellen, und um den Glanz der Regierung dieses Monarchen recht hervorzuheben, theilen die französischen Legaten eine lange Liste von allen den Geschenken und Legaten an geistliche Stiftungen mit, welche, seit Se. Majestät den Thron von Frankreich und Navarra einnimmt, an die todte Hand gekommen sind.

„Jedes der fünf Jahre seiner Regierung, von 1824 bis 1829, hat an Gaben der Frömmigkeit fünf Millionen Franken erzeugt, und die sechs bereits verflossenen Monate von 1830 haben ebenfalls der Kirche fünf Millionen abgeworfen; im Ganzen also 30 Millionen.

„Die vorhergegangenen Regierungen bieten keine so glücklichen Resultate dar.

„Die neun letzten Lebensjahre der Regierung Ludwigs XVIII haben der todten Hand nur zwölf Millionen Franken zugewendet.

„Die dreizehn Jahre der kaiserlichen Verwaltung, obgleich man gesagt, daß sie Altar und Thron wieder erhoben, hat an frommen Legaten doch nur zwei Millionen erzeugt.

„Eure Heiligkeit wird durch die Tabelle, welche wir Ihr vorlegen, entnehmen (sagen schließlich die französischen Prälaten), daß Karl X durch seine frommen Gaben bald diejenigen aller der Könige übertreffen wird, welche die Kirche auf das Reichlichste bedacht haben.

„Aber sein frommer Eifer und die Freigebigkeit der Rechtgläubigen werden beständig durch den Widerstand gehemmt, den freche Schriften und alle Verirrungen der periodischen Presse seiner Regierung in den Weg legen. Es scheint deshalb der Kirche von Frankreich nothwendig, daß der allgemeine Vater der Gläubigen, durch die Orakel seiner Weisheit, den König Karl X bestimme, der Frechheit einen Zaum anzulegen, und die verhindernden Gesetze wiederherzustellen, welche sein erlauchter Bruder so weislich der Nation anlegte.“

Wir zweifeln an der Aechtheit dieses Aktenstückes, das wahrscheinlich nur eine Satire auf die gestürzte Regierung ist. Es scheint uns unglaublich, daß die ärgste Stupidität sich so weit verirren könne, ein durch französische Tapferkeit und mit französischem Gelde erobertes Land, das an Größe kaum hinter Frankreich zurücksteht, und das es an Fruchtbarkeit bei weitem übertrifft, an die todte Hand zu übergeben. Denn Alles was der römische Unsinn berührt, ist mit Verderben geschlagen, und so zu sagen todt.

Wir weigern uns also, der Voraussetzung, daß Karl X Algier habe an Rom abtreten wollen, Glauben beizumessen, obgleich sie, nach der eigenen Aeusserung dieses unglücklichen, irregeleiteten Fürsten: „daß die Expedition gegen Algier zum möglichst größ-

ten Ruhme und Nutzen der Christenheit gereichen solle*)," nicht ganz grundlos scheinen möchte.

Wie dem auch sei, so kann diese Konzeption jetzt nicht mehr in Rede gestellt werden. Andere Entwürfe müssen jetzt das französische Kabinet beschäftigen, insofern es nicht will, daß dies Unternehmen en pointe endige.

Es hat deshalb auch bereits kräftige Maßregeln getroffen. Der General Bourmont, dem wir gern alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, weil es uns nicht um Beförderung eines Partei-Interesses, sondern um einfache Wahrheit zu thun ist, hatte anfänglich die ihm anvertraute Expedition nicht übel geleitet, wovon die rasche Einnahme von Algier den Beweis gibt. Aber als man den Schatz in der Kassauba (dem Schlosse des Dey's) entdeckt hatte, und er sich gewissermaßen als Ober-Intendant desselben betrachtete, vernachläßigte er seine eigentliche Mission, und überließ sich nur dem Geldgeschäfte, bei welchem er und seine nächste Umgebung, behauptet man, nicht zu kurz gekommen.

Während dieser Nebenbeschäftigung, die bald zur Hauptsache wurde, vernachläßigten der Obergeneral und sein Stab die Armee auf eine so beispiellose Weise, daß sie in kurzer Zeit vollkommen demoralisirt wurde. Die Offiziere fanden in Algier ein zweites Capua, die Soldaten ein zweites Sizilien. Die ersten schwelgten, die andern darbten. Araber, Türken, Kululis, Kabylen, Barbern, Mauren ꝛc. überfielen sie von allen Seiten, beunruhigten, ermordeten sie

*) Rede bei Eröffnung der Kammern zu Ende 1829.

nicht allein auſſer der Stadt, ſondern ſogar in derſelben.

Der General ging ſelbſt in eine Falle, welche die muſelmänniſche Treuloſigkeit ihm gelegt hatte. Einige ſogenannte „große Herren“, welche an der Expedition als Liebhaber Theil genommen, kamen auf den Gedanken, einen Ausflug gegen die erſte Kette des Atlas zu machen, um ſich das Anſehen zu geben, als ſei es ihnen darum zu thun, in wiſſenſchaftlicher und politiſcher Hinſicht das Land genauer kennen zu lernen, im Grunde aber nur, weil ſie anfingen ſich zu langweilen, und weil ſie, zur Erhaltung ihrer Geſundheit, eine kleine Zerſtreuung für nothwendig erachteten.

Um ihrem Wunſche zu entſprechen, ließ ſich der General Bourmont von dem Häuptling der Araberhorde Muſa-Halil einladen, ihm einen Beſuch abzuſtatten. Mit der ganzen altfranzöſiſchen Unvorſichtigkeit des Jahrhunderts Ludwigs XV, machte ſich ſodann die Truppe der fils de familie, in Begleitung von einigen hundert Soldaten, auf den Weg gegen Bugayube. Sie ſchritt dem Haratſchflüßchen entgegen, das vom Atlas herabkommt, ſich ſüdöſtlich von Algier in das mittelländiſche Meer ergießt, und an deſſen Ufer das alte Tigiſis gelegen war.

So lange die Karavane in der Ebene Metigia ſich befand, hatte ſie nur mit der Sonnengluth zu kämpfen. Aber kaum betrat ſie die gebirgige Region, kaum ſah ſie ſich in Engpäſſe verſtrickt, ſo wurde ſie von mehreren Kabylen-Schwärmen überfallen, die ihr den Rückweg verſperrten, und geſonnen zu ſein ſchienen, ihr den Garaus zu machen.

Die jeunes gens de naissance fanden diese Rezeption sehr déplacirt. Sie hatten sich imaginirt, zu Musa-Halil Personen comme-il-faut zu sehen, und fanden sich nun nicht wenig désappointirt, es mit Menschen zu thun zu haben, die keine Idee von dem savoir-vivre zu haben schienen, und deren Conduite nicht allein blamable, sondern selbst horrible und inouirt war.

Das Gerathenste unter so bewandten Umständen schien ihnen, Reißaus zu nehmen, und da sie alle beritten waren, gelangten sie größtentheils sain et sauf nach Algier, während ihre Eskorte, die zu Fuß war, beinahe gänzlich massakrirt wurde. Nach dieser Escapade hielten sie sich coi, und verlangten von Bourmont nicht mehr ähnliche parties de plaisir, sondern begnügten sich mit dem jeu du Général.

Aus diesem alleinigen Zuge kann man entnehmen, daß die Affairen dort gewissermassen en famille verhandelt wurden. Der General, von seinen Söhnen, Verwandten, amis et protégés, umringt, erinnerte sich an das Liedchen: où peut-on être mieux, qu'au sein de sa famille, und bedachte sich und die Seinigen reichlich. War es zu verwundern, daß er, über diese persönliche Sorgfalt, die für seine Armee aus den Augen verlor?

So standen die Angelegenheiten zu Algier, als die französische Nation Karl X und seine Familie des Throns verlustig erklärte, und den Herzog von Orleans zum konstitutionellen König der Franzosen ausrief.

Die neue Regierung konnte auf keinen Fall den

General Bourmont an der Spitze einer Armee von 30,000 Mann, wenn gleich jenseits dem mittelländischen Meere, lassen. Aber sie durfte seine Ersetzung auch nicht übereilen, und mußte den Begebenheiten Zeit lassen, reif zu werden.

Sie benachrichtigte deshalb den General Bourmont zuerst von der Abdankung Karls X und seines Sohns, des Herzogs von Angoulême, so wie von der Ernennung des Herzogs von Orleans zum General-Lieutenant des Königreichs. Sie ertheilte ihm zugleich den Befehl, die weiße Kokarde durch die dreifarbige zu ersetzen. Alle diese Benachrichtigungen gelangten zu gleicher Zeit an den Kommandanten der Flotte, Admiral Duperré, der nächstdem noch in seinem Posten bestätigt wurde, und geheime Instruktionen erhielt. Flotte und Landarmee vernahmen die Neugestaltung Frankreichs mit unbeschreiblichem Enthusiasmus.

Bald nachher wurde der General Clausel zum Oberbefehlshaber der Armee zu Algier ernannt. Seine Abreise verzögerte sich bis gegen Ende August, wonach er ohne Anstand nach Algier gelangte, und die Armee von der Thronbesteigung Ludwig Philipps I benachrichtigte.

Der General Bourmont nahm Abschied von den Truppen, schiffte sich nach Majorka ein, und begab sich von dort nach Madrid, zu Ferdinand VII, der ihm den Oberbefehl seiner Armee an den Pyrenäen übertrug. So kann dieser Mann, der 1815, kurz vor der Schlacht von Waterloo, zu den Engländern überging, abermals in den Fall kommen, Frankreich zu bekriegen.

Die energischen und umsichtsvollen Maßregeln, welche der General Clausel unmittelbar nach seiner Ankuuft ergriff, stellten das Vertrauen der Armee wieder her, indem sie zugleich ihren physischen und moralischen Zustand verbesserten.

Er erließ eine Proklamation an die Einwohner von Algier, und an die Araber, Mauren und Kabylen in der Umgegend, in welcher er ihnen Schutz, Frieden, Gerechtigkeit versprach, in so fern sie dieser drei Wohlthaten sich würdig bezeugen würden. Da er jedoch wußte, daß er es mit Barbaren zu thun hatte, suchte er sie zugleich durch Furcht im Zaum zu halten, indem er sie benachrichtigte, daß für jeden ermordeten Franzosen vier bis zwölf Eingeborne hingerichtet werden sollten.

Diese Drohung fruchtete, und die lange gefährdete Sicherheit kehrte wieder. Die Beys von Tittery, Konstantina und Oran, die sich gegen den General Bourmont aufgelehnt hatten, unterwarfen sich aufs Neue, und erkannten sich als Vasallen Frankreichs.

Der General Clausel bildete ein arabisches Armeekorps, dessen er sich zur Erhaltung der Ordnung im Innern des Landes bediente, und das er, seiner Aeusserung nach, leicht bis auf 25,000 Mann steigern könnte. Er ließ Oran und Bugia besetzen, und die Küste in der Nähe von Algier befestigen.

Im Innern dieser Stadt selbst wurden große Veränderungen vorgenommen. Eine Menge Häuser wurden niedergerissen, um die Stadt durch einige breite Straßen zu durchschneiden, in welchen die Artillerie

manövriren könne, was in den frühern engen Gäßchen, in denen kaum zwei Personen zu Pferde nebeneinander vorüberreiten konnten, unmöglich war.

Die Zahl der Einwanderer aus Frankreich, den Balearen und aus Korsika, war sehr bedeutend. Bald entstanden, wie auf einen Zauberschlag, eine Menge Gasthöfe, Wirths- und Kaffeehäuser, von denen mehrere mit Billards ꝛc. versehen waren. In der neuen Hauptstraße glaubte man sich in einer französischen Stadt zu befinden.

Der General Clausel organisirte auch eine regelmäßige Munizipal-Verwaltung, ein Geschwornengericht, einen königlichen Gerichtshof, und mehrere andere zweckmäßige Anstalten. Die Eingebornen, welche anfänglich über alle diese Neuerungen murrten, und sich selbst thätlich dagegen auflehnten, fügen sich jetzt allmälig in die neue Ordnung der Dinge, in dem Maße, als sie die Zweckmäßigkeit derselben kennen lernen.

Nach dem Allem darf man wohl voraussetzen, daß die neue französische Regierung nicht gesonnen ist, gänzlich auf Algier zu verzichten, obschon man äussert, daß man einen Drittel, oder vielleicht die Hälfte der Okkupationsarmee nach Frankreich senden wolle, nachdem die Flotte schon größtentheils dahin zurückgekehrt ist.

Diese Maßregel würde im Gegentheil beweisen, daß man keineswegs gesonnen ist, Algier gänzlich zu räumen, sondern vielmehr, daß man 15,000 bis 20,000 Mann zu seiner Besatzung für genügend hält. Sie würde zugleich beweisen, daß man für jetzt auf eine

vollkommene Eroberung der ganzen ehemaligen Regentschaft verzichtet, und daß man sich mit einer angeblich vier- oder fünfjährigen Okkupation der Hauptstadt, und der nächsten Umgebung desselben, begnügen will.

Dieser Entschluß des französischen Kabinets, oder vielmehr diese Stipulation zwischen denen von London und Paris, würde jedoch nur provisorisch sein. Er würde so lange dauern, bis die Umstände einen definitiven Vertrag zwischen England und Frankreich, in Bezug auf die Nordküste Afrika's, vergönnen.

Diese Voraussetzung wird durch das innige Verständniß bekräftigt, welches zwischen den Regierungen der beiden ehemals nebenbuhlerischen Länder, nicht allein in Bezug auf Algier, sondern auch auf Belgien, und auf alle jetzt in Rede gestellten politischen Fragen, zu herrschen scheint. Kein Zweifel, daß es bei irgend einer großen Bewegung, wie bei einer möglichen Revolution in der iberischen, oder in der subalpinischen Halbinsel, durch ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß sich offenbaren könnte, insofern die Ereignisse es nothwendig machen.

Was Algier anbelangt, so scheinen die Kabinette von London und Paris vollkommen übereinverstanden. Es handelt sich, wie gesagt, in dem gegenwärtigen Augenblicke nur um die militärische Besetzung Algiers (und vielleicht auch Orans und Bugia's) durch einen Theil der französischen Expeditions-Armee. Das Schicksal des übrigen Theils der Regentschaft bleibt noch unentschieden.

Wahrscheinlich wird die Uebergabe Kandia's, von

Seite des Sultans an den Pascha von Aegypten, die, wie sich kaum bezweifeln läßt, von den britischen und französischen Gesandten zu Konstantinopel übereinstimmend empfohlen worden, als das sicherste Mittel, die Vereinigung dieser Insel mit Griechenland zu verhindern, bald eine neue politische Frage aufwerfen.

Was man dem Sultan nicht nehmen konnte, ohne mit ihm in Krieg zu gerathen, kann man wohl dem Pascha von Aegypten verweigern, von dem man wenig zu befürchten hat. Eine Expedition dieses letztern gegen die große und reiche Insel, welche jetzt gewissermaßen unabhängig ist, die Erinnerung der von Ibrahim Pascha auf Morea verübten Gräuel, werden dazu die Veranlassung geben.

Man wird jetzt, wo das Genie des Jesuitismus in Frankreich nicht mehr beherrschend ist, eine allgemeine Ausrottung der griechischen Christen auf Kandia nicht mit kaltem Blute ansehen. Die noch in Morea befindliche französische Armee, von einer englischen Flotte unterstützt, wird als Vermittlerin auftreten, die Insel besetzen, die Aegypter von derselben entfernen, und sie endlich England überlassen, das schon seit Langem begierig auf dieses für seinen Handel mit der Levante vortrefflich gelegene Eiland spekulirt, welches zugleich die Nilmündungen, Syrien, Kleinasien, Konstantinopel und Griechenland bewacht.

Für diesen Freundschaftsdienst, und nächstdem für den etwaigen Besitz von Tunis und Tripolis, oder wenigstens einiger festen Plätze auf ihren Küsten, wird das britische Kabinet Frankreich den ungeschmälerten

Besitz des Königreichs Algier überlassen, welches ohne Zweifel in jeder Hinsicht die vortheilhafteste Erwerbung für Frankreich sein würde.*)

Erinnerungen aus Italien.**)

Rom, in Bezug auf die neapolitanische Revolution im Jahr 1820.

Italien ist nicht untheilnehmend; es schlummert nicht. Italien wacht, mit halbgeöffnetem Auge die Begebenheiten unserer Tage beobachtend. Die Geister spekuliren, die Gemüther arbeiten; eine bessere Zukunft scheint nahe, scheint unvermeidlich. Neben den physischen Vulkanen bilden sich moralische. Ein Stoß des verborgenen Feuers, und Alles, Alles steht in Flammen.

Seit länger als einem Jahrhundert hat Frankreichs Geschick beinahe ohne Unterbrechung einen entscheidenden Einfluß auf Italiens politischen Zustand ausgeübt. Es bietet ihm jetzt das Beispiel einer ruhmvollen Emanzipation dar....

Mögen die italischen Fürsten, so oft benachrichtigt, so oft zurückgesunken in alte Irrthümer, der Zeit

---

*) M. s. die frühern Artikel, besonders den ersten, im fünften Bande, und den dritten, im sechsten Bande der Bibliothek d. J., in welchen die großen Vortheile, welche Frankreich von dem Besitz Algiers beziehen kann, näher angedeutet sind.

**) Man sehe frühere ähnliche Aufsätze im ersten und zweiten Jahrgang, und im dritten Bande des laufenden Jahrgangs der Bibliothek.

Bedürfnisse endlich erkennen, sie endlich befriedigen. Mögen sie sich beeilen, diese letzte, entscheidende Lektion zu benutzen. Noch steht es in ihrer Macht. Alle Freunde des Friedens, der Ordnung, der Gesetzlichkeit erkennen, daß dringend nothwendig gewordene Zugestehungen, von Seiten der Fürsten gegen die Völker, das einzige Mittel sind, ganz Europa vor einer allgemeinen Erschütterung, einem allgemeinen Umsturze zu bewahren.

Die Politik des Kabinettes zu Wien, und wahrscheinlich auch die mehrerer anderer Mächte, betrachtet die Angelegenheiten Italiens aus einem verschiedenen Gesichtspunkte. Ein Lager von 30,000 Mann, unter dem Befehle des Generals Frimont, wird zu Mailand gebildet, um Piemont zu beobachten, ein anderes von 50,000 Mann, unter dem Befehle des Generals Walmoden, scheint gegen Neapel und den Kirchenstaat gerichtet zu sein. Walmoden besucht alle Festungen Italiens. Die Polizei in Toskana wird unter Leitung des Herzogs von Modena gestellt. . . . Wohin muß ein solcher Zustand der Dinge führen? — Jedermann weiß es.

Während dem Ausbruche der neapolitanischen Revolution, am 2. Juli 1820, zu Nola, befand ich mich zu Rom. Es schien mir nicht uninteressant, den Contre-coup dieser Insurrektion in einer von Priestern regierten Stadt zu beobachten, die gegen die Invasion neuer Ideen durch die eifrige Scheinfrömmigkeit und das stationäre Genie einer katholischen Bevölkerung genügend vertheidigt zu sein schien.

Ich mag es nicht unternehmen, die Thatsachen weder zu erzählen noch zu beurtheilen, welche wäh-

rend den neun Monaten, wo Neapel ein Parlament und einen öffentlichen Redestuhl hatte, seine Geschichte bilden. Sie sind übrigens hinlänglich bekannt.

Wichtiger ist es, zu beweisen, daß diese anscheinend aus spanischen Grundsätzen entstandene Revolution die rechtmäßige Tochter des italienischen Geistes gewesen, jenes Geistes der Unabhängigkeit, der Reform, der Nationalität, der in der Halbinsel gährte, bevor er zu Neapel sich beurkundete, und der seitdem ganz Italien erfüllte, bis seine Explosion zu Turin Statt fand.

Mitten in dieser gewissermaßen gleichförmigen Aufregung, zeigte sich Rom theilweis abgeschieden durch seine Konstitution, seine Sitten, durch eine furchtsame, beinahe erzwungene Sympathie. Bei allem dem war der italienische Geist dennoch der vorherrschende, nur unter einer andern Form.

Man hat sich gewöhnt, in den unumschränkten Regierungen nichts zu beachten, als ihre eigenthümliche Organisation, ihre vereinzelte Handlungsweise, unabhängig von der von ihnen beherrschten Gesellschaft. Die Völker sind da nur Nebensache.

So versteht man gewöhnlich unter Rom blos den Pabst, oder höchstens den Pabst und das „heilige" Kollegium. Man begreift, daß eine beschränkte Diplomatik mit solcher Idee sich begnügen könne. Aber für die gesunde Vernunft ist Rom nicht allein unter dem päbstlichen Traghimmel, oder in den Sälen des Vatikans.

Man bemerkt eine Gesellschaft auch unter dieser Reliefgröße, ein Volk, das ausser dieser offiziellen

Thätigkeit der Gewalt lebt und sich bewegt, spiritus intus alit.

Man muß nicht ungerecht sein gegen die Römer. Enterbte Nachkommen der Weltbeherrscher, haben sie eine Volks-Physionomie bewahrt, während alle Ueberreste ihrer Größe um sie her beinahe gänzlich verschwunden sind. Sie bewahren noch den Stempel ihrer hohen und gesellschaftlichen Bestimmung, obgleich zur Hälfte durch Zeit und Knechtschaft verwischt. Mit einem Worte, man findet in ihnen die Elemente einer Nation, obgleich diese Elemente zerstreut und geschwächt sind.

Man weiß, daß der Pabst der unumschränkteste Monarch auf Erden ist. Er trägt den Zepter und die dreifache Krone zu gleicher Zeit. Er hält sich also für dreimal mehr, als der größte Kaiser oder König, der nur eine einfache Krone hat. Als Fürst schlägt er in dieser Welt, als Priester rettet er in der andern. Kaum ist er erwählt, so betet man ihn an; man küßt ihm die Füße, man wirft sich vor seiner Kutsche in den Staub.

Dieser hohen Stellung ungeachtet, oder vielleicht gerade ihretwegen, sind wenige Päbste große Fürsten gewesen. Nichts hat sie vorbereitet für den Posten, den sie einnehmen. Bevor sie Könige wurden, waren sie Höflinge. Das Gewerbe dieser letzten ist überhaupt zu Rom das vortheilhafteste, weil es ihnen die Hoffnung läßt, ihre Gebieter zu ersetzen. Um diese Ehre zu erlangen, braucht man sie keineswegs zu verdienen; man muß sie erschleichen.

Pius VII regierte im Jahr 1820 zu Rom. Als Priester, als Bischof von Imola, war er eifriger Re-

publikaner; als Pabst widerrief er die Bulle Ganganelli's, und stellte das Institut der Jesuiten wieder her. Aehnlich einigen deutschen Demagogen, die ihr „dreißig oder dreiunddreißig" brüllten, und später sich zu Verfechtern der Aristokratie, des Ultramontanismus und der Seelenverkäuferei, in Schrift und Rede, machten.

Der französische Einfluß erhob Pius VII auf den päbstlichen Thron. Seine Erkenntlichkeit wurde durch die Stürme der Zeit geschwächt, doch blieb er persönlich immer Frankreich ergeben. Aber er regierte persönlich nicht, am wenigsten zu der Zeit, als die neapolitanische Revolution ausbrach. Die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten war seinem ersten Minister, dem Kardinal Gonsalvi, einem der einflußreichsten und ausgezeichnetsten Mitglieder der hohen Geistlichkeit, überlassen.

Die hohe Geistlichkeit, in deren Händen Macht, Würden und öffentliches Einkommen konzentrirt sind, bildet eine von den übrigen Ständen durchaus geschiedene Klasse, die so kompakt in ihren Privilegien, so durchaus einig in ihrem Willen ist, sie zu erhalten, daß, betrachtet man sie auch genau, man nicht leicht die verwundbare Stelle einer solchen Macht entdecken kann.

Aber ohne der Herrschaft zu gedenken, welche die Religion in der Hauptstadt des Katholizismus über die Geister ausübt, beruhet der Despotismus der römischen Prälaten, von imposanter Kraft unterstützt, noch auf einer andern Basis.

Man findet bei den dirigirenden Ministern der päbstlichen Politik viel Unterrichtung, Aufklärung

(wenn auch nicht die des Jahrhunderts) und diplomatische Umsicht, wie sich das bei den neuesten Begebenheiten in Frankreichs, und bei der Anerkennung Ludwig Philipps I, von Seiten des päbstlichen Stuhls, offenbart. Mehrere Prälaten reden die Sprache Cicero's mit einer Reinheit der Betonung und des Styls, des Jahrhunderts Augusts würdig. Einigen fehlt es an wirklicher Beredsamkeit nicht, und des Joches ungeachtet, mit welchem sie den menschlichen Geist belasten, ist ihre Muße der Bewegung der neuern Literatur nicht so fremd, als man gewöhnlich glaubt.*)

Man kann sich leicht denken, welches die Haltung dieses Theiles der römischen Geistlichkeit, beim Beginn einer so benachbarten, so plötzlichen und so heftigen Krisis war. Der Vesus, in Roms Mitte versetzt, Flammen und Lava ausspeiend, würde weniger Schrecken verursacht haben.

Alle auf Gewalt begründete Regierungen kennen keine von Vernunft vorgeschriebene Gesetze. Sie handeln übereilt, unbesonnen, weil es ihnen an Kaltblütigkeit gebricht, die Begebenheiten zu studieren, sie zu würdigen. Sie sind Ankläger und Richter zugleich in derselben Angelegenheit. Statt sich auf die eigenthümliche Mission der Obrigkeit zu beschränken, veranlassen sie Gewaltmaßregeln, nähren sie Unruhe, Parteihaß, geheime Umtriebe.

*) Man kennt die Arbeiten Angelo Mai's, Oberaufseher des Vatikans und einer der Hausprälaten des Pabsts. Ihm verdankt man unter andern die Entdeckung der verloren geglaubten Bücher der „Republik Cicero's", und die Nachforschungen über die Palimpsesten. Uebrr diese letzten sehe man die Aufsätze: „Manuskripte und Tachygraphie der Alten," im 10. und 11. Bande des Jahrgangs 1829 dieses Werkes.

So verfuhr auch die päbstliche Regierung. Ohne alle Veranlassung ergriff sie die Offensive. Die Polizei riß ihre Argusaugen auf, die jedoch, sagte Pasquino, „in der That mehr denen eines abgestochenen Kalbes ähnlich waren.“

Der Diario di Roma (er war bescheiden genug, sich nicht Diario d'Italia zu nennen), die einzige matte, zensirte und verifizirte Zeitung des Kirchenstaats, der Vertraute der theokratischen Oligarchie, unter strenger Verantwortlichkeit eines Mitgliedes der Geistlichkeit, füllte seine Kolumnen mit Proklamationen, in dem Style mystischer Konferenzen, unterstützt von Kommentaren über alle möglichen in Ausführung zu stellenden zuvorkommenden Masregeln, über Proskriptionen nach den Kathegorien des Absolutismus, in denen eine sinnreiche Treulosigkeit sich bemühete, die Carbonari mit den Briganten (Assassini) zu verwechseln, und das gerade in einer Zeit, wo diese letzten sich ausserordentlich vermehrt hatten.

Durch diese machiavellistische Verwirrung hoffte man einen allgemeinen Abscheu gegen die kühnen politischen Sektirer zu erregen, die einen Redestuhl zu Neapel aufgeschlagen, und die, allem Anschein nach, damals noch keine Mitglieder im Kirchenstaat hatten. Denn der Aufstand am 4. Juli, zu Ponte-Corvo und zu Benevento, zwei unbedeutenden vom Königreich Neapel umschlossenen, aber zu Rom gehörigen, Fürstenthümern, konnte nur als ein Appendix der neapolitanischen Revolution betrachtet werden, und der Tumult von Ancarnano, am 5. Februar 1821, war im eigentlichen Sinne nichts als die Invasion einiger neapolitanischen Insurgenten, die beinahe in dem-

ſelben Augenblicke durch den päbſtlichen Legaten von Ascoli zurückgeſchlagen wurden. Die Regierung machte dies letzte Ereigniß mit vielem Pomp bekannt, als Zeichen des guten Geiſtes ihrer Unterthanen.

Demungeachtet gährten die Grundſätze der Inſurrektion von Nola in allen Klaſſen, und in einigen mit einer Gewalt, die einen nahen Ausbruch vermuthen ließ. An der Spitze dieſer Klaſſen befand ſich — die niedere Geiſtlichkeit....

Durch eine beinahe einzige Ausnahme in der Geſchichte der prieſterlichen Kaſten, iſt die untere Geiſtlichkeit Roms vollkommen in ihren Intereſſen, Neigungen, und ſelbſt in ihren Lehrſätzen, von der hohen Geiſtlichkeit geſchieden.

Dieſe letztere hat ſich, durch ihren politiſchen Einfluß, alle materiellen Vortheile der Gewalt zugeſichert, während die erſte in ihrer asketiſchen Einſamkeit ſich zur Armuth, zur Entbehrung aller Genüſſe des geſellſchaftlichen Lebens, zur ſtrengen Ausübung der quälenden Vorſchriften eines Kultus verdammt ſieht, der mehr auf gymnaſtiſche Uebungen, auf kabaliſtiſche Zeichen und auf Geiſtestödtung berechnet zu ſein ſcheint, als auf Erhebung der Seele zu ihrem Schöpfer.

Unter einer ſtolzen Oligarchie von Ihresgleichen (indem der letzte Prieſter dieſelben Rechte und dieſelben Anſprüche auf die dreifache Krone hat, wie der erſte) ſeufzend, hatte die untere Geiſtlichkeit ſeit Langem darauf geſonnen, wenn auch nicht die frühere Gleichheit in der chriſtlichen Kirche wiederherzuſtellen, doch einen größern politiſchen Einfluß

zu gewinnen; mit einem Worte, Theil zu nehmen an der Regierung der Kirche.

In andern Ländern beschränken sich die Bürger, welche Mißbrauch der Gewalt oder das Gesetz mit politischer Unmacht schlagen, auf eine gewerbsame Thätigkeit, oder sie begnügen sich mit den Genüssen des Familienlebens. Aber der katholische Priester hat keine Familie. Er hat keinen Beruf, als den, das Volk in den von der Kirche vorgeschriebenen Gebräuchen zu erhalten, und während der Langeweile, welche diese Maschinenaufgabe ihm gibt, findet er keine andere Zerstreuung, als in ehrgeizigen oder in wollüstigen Gedanken und Planen.

Ungeduld, Eifersucht gegen jede überlegene Macht, der Neid, mit welchem die untere Geistlichkeit die Wunder des bischöflichen Luxus betrachtet, lassen ihr in Italien, besonders zu Rom, keine Ruhe. Aus diesem Grunde auch ist keine Klasse der römischen Gesellschaft den Entwürfen und Hoffnungen des peninsularischen Radikalismus geneigter, als die untere Geistlichkeit; denn nirgends findet man lebendigere Elemente einer Republik, als hier.

Während dem Bestehen der konstitutionellen Regierung zu Neapel, wurde ein dortiges Journal, die Minerva, obgleich es in den päpstlichen Staaten verboten war, dennoch viel gelesen, am meisten aber von der untern Geistlichkeit, die ein Mittel fand, die engherzige und zänkische Orthodoxie des Ultramontanismus in Uebereinstimmung mit den fruchtbaren und freisinnigen Ideen des Jahrhunderts zu stellen.

Das Benehmen des römischen Adels, während der

kritischen Periode von 1820, bildete mit dem der untern Geistlichkeit einen auffallenden Kontrast.

Vollkommen verzichtend auf alle ehrgeizigen Ansprüche, untheilnehmend bei den blutigen Zwisten der Könige und Völker, kennt er kein höheres Vergnügen, als auf dem Corso spazieren zu fahren. Es fehlt dem römischen Adel nicht an wirklich edelmüthigem Instinkt, an geläutertem Geschmack, an einer gewissen Grandezza, selbst in seiner Verweichlichung. Aber durch die unheilbare Eifersucht der hohen Geistlichkeit aus der Politik verbannt, weiß er, daß er nur in Folge schrecklicher Szenen, bei deren Andenken seine Einbildungskraft erbebt, einigen Einfluß erringen könnte, und lieber verweilt er in seiner Unthätigkeit, die wenigstens zugleich Ruhe ist, und durch die niedrigste Kriecherei und Schmeichelei, von Seiten seiner Untergebenen, verschönert wird.

Die römischen Adelichen sind reich. Sie besitzen beinahe allein das ganze fruchtbare Gelände, das sich von Siena bis Perugia, und von Perugia bis Rom und Terracina erstreckt. Sie haben prächtige Paläste, eine reichbesetzte, obgleich wenig kostspielige Tafel, schöne Livreen, Kutschen und Pferde; und obgleich sie sich mit dem Allem etwas beengt fühlen, in der ungleichen, schlechtgepflasterten Straße des Corso, obgleich das Land ihnen im Sommer keine angenehme Zufluchtsstätte darbietet, indem es von Räubern und vom Fieber verheert wird, scheint ihnen dies leere Dasein doch ziemlich angenehm. Sie verlieren einen großen Theil desselben mit der Sieste; die übrige Zeit vergnügen sie sich, wie die Kinder, mit Kleinigkeiten.

Das Echo der neapolitanischen Revolution erfüllte

die Säle des römischen Adels, ohne sie zu bewegen. Ich sehe noch Verachtung und Mitleiden auf allen diesen blassen Gesichtern sich malen, bei den verschiedenen Ereignissen der Insurrektion, und bei deren schnellen Beendigung durch den österreichischen Dazwischentritt.

Und warum sollte man es nicht sagen? Es war ein unabwendbares Unglück dieser ephemeren Revolution, zu gleicher Zeit unter der materiellen Gewalt und unter der Lächerlichkeit zu erliegen; zu gleicher Zeit dem Schwerte Frimonts und den Terzetten Pasquino's sich überantwortet zu sehen.

Die untere Volksklasse zu Rom erklärte sich anfänglich nicht gegen die neapolitanische Revolution. Diese Klasse befindet sich in einem großen Elende. Sie gewinnt nichts von dem Zölibat der Priester, als eine rasche Vermehrung. Mit Kindern und Abgaben überladen, ohne Unterstützung von Seiten der Regierung, die weder Ackerbau noch Industrie befördert, unbeweglich und arbeitslos in einer großen Stadt, in welcher der Handel unbedeutend ist, wo große Schätze unfruchtbar in Eisenkasten schlummern, wo der Luxus einiger Familien nur die Kaufleute von Livorno und Marseille bereichert; endlich, um das Gemälde vollständig zu machen, von Fiebern (der Mal'aria) gequält, die oft länger als ein Drittel des Jahres in den Vorstädten herrschend sind, ist die Bevölkerung Roma's dennoch in ihrem Karakter so tief nicht gesunken, als man vermuthen sollte.

Von Natur ehrlich, menschlich, brav, kann man dieser Klasse gute Soldaten entnehmen: die römische Legion unter Bonaparte hat das bewiesen. An ihrem

häuslichen Herde ist sie lebhaft, eifrig in ihrem Enthusiasmus für das Gute wie für das Schlechte.

Es gibt in der Physiognomie dieses gefallenen Volkes noch etwas Titanenhaftes, ein Gemisch moralischer Größe und wilder Leidenschaft, patriotischen Stolzes und sklavischer Geduld, spöttischer Feinheit und rohen Aberglaubens, ruhigen Ernstes und läppischer Sorglosigkeit.

Jetzt, wie früher, bedarf es nur panem und circenses, seiner Lumpen und seines religiösen Prunkes, seiner Armuth und des Luxus der Großen. Die Neugier zu Rom ist nicht, wie zu Paris, eine müßige Gafferei, sondern eine Leidenschaft, die man befriedigen muß, wenn man nicht blutige Szenen veranlassen will. Bei einer Hungersnoth würde die Regierung sich größern Gefahren aussetzen, wollte sie die Marionetten des Palazzo fiano mit Unthätigkeit schlagen, als liesse sie die Oefen der Bäcker erkalten.

Bei der Restauration Pius VII, i. J. 1814, hatten die untern Volksklassen den Entschluß gefaßt, alle Personen, welche in französischen Diensten gestanden, ohne Gnade zu ermorden. Man konnte sie von diesem Vorsatze nur dadurch abwenden, indem man zu Ehren der Wiedererhebung des päbstlichen Thrones mehrtägige öffentliche Feste anstellte. Drei- oder vierhundert Individuen konnten auf solche Weise allein gerettet werden.

Man beschuldigt zu absprechend alle südlichen Völker der Untheilnahme, wo nicht gar der Barbarei. Man bedenkt nicht, daß ihre ursprüngliche Energie unter dem Joche schlechter, verderblicher Institutionen vernichtet worden; daß sie Alles in dem engen Kreis

bürgerlicher Unfähigkeit gefangen hält, die den Karakter herabwürdigt, und häuslichen Mangels, der das Gemüth auf die peinlichste aller moralischen Foltern spannt.

Man behauptet, daß des Himmels Schönheit gegen physische Leiden fühllos mache. Man streitet sogar diesen gewaltigen Racen, welche die alte Welt sich unterworfen und die neue entdeckt haben, alle Energie, alle Beharrlichkeit ab. Man glaubt ihr Loos auf Erden in einer Diogenestonne, und auf einer von der Sonne erwärmten Stelle gefunden zu haben.

Die meisten dieser Angaben sind eben so unrichtig als ungerecht. Man verwechselt die Unthätigkeit, zu welcher der absolute Mangel an Industrie diese Volksklasse verdammt, mit dem Laster der Trägheit. Der Arme fühlt, daß er arbeiten kann, er fühlt selbst das Bedürfniß zu arbeiten; aber was soll er schaffen, wo sich ihm keine Gelegenheit zu nützlicher und abträglicher Thätigkeit darbietet? Die Natur allein vermag ihn nicht über alle seine Entbehrungen zu trösten.

Ein Kastilianer, der sich im Sonnenschein wärmt, ein Trasteveriner*), der ruhig seine zerfallende Hütte und das Gehölz auf dem Grat des Janiculus betrachtet, sind ohne Zweifel glückliche Sterbliche. Aber wenn es ihnen an Brod gebricht, wenn ihr durchlöchertes Dach sie nicht mehr gegen Regen und Wind schützt, wenn ihr Elend mit ihrer Familie wächst, was helfen ihnen da Berg und Gehölz, Reichthum und Glanz der Natur, des Himmels Klarheit, das Rauschen der Kaskatellen, und alle jene uner-

*) Bewohner einer Vorstadt Roms, dem Tiber, trans Tiberim.

schöpflichen Thema's der Georgiken, gar schön auf dem Papier, aber nur zu oft entstellt durch eisernes Unglück und unheilbares Elend?

Man wird sich jetzt nicht mehr wundern, daß die Neuerungen, welche 1820 das Königreich Neapel bewegten, mit größerer Sympathie von den untern, als von den höhern Ständen zu Rom, beobachtet wurden. Man verspürte sehr erkenntlich den elektrischen Schlag. Aber da das römische Volk von Natur nicht besonders geschwätzig ist, kompromittirte es sich nicht.

Pasquino erließ seine Manifeste, um die man sich in dem Rathe des Monte-Cavallo wenig oder nicht bekümmerte. Und in der That hatte man von Seite der armen Bevölkerung Roms nichts zu besorgen. Sie würde sich wohl ein wenig mehr Freiheit und Wohlstand wünschen; aber wenn sie diese Güter durch den Verlust des Pabsts erkaufen müßte, würde sie gern Freiheit und Wohlstand fahren lassen.

Blinder, unbedingter Gehorsam gegen das kirchliche Oberhaupt ist den Römern der untern Stände zur Gewohnheit geworden. Er ist bei ihnen eine Tradition, ein Volksglaube, der kein Raisonnement zuläßt.

Die Mittelklasse allein hat noch einige Neigung zur Unabhängigkeit, und ihre Opposition gegen die päbstliche Regierung ist systematisch. Sie nährt beständig jene drohenden Theorien, die der französische Einfluß während der Revolution erzeugt, und welche die Unterwerfung Italiens unter Frankreichs Herrschaft entwickelt hat.

Diese Klasse umfaßt alle unterrichteten und wirklich aufgeklärten Personen, sowohl in den Gerichten,

als auf den Kathedern, im Handel und in den Künstlerwerkstätten. Hier erhält, verstärkt sich der Geist der Freiheit, das Genie einer religiösen und politischen Reform. Darum auch ist die päpstliche Regierung gegen diesen Mittelstand so feindlich gesinnt, darum auch macht sie ihm bei jeder Gelegenheit ihre unerbittliche Strenge fühlbar, während sie die untern Klassen verschont, und bei ihren Vergehen die Augen zudrückt.

Bei dem ersten Gerücht von dem Ausbruche der Revolution zu Neapel, ergriff, wie gesagt, die Regierung zu Rom höchst unpolitische Maßregeln, die, weil sie provozirend waren, leicht ernstliche Unruhen hätten nach sich ziehen können. Indessen beschäftigten sich die Klubbs, die politischen Gesellschaften ganz im Geheimen mit den bereits erworbenen und den noch bevorstehenden Resultaten dieser Neugestaltung. Nach und nach verständigten sie sich, und nun entstand die gegen die päbstliche Macht so drohende, so unvertilgbare Verschwörung des Carboranismus, die noch jetzt nicht vollkommen unterdrückt ist.

Die Logen (vendite) bestanden größtentheils aus Elementen des Mittelstandes. Die höchsten Angelegenheiten wurden in denselben verhandelt, mit jener raschen, energischen Beredsamkeit, von welcher der öffentliche Redestuhl zu Neapel Beispiel und Muster aufgestellt hat.

Als die österreichischen Kohorten an den Thoren Roms erschienen, als sie ihre Zelte auf der Ebene und auf den Hügeln diesseits dem Ponte-Molle aufschlugen, wurde ihr Lager von den meisten Fremden besucht, die sich zu Rom befanden. Die Römer

selbst würdigten nicht, ihre Stadt zu verlassen, um Menschen zu sehen, die sie als Barbaren betrachteten. Die Truppen defilirten nicht durch die Stadt, sondern sie umgingen sie am 28. Februar und 1. März, um nach Tivoli, Frascati und Albano zu marschiren.

Bald nachher wurde ein Unglücklicher zum Tode verurtheilt. Der Prozeß war, wie gewöhnlich, im Geheimen verhandelt worden. Aber man erfuhr, daß er ein Carbonaro sei, und daß er sich geweigert habe, seine Mitgenossen anzugeben, wodurch er sich hätte das Leben retten können.

Eine gewaltige Gährung entstand darüber im Volke. Mitleiden, Furcht, Erbitterung, Schreck bemächtigte sich der Gemüther. Man wagte es nicht, den Verurtheilten zu retten, und doch protestirte das Gewissen Aller gegen seine Hinrichtung.

Die päbstliche Politik fand ein Mittel, in des Volkes Stimmung eine Diversion zu machen. Man verbreitete an dem Hinrichtungstage das Gerücht, daß der Verurtheilte sich weigere, mit der Kirche sich zu versöhnen, und die Vergebung seiner Sünden zu empfangen.

Sogleich erfüllte das Volk alle Kirchen, warf sich nieder in den Staub, rutschte hintereinander auf den Knien, machte Gelübde jeder Art, und blieb drei Stunden lang beschäftigt mit Hersagung aller möglichen Gebete, hundertmaliger Abspinnung seiner Rosenkränze u. s. w., um den Himmel zu bewegen, des Carbonaro's Herz zu wenden.

Zu ihrer ersten Lüge gesellte die „päbstliche Gerechtigkeit“ noch eine Grausamkeit. Sie ließ verkünden, daß der verstockte Sünder, aller Gebete und

Vorstellungen ungeachtet, sich nicht bekehren, und daß er ohne Absolution sterben wolle.

Damit der Unglückliche diese Angabe aber nicht widerrufen könne, steckte man ihm eine Klammer in den Mund, die seine Zunge gefesselt hielt, und es ihm unmöglich machte, zu sprechen. So wurde er hingerichtet. Die ganze römische Miliz war auf den Beinen, sowohl am Tage, als während der Nacht. Am Abend waren alle Spaziergänge leer. Der Schleier des Todes schien die ganze Stadt zu überdecken.

Auf solche Weise beurkundete sich zu Rom die Rückwirkung der Begebenheiten zu Neapel, verschiedenartig empfunden, je nach den Meinungen und Interessen eines Jeden. Die Wünsche der Mehrheit des Mittelstandes mußten unerfüllt bleiben, weil sie die Grenzen der Möglichkeit überschritten. Er forderte zu viel, um irgend etwas erhalten zu können, glücklich genug, nicht auch seinen Theil zu den 300 Millionen Franken bezahlen zu müssen, welche Oesterreich in den Jahren 1815 und 1821 von den Einwohnern des Königreichs Neapel sich bezahlen ließ.

Frankreich in den Jahren 1829 und 1830.

Nach Lady Morgan.

Ein Werk, reich, pikant an Inhalt, von hohem Intereſſe für die Zeitereigniſſe, deren Urſachen, deren Entwickelung es andeutet, von Anekdoten, karakteriſtiſchen Zügen, individuellen Bildern wimmelnd, beſonders beachtungswerth unter dem Geſichtspunkte politiſcher Moral und dramatiſcher Verſchürzung, iſt ſo eben in England und Frankreich zu gleicher Zeit erſchienen. Wir legen unſern Leſern einige gedrängte Auszüge aus dieſem Werke vor, die wir für wichtig genug halten.

Notre-Dame-de-Calais.

O, welche köſtliche Ueberſtrömung angenehmer Empfindungen!... Um derſelben theilhaftig zu werden, bot ein römiſcher Kaiſer, in ſeiner Macht Vollgenuß, große Belohnungen dar; doch bot er ſie umſonſt. Will man ein ſicheres Rezept, ſie zu erlangen? Man höre.

Für eine beſtimmte Zeit laſſe man ſich in einem recht unglücklichen Lande nieder, und widme alle perſönliche Neigungen ſeinen Intereſſen, alle eigenthümliche Talente ſeiner Sache. Man ziehe ſich die Verfolgung einer Partei zu, ohne des Schutzes der andern ſich zu verſichern. Man fühle ſich ermüdet von unaufhörlichen Reden über längſt erſchöpfte Gegen-

stände. Man empfinde Ekel bei Anwendbarmachung des Wortes „Ordnung“ auf den individuellen Ehrgeiz der Parteien. Man sei entrüstet oder skandalisirt, je nach dem vorherrschenden Humor, über kleinliche Intriguen, halbzivilisirte Ansichten; — und wenn der Horizont am dunkelsten ist, wenn der Sturm am heftigsten wüthet, wenn das Schiff, auf dem Punkte, den Hafen zu berühren, plötzlich zwischen Klippen geschleudert wird, ohne Hoffnung, auf irgend eine Weise es zu retten!.... Alsdann auf ein Floß, auf ein Brett sich werfen, ein fremdes Gestade, wenn man kann, erreichen, unter einem andern Volke, unter andern Gesetzen leben — welch ein Glück!

Aber der Uebergang muß rasch, der Kontrast muß auffallend, Gegend, Szene, Klima müssen durchaus neu, entgegengesetzt sein. Der immer blaue Himmel, die balsamische Luft einer südlichen Region müssen den stechenden Nordhauch, die Frühlingsnebel einer rauhen Zone ersetzen.

Mit einem Worte, man verlasse Irland in seiner traurigsten Jahreszeit, in seinem übelsten Wetter, um sich nach Frankreich zu begeben in der unter diesem Doppelbetrachte günstigen Zeit, wenn Natur und Volk frisch ernenert den glücklichsten Anblick gewähren. Man wird (probatum est) dies neue Vergnügen genießen, für welches kaiserliche Freigebigkeit umsonst einen Preis ausgesetzt hat.

Ich empfinde jetzt diese Ueberströmung angenehmer Gefühle in dem ersten Freudeausbruch über meine Flucht aus Irland und meine Ankunft zu Calais,

das ich köstlich finde. Ich spreche, wie man leicht denken kann, nur von äussern Gegenständen.

Um von der Mauth nach unserm Wirthshause uns zu begeben, mußten wir der Fluth der weiblichen Bevölkerung entgegenschwimmen, die in entgegengesetzter Richtung strömte. Statt sie, wie ehemals, zu bekämpfen, liessen wir uns jetzt weislicher von ihr fortreissen, und gelangten mit ihr zur Kirche U. l. F. von Calais.

Die Vesperglocke ertönte, die Vesperhymne hatte begonnen, die Vespertoilette war vollkommen, durchaus einförmig. Alle diese hübschen Wallfahrerinnen hatten eine und dieselbe Tracht, blaue Bänder, ein schwarzes Mäntelchen, französische Tournure, kurze Röckchen, den Kopf in die Höhe geworfen, das Meßbuch in der Hand und den Rosenkranz am Arm. Alle trottirten mit lautem Geschwätz; die kleinen Kinder selbst sprachen französisch, zum größten Erstaunen einiger Personen unserer Gesellschaft, wie ehemals das des Doktor Johnson. Aber es war Französisch „ohne ein einziges Wörtchen von Gott.“ *) Nichts Anti-Devoteres, als Ansehen und Haltung dieser Devoten.

Die Abteikirche U. l. F. von Calais war bis zum Chor von einer weiblichen Kongregation angefüllt, die bald kam, bald ging, um überall Weihwasser herumzureichen, wobei die Finger eine eben so untheilnehmende Rolle spielten, als die Blicke.

Die höhere Klasse der Versammlung, gelassener,

*) Sévigné.

wie sie es überall sein muß, hatte sich der Stühle bemächtigt, auf denen die Damen sich sanft wiegten, wobei sie ihren koketten Köpfchen eine leichte Seitenbewegung gaben, und ihre sprühenden Blicke umherschweifen liessen, die sich der Reihe nach auf alle Gegenstände hefteten, ausgenommen auf das Buch in ihren Händen.

Der Gasthof.

Beim ersten Blick auf unser Hotel rief ich: „Wie das Französisch ist!“ ... Der Hof mit seinem Spalier, seinen Weinranken; die Küche im Erdgeschoß mit ihrem glänzenden Kochgeschirr, das durch die rothen Geranien am offenen Fenster schimmerte; die schwarzen Augen und die weißen Mützen im Innern, die zahlreichen Thüren und die Trümmer einer alten Diligence mit ihren durchschnittenen Stricken in der Remise.

Auch der Wirth mit heiterm Gesichte, mit militärischem Anstand, und die zierliche Wirthin mit dem Benehmen einer wohl erzogenen Dame. Denn in Frankreich sind alle Männer Herren, alle Frauen Damen, Dank der allgemeinen Höflichkeit einer der Hauptzüge des Nationalkarakters.

Das mein erster Eindruck. Der zweite veranlaßte den Ausruf: „Wie das Englisch ist!“ Kein mit Sand gescheuerter, unreinlicher Fußboden mehr. Ueberall englische Tapeten, englisches Geschirr, englische Damaste. Die alte Maschine, die ehemals als Tisch und als Bett dienen konnte, war, wie der Ueberrest des Geräths, durch zierliche Möbeln im englischen Geschmack ersetzt.

Der Wirth selbst sprach englisch zu unserm Bedienten in der klassischen Mundart von Land-lane oder vom goldenen Kreuz. Der Aufwärter rief: Coming up, statt: L'on y va! und der Thee, die Muffins *) waren Talbots zu Shrewsbury würdig.

Barriere von Villette.

Wie, Paris nicht durch das St. Dionysthor betreten, alle unsere alten Verbindungen zerrissen, jede Reminiszenz, jeden originellen Eindruck unmöglich machen! „Ach lieber Gott!“ sagte der geistreiche Vicomte von Ségur bei Gelegenheit der revolutionären Beseitigung der petits soupers, „man hat mir mein Paris verdorben.“

Die Barriere von Villette war für uns Reisende zu Lande und zu Wasser eine terra incognita. Die Straße Karls X, neu von einem Ende zum andern, gleicht einem Bruchstücke von Regent street, übersendet von dem berühmten Baumeister Nash, als ein Muster bürgerlicher Architektur eines freien Landes. Die Häuser sind nicht zu groß für eine Familie. Es sind Wohnungen des konstitutionellen Bürgerstandes, und nicht die alten Hotels der despotischen Regierung, groß, unbequem, wie die Karavanserais des Orients, und wie diese bestimmt, Fürsten und Bettler unter demselben Dache zu beherbergen, mit allen von Privilegien und nicht von Rechten gebildeten Zwischenstufen.

Und sogar Trottoirs, um Leben und Gliedmaßen der bescheidenen Fußgänger zu sichern; und die durch

*) Kleine auf beiden Seiten geröstete Brodschnittchen.

eine Straße, auf welcher drei Wagen neben einander fahren können, getrennt werden. Es ist nicht mehr Paris, wie Voltaire es Friedrich dem Großen schilderte, zu einer Zeit, wo Leben und Gliedmaßen des Volks für nichts gerechnet wurden. Es ist noch weniger das Paris des schönen Jahrhunderts Ludwigs XIV, wo die Begegnung zweier Kutschen in den Winkelgäßchen blutige Schlägereien veranlaßte, bei denen gewöhnlich eine oder mehrere Personen auf dem Platze blieben. *)

Die Kutschen aller Art haben sich bedeutend vermehrt. Ihre Form ist neu, sonderbar, komisch; es sind wahre bewegliche Häuser: Omnibus, Dames-Blanches, Citadines rollen in allen Richtungen mit ihren Passagieren. Diese großen Maschinen sind reinlich, bequem. Ihre Kutscher haben das gute Ansehen der Mitglieder des „Peitschenklubs", und leichte, gutgekleidete Lakeien, die an der offenen Kutschenthür zu hängen scheinen, sind immer bereit, den Aus- und Einsteigenden behilflich zu sein, wobei sie nie unterlassen, irgend einen Scherz, irgend ein Bon mot anzubringen, wie der Compère unsers Polichinells.

Diese Straßen-Diligencen sind in beständiger Bewegung. Sie berühren alle Stadtviertel, und transportiren die Pariser von einer Barriere zur andern.

*) Im Januar 1654 stießen die Kutschen des Herzogs von Epernon und des Herrn von Tilladet gegen einander. Die Pagen und Lakeien des Herzogs wollten den Kutscher des letzten umbringen. Tilladet wollte sie daran verhindern und seinen Bedienten retten. Er wurde durch des Herzogs Lakeien ermordet. (Esprit von Gui Patin.)

Man fährt in ihnen um die geringe Summe, die kein Arbeiter dem Bettler verweigert, und erspart dadurch seine Mühe, ist man ermüdet, und seine Zeit, wenn man Geschäfte hat.

Welche Umgestaltung in dem physischen und moralischen Zustande des Landes seit Heinrichs III Regierung, wo ein sinnreiches Individuum, das seinem Jahrhunderte weit voran war, eine Art Wagen, Coche geheißen, erfand, mit welchem man den tiefen Koth in den Gassen durchschnitt.

Bei dieser Erfindung entstand ein allgemeines Murren unter den Freunden der gesellschaftlichen Ordnung. Gewöhnt, das Volk bis an die Knie im Schlamm waten, und den Adel zu Hofe auf Pferden oder Maulthieren reiten zu sehen, riefen sie die Weisheit ihrer Vorfahren an gegen diese Neuerung. Präsidenten und Räthe des Parlaments überreichten dem Könige Bittschriften und Vorstellungen, um ihn zu vermögen, den Gebrauch solcher Maschinen in der Stadt zu verbieten *)

Der König ließ ihrem Begehren Gerechtigkeit widerfahren; und das Sonderbarste dabei ist, daß das Edikt, welches den Gebrauch der Kutschen verbot, in der That im Interesse der Menschheit war; denn die meisten Straßen der Hauptstadt Frankreichs, selbst bis zu den Zeiten Ludwigs XIV, waren so eng, daß die Wagen nicht ohne Gefahr in ihnen zirkuliren konnten, mit der alleinigen Ausnahme der damals neuen Stadtviertel.

*) De ne donner dispense à personne, et de défendre l'usage des coches en cette ville.

Heinrich IV hatte nur einen Wagen (den unsterblichen mon carrosse), den er manchmal seiner Frau lieh; der brave Mann! Sein Nebenbuhler und Günstling Bassompierre wird für den Erfinder der Kutschenfenster gehalten. Eine solche Equipage war damals ein Zeichen des Reichthums, übertriebener Verschwendung und beinahe ein königliches Vorrecht.

Diese materiellen Bequemlichkeiten, denen man sich nicht leicht entwöhnen kann, flößen dem, der sie genießt, ein gewisses Gefühl der persönlichen Würde des Menschen und seines innern Werthes ein, das dem Despotismus unübersteigliche Hindernisse entgegenstellt.

Nur der Mensch, der Alles entbehrt, der elende, unwissende Mensch, konstituirt den rohen Stoff der unbeschränkten Gewalt. Die Allgemeinheit der Bequemlichkeiten der Zivilisation mit dem entnervenden Luxus, mit der Konzentrirung des Reichthums zu verwechseln, und sie als eine Ursache des Verfalls und der Knechtschaft in einem Staate anzudeuten, ist ein Irrthum, den das geringste Nachdenken beseitigen muß. Die Vorstadt St. Germain sollte diesen Punkt genauer beobachten.

Die Rivolistraße.

Als unsere Kutsche zur Porte cochère des Hôtel de la Terrasse hereinfuhr, trat mir unsere Ankunft in dem alten Hôtel d'Orléans, in der rue des Petits-Augustins, wieder ins Gedächtniß. Es liegt eine fast hundertjährige Verschiedenheit in den Umständen, die wir damals und jetzt zu beobachten Gelegenheit hatten. Die alte aristokratische Vorstadt ist

nicht minder von dem glänzenden Stadtviertel der Tuilerien verschieden, wie ihre respektiven Bewohner.

Ich erinnere mich noch, daß, indem wir in den gepflasterten Hof des Hôtel d'Orléans einfuhren, ich einen alten Gentleman bemerkte, der in dem Schatten eines Weingeländers saß. Er schien mir ein Spezimen der restaurirten Emigration, mit seinen weißen, wohlgepuderten und à l'oiseau royal frisirten Haaren, mit seinen türkischen Pantoffeln und seinem Schlafrock à grand ramage.

Moralisch schien er mir eben so gothische Grundsätze zu verkünden, als seine Toilette. In seiner Hand ruhete eine royalistische Zeitung (wenigstens war sie es damals), das Journal des Débats. Nachdem er uns im Vorüberfahren begrüßt hatte, überantwortete er uns, durch eine beschützende Handbewegung, der Sorgfalt Peters, des Fußbodenwichsers (frotteur).

Ich hielt diese ehrwürdige Person für den Ueberrest irgend eines Herzogs oder Pairs der alten Schule; aber der frotteur (den man hätte für einen Operntänzer halten können) benachrichtigte mich, daß dieser Monsieur unser Bourgeois, d. h. der Hausherr, sei.

Bei der Inspektion der Zimmer, welche unserer Wahl überlassen blieben, öffnete Peter mit Geräusch die beiden Flügelthüren eines Saals, wie wenn er eine Herzogin anzumelden habe; und nachdem er die Fensterladen geöffnet, die wahrscheinlich seit der Zeit wo die Zimmer zum letzten Male bewohnt gewesen, verschlossen geblieben, rief er mit innerer Genugthuung: „Voilà le salon de Madame!“

Es war ein großes, trauriges Gemach. Des Fußbodens Kälte wurde durch keinen Teppich vermindert. Ein Regiment Grenadierstühle stand längs den Wänden, mit gothischen Verzierungen überladen. Zwei Zeremonie-Bergèren, zu beiden Seiten des Kamins, das einer Felshöhle nicht unähnlich war, matte Spiegel, Kronenleuchter, an denen jedes der zitternden Glasstücke die Größe eines Sechslivresthalers hatte, eine unbehilfliche Stutzuhr, und ein Tisch, auf welchem das Edikt von Nantes unterzeichnet sein konnte, (wenigstens war er seiner Form nach aus jener Zeit, und es schien mir nicht unmöglich, daß er im Kabinette der Frau von Maintenon figurirt habe), bildeten alle Möbeln jenes Vignetten-Tipus, den man auf den alten Ausgaben der Werke Marmontels erblickt.

Ich seufzte, zuckte die Achseln, und verlangte eine Kammerfrau, um mich in die Schlafzimmer zu führen. Peter öffnete eine andere Flügelthür, und zeigte uns einen vollständigen Bienenkorb von Zimmern, deren jedes ein kleines Feldbett enthielt.

„Aber ich sehe keine Toilette!“ sagte ich. Dieser ziemlich unpassend einem Putztische beigelegte Name war nicht in Peters Wörterbuche. Ich erklärte mich genauer, worauf er mir einen alten, mit Staub bedeckten Spiegel über dem Kamin zeigte, ein großes, auf altfränkische Weise gesticktes Nadelkissen, das an einem Armleuchter hing, sodann, auf der Marmorplatte einer ungeheuern Kommode, eine kleine Salatschüssel von Fayence und eine Flasche, in der sich ein Schoppen Wasser befinden mochte.

„Voilà“, sagte er, „Alles was Madam zu ihrer Toilette braucht.“

Endlich forderte ich einen Teppich.

„Einen Teppich, seigneur Dieu! rief er, einen Teppich, um dies schöne Parquet zu bedecken! Wissen Sie, Madame, warum die Engländer sich der Teppiche bedienen? Weil sie keine Parquets haben.“

— Gebt Ihr mir keinen Teppich, entgegnete ich, kann ich nicht bei Euch bleiben.

„Das ist etwas Anderes!“ sagte er, und entfernte sich wie der Wind. Einen Augenblick nachher erschien er wieder mit einer alten Tapete, eine Liebesszene zwischen Telemach und Eucharis darstellend, die, nachdem sie bei hundert Frohnleichnamsfesten geprangt haben möchte, nun mir dienen sollte.

„Voilà,“ sagte Peter, indem er seinen staubigen Schatz ausbreitete, „voilà, Madame, votre affaire.“

Um die eiskalten Gemächer ein wenig zu erwärmen, verlangte ich Feuer. Peter riß seine schwarzen Augen gewaltig auf, und seine Blicke schienen zu sagen: „Feuer, im April, wenn die Sonne so warm in den Hof scheint?“ — Nach einer Pause stotterte er: „Es ist kein Funken im ganzen Hôtel.“

— Gleichviel, entgegnete ich: verschafft Euch einen Funken anderswo.

„Das ist nicht meine Sache,“ sagte er, „dafür hat Ihr valet de place (Lohnbedienter) zu sorgen.“

Dieser, der sich uns bereits vorgestellt hatte, entrollte nun eine so lange Liste, als die der Geliebten Don Juan's, von den zu unserer Erwärmung nothwendigen Materialien, als da ist: Kohlen, Feuersteine, Stahl, Schwamm, Schwefelhölzer, Reisbündel, Holz ꝛc. ꝛc. ꝛc.

„Auf solche Weise, sagte ich, werden wir wohl erst in acht Tagen Feuer haben.“

— Pardonnez-moi, rief der Lohnbediente, morgen kann Alles bereit sein.

Kurz, wir fanden, daß unser Hôtel garni in der That dégarni von Allem sei, was ein Brite, als zu seiner persönlichen Bequemlichkeit nothwendig, zu betrachten gewohnt ist, und daß wir ungefähr auf dieselbe Weise logirt seien, wie in einem spanischen Wirthshause, das als Totalsumme aller natürlichen und künstlichen Artikel, nur Sonnenschein und ein Obdach darbietet.

So verhielten sich die Sachen bei unserer Ankunft i. J. 1816. Und nun das Gegenstück. Bei unserer Ankunft im Hôtel i. J. 1829, wurden wir von einem zuvorkommenden Wirth, einer beinahe getreuen Kopie der englischen, empfangen. Er trug einen schwarzen Rock, und war überhaupt sehr schicklich gekleidet.

Ich spähete mit den Augen nach Peter, dem frotteur, oder irgend einem Haushofmeister dieser Art, und sah mich statt dessen von einem Schwarm leichtfüßiger, schmucker Kammermädchen umringt, die ich ohne ihre Pariser Betonung und ihre französischen Schürzen, für dienstbare Wesen des Ship, zu Dovres, gehalten haben würde.

Die Zimmer, zu welchen wir durch den Wirth und seine Gehilfen geführt wurden, waren wirkliche so wohlverschlossene Schachteln, als ein chinesischer Koffer. In jedem Kamin knisterte ein helles Feuer. Ueberall waren Fußteppiche, bewegliche Stühle, glänzende Spiegel, halsbrechende Tabourets, mit einem

Worte, alle diese konfortabeln Kleinigkeiten, alle die unbequemen Bequemlichkeiten meines Kabinets von Kildare street.

Erste Tage zu Paris. Alte Freunde.

Jahre, Stunden sind nicht genaue Maßstabe von des menschlichen Lebens Dauer. Ein langes Dasein genießt, wer jeden Augenblick desselben zu benutzen versteht, wer sich gewissermaßen leben fühlt. Solch ein Leben besteht aus starken, raschen, wechselnden Empfindungen, Erzeugung dauerhafter Eindrücke, Kombination fruchtbarer Ideen, ein Leben, wo die Gefühle ihre Frische bewahren, mit Hilfe der Erinnerung, wo die Einbildungskraft unaufhörlich durch eine Reihefolge von Bildern wach erhalten wird; ein Leben, das, indem es uns des Daseins Wohlthaten oder seine Last fühlen läßt, uns immer die Ueberzeugung von unserm Sein gewährt.

Alles, was nicht das ist, ist nichts; oder vielmehr, es ist des Lebens roher Stoff, der kultivirt, auf intellektuelle Gegenstände hingeleitet werden muß; es ist die Kohle oder die Austerschale, identisch mit dem Diamant und der Perle, denen jedoch jener Glanz, jene Glätte fehlen, welchem sie ihren Werth verdanken.

Die Summe von Empfindungen und Ideen, welche wir in dem kurzen Zeitraum, seit unserer Ankunft zu Paris empfangen haben, wiegt wenigstens zwanzig Jahre eines gewöhnlichen Daseins auf.

Am Morgen nach meiner Ankunft nahm ich mein altes Visitenbuch von 1818, um darin die Adresse meiner Freunde und Bekannten zu suchen, und ihnen

Billete oder Karten, nach dem Gebrauch von Paris, zu schicken.

Der erste Name, den ich auf dieser Liste erblickte, verursachte mir dasselbe Leben, denselben Schmerz, den ich empfand, als ich das schwarze Siegel des Briefes erbrach, in welchem man mir den unerwarteten Tod dessen, der ihn trug, meldete.

Die erste Hand, welche gewöhnlich unsere Rückkehr nach Frankreich begrüßte, war die Denon's; das erste Lächeln, das uns die Versicherung eines freundschaftlichen Empfangs gab, war das Denon's.... Andere Hände haben sich diesmal uns entgegengestreckt, ein anderes Lächeln hat dasselbe Wohlwollen bezeugt. Aber wir werden das Seinige nicht mehr sehen. ...

Der alt-französische Karakter, in seiner liebenswürdigsten Form, hatte sich in Denon's Person erhalten. Höflichkeit, Güte, Freimüthigkeit, heiterer Sinn, heller Verstand machten nicht nur seine Gesellschaft eben so angenehm als unterrichtend, sie machten ihn auch zu dem besten, dem zuvorkommendsten der Freunde. Seine sprühende, reiche Unterhaltung war ein Buch, in welchem die Menschen sonderbare Dinge lesen konnten.

Page, Gesandter, Gentilhomme de la chambre Ludwigs XV, Freund Voltaire's, Vertrauter Napoleons, Reisender und Geschichtschreiber des neuern Aegyptens, Direktor des Museums zu Paris, als Paris das Museum der Welt war; der Reihe nach Hofmann, Diplomat, Schriftsteller, Künstler, Alterthumsforscher, hatte er alle Prüfungen der größten gesellschaftlichen Umgestaltungen überstanden, ohne

seine ursprünglichen Grundsätze zu verändern, ohne sein jugendlich lebhaftes Gefühl zu verlieren.

Denon hatte alle diese Verdienste. Aber hätte er sie nicht alle, hätte er selbst nicht ein einziges besessen, er würde immer noch ein großes in meinen Augen haben. Er gefiel mir, und ich gefiel ihm. Dieselben Narrheiten reizten uns zum Lachen, dieselben Verbrechen empörten uns. Es bestand zwischen uns jene Sympathie, die, der Verschiedenheit des Alters und Talents ungeachtet, zwischen dem Ernsten und dem Leichtsinnigen jene so schnell zu knüpfenden, so schwer zu trennenden Bande bilden kann. Als ich mit meiner Feder diesen historischen, geliebten Namen durchstrich, war es, als werfe ich Erde auf meines Freundes Grab.

Altes und neues Paris.

Man muß viel gesehen haben, in dieser großen Hauptstadt, um zu glauben, Etwas gesehen zu haben. Ein Fremder muß sich lange begnügen, die Oberfläche zu beobachten, bevor Zeit und Gelegenheit ihm die Mittel darbieten, tiefer einzudringen und die Elemente zu zergliedern.

Heute haben meine verschiedenen kleinen Geschäfte, meine gesellschaftlichen Pflichten, mein Vergnügen, mit Hilfe Pariser Miethspferde (die ihre Geduld, in Ertragung aller Mühseligkeiten, beinahe den Dampfmaschinen gleichstellt), mich fast in alle Winkel von Paris geführt.

Köstliche Stadt! Jedes Haus ist ein Denkmal, jedes Stadtviertel hat seine Annalen, die Steine selbst, wie die Roms, sind eine inkorporirte Geschichte.

Die Straßennamen deuten die verschiedenen Epochen an; die Zeiten, wo Frömmelei das Menschengeschlecht vernichtete, und die, in welchen Philosophen für sein Wohlergehen arbeiteten.

In den engen Gäßchen, in den düstern Gebäuden der alten Stadtviertel, bieten sich unendliche Gegenstände des Nachdenkens dar. Fieber, Pest, plötzlicher Tod scheinen über diesen schmutzigen, dem Luftzuge versperrten Punkten, zu schweben.

Man kann nicht ohne Entsetzen die getreuen Beschreibungen von dem alten Paris durchblättern *). Die alleinige Uebersicht dieser Oertlichkeiten verräth einen sowohl in moralischer als in physischer Hinsicht höchst traurigen Zustand.

Die Straße Malvoisin führt zu der Straße Coupegorge, zur Vallée de misère, zur Straße Videgousset. Alle diese Namen beweisen den Mangel an Sicherheit, das Elend eines barbarischen und undisziplinirten Volkes.

Als Paris im Ganzen war, was jetzt noch seine alten Stadtviertel sind, wurden alle möglichen Gewaltthätigkeiten öffentlich in den Straßen verübt.

„Es ist befremdend," sagte der naive Estoile, Geschichtschreiber Heinrichs IV, „daß in einer Stadt, wie Paris, ungestraft so viele Abscheulichkeiten und Räubereien verübt werden, als in einem großen Walde."

*) Enge Winkelgäßchen, wie man sie jetzt noch in den ältesten Stadttheilen sieht, besonders die nördlich von Notre-Dame, mit Ausnahme der öffentlichen Gebäude mit elenden Hütten besetzt, ohne Straßenpflaster, voller Unsauberkeit, nie gereinigt, schlammig, ungesund im höchsten Grade u. s. w. (M. s. Dulaure.)

Bis zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts gab es regelmäßig organisirte Räuberbanden zu Paris, deren Mitglieder gewöhnlich eine Larve trugen, die Vorübergehenden auf offener Straße anfielen, bestahlen und erdolchten; die am hellen Tage die Häuser und die Schiffe auf der Seine plünderten, unter den Fenstern des königlichen Palastes, und die sich in die Schlupfwinkel in den Vorstädten zurückzogen, ohne auf irgend eine Weise von der Obrigkeit beunruhigt zu werden. Eine solche Bande war die unter dem Namen der mauvais garçons (bösen Buben) bekannte. Sie bietet ein Beispiel triumphirender Raubgier dar*), das die Fürsten, statt es zu bestrafen, vielmehr nachzuahmen sich bemüheten.

In den hellen, geräumigen Straßen des neuern Paris ist es nicht so leicht, ein Verbrechen zu begehen. Die Hoffnung, ungestraft zu bleiben, hat sich vermindert. Die Wohlthaten der neuern Philosophie zeigen sich nicht minder in Vernichtung der physischen Ursachen des Verbrechens, durch die Verbesserung des Volkszustandes, die es verbrecherischen Versuchungen enthebt, als in der Vervollkommnung mehr zum Schutze der ruhigen Mitglieder der Gesellschaft berechneter Gesetze, gegen Gewalt und Ungerechtigkeit großer und kleiner Ruhestörer.

Unter den Verbesserungen, von denen ich auf mei-

*) Den 12. August 1659 beklagte sich der General-Prokurator beim Parlament, daß Soldaten, die von des Königs Armee entlaufen, sich mit Landstreichern verbunden und nach Paris begeben, wo sie, in Uebereinstimmung mit den gewöhnlichen Dieben dieser Stadt, Räubereien bei Tag und Nacht verübten. (Register des Parlaments.)

ner Wanderung durch Paris betroffen wurde, bemerkte ich, daß die meisten mehr zum Vortheile des Volks, als der Privilegirten waren.*) Alle Straßen sind erweitert, oder gänzlich niedergerissen worden; überall werden neue von hinlänglicher Breite aufgeführt. Säulengänge schützen gegen Regen und Sonne, Durchgänge erleichtern die Verbindungen, Fußwege zu beiden Seiten befinden sich in den neuen Straßen, und mangeln nur noch in den alten.**)

Unter Heinrich III befand sich auf der Stelle, wo sich jetzt die Rivolistraße erhebt, eines der reichsten Klöster des mächtigen Kapuzinerordens.***) Als gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts die Fortschritte der reinen Lehre des Evangeliums die intriganten Höfe von Rom und Spanien beunruhigten, beschlossen sie die Kohorten der Apostel und Diener des Katholizismus zu verstärken, durch die Stiftung eines Ordens, der auf des Volkes Gewissen denselben Einfluß gewinnen könne, wie die aufgeklärtern und listigern Jesuiten über die der Aristokratie und der europäischen Monarchen ausübten.

*) Eine sehr vollständige und mit vieler Umsicht von dem Grafen Chabrol verfaßte Denkschrift, über die in Paris möglichen Verbesserungen und Verschönerungen, die nach und nach in Ausführung gebracht werden sollen, verdient eine besondere Aufmerksamkeit. Die Oberfläche der Straßen soll dadurch um 396,481 Quadratmeter, die der Quais um 21,516, und die der Plätze um 16,012 vermehrt werden.

**) Man hat den Eigenthümern in den alten Straßen drei Jahre zugestanden, um Trottoirs anzulegen, wozu, in den beiden ersten Jahren, die Stadt einen Theil der Kosten übernimmt.

***) Ganz in seiner Nähe war auch ein Kloster der Feuillans, von dem eine der Tuilerien-Terrassen den Namen erhalten hat.

Der abergläubige, ausschweifende Heinrich III, der sich zugleich allen Lastern, und allen Abgeschmacktheiten der Frömmelei überließ, wurde dies Werkzeug zur Ausführung der Plane des Vatikans und des Eskurials, deren Folge endlich seine eigene Ermordung, durch einen ihrer Agenten, war.

Der auf diese Weise in Frankreich eingeführte Kapuzinerorden wurde reich begabt, und unter des Königs besondern Schutz und Sicherung gestellt.

„Ihr in der St. Honoré-Straße gelegenes Kloster erstreckte sich, mit seinen Höfen, seinen Gärten und seiner Kirche, bis zu den Mauern des königlichen Palastes der Tuilerien, und bildete das prächtigste aller Kapuzinerklöster im ganzen Königreiche. Hundert und zwanzig Mönche lebten, mit ihren Dienern, darin wie Fürsten, und ihre despotische Regierung war ausser dem Bereich der Gesetze und des Souveräns. Der Verbrauch für ihren Tisch, der durch ihre eigenen Bücher beurkundet wird, übersteigt allen Glauben, und ihre „Einsammler“, die täglich alle Straßen von Paris brandschatzten, und bei allen Bürgern Almosen erpreßten, erhoben von der Industrie der Stadt eine ungeheure Kontribution.“

Die Macht dieser Mönche, und die Finsterniß, in der sie ihre Verbrechen ausbrüteten, wurden durch die ersten Lichtspenden der Aufklärung erhellt und angegriffen, deren voller Glanz endlich alle alten Irrthümer und Betrügereien verscheuchte.

Die Laster und die skandalvollen Zänkereien der schmutzigen Väter veranlaßten 1761 eine gerichtliche Untersuchung. Die einmal erweckte Aufmerksamkeit

der Nation führte bald zu andern Nachforschungen, und es kamen durch die Verhandlung Abscheulichkeiten ans Licht, deren Voraussetzung man für Mährchen gehalten haben würde. Erwiesene Verbrechen, entschleierte Gräuelszenen jeder Art, machten dies Haus zum Gegenstand einer allgemeinen Verachtung.

Vergleicht man den Anblick der gegenwärtigen Szene mit den scheußlichen „Oublietten“ und den „Vade in pace“*), die ehemals vielleicht an der Stelle des zierlichen Toilettenkabinets sich befanden, in welchem ich diese Noten niederschreibe, so ist der Kontrast so auffallend, so schauderhaft, daß Gefühl und Einbildungskraft sich in die täuschende Voraussetzung zu hüllen bemühen, diese entsetzlichen Dinge hätten nie existirt.

Leider läßt die Geschichte darüber nicht den mindesten Zweifel, und wenn die gottlosen Wünsche einer unsinnigen Faktion einmal noch die frères anges der Kapuziner zurückführen könnten, würde dieses Boudoir vielleicht abermals ein in pace werden, in welchen eine gegen Kirche und Staat rebellische Tochter, wie ich, ihre Auflehnung gegen die orthodoxen Maximen der gesellschaftlichen Ordnung büßen dürfte, wie ich dieselbe Sünde in dem Carcero duro der ministeriellen Zeitungen gebüßt habe.

---

*) Vade in pace war die Formel einer empörenden Heuchelei, deren sich die Kapuziner bedienten, um Abschied von den Unglücklichen zu nehmen, die sie lebendig einmauern liessen, insofern sie sich gegen die Statuten ihres Ordens vergangen hatten.

Der General Lafayette.

Liest man die freche, lügnerische Schilderung, welche das Quarterly Review*) von dem General Lafayette, in der Kritik meines „Frankreich" entworfen, hat man Mühe zu glauben, daß ein solches Gewebe von Verleumdungen, welche die Geschichte und so viel zeitgenössische Zeugen widerlegen, je dem englischen Publikum hat dargeboten werden können, seine Schwäche zu mißbrauchen, seine Unkenntniß der europäischen Meinung zu beschimpfen.

Und doch ist dies das Bild des Abgotts zweier großen Nationen, des Freundes Washington's, Jefferson's, Fox's und La Rochefoucauld's; dessen, der von Napoleon geachtet, von Karl X gelobt wurde; des am meisten seiner Tugenden wegen berühmten Mannes seines Jahrhunderts und seines Landes, des konsequentesten politischen Karakters der alten und neuen Geschichte; dies Bild, das durchaus falsch aufgefaßt und von dem besoldeten Organ der Regierung eben so falsch gezeichnet wurde, und das ohne weitere Prüfung von dem britischen Volke als wahr und ächt aufgenommen worden.

Von welchem Schlamm von Knechtschaft, Vorurtheil, Narrheit und gemeiner Selbstgenüglichkeit

*) „Die Hauptgötter ihrer Verehrung sind vorzüglich der eitle, schwache, anmaßlich schwätzerische Lafayette; der, nachdem er, um seine Eitelkeit zu befriedigen, den König beschimpft, und den Thron umgestürzt hatte, feig vor dem Sturm entfloh, den er erregt, und der nur in den öffentlichen Angelegenheiten wieder auftrat, um auf Bonaparte's Maifelde Platz zu nehmen." (Quarterly Review, über „Frankreich." April 1817.)

hat sich England seit dieser noch so nahen Zeit befreiet, wo dergleichen Dinge öffentlich gesagt, und wo ihre Verfasser von einem hinters Licht geführten Publikum belohnt und unterstützt werden konnten.

Der General Lafayette wurde den 6. September 1757 in Auvergne geboren, und erhielt seine Erziehung in dem Kollegium Duplessis, zu Paris. In seinem siebenzehnten Jahre vermählte er sich mit der Tochter des verstorbenen Herzogs von Noailles, Enkelin des großen, vortrefflichen Kanzlers d'Aguesseau.

Sein Vermögen war beträchtlich, sein Rang einer der ersten in Europa. Er war mit den angesehensten Personen des französischen Hofes verwandt. Sein individueller Karakter, sein offenes, liebenswürdiges, wohlwollendes Benehmen, sicherten ihm über die Menschen eine große Herrschaft zu, und gaben ihm schon früh einen ausserordentlichen Einfluß auf die Gesellschaften, in deren Mitte er lebte.

Um diese Zeit war es, als seine Gedanken und Gefühle dem Kampfe der englischen Kolonien gegen ihr Mutterland sich zuwendeten. Nichts war weniger geeignet, einen Menschen, der nur persönlichen Ehrgeiz zu befriedigen sich bemühet, anzuziehen, als die Lage der Vereinstaaten in diesem Augenblicke. Ihre Armee war geschlagen, ihr Kredit in Europa war vollkommen vernichtet, und ihre Beauftragten, denen Lafayette beharrlich seine Dienste antrug, waren genöthigt, ihm zu gestehen, daß sie nicht im Stande seien, ihm schickliche Transportmittel darzubieten.

„In dem Fall, entgegnete er, werde ich selbst ein Schiff kaufen und ausrüsten." Er that, wie er ge-

sagt, und sein Schiff wurde in den nächsten spanischen Hafen geschickt, um es ausser dem Bereich der französischen Regierung zu stellen. Er war schon auf dem Wege, sich einzuschiffen, als sein Unternehmen bekannt wurde. Die Wirkung davon war größer, als man hätte glauben sollen.

Auf Begehren des englischen Gesandten, ertheilte man den Befehl, ihn zu verhaften, und die lettre de cachet erreichte ihn zu Bordeaux, wo er angehalten wurde. Mit Hilfe einiger Freunde entkam er als Kurier verkleidet, und erreichte die Grenze drei oder vier Stunden vor Denen, die ihm nachgesezt waren.

Die Sensation, welche sein Erscheinen in den vereinigten Staaten verursachte, war noch größer, als die, welche seine Abreise von Europa erregte. Dies Ereigniß wird immer als eines der wichtigsten, der entscheidendsten dieses Krieges betrachtet werden, und nur wer es gesehen, kann sich einen genauen Begriff von dem Schwunge machen, den ein solcher Umstand den Hoffnungen eines Volkes gab, das durch mehrere Niederlagen beinahe allen Muth verloren hatte.

Unmittelbar nach seiner Ankunft wurde ihm eine Befehlshaberstelle in der amerikanischen Armee angeboten, die er jedoch mit großer Bescheidenheit ablehnte. Während seiner ganzen Dienstzeit schien er nichts anderes im Auge zu haben, als die Sache der Freiheit aus allen Kräften, aber vollkommen uneigennützig, zu unterstützen.

Er kleidete und bewaffnete ein Armeekorps auf seine Kosten, und trat sodann als Freiwilliger, ohne

Sold, in ein anderes. Durch eine Bestimmung des Kongresses, im Juli 1777, wurde er zum Generalmajor ernannt. Im September desselben Jahres wurde er zu Brandywine verwundet. 1778 befand er sich an der Spitze einer Division, und nachdem ihm der Kongreß öffentlich seinen Dank bezeugt hatte, schiffte er sich 1779 zu Boston ein, um nach Frankreich zurückzukehren, wo er jetzt Amerika wichtigere Dienste leisten zu können glaubte.

Er kam den 12. Februar zu Versailles an, und hatte an demselben Tage eine lange Konferenz mit dem ersten Minister Maurepas. Aber es wurde ihm nicht erlaubt, sich dem König vorzustellen, zur Strafe, daß er Frankreich ohne Erlaubniß verlassen hatte. Man gab ihm sogar den Befehl, seine Verwandten nicht zu besuchen; da er jedoch, durch seine Geburt und seine Vermählung, beinahe mit dem ganzen Hofe verwandt war, fehlte es ihm an Besuchen nicht.

Durch seine Betreibung wurde der damals nur entworfene Vertrag zwischen Amerika und Frankreich beschleunigt, und zu Gunsten des ersten abgeschlossen. Lafayette arbeitete unaufhörlich darauf hin, von seiner Regierung eine Flotte und Truppen zu erhalten. Als er es so weit gebracht, und gewiß sein konnte, den Grafen von Rochambeau bald nachfolgen zu sehen, überschiffte er abermals den Ozean, und gelangte 1780 zur amerikanischen Armee.

Er theilte dem Obergeneral die wichtigen Neuigkeiten mit, welche er brachte, und übernahm den Befehl eines Infanteriekorps von 2000 Mann, das er größtentheils auf seine Kosten ausrüstete, und das

durch seine vortreffliche Disziplin ein wirkliches Musterkorps wurde.

Sein Eilmarsch nach Virginien (nachdem er auf eigenen Kredit 2000 Guineen geborgt, um die ersten Bedürfnisse der Truppen zu bestreiten), die Befreiung von Richmond, sein Feldzug gegen Cornwallis, endlich die Belagerung von York-Town, die Erstürmung und Einnahme dieses Platzes im Oktober 1781, sind Beweise seiner kriegerischen Talente und seiner Dahingebung für die vereinigten Staaten.

Der Kongreß hatte schon mehrmals öffentlich seine Dienste anerkannt. Aber als Lafayette im November 1781 nach Frankreich zurückkehren wollte, faßte jener einen Beschluß, in welchem, neben andern ehrenvollen Ausdrücken, gesagt wurde, „daß die amerikanischen Gesandten in der Fremde sich mit ihm über ihres Landes Interessen zu berathen hätten.“ Dies Zeichen eines seltenen Vertrauens bewies, welche hohe Achtung er genoß.

Ein glänzender Ruf war ihm in Frankreich vorausgegangen. Die Sache Amerika's war in diesem Lande populär geworden. Man drängte sich um den Vertheidiger derselben in den Straßen, auf den Spaziergängen, und während seiner Reise nach dem südlichen Frankreich, wo er ein Landgut hatte, erwiesen ihm die Städte, durch welche er kam, bürgerliche Ehrenbezeugungen. Die Feste, welche ihm zu Ehren zu Orleans gegeben wurden, dauerten eine ganze Woche.

Während dem hatte er der Regierung beständig die politische Nothwendigkeit vorgestellt, neue Truppen nach Amerika zu senden, und der General Graf d'Estaing erhielt endlich den Befehl, sich nach den

vereinigten Staaten einzuschiffen, sobald Lafayette mit ihm abreisen könne. Neunundvierzig Schiffe und 20,000 Mann konzentrirten sich zu diesem Zwecke zu Cadix, als der Friede die Expedition überflüssig machte. Dies große Ereigniß wurde Frankreich durch einen Brief Lafayette's, datirt von Cadix den 5. Februar 1783, verkündet.

Auf Washingtons dringende Einladung überschiffte Lafayette 1784 nochmals das atlantische Meer. Aber er verweilte nur kurze Zeit in Amerika, und als er es zum dritten Male, und, wie er glaubte, auf immer verließ, ernannte der Kongreß eine Deputation, bestehend aus einem Mitglicde von jedem Staate, die im Namen des ganzen Landes feierlichen Abschied von ihm nehmen, und ihn versichern sollte, „daß die amerikanische Union nie aufhören werde, ihn zu lieben, zu ehren, für seinen Ruhm, sein Glück sich zu interessiren, ihn überall mit ihren innigsten Wünschen zu begleiten."

Es wurde ausserdem noch beschlossen, daß der Kongreß einen Brief an den allerchristlichsten König schreiben solle, um seine hohe ihm Achtung für Lafayette's Verdienste und Talente zu bezeugen, und ihn Sr. Majestät ganz besonders zu empfehlen.

Der General Lafayette verweilte 1785 einige Zeit in Preussen, um Friedrichs des Großen Truppen zu sehen. Er wurde von diesem Monarchen auf eine sehr ehrenvolle Weise aufgenommen. Aber die großen Begebenheiten, welche in Frankreich sich zu gestalten begannen, riefen ihn bald dahin zurück.

Ohne Erfolg bemühte er sich mit Malesherbes, den protestantischen Franzosen ihre bürgerlichen Rechte

wieder zuzusichern. Seine Stimme war die erste, welche sich in seinem Lande gegen den Sklavenhandel erhob, und von nun an verwendete er bedeutende Summen zur Freikaufung mehrerer Negersklaven, die er schicklich unterrichten ließ, um sie vollkommen zu emanzipiren.

Im Februar 1787 wurde die Versammlung der Notabeln eröffnet, und Lafayette gewährte, durch seinen Einfluß, ihren Verhandlungen einen zu jener Zeit eben so ausserordentlichen als kühnen Reformationskarakter. Er schlug vor, die Abschaffung der Verhaftsbriefe (lettres de cachet) zu verlangen, und begehrte (zum ersten Male wurde dies Wort, das Wahrzeichen eines so wichtigen Schrittes gegen eine regelmäßig deliberirende Regierung, in Frankreich ausgesprochen) die Zusammenberufung der Volksvertreter.

Er zeichnete sich nicht weniger aus in den 1789 versammelten Generalstaaten, die sodann von Neuem, unter dem Namen der National-Versammlung, zusammenberufen wurde. Die „Erklärung der Rechte", welche von ihr angenommen worden, um dem König zur Annahme vorgelegt zu werden, war von ihm redigirt.

Am 14. Juli, in dem Augenblicke, wo das Volk die Bastille erstürmte, machte er eine Motion über die Verantwortlichkeit der Minister, welche dekretirt wurde. Auf solche Weise stellte er eines der wichtigsten Elemente der repräsentativen Verfassung fest. Zwei Tage nachher wurde er zum Kommandanten der Nationalgarde von Paris ernannt.

Dieser militärische Oberbefehl, so wie sein unbe-

schränkter persönlicher Einfluß, brachten ihn zu gleicher Zeit in Berührung mit dem Hofe, dem König und dem Volke, wodurch seine Stellung eben so zart als schwierig wurde. Alles neigte sich zur Unordnung, zur Gewaltthätigkeit. Der Vorstadtpöbel (damals die entartetste Klasse in ganz Frankreich) bewaffnete sich in der Absicht, nach Versailles zu gehen, und den König zu zwingen, seine Residenz künftighin in Paris zu nehmen.

Die Nationalgarde wollte diese wilde Menge begleiten. Aber Lafayette widersetzte sich ihrem Entschlusse, obgleich er von der Munizipalität gutgeheißen worden. Erst als er mehr denn 150,000 Personen beiderlei Geschlechts mit Waffen und selbst mit Kanonen nach Versailles eilen sah, bewilligte er den Befehl, zu marschiren, und begab sich auf seinen Posten, der unter den obwaltenden Umständen die größten Gefahren darbot.

Er kam zu Versailles um 10 Uhr Abends an, nach Uebersteh ung unglaublicher Mühseligkeiten, sowohl zu Paris als auf dem Wege, um den wüthenden Haufen im Zaum zu halten.

„Der Marquis von Lafayette“, sagt Frau von Stael, „betrat endlich das Schloß, ging durch das Zimmer, in welchem wir uns befanden, und begab sich zum König. Er schien sehr ruhig; Niemand hat ihn je anders gesehen. Er verlangte die Erlaubniß zur Besetzung der Posten im Innern des Schlosses, um desselben Sicherheit zu garantiren. Man gestand ihm jedoch nur die äussern zu.“

Lafayette war also auch nur für diese verantwortlich, und für nicht mehr. Er erfüllte seine Pflicht

mit einer Treue, welche die Umstände eben so schwer als gefährlich machten. Zwischen 2 und 3 Uhr begab sich die königliche Familie zur Ruhe. Auch Lafayette entschlief, auf's Aeusserste erschöpft von des Tages Mühseligkeiten.

Um halb 5 Uhr drang der Pöbel in den Palast, durch einen finstern Gang, den man von innen offen gelassen, und der nicht in dem Theile unter Lafayette's Obhut sich befand. Kaum war der General davon unterrichtet, so warf er sich mit der Nationalgarde dem Volke entgegen, beschützte die Gardes-du-corps, und rettete dem Könige und seiner Familie das Leben.

Als es Tag geworden, drängte sich die wüthende Menge in den großen Marmorhof, und verlangte mit wildem Geschrei, daß der König sich nach Paris begebe, und daß die Königin auf dem Altan erscheine. Der König erklärte, daß er die Absicht habe, sich nach seiner Hauptstadt zu begeben. Aber Lafayette fürchtete für die Königin. Er fragte sie, ob sie gesonnen sei, ihrem Gemahl zu folgen? Auf ihre bejahende Antwort beschwor er sie, sich zuerst mit ihm auf dem Altan zu zeigen. Nach einiger Zögerung willigte sie ein.

Als Beide erschienen, machte es das Geschrei der Menge unmöglich, sich verständlich zu machen. Man mußte also zu den Augen sprechen. Lafayette begnügte sich, gegen die Königin sich zu wenden, und ihr die Hand zu küssen. Dies Zeichen wurde vom Volke verstanden, und es rief: „Es lebe die Königin! Es lebe der General!“ Maria Antoinette kam unverletzt nach Paris.

An demselben Tage wurde der Jakobinerklubb eröffnet, gegen den sich Lafayette auf der Stelle erklärte. Mit Hilfe des Maire von Paris, Bailly, gründete er einen andern Klubb, um dem Einflusse des erstern das Gleichgewicht zu halten.

Der Sieg blieb beinahe zwei Jahre lang unentschieden zwischen den durch diese beiden Gesellschaften vertretenen Parteien. Indessen versetzte der obwaltende Kampf den General in eine sehr gefährliche Lage. Er war genöthigt, die Jakobiner zurückzustoßen, ohne sich dem Despotismus zu nähern, und man muß gestehen, daß er eine so schwere Aufgabe lösete, ohne weder sein Urtheil noch seine Grundsätze zu kompromittiren.

Am 20. Juni 1790 wurde der unerwartete Vorschlag, den Adel abzuschaffen, der Nationalversammlung vorgelegt. Seinen Grundsätzen getreu, erhob sich Lafayette, um ihn zu unterstützen, und von nun an verzichtete er auf seinen Marquistitel, den er seitdem nie wieder angenommen hat.

Am 14. Juli 1790, dem Jahrestage der Bastille-Erstürmung, wurde die Annahme der Konstitution auf dem Marsfelde gefeiert. Der General hatte an diesem Tage vier Millionen Menschen, die durch 14,000 Deputirte der Nationalgarden vertreten wurden, unter seinem Befehl. Er schwur Treue der Konstitution, zum Heil des Volks, auf dem in der Mitte der Arena errichteten Altar. Nie sah man ein feierlicheres, prachtvolleres Schauspiel. Nie vielleicht genoß ein Mann in einem so hohen Grade des Volkes Vertrauen, als Lafayette, in der erhabenen Rolle, die er in dieser ausserordentlichen Szene spielte.

Indessen wuchs der Einfluß der Jakobiner von Tag zu Tag. Des Hofes Falschheit, die feindliche Stellung der fremden Mächte, Alles vereinigte sich, um die Konstitution zu verhindern, feste Wurzeln zu schlagen.

Unter mehrern Unvorsichtigkeiten, die endlich des Königs Popularität vernichteten, beging er auch die, einen Priester zum Beichtvater zu nehmen, der die Konstitution nicht beschworen. Er wollte auch seine Vorbereitungen zum Osterfeste zu St. Cloud begehen. Aber Volk und Nationalgarde versperrten ihm den Weg, und Lafayette, der bei der ersten Nachricht von der Gefahr herbeieilte, sagte zum König: „Wenn Eure Majestät Ihr Gewissen betheiligt glaubt, eine solche Partei ergreifen zu müssen, werden wir, wenn es sein muß, Ihnen um jeden Preis dazu behilflich sein.“

Der Monarch zögerte, und beschloß endlich, zu Paris zu bleiben. Seinem Eide getreu, vertheidigte Lafayette des Königs Freiheit mit derselben Festigkeit, wie früher die des Volkes. Seine Lage war äusserst kritisch. Man bot ihm damals den Titel eines Connetable, oder den eines Generalissimus der Nationalgarden an. Aber er hielt es für entsprechender für des Staates Sicherheit, daß solche Stellen nicht existiren dürften. Nach der Auflösung der konstituirenden Versammlung legte er den Befehl nieder, und zog sich auf sein Landgut zurück.

Im April 1792 erklärte das österreichische Kabinet Frankreich den Krieg, und Lafayette übernahm den Oberbefehl einer der drei französischen Armeen.

Die Jakobiner arbeiteten während dem auf den

Umsturz der Konstitution. Die öffentliche Ordnung, auf welche Lafayette sich bei jeder Gelegenheit berufen, existirte nicht mehr. Unter solchen Umständen schrieb er mit einem Muth, den wenig Menschen gezeigt, einen Brief an die Versammlung, in welchem er auf das Bestimmteste die Jakobiner-Faktion anklagte, sich der höchsten Gewalt bemächtigen zu wollen, weshalb er die konstituirten Autoritäten einlud, den von ihr veranlaßten Abscheulichkeiten Schranken zu setzen. Er fügte hinzu: „Der König muß geachtet werden; denn er ist mit der National-Majestät beauftragt. Er muß Minister wählen können, welche die Ketten keiner Faktion tragen, und gibt es Verräther, müssen sie umkommen, aber nur unter dem Schwerte der Gesetze.“

Es gab nicht zwei Personen in Frankreich, die fähig gewesen wären, einen solchen Schritt zu wagen, und der General bedurfte seines ganzen ungeheuern Einflusses, um, bei Offenbarung solcher Meinungen, seines Kopfs versichert zu bleiben.

Seine Verhaftung wurde am 8. August in Vorschlag gebracht; aber zwei Drittel der Versammlung stimmten dagegen. Endlich gewannen die Jakobiner dennoch die Oberhand. Lafayette konnte nicht mehr mit Sicherheit zu Paris bleiben, und begab sich zu seiner Armee, die er von derselben Pest angesteckt fand, welche zu Paris wüthete. Er überzeugte sich bald, daß er nicht ohne Gefahr seinen Posten behaupten könne. Den 17. August entschloß er sich, Frankreich zu verlassen, in Begleitung einiger Offiziere seines Generalstabes, wie Alexander von Lameth, Latour-Maubourg und Bureau de Passy.

In derselben Nacht wurde er mit seinen Begleitern durch eine österreichische Streifwache angehalten, und auf das Unwürdigste behandelt. Man übergab sie zuerst den Preussen, indem die Festungen derselben am nächsten gelegen waren. Aber später, als Preussen seinen Separatfrieden schloß, wurden sie wieder an Oesterreich überliefert, und in die feuchten und ungesunden Kerker nach Olmütz abgeführt.

Unter den Qualen, mit welchen eine niedrige Rachsucht den edeln Lafayette heimsuchte, zeichnet sich die Erklärung aus, „daß er die Mauern seines Gefängnisses nie verlassen, daß er keinerlei Nachricht erhalten werde, weder von Begebenheiten noch von Personen; daß sein Name in der Zitadelle selbst unbekannt bleibe, und daß man in den Berichten an den Hof ihn durch eine Nummer bezeichne; endlich, daß er nie etwas von seiner Familie oder von seinen Unglücksgefährten erfahren solle.“

Seine Leiden überstiegen oft seine Kräfte, und der Mangel an Luft, die Feuchtigkeit und Ungesundheit seines Gefängnisses führten ihn mehr als einmal an des Grabes Rand. Zu gleicher Zeit wurden seine Güter in Frankreich konfiszirt, seine Gemahlin wurde eingekerkert und die Fayettisten, wie man die Anhänger der Konstitution von 1791 nannte, wurden hingerichtet.

Man bemerkt unter denjenigen, die sich am meisten bemühten, Nachrichten über Lafayette's Schicksal zu erhalten, den Grafen Lally-Tolendal, der damals als Ausgewanderter zu London wohnte, und den Doktor Erich Bollmann, einen Hannoveraner, dessen abenteuerlicher Geist ihn veranlaßte,

den Ort der Gefangenschaft des Generals zu erspähen, und ihn wo möglich aus derselben zu befreien.

Die erste Reise, welche er in dieser Absicht nach Deutschland unternahm, hatte keinen Erfolg. Aber Lafayette's Freunde liessen sich nicht so leicht entmuthigen. Im Juni 1794 kehrte Bollmann nach Deutschland zurück, und begann aufs Neue seine Nachforforschungen. Mit bewunderungswürdiger Ausdauer und Geschicklichkeit folgte er den Spuren der Gefangenen aus Preußen bis nach Olmütz. Sodann theilte er ihnen seinen Befreiungsplan mit, und erhielt ihre Antworten.

Nach einem mehrmonatlichen Zwischenraum beschloß man, Lafayette während einem seiner Spaziergänge, die man ihm seiner Gesundheit halber zugestanden, zu befreien. Francis Huger, ein junger Amerikaner, der damals von ungefähr in Oesterreich sich befand, nahm Theil an diesem Unternehmen. Da aber die Befreier und der Gefangene sich nicht persönlich kannten, kam man überein, dadurch, daß man den Hut abnehmen und sich die Stirn abwischen werde, sich gegenseitig zu erkennen.

Nachdem Bollmann und Huger den Tag erfahren, an welchem Lafayette seinen Spaziergang machen werde, schickten sie ihren Wagen nach dem Dorfe Hoff, in einer Entfernung von ungefähr sieben Stunden, auf dem Wege, den sie verfolgen wollten, und begaben sich zu Pferde an den Ort ihres Unternehmens.

Eine Kutsche, in welcher, wie sie vermutheten, sich der Gefangene befand, verließ die Zitadelle. Die beiden Freunde ritten langsam neben ihr hin, und gaben das verabredete Zeichen, das auf gleiche Weise erwiedert wurde.

Nach einer halben Stunde verließ die Kutsche die große Straße, und fuhr auf einem Seitenwege nach einer offenen Ebene, wo Lafayette ausstieg, um sich in Begleitung eines Offiziers zu ergehen. Vollmann und der Amerikaner warfen sich auf diesen, der nach kurzem Widerstand der Zitadelle zueilte, um Lärm zu machen.

Während der Balgerei mit dem Offizier war eins ihrer Pferde entsprungen, und Lafayette war genöthigt, allein zu fliehen, nachdem Huger ihm auf Englisch zugerufen, sich nach Hoff zu begeben. Der General glaubte aber, man sage, er solle eilen, fortgehen (go off), weshalb er den ersten besten Weg einschlug, und ihn so lange verfolgte, als sein Pferd ihn tragen konnte. Er wurde zu Jägersdorf als verdächtig angehalten und zwei Tage nachher durch einen Offizier von Olmütz erkannt.

Seine Freunde, nicht minder unglücklich als er, wurden einzeln verhaftet, ohne daß Einer des Andern Schicksal kannte. Huger wurde gefesselt in einen sechs Fuß hohen Kerker geworfen, in welchem er nur Wasser und Brod erhielt. Alle sechs Stunden wurden Gefängniß und Ketten untersucht. Alle flehentliche Bitten, seiner Mutter in Amerika nur die Worte zu schreiben: „Ich lebe," blieben fruchtlos.

Endlich nach dreimonatlicher Frist begann der Prozeß der beiden Gefangenen, die auf des Grafen Metrowsky Verwendung nur zu vierzehntägiger Haft verurtheilt wurden, wonach man sie in Freiheit setzte. Wenige Stunden nach ihrer Abreise von Olmütz kam der Befehl von Wien, ihren Prozeß abermals zu beginnen. Glücklicherweise waren sie schon ihren Verfolgern entgangen.

Die Motion des Generals Fitz-Patrick im Jahr 1796, in Betreff einer Nachforschung über Lafayette's Schicksal, veranlaßte in dem Unterhause des Parlaments Debatten, in denen das Benehmen der österreichischen Regierung in helles Licht gestellt wurde. Aber Pitts Mehrheit behielt die Oberhand. Die Motion wurde beseitigt, und erregte wahrscheinlich keine besondere Theilnahme im Volke.

Dagegen blieben die Amerikaner nicht unthätig. Der unsterbliche Washington konnte nicht gleichgültiger Zuschauer der Leiden seines Freundes bleiben. Der Brief, den er an Kaiser Franz richtete, und in dem er die Freilassung des Befreiers Amerika's forderte, ist ein unvergängliches Denkmal zu seinem Ruhme .....

Erst den 25. August 1797 wurden Lafayette und seine Familie, auf Bonaparte's ausdrückliches Verlangen, in Freiheit gestellt. Des Generals Gemahlin und seine Töchter hatten seine Gefangenschaft während zweiundzwanzig Monaten getheilt. Er selbst hatte sich fünf Jahre in Haft befunden. Die Gesundheit seiner Gattin konnte nie vollkommen wiederhergestellt werden, obgleich sie erst einige Jahre nach der Freilassung starb.

Frankreich war in dem Augenblicke noch zu heftig bewegt, als daß Lafayette mit Sicherheit hätte dahin zurückkehren können, um so mehr, da das Direktorium nicht einmal die Sentenz widerrufen, welche die Jakobiner gegen ihn geschleudert. Sein Exil erreichte erst nach dem 18. Brumaire ein Ende. Er begab sich nun nach seinem kleinen Landgute La Grange, dreizehn Stunden von Paris, das er seitdem immer bewohnt.

Zwischen Napoleon und Lafayette konnte keine Uebereinstimmung der Meinungen und politischen Ansichten bestehen. Der letzte stimmte gegen das lebenslängliche Konsulat, und schrieb deshalb einen Brief an Bonaparte. Von diesem Augenblick waren alle Verbindungen zwischen ihnen unterbrochen. Napoleon weigerte sich sogar, Georg Washington La Fayette und Lasteyrie, Sohn und Schwiegersohn des Generals, zu befördern, obgleich sie in der Armee sich ausgezeichnet hatten. Er durchstrich ihre Namen auf der Promotionsliste, und sagte: „Diese Lafayette sind immer auf meinem Wege.“

Die Restauration der Bourbonen im Jahr 1814 veränderte Lafayette's Lage nicht. Er erschien einmal bei Hofe, und wurde gut aufgenommen. Aber da die Regierung seinen Ansichten nicht entsprach, besuchte er die Tuilerien nicht mehr.

Nach Napoleons Rückkehr im Jahr 1815 protestirte er gegen die additionelle Akte, und wurde von demselben Wahlkollegium, das seine Protestation empfangen, zum Deputirten ernannt. Napoleon wünschte sich seines Einflusses zu bedienen, und bot ihm den ersten Platz an in der neuen Pairskammer, die er ernennen wollte. Lafayette lehnte dies Anerbieten ab. Er sah Napoleon erst bei Eröffnung der Kammern, am 7. Juli.

„Wir haben uns seit länger als zwölf Jahren nicht gesehen, General!“ sagte Napoleon. Lafayette blieb kalt, zurückhaltend. All sein Streben ging dahin, die Kammer zu vermögen, sich als eine wirkliche Vertretung der französischen Nation, und nicht als ein Napoleon ergebener Klubb, zu zeigen.

Nach der Schlacht von Waterloo hatte dieser letzte den Entschluß gefaßt, die Kammer aufzulösen, und sich die Diktorialgewalt beizulegen. Regnault von Saint-Jean-d'Angely, einer seiner Räthe, der diese Gewaltmaßregel nicht billigte, unterrichtete Lafayette, daß in zwei Stunden der gesetzgebende Körper nicht mehr bestehen werde.

Kaum war die Sitzung eröffnet, als der General mit demselben Muth, mit derselben Dahingebung, wie vor der National-Versammlung im Jahr 1792, zum ersten Male seit zwanzig Jahren wieder den Redestuhl bestieg, und eine gedrängte, aber energische Rede hielt, die sein Tod gewesen wäre, hätte er nicht auf den Beistand der Kammer, an die er sie richtete, rechnen können. Das Resultat derselben war, daß die Kammer sich in Permanenz, und jeden Versuch, sie aufzulösen, als Hochverrath erklärte.

Bei der zweiten Abdankung Napoleons, die bald auf dies Ereigniß folgte, hatte man den Plan, Lafayette an die Spitze der Angelegenheiten zu stellen, indem er am meisten das Vertrauen des Volks, und insbesondere der Nationalgarde, hatte, die sich in Masse erheben sollte. Aber eine Szene unwürdiger Intriguen hatte bereits begonnen, und man ernannte eine provisorische Regierung, deren Hauptmaßregel darin bestand, den General mit einer Deputation zu den allirten Mächten zu schicken, um Frankreichs Invasion zu verhindern.

Diese Gesandtschaft hatte keinen Erfolg, wie diejenigen, welche sie erdacht, gehofft und vorausgesehen hatten. Die fremden Truppen kamen nach Paris, und die vertretende Regierung wurde abgeschafft.

Mehrere Deputirte versammelten sich indessen bei Lafayette, unterzeichneten eine förmliche Protestation und begaben sich ruhig in ihre Wohnungen.

Das Beispiel unerschütterlicher, politischer Rechtschaffenheit, welches das ganze Leben dieses großen, vortrefflichen Mannes darbietet, und sein moralischer Einfluß auf alle Gesellschaften, können der öffentlichen Nachahmung nicht genug empfohlen werden.

Die Geschichte Lafayette's, und er selbst, gehören nicht Frankreich allein, sondern allen zivilisirten Nationen. Seit dem Augenblicke, wo der Eindruck, den dieser berühmte Mann auf mich gemacht hat, die Ausfälle des Quarterly Review veranlaßte, ist Lafayette zweimal durch die nicht erkaufte Stimme der öffentlichen Meinung in die Deputirtenkammer gerufen worden.

Sein Geist, der durch den Gebrauch wie ein feines Goldstück noch glänzender geworden, hat sich in allen Gelegenheiten gezeigt, wo die Freiheit seiner Dienste bedurfte, und zwar mit einer Energie, welche selbst die seiner ersten Jugend übertrifft. Er hat allen Angriffen gegen die Preßfreiheit*) und

*) „Das Licht, welches die Buchdruckerkunst über das menschliche Geschlecht verbreitet, hat den Zustand der Welt beinahe vollkommen umgestaltet. Indessen hat dieses Licht doch nur den Mittelstand in Europa durchdrungen. Die Könige und die untersten Stände, beide gleich unwissend, haben kaum seine ersten Strahlen bemerkt. Es verbreitet sich aber immer mehr, und so lange die Buchdruckerkunst bestehen wird, kann es eben so wenig erlöschen, als die Sonne rückwärts schreiten kann. Ein erster Versuch in Wiedererlangung des Rechts, sich selbst zu regieren, wird fehlschlagen, vielleicht noch ein zweiter, ein dritter. Aber wenn eine un-

gegen die Wahl-Integrität mit derselben Festigkeit widerstanden, die er im Beginn seiner edeln Laufbahn beurkundete.

Sein Eifer in Erfüllung seiner Pflichten als Deputirter ist eben so beharrlich, als wenn das Alter weder seinen Körper noch seinen Geist schwächen könnte. Ausser der Kammer ist sein Einfluß vielleicht noch auffallender. Er ist in der That der Mittelpunkt, um welchen sich die ganze freisinnige Opposition bewegt, der Führer, dem Jugend und reifes Alter mit gleichem Vertrauen, mit gleicher Zuneigung ihre Blicke zuwenden.

Er erlangt diesen Einfluß nicht dadurch, daß er der Menge schmeichelt, oder sich irgend einer Uebertreibung überläßt. Man kann selbst nicht sagen, daß er das Resultat jener unwiderstehlichen Talente ist, die man manchmal mit Redlichkeit und Beurtheilungskraft vereinigt sieht.

Er hat nicht die hinreissende Beredsamkeit Mirabeau's, nicht Cannings Glanz, nicht Neckers finan-

terrichtetere Generation auftritt, wird das Bedürfniß immer dringender, und ein vierter oder fünfter Versuch muß endlich gelingen. In Frankreich ist das erste Streben dieser Art von Robespierre unterdrückt worden, das zweite von Bonaparte, das dritte von Ludwig XVIII und seinen heiligen Alliirten. Ein viertes wird ohne Zweifel sich ereignen; denn ganz Europa (Rußland ausgenommen) ist von dem Geiste bürgerlicher Freiheit durchdrungen, und man wird überall eine mehr oder weniger vollkommene vertretende Regierung erlangen." (Korrespondenz Jeffersons.) — Diese Stelle beweiset den Werth der politischen Beharrlichkeit und der Dienste, welche Lafayette der Menschheit geleistet, indem er die verschiedenen Epochen des Liberalismus verbunden, und der Freiheit heiliges Feuer zu einer andern Generation übergetragen.

zielle Geschicklichkeit, nicht Romilly's und Benthams politische Philosophie.

Seine überredende Macht ist die Stärke der gesunden Vernunft und der persönlichen Ueberzeugung, die Klarheit seiner Ansichten, und die Energie, mit welcher er sie darstellt. Mit einem Worte, sie ist die Stärke der Redlichkeit, der öffentlichen und Privattugend; und wenn in den Stürmen der Leidenschaften, mitten in dem revolutionären Wirbel, diese Stärke nur zu oft durch imposantere Eigenschaften, durch einen entscheidendern Willen besiegt worden, bemerkt man dennoch, zur Ehre der menschlichen Natur, daß das mächtigste Werkzeug zur Erregung des Publikums, zur Erzielung nützlicher Zwecke, eine erprobte Redlichkeit ist, vereint mit einer Beständigkeit, auf welche das Volk lange zur Vertheidigung seiner Rechte gezählt hat.

Acht Jahre nach der Erscheinung des Artikels im Quarterly Review, der Lafayette als einen eiteln, geschwätzigen Greis darstellt, nahm er 1825 die Einladung an, noch einmal die neue Welt zu besuchen, welche das Volk der nordamerikanischen Union an ihn richtete.

Es waren leider nicht Franklin, nicht Washington mehr, die ihn baten, das Land wiederzusehen, zu dessen Glück und zu dessen Größe sie so mächtig beigetragen. In dem Laufe eines halben Jahrhunderts hatten schon mehrere Generationen die Früchte ihrer Arbeiten genossen. Aber die Erkenntlichkeit gegen Lafayette war ein Nationalerbe, von den Amerikanern jedes Alters fortgesetzt und sorgsam erhalten. Der Gast der Nation wurde von den Söhnen und

Enkeln empfangen, wie der Befreier von den Vätern aufgenommen wurde, als er kam, um ihre Gefahren zu theilen, und ihre Triumphe vorzubereiten.*)

Die Geschichte, in allen ihren pomphaften Siegs-Darstellungen, von denen Cäsars bis zu den unvergleichlichen Eroberungen Napoleons, bietet nichts dar, was der einfachen Schilderung der Reise Lafayette's in Amerika gleichgestellt werden könnte. Alle Organe der freisinnigen Meinung auf beiden Erdhälften haben ein glänzendes Zeugniß abgelegt von den

*) „Er ist im wörtlichen Sinne des Worts der Gast der Nation. Aber man muß nicht vergessen, daß diese Nation aus einer andern Generation besteht, als die, welche er ehemals unterstützte; und wir wünschen uns zu diesem Umstande Glück. Wir wünschen uns Glück, mit den Tausenden, die sich überall auf seinem Wege ihm zudrängen, den Tribut unserer Dankbarkeit, unserer Verehrung Demjenigen darbringen zu können, der mit unsern Vätern für unser Heil gelitten. Aber wir wünschen uns mehr noch Glück über den moralischen Einfluß, den seine Gegenwart unumgänglich auf uns erzeugen wird, als Individuen und als Volk; denn das Schauspiel, welches sich unsern Blicken darbietet, ist kein gewöhnliches. Es ist uns vergönnt, einen Mann zu sehen, der mit der alleinigen Kraft der Grundsätze, mit einfacher aber fester Integrität, mit Würde die beiden Extremitäten des Glücks durchschritten hat; einen Mann, der, nachdem er eine entscheidende Rolle in den beiden größten Revolutionen der neuern Zeit gespielt, rein und unbefleckt aus ihnen hervorgegangen ist; einen Mann, der im Wohlergehen, wie im Mißgeschick, sich zu dem Lehrsatz der öffentlichen Freiheit in beiden Welten bekannte, und der denselben Ton, denselben Anstand, dieselbe vertrauungsvolle Offenheit auf den Trümmern der Bastille, auf dem Marsfelde, in den Kerkern zu Olmütz und unter dem Despotismus Bonaparte's bewahrt hat." (North american Review.)

hohen Ehrenbezeugungen, die ihm dort zu Theil geworden.*)

Seine Rückkehr nach seinem Vaterlande und zu seiner Familie, war von demselben Triumphen begleitet.**) Seitdem hat jeder Tag seines Lebens seinen Ruf und die Erhabenheit seiner gesellschaftlichen Stellung vermehrt. Jedesmal, wo er im Publikum erschienen ist, in Freude oder in Leid, bei der Beerdigung seines Freundes Foy, oder bei den Festen der französischen und amerikanischen Unabhängigkeit, die so oft in der Hauptstadt der europäischen Zivilisation gefeiert wurden, ist er von seiner Ehrengarde, der Jugend Frankreichs umringt, aufgetreten, und mit dem Beifallgeschrei einer wirklich nationellen Liebe und Bewunderung begrüßt worden.

*) Jefferson, in einem Briefe an seinen Freund Kosciusko, in welchem er seine gewöhnlichen Beschäftigungen schildert, sagt: „Eine meiner Beschäftigungen, und die nicht am wenigsten angenehmste, besteht darin, die Studien der Jünglinge zu leiten, welche sich über dieselben bei mir Raths erholen. Sie wohnen im benachbarten Dorfe, benutzen meine Bibliothek und meine Fingerzeige, und bilden zum Theil meine Gesellschaft. Ich bemühe mich, ihre Wahl in ihrer Lektüre auf den Hauptgegenstand aller Wissenschaften zu lenken, auf die Freiheit und das Glück der Menschen; damit sie in dem Alter, wo sie in ihres Landes Regierung treten, dieses alleinige Ziel jeder wirklich legitimen Regierung nie aus den Augen verlieren." — Das Alterthum hat nichts, was diesem Gemälde eines von den Geschäften zurückgezogenen Staatsmannes zur Seite gestellt werden könnte, der das aufwachsende Geschlecht vorbereitet, würdig die Aufgabe einer National-Regierung zu erfüllen. Wann werden wir in Europa etwas Aehnliches sehen?

**) Levasseur (Lafayette's Sekretär) hat eine höchst interessante Beschreibung von des Generals Reise in Amerika herausgegeben, die auch in deutscher Sprache erschienen ist.

Das Bemerkenswertheste in der neuesten ausländischen Literatur.

Schweiz.

Histoire de la Nation Suisse, par H. Zschokke; traduite de l'Allemand par Ch. Monnard. Zweite Ausgabe. Aarau 1830. Bei Sauerländer.

Istoria della Suizzera. — Geschichte des Schweizervolks, von Heinrich Zschokke. Uebersetzt nach der zweiten Ausgabe des deutschen Originalwerkes, von Stefano Franscini. Lugano, 1829 und 1830. Bei Ruggia und Comp.

Es läßt sich nichts mehr sagen zum Lobe dieses Werks. Die Geschichte des Schweizervolkes ist eben so bekannt und geschätzt in Frankreich, als in Deutschland und in der Schweiz. Sie verbreitet sich jetzt auch in Italien, und wir erfahren so eben, daß in Kurzem eine Bearbeitung derselben in englischer Sprache zu London erscheinen wird.

Die französische Uebersetzung ist korrekt und gediegen. Der Styl ist zugleich energisch und wohltönend, klar und gedrängt. Der Uebersetzer, Professor Monnard zu Lausanne, hat die zweite Ausgabe auf das Sorgfältigste durchgesehen und verbessert. Der Preis dieses recht eigentlichen Volksbuches ist von dem Verleger äusserst niedrig angeschlagen, obgleich Druck und Papier nichts zu wünschen übrig lassen.

Die italienische Uebersetzung ist von dem bereits rühmlich bekannten Verfasser der Statistica della Suizzera (Statistik der Schweiz, von welcher bei H. R.

Sauerländer zu Aarau eine deutsche Bearbeitung, von Hagnauer, erschienen ist) aus reiner Vaterlandsliebe unternommen, und mit eben so großer Umsicht als Präzision ausgeführt. Sein Styl steht hinter jener der französischen Uebersetzung in nichts zurück. Er ist eben so gewandt als besonnen, eben so energisch als klar.

Die Uebertragung kann in Bezug auf mehrere Stellen frei genannt werden. Franscini hat begriffen, daß er zu den Bewohnern der italienischen Schweiz oft anders sprechen müsse, als Zschokke zu denen der deutschen und Monnard zu denen der französischen.

Indessen verliert er den wahren Geist des Verfassers nie aus den Augen, und wenn er einige Stellen abkürzt, so entwickelt er dagegen andere, die mehr zur Einbildungskraft der italischen Race sprechen. Auf solche Weise wird die Geschichte des Schweizervolkes für die Bürger des Kantons Tessin ein geschichtliches Noth- und Hilfsbuch werden, aus welchem sie sich manigfachen Raths erholen können.

Italien.

Saggio di lettere sulla Suizzera. — Versuch von Briefen über die Schweiz: Der Kanton Graubünden. Mailand, 1829. Bei Stella.

La Suizzera considerata, ect. — Die Schweiz in Betracht ihrer malerischen Schönheiten, ihrer Geschichte, ihrer Gesetze und ihrer Sitten. Briefe von Tullio Dandolo. — Auch unter dem Titel: Reise in der westlichen Schweiz. Mailand, 1829.

Diese beiden Werke sind nicht ohne besonderes Interesse. Auffallend genug hat bisher kein Italie-

ner über die Schweiz geschrieben; denn Franscini, von dem wir eine Statistik dieses Landes in italienische Sprache haben, ist ein Schweizer. Eine, Italien im Norden begrenzende Republik war ihm unbekannter, als England, Frankreich, Deutschland ꝛc. Diese Gleichgültigkeit gegen ein Nachbarland lag nicht allein in der Verschiedenheit der Sprache, sondern vielmehr darin, daß die Italiener sich die Schweiz als ein sehr kaltes, unwirthbares Land, als eine Art Sibirien dachten, weshalb sie nur von äusserst wenigen unterrichteten Reisenden besucht wurde, von denen wahrscheinlich keiner im Stande war, seine Gefühle und Ansichten dem Druck zu übergeben.

Dandolo ist der erste, welcher es unternommen, und in dieser Hinsicht nicht allein verdient sein Begehen Lob. Seine Beschreibungen, die noch Manches zu wünschen übrig lassen, sind auf jeden Fall geeignet, die Italiener bekannter zu machen mit der Schweiz, mit ihren Sitten, Gebräuchen und Gesetzen, mit ihren bald imposanten, bald reizenden Naturszenen, mit ihrer Geschichte und ihren Verfassungen.

Dandolo's Werke, wir hoffen es, werden viele gebildete Italiener veranlassen, das Land zwischen den Alpen und dem Jura zu besuchen, weniger um wie kosmopolitische Heuschrecken es zu überfallen, gleich den Briten, als mit philosophischer Bedächtlichkeit es zu studiren.

Mannichfaltigkeiten.

Neue Verbindungsmittel zwischen England und Ostindien.

Seit Langem beschäftigte sich die britische Regierung mit dem Entwurf eines kürzern Kommunikationsweges zwischen England und Ostindien, als der um das Vorgebirg der guten Hoffnung. Das rothe Meer schien dazu am entsprechendsten. Man konnte auf demselben bis nach Suez gelangen, von dort die Depeschen über Land nach Alexandria schicken, und sie endlich über Malta und Gibraltar gelangen lassen. Eben so auch umgekehrt von London nach Kalkutta.

Man hat in diesem Betrachte ganz neuerdings einen Versuch angestellt. Ein Dampfschiff mit zwei Maschinen, von 160 Pferde Kraft, hat die Strecke von Bombai bis Suez in 21 Tagen zurückgelegt. Ein Kurier brachte sodann die Depeschen in 4 Tagen über Kairo nach Alexandria. Sie kamen von dort über Malta in 8 Tagen nach Gibraltar, und von diesem letzten Orte in 7 Tagen nach London. Man erhielt also die Nachrichten aus Indien in 40 Tagen, und durfte hoffen, diese Zeit noch zu verkürzen.

Leider hat dieser erste Versuch bedeutende Kosten verursacht. Man hat Steinkohlen-Niederlagen zu Aden, Dgidda, Moka und Kosseir gegründet; da man aber das Brennmaterial dahinschiffen mußte, kam jede Tonne desselben auf 6 Pfund Sterling zu stehen, was, da die Maschinen jeden Tag 11 Tonnen verbrauchten, eine tägliche Ausgabe von 66 Pfd. Ster. (792 rhein. Gulden) allein für diesen Artikel machte. Gleich nach seiner Ankunft zu Suez kehrte das Schiff wieder nach Bombay zurück.

Der Pascha von Aegypten schien diesen neu eröffneten Verbindungsweg durch seine Staaten nicht gern zu sehen, und man durfte deshalb nicht voraussetzen, ihn auf die Länge

mit Sicherheit benutzen zu können. Um diesen Mißbestand zu vermeiden, hat man beschlossen, künftighin einen andern Weg zu wählen, nämlich, sich von Bombay nach Bassora zu begeben, dem Euphrat von dort bis 6 Stunden von Aleppo entgegenzuschiffen (insofern er bis dahin für Dampfboote schiffbar ist, was man nicht bezweifelt), von Aleppo die Depeschen nach Alexandrette zu schicken, sodann nach Malta und endlich nach Falmouth.

Man würde zur Zurücklegung dieser Strecke nur 32 Tage gebrauchen, nämlich von Bombay nach Maskat, 8 Tage; von da nach Bassora, 4 Tage; von da bis Aleppo, 5 Tage; von da bis Alexandrette, 1 Tag; von da bis Malta, 4 Tage; von da bis Gibraltar, 4 Tage; endlich von Gibraltar bis Falmouth, höchstens 6 Tage.

Einiges über die Vereinstaaten Nordamerika's.

Der Präsident der nordamerikanischen Union bezieht ein jährliches Gehalt von 135,000 franz. Franken. Jeder der Minister (des Innern, der Finanzen, des Seewesens, des Krieges), so wie der General-Postdirektor, erhalten jährlich 32,520 Franken. Der Vize-Präsident und der Großrichter haben 27,100 Fr.; jeder Oberrichter 24,380 Fr., und jeder Richter in den verschiedenen Staaten, zwischen 5420 bis 8130 Fr.

Die Kriegsausgaben der Union, während der Revolution, beliefen sich:

1775 und 1776 auf	108,690,485 Fr.
1777	135,427,527
1778	131,647,954
1779	58,260,995
1780	16,260,000
1781	10,528,150
1782	19,689,483
1783	17,487,980
1784	2,937,011

Alle diese von dem Schatz bezahlten Summen hatten nichts gemein mit der Schuld von 42,708,110 Dollare oder

231,477,956 Franken, welche während dem Kriege eingegangen wurde; dergestalt, daß die Totalsumme der Kriegskosten sich auf 732,749,870 Franken belaufen.

Weg unterm Euphrat.

Der merkwürdige, aber leider bis jetzt unvollendet gebliebene unterirdische Weg oder Tunnel, unter der Themse zu London, ist nicht der erste dieser Art, welcher von geschickten Wasserbaumeistern angelegt worden. Es gibt ein solches Werk aus dem hohen Alterthum, in der ehemaligen Stadt der Semiramis, Babylon, welches von einem Ufer des Euphrat zu dem andern, unter diesem Flusse hinweg führte. Diodor von Sizilien bezeugt das im zweiten Buche, im neunten Kapitel folgendermaßen:

„Auf dem niedrigsten Punkte Babylons grub man ein viereckiges Becken, dessen aus Ziegeln erbaute, mit Pech überdeckte vier Seitenmauern 35 Fuß tief waren, während jede derselben eine Länge von 300 Stadien hatte. Als dies Becken des Flusses Gewässer in sich aufnehmen konnte, dessen Lauf man abgeleitet, begann man auf beiden Seiten einen unterirdischen Gang, dessen Gewölbe eine Dicke von 4 Ellen hatte. Es bestand ebenfalls aus Ziegeln, und war auf beiden Seiten mit Pech überdeckt. Die Dicke der Mauern dieser Gallerie bestand aus 20 Ziegeln. Die Höhe der Mauern war, ohne die der Wölbung, 12 Fuß, und die Breite des Ganges war 15 Fuß. Dieses ganze Werk wurde in 8 Tagen beendet, wonach man den Euphrat wieder in sein altes Bett leitete, und dessen Fluthen nun die Gallerie überströmten. Auf solche Weise konnte sich Semiramis, ohne den Fluß zu überschiffen, von einem ihrer Paläste nach dem andern begeben, welche der Euphrat trennte.“

Inhalt des eilften Bandes.

	Seite
Frankreichs Gegenwart und wahrscheinliche Zukunft	3
Die Insurrektion in Belgien	20
Stellung der Parteien in England	40
Ferdinand der Vielgeliebte, oder ein Monat in Spanien	56
Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich	73
Streifereien durch Kamtschatka und Sibirien	89
Gegenwärtiger und früherer Zustand der Hölle und der Zauberei	103
Oberfläche, Bevölkerung und bebautes Land der verschiedenen Staaten und Gebiete der nordamerikanischen Union	119
Georgische Prophezeihungen für jeden Tag des Monats	128
Bruchstück aus einer am 29. Juli 1830 in den Tuilerien gefundenen Handschrift	135
Prinz Leopold, und sein Benehmen gegen Griechenland	146
Algier und die französische Expedition	162
Erinnerungen aus Italien	174
Frankreich in den Jahren 1829 und 1830	191
Das Bemerkenswertheste in der neuesten ausländischen Literatur	234
Mannichfaltigkeiten:	
Neue Verbindungsmittel zwischen England und Ostindien	237
Einiges über die Vereinstaaten Nordamerika's	238
Weg unterm Euphrat	239

Catalonien in malerischer, architektonischer und antiquarischer Beziehung dargestellt, auf 30 Blättern gestochen von H. W. Eberhard. Royal-Folio. Text von Heinr. Schäfer. in 4. kartonn. 5 Thlr. oder 9 fl.

Das allgemeine und lebhafte Interesse für die Länder- und Völkerkunde, und der Mangel einer Ethnographie, welche durch eine zweckmäßige Auswahl und Behandlungsweise des seit einigen Jahrzehnten zu einer ausserordentlichen Fülle angewachsenen Stoffes den gesteigerten Forderungen der Zeit Genüge leisten könnte, haben die genannten Herausgeber bewogen, zur gemeinschaftlichen Bearbeitung eines mit Abbildungen reichlich ausgestatteten Werkes, das den höheren Zeitbedürfnissen zu entsprechen beabsichtigt, sich zu vereinigen. Ihr Plan ist: die alterthümlichen, geschichtlichen und architektonischen Denkmale, so wie die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Völker, und die Naturschönheiten und Merkwürdigkeiten ihrer Länder zu beschreiben, und in Abbildungen, die den gebildeten Kunstsinn ansprechen, zu veranschaulichen. Von der Aufnahme und Unterstützung des Publikums wird es abhängen, ob nach und nach die merkwürdigsten Länder und Völker auf gleiche Weise dargestellt erscheinen können.

Italia in hundert und einem Ständchen, von einem Morgenländer. gr. 8. geh. 1 Thlr. 18 gr. oder 3 fl.

Der geneigte Leser wird in der Darstellung und dem Talent des Verfassers die Feder eines als Dichter und Gelehrten rühmlichst bekannten Schriftstellers leicht erkennen. Der Verleger hat sich aus dieser Rücksicht bestimmt, dem Werk eine schöne Ausstattung zu geben.

Scott, W., Geschichte von Schottland. Aus dem Engl. übers. von Fr. Vogel. 1r Bd. 1ste u. 2te Abtheil. gr. 12. 1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr. (Das Ganze wird aus 2 Bänden bestehen.)

Wagner, G. W. D., statistisch-topographisch-historische Beschreibung des Großherzogthums Hessen in 4 Bänden. 1r bis 3r Bd. gr. 8. 3 Thlr. oder 5 fl. 15 kr.

Zur Geschichte unserer Zeit. Eine Sammlung von Denkwürdigkeiten über Ereignisse der drei letzten Decennien. 17r bis 22r Theil. 8. geh. Jeder Theil à 6 gr. oder 27 kr. (Die früheren 16 Theile in 8 Bänden sind noch à 4 Thlr. oder 7 fl. 12 kr. zu haben.)

Von der „Bibliothek der neuesten Weltkunde“ erscheint mit Anfang eines jeden Monats ein Theil von 200 bis 250 Seiten. Sein Inhalt wird das Neueste und Denkwürdigste aus dem ganzen Reiche der Weltbegebenheiten umfassen, und überhaupt das in Rede und Betrachtung stellen, was bei allen zivilisirten Völkern der Erde ein allgemeines, höheres Interesse erregen kann.

Der Inhalt eines jeden Theils wird unter folgenden Hauptrubriken begriffen sein:

Erwägende Philosophie. — Prüfende Moral. — Geschichte im ausgedehntesten Begriff. — Reisen und geographische Mittheilungen. — Sitten und Gebräuche aller Völker der Erde. — Religion. — Fortschritte der Zivilisation. — Politik. — Staatswissenschaft und Staatswirthschaft. — Erfindungen und Entdeckungen. — Statistik. — Naturgeschichte. — Wissenschaft im Allgemeinen. — Biographien. — Literatur. — Kritik. — Wissenschaftliche und andere Notizen mannigfaltigen Inhalts.

Herausgeber und Verleger haben die erforderlichen Maßregeln getroffen, auch ihre Verbindungen auf solche Weise eingeleitet, daß alle Mittheilungen des In- und Auslandes mit aller möglichen Beförderung ihnen zukommen, so daß sie **mit Anfang** jeden Monats einen neuen Theil des Denkwürdigsten erscheinen lassen werden. Jeder Aufsatz von allgemeinem Interesse soll sogleich vollständig mitgetheilt, und **nicht** abgebrochen werden.

Die ganze Sammlung eines Jahrgangs besteht demnach aus zwölf Theilen, für die man sich überhaupt mit 12 fl. oder 8 thlr. jährlich abonnirt, folglich ist jeder Theil um den ungemein billigen Preis à 1 fl. angeschlagen; einzelne Theile werden nicht besonders erlassen, sondern man abonnirt sich für die jährliche Sammlung von 12 Theilen durch Vorausbezahlung bei allen Buchhandlungen und Postämtern von ganz Deutschland und der Schweiz.

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Herausgegeben

von Malten.

Zwölfter Theil.

Aarau 1830.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Die fortwährende Theilnahme eines großen und gebildeten Publikums muntert zur thätigen Fortsetzung dieser Bibliothek auf, denn sie ward mit allgemeinem Beifall auch im verwichenen Jahre gelesen; sie wird mit steigendem Interesse ferner sich erheben. Mit strenger Wahrheitsliebe wird sie nur das Geschehene erwägen. Ihre unwandelbare Tendenz ist allein auf das wahrhaft Nützliche und Gute berechnet; immer wird sie auch fortan nur dem Gründlichen, dem Positiven, dem anerkannt Wahren ihren Inhalt widmen; immer wird sie ihre reichste Belohnung in der gerechten Anerkennung ihrer Leser suchen und finden. — Der erste Theil der vierten Jahresfolge wird unverweilt Anfangs Januar 1831 erscheinen, und in allen bekannten Buchhandlungen ehestens zu haben sein. Der Preis für jeden Jahrgang von zwölf Theilen bleibt unverändert à 12 fl. oder 8 Thlr. festgesetzt. Von den Jahren 1828, 1829 und 1830 ist noch ein kleiner Vorrath vollständig zu haben, und man beliebe sich mit Bestellungen dafür an die bekannten Buchhandlungen von ganz Deutschland und der Schweiz zu wenden. Auch die möglichste Billigkeit des Preises von dieser zeitgemäßen Bibliothek ist allenthalben anerkannt, und derselbe wird für jeden Theil von fünfzehn Bogen zu 15 Batzen, oder 1 fl. oder 16 gr. auch fernerhin festgesetzt bleiben.

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Geschichtliche Uebersicht der denkwürdigsten Ereignisse bei allen Völkern der Erde, ihrem literarischen, politischen und sittlichen Leben.

Herausgegeben

von Malten.

Zwölfter Theil.

Aaran 1830.

Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Die Neubildung des Unterhauses des britischen Parlaments.

Nicht in Frankreich allein macht der Zeitgeist Riesenschritte, auch in England entwickelt die Volksvernunft sich immer mehr. Das Bedürfniß nothwendiger Reformen wird immer fühlbarer, immer dringender. Auf allen Seiten verlangt man Gesetzesläuterung, Rückkehr zum Urprinzip aller Macht, Befestigung der Eintracht zwischen Regierung und Volk, durch ein gesetzmäßiges, friedliches Uebereinkommen, durch gegenseitige Zugestebung, eben so entfernt vom Despotismus, als von Anarchie. Die Neugestaltung des britischen Parlaments hat das aufs Klarste bewiesen.

Wir haben in dem Artikel: „Stellung der Parteien in England“ (im 10. und 11. Band dieses Jahrgangs), angedeutet, aus welchen Elementen das Unterhaus des britischen Parlaments zusammengesetzt war. Dies Unterhaus existirt nicht mehr. Der Tod Georgs IV hat es aufgelöset; es ist jetzt durchaus neu gebildet worden.

Eine allgemeine Wahl ist in Großbritannien noch nicht, was sie nach der Theorie der Konstitution dieses Landes eigentlich sein sollte. Ihre Resultate beurkunden nicht immer die Meinung der Wähler. Bestechungen, Intriguen jeder Art sind bei diesem großen Akt der Volks-Souveränität vorherrschend. Die Wirkungen, welche dadurch erzeugt werden, beweisen wenig oder nichts. Mehr liegt daran, die Ur-

sachen, welche sie hervorgebracht, kennen zu lernen. Man muß hinaufsteigen bis zu ihnen.

Eine Wahl, bei welcher mehrere Bewerber auftreten, ist nur im Stande, bei einem unpartheiischen Zuschauer Abscheu zu erregen. Die Unwissenheit zeigt sich da in ihrer ganzen Häßlichkeit, die Albernheit mit ihrer ganzen Aufgeblasenheit, die Bestechlichkeit mit ihrer ganzen Schamlosigkeit, jede niedrige Leidenschaft in ihrer ganzen Ausschweifung und Blöße. Egoismus, List, Eitelkeit treten unverschleiert auf. Wer mag noch in dem Allem ein Fünkchen Vaterlandsliebe erblicken?

Und dennoch ist sie der Beweggrund von dem Allem. Man blase den schmutzigen Schaum weg, und man wird den klaren Born wieder erblicken, der zur Erhaltung des öffentlichen Wohlergehens quillt.

Alle Verstandeskräfte sind mächtig erregt; der Patriotismus erwacht. Es gibt mehr als ein Land, wo, unter dem Anschein der Ruhe und Ordnung, Alles gesellschaftlicher Tod, moralische Versumpfung, legislative Willkühr ist. Solche Länder sind um ihren scheinbaren Frieden nicht zu beneiden. Sie haben nur ein sehr unvollständiges, ein politisches und moralisches Polypenleben, und kennen keinen der höheren Genüsse, welche die volle Ausübung der Menschenkraft und der Menschenwürde gewähren.

In einem Staate, wie England, sind die Gebrechen nicht verborgen, sondern auf der Oberfläche, während sein Heil und sein Leben in den Tiefen der gesellschaftlichen Organisation ruhen. Man verweile nicht bei diesem Tumult von einigen Tagen, bei diesem Drama des Pöbels, bei dieser Prahlerei der

Unordnung. Man dringe weiter vor, und prüfe, was darauf folgt, was sich daraus ergibt.

Und in diesem Drama selbst, welches Leben, wie viel Leidenschaftlichkeit, welche Bewegung, wie viel Theilnahme! Des Armen Herz hüpft vor Wonne. Auch er hat sein Viertelstündchen der Macht und Wichtigkeit! Der Handelsmann kehrt seinen täglichen Geschäften den Rücken, und seine Gedanken erheben sich zu einer größeren Sphäre. Mehr als ein Jüngling in England kannte den Enthusiasmus der Vaterlandsliebe früher, als den der Liebe oder der Ehre. Welche reiche Aussaat von großen, schaffenden, erhebenden Gesinnungen! Wahrlich, Nationen, die sie nicht kennen, sind in mehr als einer Hinsicht bemitleidenswerth!

Die letzten Neuwahlen der Mitglieder des englischen Unterhauses bieten ein Interesse dar, das von keinen der früheren Wahlen in einem so hohen Grade in Anspruch genommen werden konnte. Sie bezeichnen wichtige Umgestaltungen. Eine durchaus friedliche Revolution hat auch in England stattgefunden.

Während den vier Jahren des letzten Parlaments haben sich nicht allein die Meinungen der Regierten, sondern auch der Regierenden, durchaus verändert. Kurz vorher stellte die Regierung noch allen Forderungen des Volks einen ehernen Willen entgegen, und die Speichellecker der Autorität spötteten verächtlich über das Streben der Opposition.

Zwei Partheien schieden die Nation: die der Minister, bestehend aus ihren Kreaturen, aus Gunstbewerbern, aus der Masse derjenigen, die jede Neuerung fürchten, und die aus Gewohnheit oder Bequem-

lichkeit alles Bestehende achten, wäre es auch noch so schlecht; und die Partei, welche das Wohlergehen Aller der Ruhe und Opulenz Einiger nicht aufopfern wollte.

Diese letzte Partei hatte schon sehr viele Schattirungen. Aber alle waren darin einverstanden, daß bald die Stunde schlagen müsse, wo der Knechtschaft Bestehen, unter der Freiheit Formen, auf immer verschwinden müsse. Alle wünschten, nach einem größeren oder kleineren Maßstabe, des Landes Institutionen nach den Bedürfnissen, dem Verlangen und der Zivilisation der Zeit sich läutern zu sehen.

Ihr Streben blieb ohne Erfolg, weil es zersplittert, weil es nicht übereinstimmend war. Alle Verbesserungs-Anträge, von Einzelnen gemacht, wurden stolz zurückgewiesen. Die Vertreter der Masse und ihrer Wünsche schadeten ihrer Sache, indem sie sich nicht verständigten, indem sie nicht übereinstimmend forderten, was keine Gewalt einer allgemein beurkundeten Meinung zu versagen im Stande ist.

Die Verschürzung der inneren Verhältnisse des britischen Kabinets war gewissermaßen ganz anti-national. Ein solcher Zustand der Dinge konnte nicht von Dauer sein. Aber Niemand wagte es, den verhängnißvollen Knoten zu lösen, bis endlich Lord Wellington ihn durchhieb.

Ohne sich in die Abstraktionen der Theorien zu verirren, ohne vielleicht die Rechte und Pflichten der Völker und ihrer Beherrscher in nähere Beachtung zu stellen, hat er, als Mann von gesundem Verstande, eingesehen, daß man den Anforderungen der Zeit nicht lange, und immer nur mit Gefahr, widerstehen könne. Er bemerkte, daß Englands Institutionen vollkommen

zu Grunde gehen müßten, wenn der Zeitgeist mit ihnen kämpfe, ohne sie durchdringen zu können.

Sein Entschluß war bald gefaßt. Er machte sich selbst zum Werkmeister der allmäligen Umgestaltung. So war es ihm möglich, sie zu bestimmen, und mit der ihm eigenthümlichen Energie und Geradheit sie in Ausführung zu bringen, ohne das Land zu erschüttern, ohne irgend eine Rückwirkung zu erzeugen.

Ohne Zögerung, ohne Hinterhalt, ohne Skrupel hat er als wirklicher Staatsmann, als Minister seine Pflicht erfüllt. Er hat, als guter General, seine Stellung genommen, rasch, aber besonnen, ohne sich zuvorkommen oder überflügeln zu lassen. Die Gefahr war da; er sah sie.... Seine Bestimmung war schnell, sicher, entscheidend.

Die Klarheit seines Geistes, die von keiner Selbstgenüglichkeit, keiner Froscheitelkeit, keinem Vorurtheil, keiner Bestechlichkeit getrübt wird, die Beharrlichkeit eines Mannes, der nie schwankenden Systemen gehuldigt, und dessen Handlungen immer geometrisch gewesen, kamen ihm bei dieser Gelegenheit gut zu statten. Sein höchst einfacher Karakter, sein gerader Sinn, sein entschlossener Wille führten ihn ohne irgend einen Umschweif zum Ziele.

Von diesem Augenblick ist des Volkes Wohlergehen der offene Zweck der Regierung geworden. Alle von Unwissenheit, Vorurtheil und halb versteckten Böswillen diktirte Deklamationen sind aus den ministeriellen Reden verbannt. Man stellt das Positive in Betrachtung, und prüft es streng, unparteiisch, unter den verschiedenartigsten Gesichtspunkten. So gelangt man sicher und ohne Anstand zum Wahren,

zum Reellen. Die Grundsätze des Besserwollens, die Resultate des Besserwerdens bilden sich immer mehr aus, und deuten den Weg an, den man fernerhin zu verfolgen hat.

Die letzten Neuwahlen finden die alten Stellungen verändert. Regierung, Volk, Parteien erkennen nicht mehr ihre früheren. Der Schrei: „nieder mit dem Papismus!“ war der Parteien Losungswort. Desselben jetzt beraubt, durch die Emanzipation der Katholiken, was bleibt ihnen, um ihren verlornen Talisman zu ersetzen? Des alten Englands äussere Form besteht noch fort; aber seine eigentlichen Lebens-Elemente haben sich umgestaltet.

Welche neue Interessen-Abtheilungen mußten sich nun bilden? Wie konnten sie sich gruppiren? Unter welchen Beziehungen, von welcher Seite sollten sie den Angriff beginnen? —

Es waren zwei halbaufgeriebene, durcheinander geworfene Armeen, bereit, sich neu zu organisiren. Ein solches Schauspiel war der höchsten Aufmerksamkeit werth.

Nicht minder interessante Besonderheiten vereinigten sich mit diesen allgemein interessanten Beweggründen. Die ostindische Gesellschaft, deren Dasein und Opulenz auf dem Spiele gestanden, und die neue Gefahren voraussehen mußte, bemühete sich, Stützen im Unterhause zu gewinnen.

Stellen wir diese Umstände, die von großer Wichtigkeit in der Geschichte der neuesten Wahlen sind, näher in Rede.

Die Vertretung der Grafschaften in England ist fast immer die Frucht eines Kampfes zwischen zwei

reichen Familien. Die der Flecken deutet besser noch den Zustand der Meinung und die politische Tendenz der Wähler an.

Für die Familien, die sich um die Grafschaftswahlen streiten, haben Betrachtungen des öffentlichen Interesses wenig oder keinen Werth. Das Interesse ihres Hochmuths ist für sie Alles. Oft wird ein solcher Streit durch einen gütlichen Vertrag beendet, wodurch die Grafschaften in die Lage der „verschlossenen Flecken (close boroughs)“ versetzt werden, weil jede Zulassung äusserer Meinungen untersagt ist, und dieselben Menschen, in kleiner Zahl, immer das Wahlrecht ausüben.

Demungeachtet ist die Volksmacht, im Verein mit dem Zeitgeiste, auch bis zu den Grafschafts-Vertretungen gedrungen. Dies Anzeichen verdient hohe Beachtung.

In der großen und wichtigen Grafschaft Devonshire ist ein durch seine Tory-Meinungen und Grundsätze bekannter Mann (Bastard) durchgefallen, und Lord Ebrington, ein beredter Vertheidiger der öffentlichen Freiheiten, ist an seine Stelle getreten.

In Cambridgeshire hat das Haupt der Aristokratie, der Herzog von Rutland, umsonst sich bemüht, seinen Verwandten, Lord Manners, ins Parlament zu bringen; ein Unabhängiger, Hr. Adeane, ist erwählt worden.

Der eifrigste Gegner aller neuen Ideen, der bekannte Oberst Folliffe, ist ebensowohl, wie sein Nebenmann, Holme Sumner, durchgefallen. Der freisinnige Kandidat Briscoe ist ernannt worden.

Derselbe Fall hat auch in Norfolkshire und in der

Grafschaft Midlesex sich ereignet. Ein wahrhaft nützlicher, aber bescheidener Mann, ein unermüdlicher Arbeiter, Hume, hat in dieser letztern den Sieg errungen; eine Wahl, durch welche die Fortschritte der Aufklärung bei den Wählern auf das Augenscheinlichste beurkundet werden; denn es gibt kaum weniger hervorleuchtende, aber nothwendigere Fähigkeiten, als die Hume's.

Die Wahl der Grafschaft Essex ist sonderbar gewesen. Seit undenklichen Zeiten hatte diese Grafschaft den Gebrauch, zwei Mitglieder ins Parlament zu schicken, die zu den beiden entgegengesetzten Meinungsschattirungen gehörten. Sie hoffte, auf solche Weise das Gleichgewicht zu begründen, während sie in der That durch ein solches System die Vertretung vernichtete. Man würde jetzt zum ersten Male zwei freisinnige Kandidaten ernannt haben, und man zeigte sich dazu sehr geneigt, hätte einer derselben, Wellesley, sich besser benommen. Aber seine albernen Deklamationen, selbst mit Herausforderungen begleitet, entzogen ihm alles Vertrauen, und sein Gegner wurde gewählt, obgleich noch 2300 Wähler, die wenigstens in ihm einen Anhänger der Parlaments-Reform erblickten, für ihn stimmten.

Die erste aller Grafschaften Großbritanniens an Ausdehnung, Einfluß und Reichthum, Yorkshire, hat weder einen Millionär, noch ein Mitglied der Aristokratie, noch einen mit Versprechungen verschwenderischen Tribun gewählt, sondern einen schlichten Bürger, ohne Vermögen, ohne Aemter, ohne Unterstützung von Seiten der Regierung, und noch dazu der Provinz, die er im Unterhause zu vertreten hat, durchaus

fremd; den Advokaten Brougham. Er ist unter allgemeinem Beifallgeschrei erwählt worden. Sein Titel: „unermüdlicher Vertheidiger der Rechte der Menschheit“, hat genügend geschienen.

Die Wähler haben in ihm nicht das Haupt einer Opposition erblickt, sondern den weisen, umsichtsvollen Bekämpfer bestehender Mißbräuche, durch welche mehr, als durch des Volkes Forderungen, die Institutionen Großbritanniens, wie jedes freien Landes, bedroht werden.....

Die Flecken ihrerseits, deren nomadische Wähler nicht Mitglieder der städtischen Zünfte sind, und die das Recht haben, ihrer Abwesenheit und der geringen Uebereinstimmung ihrer Ideen und Gewohnheiten mit denen der Einwohner ungeachtet, dort zu stimmen, so können sie, welches auch die Resultate ihrer Wahlen sein mögen, nur dazu dienen, den Zustand der Meinung anzudeuten.

Diese über das ganze Königreich zerstreueten Wähler kennen weder die Bedürfnisse, noch die Beschwerden des Fleckens, dessen Vertretung ihnen anvertraut ist. Sie begeben sich nur dahin, um zu stimmen, sich zu berauschen und sich zu vergnügen, unbekümmert um alle übrigen Interessen. Alles macht sie geneigt, ihre Stimmen zu verkaufen, um so mehr, da sie Niemand näher bewacht.

Maldon, Flecken in der Grafschaft Essex, bietet ein auffallendes Beispiel dieses Mißbrauchs dar. Die Bewohner dieses Ortes, ungefähr zweitausend an der Zahl, besitzen eine alte Charte, die ihnen das Recht zugesteht, zu Wählern diejenigen Bürger Englands zu ernennen, welche sie dadurch besonders ehren wollen.

Die Wahl wurde 1826 hartnäckig bestritten, weil man mehr als zweihundert neuen Wählern, die von allen Seiten herbeigeeilt waren, die Franchise (das Wahlrecht) von Maldon gegeben. Die beiden Parteien kämpften vierzehn Tage lang um den Sieg, indem beständig neue Wähler anlangten. Die Wahl kostete den Kandidaten mehr als 40,000 Pfund Sterling (480,000 rh. in. Gulden).

Da, nach den Statuten derselben Charte, die Tochter eines Wählers dem Manne, mit welchem sie sich verheirathet, Stimmrecht gibt, so wurden in aller Eile mehrere eheliche Verbindungen abgeschlossen, um die Masse der Stimmen zu vermehren, und oft erst nach der Vermählung entdeckte man, daß die Braut das vorgebliche Recht nicht gehabt.

In Politik, wie in Geschichte, kann man wahrlich nichts Abgeschmackteres finden, als einen solchen Zustand der Dinge. Es ist zu wünschen, daß er je eher je lieber abgestellt werde.

In einer kleinen Stadt, in welcher derselbe lächerliche Gebrauch vorherrschend ist, haben die Szenen des in Rede stehenden Drama's ganz neuerdings ein noch höheres Interesse erregt. Es war zu Bridgenorth, diesem malerischen Orte, dessen weiße Häuser, von Felsen umschlossen, und von dem Severnflüßchen bespült, die wilde Schönheit der Gegend erhöhen.

Die vorzüglichsten Schauspieler waren einerseits die Monopol-Inhaber der ostindischen Kompagnie, und anderseits die großen Manufaktur-Eigenthümer der Zentral-Grafschaften. Der wirkliche Gegenstand des Kampfes war des Handels Freiheit oder Beschränkung.

Richard Arkwright wurde von der Bank und der Kompagnie unterstützt. Große Summen wurden verschwendet, und der Sekretär des Lord-Kanzlers wurde ihm als Adjutant beigegeben. Sein Reichthum, seine Liebenswürdigkeit, sein Name *), seine Talente und seine gesellschaftliche Stellung, ließen ihm einen günstigen Erfolg hoffen.

Seine Gegner waren Whitmore d'Apley, Haupt einer alten Familie, Besitzer eines prächtigen Landgutes, nahe bei der Stadt, und durch seine der absoluten Gewalt einigermaßen geneigte Meinung bekannt; und William Woolriche Whitmore, Verwandter dieses Letztern, aber zu einem andern Familienzweige gehörend. Er war lange Mitglied des Parlaments, und bekannt als der eifrigste und geschickteste Vertheidiger der Handelsfreiheit. Seine Beweisgründe hatten die Vorurtheile des Unterhauses erschüttert, und der Reform der Handelsgesetze Bahn gebrochen.

Ihm zu Gunsten verständigten sich die Manufakturisten von Kidderminster, und die Eisen-Fabrikanten der Grafschaften Salop und Stafford **), die, obgleich reich und mächtig, doch nicht vertreten sind, und deren Interessen kein Organ im Unterhause haben. Sie bezahlten alle Kosten der Wahl, auch

*) Er ist ein Sohn des berühmten Mechanikus Arkwright, welcher der englischen Industrie große Dienste geleistet.

**) Mehrere große Manufakturstädte haben bis jetzt noch keine Vertreter im Parlament, z. B. Birmingham, obgleich es 180,000 Einwohner hat. Die Ursach davon liegt darin, daß sie, als das Gesetz gegeben worden, entweder noch nicht existirten, oder zu unbedeutend waren, um auf Vertretung Anspruch machen zu können.

Liverpool trug dazu bei, und die alleinige Handelskammer von Glasgow gab 500 Pfund Sterling (6000 rh. Gulden).

Zudem leiteten sie den Kampf mit so großer Geschicklichkeit, daß Arkwright, alles Kredits der zwei riesigen Körper ungeachtet, von denen er unterstützt wurde, sich schon am dritten Tage zurückziehen, und seinen Gegnern das Schlachtfeld überlassen mußte. Auch Whitmore d'Apley wurde nur mit seinem Verwandten gewählt, nachdem er feierlich versprochen, die Handelsfreiheit in der Kammer zu vertheidigen.

Diese von dem Kandidaten des Monopols erlittene Niederlage beweiset, daß eine so schreiende Ungerechtigkeit nicht länger bestehen kann, und bald beseitigt werden dürfte.

Die Vertretung von London, von Westminster und der beiden Universitäten (Oxford und Cambridge) ist dieselbe geblieben. Southwark hat, statt Calvert, Harris ernannt, der vor Freude gestorben ist, so daß wahrscheinlich der erste, über den man sich nicht zu beklagen hat, dennoch wieder gewählt werden möchte.

Zu Newmark hat Sadler, ein talentvoller, von dem Herzog von Newcastle unterstützter Mann, und einer der besten Advokaten, den Volks-Kandidaten Wilde zu bekämpfen gehabt, und ihn nur mit vieler Mühe besiegt.

Dagegen haben die Volks-Kandidaten zu Shrewsburg, Colchester, Norwich, Abingdon und Newcastle unter Lynn, triumphirt. Zu Bedford hat eine einzige Stimme, die des Maire, den liberalen Kandidaten, Lord Russell, beseitigt.

An vielen andern Orten haben politische Interessen keinen Einfluß auf die Wahlen ausgeübt, und sie sind, was sie immer waren, persönlichen Rücksichten untergeordnet geblieben.

Zu Reading, wo seit zweiundzwanzig Jahren immer die Whigs-Kandidaten gewählt worden, hat man diesmal dem der Torys den Vorzug zugestanden. Die Ursache davon war, daß der erste, der Doktor Lushington, den meisten Wählern unbekannt war, während sein Gegner, Russell von Swallowfield, einen großen Einfluß auf sie ausübte. Demungeachtet hatte er nur fünfzehn Stimmen mehr für sich.

Wirft man endlich einen allgemeinen Blick über die letzten Neuwahlen in England, so überzeugt man sich, daß die Rechte des Volks täglich neue Vertheidiger gewinnen; daß sich täglich nur Gegner der Handels-Knechtschaft erheben. Kein Kandidat wird ernannt, der nicht feierlich gelobt, für die Verminderung der Abgaben, für die Verbesserung der Institutionen zu wirken; ein Beispiel, das man überall nachahmen sollte. Es gibt nicht einen einzigen, der es wagen möchte, als Vertheidiger der bestehenden Mißbräuche aufzutreten. Er würde mit allgemeinem Gezisch begrüßt werden. Unter allen, welche das Monopol der ostindischen Kompagnie ins Parlament befördert, hat nicht einer seine geheimen Absichten einzugestehen gewagt.

Die alten Deklamationen gegen den revolutionären Geist sind verstummt. Man hört keine Sophismen mehr zu Gunsten der Unduldsamkeit, und gegen die angeblichen Usurpationen der katholischen Emanzipation. Alles hat sich verwandelt. Diese Mittel, die vor

zwanzig Jahren sehr zweckmäßig scheinen mochten, haben jetzt ihren ganzen Werth verloren. Die Meinungen bekämpfen sich immer noch; aber nicht mehr mit jener blinden Wuth, die früher ihre Bewegungen bestimmte. Man spricht nicht mehr vom Despotismus mit der Erbitterung bebender Sklaven, nicht mehr von Empörung der Völker mit dem Entsetzen gestürzter Gebieter. . . . .

Der öffentliche, der Volksgeist, gewinnt augenscheinlich überall an Aufklärung, an Scharfsinn, an Urtheilskraft. Er erlangt an Stärke, was er an Vorurtheil verliert. Seine Macht ist in seiner Weisheit. Eine je größere Kenntniß der politischen Verhältnisse er gewinnt, um so energischer, aber zugleich auch um so gemäßigter wird er.

Mit einem Worte: ist das Resultat der letzten Neuwahl des Unterhauses des britischen Parlaments dem Ministerium günstig?

Nein, wenn das Ministerium sich gegen das Volk erklärt. Ja, wenn es seinen Forderungen entspricht, und mit ihm fortschreitet.

Die Regierung hat viele Stimmen verloren; sie wird mehr noch verlieren, bei jeder neuen Wahl. In England wie in Frankreich, wie überall, muß das Vorurtheil vor der Aufklärung weichen. Die Bahn ist gebrochen. Die Abstellung der Mißbräuche ist unvermeidlich.

Entstehung, Fortschritte und Verfall des holländischen Handels.

Die Geschichte Hollands, oder der sieben vereinigten Provinzen, beweiset auffallender, als die jeder neuern Nation, die ausserordentlichen Resultate, welche ein Staat durch den Geist wohlverstandener Oekonomie und Thätigkeit gewinnen kann. Sie gewährt zugleich die zweckmäßigsten Mittel zur Erweckung dieses Geistes.

Die Holländer, welche sich dem Anschein nach unter den am wenigsten günstigen Umständen befanden, um Reichthümer zu schaffen und aufzuhäufen, überstiegen durch Beharrlichkeit, eines nach dem andern, alle Hindernisse, und ruheten nicht eher, bis sie aus ihrem Sumpfwinkel den Mittelpunkt des europäischen Handels gemacht, bis sie ein Handels-Patriziat gestiftet, das hinter der feudalen Aristokratie nicht zurückstand, und bis in allen Völkerklassen ein erfreulicher Wohlstand vorherrschend war.

Keine Nation hat eine merkwürdigere Laufbahn durchschritten; die Annalen keiner verdienen ein sorgfältigeres Studium. Aus ihnen entnimmt man am augenscheinlichsten, wie ein Volk an Größe und Opulenz wachsen kann, wenn es einer rechtschaffenen, weisen Verwaltung sich zu versichern weiß.

Die physischen Umstände, in welche die Holländer sich versetzt sahen, von Sümpfen und unfruchtbaren Sandbänken umringt, welche von den sie durchschneidenden großen Strömen zeitweis überschwemmt, oder

von des Ozeans Wellen überdeckt wurden, nöthigten sie frühzeitig, Dämme zu erbauen, in Fischfang und Schifffahrt die Hilfsmittel zu suchen, welche der Ackerbau ihnen versagte.

Das duris urgens in rebus egestas trug bei zur Entwickelung ihrer Industrie, und gab ihnen den Muth, die größten Unternehmungen nicht allein zu beginnen, sondern auch sie zu vollenden.

Sie mußten die meisten ihrer Bedürfnisse aus der Fremde beziehen; der Handel war solchergestalt für sie eine Nothwendigkeit. Schon Cäsar schildert die Bataver als ein Seevolk, das sich hauptsächlich mit Fischfang beschäftigt. Alle Kronikenschreiber des Mittelalters gedenken ihrer Seereisen und zahlreichen Flotten.

Die Stiftung der Hansa schreibt sich von 1241 her. Mehrere holländische Städte wurden gleich anfänglich in diesen Bund aufgenommen. Philipp von Burgund schrieb 1477 an den Pabst, daß Holland und Seeland reiche, von einem muthigen Volke bewohnte Inseln seien, und daß dies Volk nie seinen Nachbarn unterwürfig gewesen, und daß es in allen Meeren großen Handel treibe.

Die Entdeckung der Härings-Einsalzung, die man um Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts einem gewissen Beuckels verdankt, hat vielleicht am meisten zur Bereicherung Hollands beigetragen. Zu einer Zeit, wo man noch sehr streng auf Fasten hielt, mußte ein Industriezweig, wie der Häringsverkauf, ungeheure Vortheile abwerfen. Als Karl V im Jahr 1536 nach Biervliet kam, unterließ er nicht, Beuckels Grab zu besuchen, und verordnete, daß man auf demselben ein Denkmal errichte.

Sehr lange hatten die Holländer das ausschließliche Monopol des Häringsfangs. Johann de Witt schätzte, daß zu seiner Zeit wenigstens ein Fünftel der Bevölkerung davon lebe. Es gab damals 3000 Schiffe, allein an der Küste Hollands, und 1600 an der Küste Großbritanniens, aber holländischen Eigenthümern gehörig, die ausschließlich zum Häringsfang bestimmt waren, während 800 andere, von 60 bis 150 Tonnen Last, auf den Kabeljaufang ausgingen. Die Holländer hatten im Ganzen 6400 Fahrzeuge, bemannt mit 112,000 Matrosen, welche zu diesem Geschäfte gebraucht wurden. Fügt man dazu noch die Schiffsarbeiter, die Netzeverfertiger, die Salzbereiter ꝛc., welche alle vom Häringsfang lebten, so findet man eine Hauptzahl von 450,000 Individuen.

De Witt sagt, daß zu seiner Zeit Holland 10,000 Segel und 168,000 Matrosen hatte, denen ihr Land jedoch weder Materialien, noch Lebensmittel, noch Kaufmannswaaren darbieten konnte. Aus diesem Grunde gestanden die Holländer auch ohne Hehl, daß Größe, Reichthum und Macht der vereinigten Provinzen allein dem Häringsfang zugeschrieben werden müssen, und es ist bei ihnen ein Volksspruch, daß Amsterdam auf „Häringsköpfen“ erbauet worden.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir umständlicher die Ursachen in Rede stellen, welche den Aufstand und die Unabhängigkeit der vereinten Provinzen veranlaßten. Sagen wir nur, daß dieses Landes Regierung, von der Zeit wo es einige Wichtigkeit erlangte, frei war.

Die Grafen von Holland, wie die von Flandern, hatten nur eine beschränkte Macht. Adel, Geistlich-

keit und alle Zünfte der Städte erlangten nach und nach einen großen Theil der Autorität. Die oberste Gewalt befand sich in den Händen der Staaten, die sich so oft berathen konnten, als sie es für nothwendig erachteten, und ohne deren Zustimmung keine Steuer erhoben, kein Krieg erklärt, kein Friede geschlossen werden konnte. Die Vorrechte der Grafen waren also mehr denen von Wahlmagistraten in Republiken ähnlich, als denen von Erbmagistraten in Monarchien.

Dies Regierungssystem, die daraus entsprießende Sicherheit, und die Freiheit, welche es der Industrie und Geistesthätigkeit ließ, trug unstreitig am meisten dazu bei, daß Flandern in Kurzem das reichste und handeltreibendste Land von ganz Europa wurde.

Unter der milden und konstitutionellen Regierung ihrer eigenen Fürsten, genossen diese Provinzen mehrere Jahrhunderte lang ein seltenes Glück, bis sie, nach Erlöschung der männlichen Linie, durch Heirathen und Verträge dem Hause Burgund anheim fielen.

Auch unter diesen Souveränen bewahrten sie ihre alten Privilegien, und wurden nach den von ihren Vertretern gegebenen Gesetzen regiert. Abgaben und öffentliche Lasten vermehrten sich zwar; aber da ihr Handel und ihre Opulenz in einem noch größeren Verhältnisse zugenommen, unterzogen sie sich, wenn auch nicht ohne Murren, doch ohne Unruhe, ihren neuen Verpflichtungen.

Die Oberherrlichkeit der Niederlande ging 1477 von Burgund auf Habsburg über, durch die Vermählung der einzigen Tochter Karls des Kühnen, letzten Herzogs von Burgund, mit Maximilian, der später

deutscher Kaiser wurde. Sein Enkel Karl V, geboren in den Niederlanden, war den Bewohnern derselben wohlgeneigt. Er behandelte sie ziemlich gut, achtete ihre Freiheiten, und obgleich er, bei einzelnen Veranlassungen, sein Recht über die konstitutionellen Schranken ausdehnte, fand er im Ganzen doch wenig Widerstand.

Es war nicht mehr derselbe Fall unter seinem Sohn und Nachfolger Philipp II. Die Reformation hatte in den Niederlanden große Fortschritte gemacht. Um sie gänzlich zu unterdrücken, errichtete dieser düstere, frömmelnde Fürst Gerichtshöfe, die wenig von der Inquisition verschieden waren, und die alle der Ketzerei beschuldigte Personen auf eine entsetzliche Weise zu Tode marterten.

Eine starke Armee, größtentheils aus Italienern und Spaniern bestehend, wurde nach den Provinzen geschickt. Der Oberbefehl wurde dem berüchtigten Herzog von Alba übertragen, dessen Aberglaube und Wildheit hinter denen seines Gebieters in nichts zurückstanden.

Seine Absicht ging nicht allein dahin, die reformirte Religion vollkommen auszurotten, er wollte auch die Regierung so despotisch machen, als es die Kastiliens war. Die Grausamkeiten, deren er sich zur Erreichung dieses Zweckes schuldig machte, erweckten einen Geist des Widerstandes, den Spaniens ganze Macht nicht zu bezähmen im Stande war. Nur in Flandern behielten die Spanier die Obergewalt, während Holland, und alle nördliche Provinzen ihre Unabhängigkeit sich zu versichern wußten.

Nie hatte ein Kampf mit anscheinend ungleichern Mitteln begonnen. Die spanische Monarchie war da-

mals unstreitig die mächtigste Europa's. Ihre Hilfsmittel waren ihren großen Unternehmungen angemessen. Sie hatte tapfere, zahlreiche Armeen, und in Alba, Farneſe und Spinola Generale, die den kriegerischen Ruhm aller Zeitalter begründet haben würden.

Die Holländer konnten dieſer furchtbaren Armee nur ihren Haß der Tirannei, ihren unbeſiegbaren Muth, ihre Ausdauer, die Vortheile, welche ihres Landes eigenthümlicher Zuſtand gewährte, entgegenſtellen, ſo wie die Unerſchrockenheit Wilhelms von Oranien, und die Tugenden ſeines Sohnes.

Durch eine auſſerordentliche Aneinanderkettung von Ereigniſſen war dieſer blutige Kampf mit Spanien, ſtatt dem Handel Hollands nachtheilig zu ſein, vielmehr eine der Haupturſachen ſeines Gedeihens.

Brügge war, bis zu einem gewiſſen Zeitpunkte, der erſte Handelsplatz der Niederlande. Es war der Mittelpunkt aller Seeverbindungen zwiſchen dem Norden und Süden Europa's. Aber in Folge der von Kaiſer Friedrich III gegen dieſe Stadt ausgeübten Rache, deren Bürger ſeinen Sohn Maximilian gefangen gehalten, ging der Handel allmälig nach Antwerpen über, und zu Ende der Unruhen war dies letzte die handeltreibendſte und reichſte Stadt unſers Feſtlandes geworden.

Guichardin gedenkt, in ſeiner Beſchreibung der Niederlande, umſtändlich des blühenden Zuſtandes Antwerpens im Jahr 1560. Armuyden, auf der Inſel Walchern, war der Punkt, wo die für dieſe Stadt beſtimmten Schiffe anlegten, deren oft 500 an einem Tage kamen oder gingen. 10 000 Wagen wurden ununterbrochen zum Transport der daſelbſt

ausgeladenen Waaren gebraucht. Einige hundert Kutschen schafften die Reisenden von dem einen Orte zum andern, und 500 Karossen dienten allein der reichern Klasse.

Es gab damals zu Antwerpen 92 Fischhändler und nur 78 Metzger; dagegen aber 124 Goldschmiede, die zugleich Geldwechsler und Bankiers waren. Die Stadt hatte 13,509 Häuser und über 100,000 Einwohner. Mehrere derselben waren sehr reich, und einer von ihnen, Fugger, hinterließ nicht weniger als sechs Millionen Kronen. Karl V nahm oft seine Zuflucht zu der Börse und zu dem Kredit dieses reichen Kaufmannes, den er „seinen guten Freund" nannte, und der eines Tages, als der Monarch ihn mit seinem Besuch beehrte, auf einem Scheiterhaufen von Zimmetholz alle Schuldverschreibungen desselben verbrannte.

Der Handel dieser Stadt wurde zu Grunde gerichtet, als sie 1585 in die Gewalt der Spanier fiel. Die Kapitulation war für die Bürger ziemlich günstig; aber ihr Haß gegen die Spanier war so groß, daß die reichsten sich in Amsterdam, Middelburg und in anderen Städten niederließen, wo sie die Unabhängigkeit und Sicherheit zu finden hofften, die sie von ihren Siegern nicht erwarten durften.

Um die Wichtigkeit von Antwerpen noch mehr zu vermindern, erbauten die Holländer einige Forts, um die dahin bestimmten Schiffe zurückzuhalten. Sie versenkten selbst mehrere mit Steinen beladene große Fahrzeuge, um die Beschiffung der Schelde zu erschweren. Auf solche Weise wurde der ganze Handel der Niederlande nach Holland versetzt.

Der vortheilhafteste Verkehr für Antwerpen war der mit Portugal, von wo es alle Kolonialwaaren bezog, die sodann von holländischen Kaufleuten zu London, längs dem baltischen Meere, und selbst im Innern Deutschlands verkauft wurden.

Als Philipp sich Portugals bemeistert hatte, bestand eine seiner ersten Maßregeln darin, allen Handel zwischen seinen neugewonnenen Unterthanen und denen der Niederlande, die sich gegen ihn empört, zu verhindern. Aber diese Maßregel war ihm noch viel schädlicher, als jede andere; denn die Holländer begaben sich nun selbst nach Ostindien, um das Vorgebirg der guten Hoffnung (nachdem sie vergeblich eine nordwestliche Durchfahrt, längs den Küsten Kanada's, gesucht), und verschafften sich dort unmittelbar die Waaren, welche sie früher von zweiter Hand gekauft. Die erste holländische Flotte, welche sich 1594 nach Indostan begab, stand unter dem Befehle Hutmanns.

Die Portugiesen, durch einen langen Frieden verweichlicht, den Eingebornen durch ihre Bekehrungssucht, ihren Fanatismus und ihre Treulosigkeit im höchsten Grade verhaßt, stellten der batavischen Armee nur geringen Widerstand entgegen. Die Engländer erschienen beinahe zu gleicher Zeit im östlichen Ozean, und das portugiesische Reich in Indien, von diesen beiden Nationen angegriffen, stürzte noch schneller, als es sich erhoben hatte.

Philipp II ärntete nichts, als die Schande, alle Handelsvortheile der Halbinsel, durch seine unsinnige Politik, gerade Denjenigen zuzuwenden, die er durch

abscheuliche Verfolgungen sich zu unversöhnlichen Frieden gemacht.

Die holländisch-ostindische Gesellschaft wurde 1602 gegründet, und dem nachtheiligen Einflusse derselben ungeachtet, gewann der Handel Indiens bald eine große Ausdehnung. Schiffe, eben sowohl zum Kriege als zum Handel ausgerüstet, durchkreuzten die Meere in allen Richtungen, und brachten die Erzeugnisse aller Länder nach den vereinigten Provinzen.

Amboyna und die Molukken wurden den Portugiesen abgenommen. Die Holländer hatten Faktoreien und kleine Festungen von Bassora, an der Mündung des Tigris, bis nach Japan. Auf mehreren Punkten, vorzüglich zu Zeylon, auf den Küsten von Malabar und Koromandel, waren sie sogar Beherrscher. Batavia, auf der schönen Insel Jawa, die sie größtentheils erobert, war ihres Handels Mittelpunkt in Indien. Die Lage der Stadt war ungesund; aber ihr Hafen war vortrefflich. Sie beherrschte überdem den ganzen östlichen Archipel. 1650 gründeten die Holländer eine Kolonie auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung, dessen Besitz die unvorsichtigen Portugiesen vernachläßigt hatten.

Der holländische Handel gewann eine sehr große Wichtigkeit, besonders zu Ende des sechszehnten und zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts. Der starken Bevölkerung des Landes und der natürlichen Unfruchtbarkeit desselben wegen, war es genöthigt, beinahe all' sein Getreide vom Auslande zu beziehen, besonders von den Gestaden des baltischen Meeres. Auch Bauholz, Eisen, Hanf, Theer, und mehrere

andere Artikel wurden aus der Fremde geholt. Die Holländer hatten demungeachtet immer einen so großen Getreide-Vorrath, daß sie in theuern Zeiten davon an ihre Nachbarn verkaufen konnten. Sir Walter Raleigh sagt, daß eine einjährige Hungersnoth, in irgend einem Theile Europa's, Holland auf sieben Jahre bereicherte.

Die Bank von Amsterdam wurde 1609 gegründet. Der Hauptzweck dieser Anstalt war, den vielfachen Mißbeständen vorzubeugen, welche sich aus dem Umlauf aller möglichen, in dieser großen Stadt aus allen Theilen der Erde eingebrachten Geldsorten ergaben. Die Kaufleute übergaben solch Geld, oder Gold- und Silberstangen der Bank, und erhielten dafür, in den Büchern derselben, einen Kredit von gleichem Werthe. Die gegenseitigen Zahlungen wurden dann nur übergeschrieben. Diese Anstalt stand in hohem Flor bis zur französischen Invasion i. J. 1795.

Die Holländer bildeten 1621 auch eine westindische Kompagnie, welche in dem kurzen Zeitraum von fünfzehn Jahren den größten Theil Brasiliens eroberte, 800 Kriegs- und Handelsschiffe ausrüstete (was eine Ausgabe von 99 Millionen holländischer Gulden verursachte), und den Portugiesen und Spaniern 545 Schiffe abnahm, die ungefähr eben so viel werth sein mochten.

Diese glänzenden Erfolge aber veranlaßten zu gleicher Zeit auch des Unternehmens Verfall. Ueber den See-Triumphen vernachläßigte die Kompagnie, sich den vollständigen Besitz Brasiliens zuzusichern, und selbst die bereits eroberten Provinzen in gehörigen Vertheidigungsstand zu setzen.

Nachdem die Portugiesen 1640 das spanische Joch abgeworfen, trafen sie schnell die nothwendigen Vorkehrungen, um auch ihre Besitzungen in Südamerika wieder zu gewinnen. Prinz Moritz von Nassau, der bisher holländischer Generalkapitän Brasiliens gewesen, wurde 1644 abgerufen, und durch unfähige Nachfolger ersetzt. Die Portugiesen benutzten diesen Umstand und bemächtigten sich Brasiliens, das die Holländer endlich 1654 wieder aufgeben mußten. Dadurch wurde die westindische Gesellschaft zu Grunde gerichtet und 1674 aufgelöset. Eine andere, deren Privilegien lange nicht so ausgedehnt waren, konstituirte sich bald nachher.

Zwischen 1651 und 1672, während den französischen Angriffen, erlangte der Handel Hollands seine größte Ausdehnung. Er umfaßte nicht nur ganz Europa, sondern auch die übrigen Erdtheile. Der Werth aller auf holländischen Schiffen jährlich transportirten Waaren überstieg die Summe von 500 Millionen rheinischer Gulden.

Auffallend genug scheint diese Nation allen übrigen in Hinsicht auf die innere gesellschaftliche Oekonomie vorangeschritten zu sein, wenigstens bestanden bei ihr schon im sechszehnten Jahrhundert Versicherungen der Kaufmannsgüter gegen Unglücksfälle auf dem Meere, während die Lebensversicherungen verboten waren.

In Hinsicht auf die Vertheilung der Handels-Industrie, hatte man es in Holland weiter gebracht, als in irgend einer andern Gegend. Nicht allein Kaufleute, sondern auch ganze Städte, betrieben ausschließlich nur einen Handelszweig. Middelburg hatte

den Weinhandel, Flieſſingen den mit Westindien; Saardam hatte nur Schiffswerften, Sluys nur Häringsfänger.

Sir William Petty (der Vater der Statistik) schätzte 1690 die Tonnenzahl aller Seemächte Europa's auf zwei Millionen, die ihm zufolge also vertheilt war: England 500,000; Frankreich 100,000; Hamburg, Dänemark, Schweden und Danzig 250,000; Spanien, Portugal und Italien 250,000; die sieben vereinten Provinzen 900,000; folglich beinahe eben so viel, als das ganze übrige Europa. England und einige andere Mächte scheinen selbst noch viel zu hoch angeschlagen.

Man kann daraus schlieſsen, daß im siebenzehnten Jahrhundert Holland allein mehr Handel trieb, als die übrigen europäischen Staaten, obgleich es nicht im Stande war, ein einziges seiner eigenen Landes-Produkte auszuführen. Sein Wohlstand war nur ein Resultat der Industrie, der Sparsamkeit, des glücklichen Zusammentreffens günstiger Umstände.

Nach dem durch den Frieden von Aachen beendeten Kriege richtete sich die Aufmerksamkeit der holländischen Regierung vorzüglich auf den Zustand der Handelsmarine, und auf den äussern Handel der Republik. Beide waren seit Anfang des Jahrhunderts in Verfall gerathen, und aller Patrioten eifrigstes Streben zielte darauf hin, ihnen wieder den alten Flor zu verleihen. Um aller nützlichen Ansichten sich zu versichern, stellte der Stathuder Wilhelm IV folgende Fragen auf:

1) Welches war der frühere Zustand des Handels?

2) Ist es wahr, daß er in Verfall gerathen, und welches sind die Mittel, ihn zu heben?

Alle unterrichteten Kaufleute wurden eingeladen, diese Fragen zu beantworten, und da sie das größte Interesse dabei hatten, ermangelte keiner, seine Ansichten und Plane anzudeuten. Die Antworten waren übereinstimmend in den Hauptpunkten, nur verschieden in einigen Nebensachen. Man verfaßte davon eine allgemeine Uebersicht, die noch jetzt als ein wichtiges Aktenstück betrachtet werden kann, indem die meisten der darin enthaltenen Ansichten nicht allein auf Holland, sondern auch auf andere Gegenden anwendbar gemacht werden können.

Zudem sind sie, wie man sich leicht denken kann, nicht auf Hypothesen oder schwankende Theorien begründet, sondern auf reife, praktische Erfahrung, auf positive Thatsachen und persönliche Beobachtungen.

Der erste und allgemeinste Gedanke in diesen Ansichten war: „Beseitigt alle Hindernisse, welche der Freiheit des Handels sich entgegenstellen; macht sie unumschränkt, gewährt ihr alle nur denkbaren Begünstigungen, sie wird Euch hundertfach dafür belohnen.“ Möchte diese große Wahrheit in mehr als einem Lande reiflich beachtet werden.

Man hat zahlreiche Bemerkungen über die Ursachen des Verfalls des holländischen Handels aufgestellt. Es gibt, nach uns, dieser Ursachen nur zwei.

Die natürliche Zunahme des Handels und der Marine der übrigen Nationen.

Die drückenden Abgaben, welche auf Holland lasteten.

Während der Periode des höchsten Flors der Re-

publik waren England, Frankreich und Spanien durch bürgerliche und religiöse Unruhen, oder durch Eroberungsplane beschäftigt, und aus diesen Gründen nicht im Stande, ihre Sorgfalt auf den Handel zu verwenden, oder mit einem so gewerbsamen Volke, wie die Holländer, in Konkurrenz zu treten.

Aber nach der Minderjährigkeit Ludwigs XIV, und nachdem Kromwell in England festen Fuß gefaßt, wurden die innern Gährungen in diesem Lande, wie in Frankreich, beschwichtigt, und beide Länder konnten nun ihre Hilfsmittel und ihren Unternehmungsgeist geltend machen. Die natürliche Tendenz beider Nationen wurde durch ihre Regierungen unterstützt, die schon lange den Reichthum und den Einfluß der vereinten Provinzen beneideten.

Zu diesem Zweck erließ das englische Parlament 1651 die bekannte Schifffahrtsakte, durch welche die Holländer von dem Transporthandel Großbritanniens ausgeschlossen wurden. 1564 erschien der große französische von Colbert bearbeitete Tarif, durch welchen Handel und Marine Frankreichs auf Kosten jener der Republik begünstigt wurden.

Indessen scheinen diese beiden Maßregeln doch nicht ganz den Einfluß ausgeübt zu haben, den man ihnen gewöhnlich zuschreibt. Sie haben höchstens das Resultat beschleunigt, das auch ohne sie Statt gefunden haben würde.

Die Fortschritte der andern Nationen auf des Handels Bahn, mußten nothwendigerweise Holland eine gleiche Masse seiner Vortheile rauben. Fortschritte und Verfall wurden überdem noch durch die drückenden Abgaben im Innern der Republik beschleunigt.

Man muß jedoch bemerken, daß diese Lasten nicht der Regierung zugeschrieben werden konnten, indem die strengste Sparsamkeit bei allen Ausgaben vorherrschend war. Aber die Kosten, welche die Kriege gegen Spanien, Frankreich und England veranlaßten, waren ungeheuer, und es gab kein Mittel, sie zu vermindern. Um sie zu bestreiten, war man genöthigt, eine Abgabe zu legen, zuerst auf das Getreide, sodann auf das Mehl, und endlich auf das Brot, dergestalt, daß derselbe Artikel von drei verschiedenen Steuern betroffen wurde. Es gab auch Abgaben auf das Einkommen, auf Vermächtnisse, auf Felder, Häuser, Luxusartikel u. s. w.

Sir William Temple sagt, daß zu seiner Zeit ein Gericht Fische, auf holländische Weise zubereitet, dreißig verschiedene Abgaben entrichtete. Es war ein Volkssprichwort, daß man jeden Fisch einmal dem Verkäufer und sechsmal dem Schatze bezahle. Die Schwere dieser Abgaben war dem Handel nachtheiliger als alle übrigen Umstände. Also, wie viele Mühe man sich auch geben mochte, ihn wieder zu heben, blieb er doch immer mit einer bald mehr bald minder schweren Lethargie geschlagen.

Ein anderer Umstand, durch welchen der fremde Handel gehoben, und der Hollands herabgedrückt wurde, war, daß die Kapitalisten dieses letztern, die im Innern kaum zwei oder drei Prozent Netto gewinnen konnten, ihr Geld fremden Regierungen liehen.

Es ist unmöglich, genau die Summen zu bestimmen, welche vor der französischen Revolution auf solche Weise ausgeliefert waren, oder welche die verschiedenen europäischen Staaten jetzt noch den Hollän-

dern schuldig sind; aber so viel ist gewiß, daß sie sehr bedeutend waren.

Einer auf ziemlich zuverläßige Angaben begründeten Berechnung zufolge, die wir vor Augen haben, beläuft sich die von holländischen Kapitalisten mehrern Regierungen (der Frankreichs nicht inbegriffen) geliehenen Summen auf 73 Millionen Pfund Sterling (876 Mill. rhein. Gulden).

Nach dem Verfasser des „Reichthums Hollands" betrugen die an Frankreich und England vor 1778 geliehenen Summen 60 Mill. Pfd. Sterl. (720 Mill. rhein. Gld.).

Ausser diesen Darleihen an Regierungen streckten die Holländer auch Privatleuten bedeutende Summen vor, sobald sie ihnen hinlängliche Sicherheit darbieten konnten. Die Rückzahlung des Kapitals setzte den Eigenthümer oft in große Verlegenheit, indem er nicht wußte, wo er sein Geld fernerhin sicher anlegen könne.

Das Monopolsystem, dem der ostindische Handel unterworfen wurde, war auch eine Ursache seines Verfalls. Ohne dies Monopol würde er eine große Ausdehnung und Wichtigkeit in Südasien erlangt haben. Leider waren die Ansichten der Direktoren der Kompagnie eben so beschränkt, als die unserer heutigen Finanzmänner. Sie wollten nicht einen großen Handel mit kleinen Vortheilen, sondern einen kleinen Handel mit großen Vortheilen. Und um dies letzte Resultat zu erzielen, glaubten sie nicht genug Hindernisse dem unumschränkt freien Verkehr entgegenstellen zu können.

Ihre Beschränktheit ging so weit, daß, um den

hohen Preis der Gewürznelken zu erhalten, sie alle Bäume, welche diese erzeugten, ausrotten liessen, ausgenommen zu Amboyna, ihrer Hauptniederlage. Sie schlossen sogar einen Vertrag mit den benachbarten Fürsten, und vermochten sie durch reiche Geschenke, alle Gewürznelkenbäume zu vernichten.

Diese Ausrottung begann 1631; und was beinahe unglaublich ist, der Vertrag besteht immer noch. Jedes Jahr, im Frühjahr, besucht eine holländische Flotte alle Inseln in den Umgebungen der Kolonie, und vernichtet alle Gewürznelkenbäume, welche die wohlthätige Natur im Laufe des Jahres mit unbesiegbarer Kraft erzeugt. Die Eingebornen stellen sich oft mit den Waffen in der Hand diesen Vandalen neuer Art entgegen, und es vergeht nicht ein Jahr, wo dieser unsinnigen und abscheulichen Verheerungen wegen nicht mehrere Menschen das Leben verlieren.

In Folge solcher barbarischen Kombinationen ist das Gewürzland in eine große Meiterei verwandelt, deren rechtmäßige Eigenthümer von einer christlichen Regierung, die sie doch beschützen sollte, ärger als Sklaven, ja ärger als das Vieh behandelt werden. Menschliche Bosheit hat nie eine wahnsinnigere Maßregel erdacht, eine Maßregel, die mit aller Gewerbsamkeit, mit dem öffentlichen Wohl, und selbst mit der Moralität in einem auffallenden Widerspruch stünde, als diese, die einem ziviliſirten Volke zu um so größerer Schande gereicht, da es hartnäckig darin beharrt.

Dasselbe System wird auch in Hinsicht auf die Spezereien befolgt, die ausschließlich aus den Molukken kommen. Ein nothwendiges Resultat dieses

Verfahrens ist, daß ein Handel, der ein ganzes Land beschäftigen und bereichern könnte, jetzt nur mit den Kapitalien von sechs oder sieben Knufleuten betrieben wird, welche dieses Monopol noch ausschließlich besitzen.

Das Kapital der holländisch-ostindischen Kompagnie stieg auf ungefähr 542,000 Pfd. Sterl. (6,504 000 rhein. Guld.), geschieden in überträgliche Aktien, von 3)0,000 jede. Sie gewann ungeheure Vortheile Die jährlichen Dividenden beliefen sich anfänglich auf 35, 1616 auf 75, und 1716 auf 62½ Prozent. Der Werth einer Aktie war 26,000 Gulden, also achtmal ihr ursprünglicher Werth. Die Dividenden sanken wieder allmälig, und 1796 betrugen sie anscheinend 12 Prozent, waren aber in Wirklichkeit noch weit geringer.

Die ostindische Kompagnie kannte keine andere Handelspolitik, als die Konkurrenz unmöglich zu machen, und das Monopol gewisser Artikel sich ausschließlich zuzueignen. So bemächtigte sie sich des Pfeffers, und verkaufte ihn einige Jahre um 100 Proz. theurer, als die Portugiesen. Dieser einzige Artikel gewährte ihr ungeheure Vortheile.

Man hat berechnet, daß wenn die Kompagnie nach weniger beschränkten Ansichten gehandelt, sie ein Kapital von 150 Millionen Gulden hätte anlegen, und folglich bei weitem mehr hätte gewinnen können. Von den 10,000 Schiffen der Republik brauchte die Kompagnie jährlich nur zwischen 10 und 16. Während dem ganzen Zeitraum von 1641 bis 1730, wo der Handel im höchsten Flor stand, erhielt sie nur 1621 Schiffe aus Indien, was im Durchschnitt für jedes Jahr 14 macht.

Man kann nicht begreifen, wie ein Volk, das in Hinsicht auf den Handel so aufgeklärt war, einen so schreienden Mißbrauch dulden konnte, und wie die Generalstaaten nicht bemerkten, wie schädlich das Monopol für das allgemeine Interesse sei. Statt die Kompagnie abzuschaffen, betrachtete man sie im Gegentheil als eine der Hauptstützen der Republik, der sie in der That im Anfang einige direkte Dienste geleistet. Auch erhielt sie sich immer ohne den Beistand des Schatzes. Demungeachtet war ihr Bestehen dem Lande in mehr als einer Hinsicht, besonders aber in der des Monopols, äusserst nachtheilig.

Das Kapital der Kompagnie war nur unter sechs der vorzüglichsten Städte vertheilt. Jede derselben hatte einen aus fünfundsechszig Mitgliedern bestehenden Ausschuß, an dessen Spitze sich ein Direktor befand, der einen sehr beträchtlichen Gehalt bezog. Ein aus den verschiedenen Ausschüssen gewähltes Bureau von siebenzehn Personen hatte die oberste Leitung der Angelegenheiten, und versammelte sich abwechselnd zu Amsterdam und zu Middelburg, während sechs Jahren in dem ersten, und während zwei in dem letzten.

So oft die holländische Verwaltungsbehorde über irgend einen Industrie- oder Handelszweig ihre Bestimmungen aufzustellen für nothwendig erachtete, war dieser Dazwischentritt immer nachtheilig, wie z. B. beim Häringsfang, der nur am 24. Juni, fünf Minuten nach Mitternacht, begonnen werden durfte, wenn selbst der Häringszug schon früher vorüberging. Man verhinderte überdem die Fischer, auf irgend eine Verbesserung bedacht zu sein, indem man ihnen ein System als allgemeine Regel vorschrieb.

Aller dieser Fehler ungeachtet, befolgte die holländische Regierung dennoch eine bei weitem freisinnigere Politik, als irgend eine andere Nation. Die Folge davon war, daß ein von Natur armes, unfruchtbares, den Ueberschwemmungen und vielen andern Unfällen ausgesetztes Land sich sehr stark bevölkerte, und mehr als zwei Millionen Einwohner hatte; daß es mit Erfolg lange und schwere Kriege gegen mächtige Monarchien führte, und daß es, nachdem es ungeheure Summen für seine Dämme und andere öffentliche Werke ausgegeben, dennoch im Stande war, über hundert Millionen Pfund Sterling (1200 Millionen rhein. Gulden) fremden Nationen zu leihen.

Holland erzeugt wenig Getreide, und doch ist es beständig im Ueberfluß damit versehen, so daß es nicht allein für sich genug hat, sondern auch seine Nachbarn damit versorgen kann. Die Natur hat ihm Eisen und Bauholz versagt, und doch findet man nirgends mehr Materialien zum Schiffbau, als eben dort. Es hat keinen Flachs, es zahlt keine Prämien für Wollenerzeugung; demungeachtet hat es große Fabriken, in welchen diese beiden Artikel verarbeitet werden. Obgleich der Wein vom Auslande eingeführt wird, ist sein Verbrauch doch weniger lästigen Verordnungen unterworfen, als in Weinländern. Seine Städte sind immer noch die Märkte der Spezereien und des morgenländischen Kaffees, so wie aller Produkte der Erde. Also überall, wo Freiheit und Industrie vorherrschend sind,

Omnis fert omnia tellus.

Selbst jetzt, des Verfalls seines Handels ungeachtet, ist Holland noch die reichste Gegend in Europa. Sein

gegenwärtiger, ſo wie ſein früherer Zuſtand beweiſen, daß ein freies Regierungsſyſtem, ſo wie die Beſeitigung jeder Beſchränkung, alle Hinderniſſe beſiegen, und wie ein Oekonomiſt geſagt: „Sumpflachen in fette Weiden verwandeln, nackte Felſen mit üppigem Grün bekleiden, und Wüſteneien mit duftenden Blumen ſchmücken können.“ *)

*) Zu den Urſachen des Verfalls des holländiſchen Handels gehört auch die Zunahme der öffentlichen Schuld, die einen fiktiven Kredit ſchuf, aber im Grunde die Hilfsquellen des Landes erſchöpfte. In der alleinigen Provinz Holland war der Zuſtand dieſer drückenden Schuld folgender:

Zinſen.	Holl. Guld.
Zu Anfang der Unruhen, i. J. 1562	78,100.
In der Epoche der Union von Utrecht, i. J. 1579	117,000.
Vor Ludwigs XIV Invaſion, i. J. 1671 .	5,509,519.
Beim Frieden von Nimwegen, i. J. 1678 .	7,107,128.
Beim Frieden von Ryswick, i. J. 1697 .	8,545,309.
Im Jahr 1710	13,475,029.
Beim Frieden von Aachen, i. J. 1750 . .	14,910,874.
Beim Beginn der franzöſiſchen Revolution, im Jahr 1789	14,948,822.
Im Jahre 1791	18,276,015.

Dieſe Zunahme wäre noch ſtärker geweſen ohne die erzwungene Herabſetzung der Zinſen. Die erſte wurde von Johann de Witt vorgenommen, und von fünf auf vier Prozent vermindert. 1795 wurden die Zinſen der Provinz Holland um fünf Millionen Gulden herabgeſetzt, eine Maßregel, die nichts war, als ein verſchleierter Bankerott. Demungeachtet überſtiegen 1804 die Zinſen vierundzwanzig Millionen, und alles Strebens der Regierung ungeachtet, das Defizit durch neue Abgaben zu decken, wurde ein zweiter Bankerott nothwendig. Selbſt in der neueſten Zeit iſt dieſe ungeheure Schuld eine der Urſachen der belgiſchen Revolution geworden, indem, um die Zinſen zu bezahlen, die Niederländer mit ſchweren Abgaben belaſtet waren.

Skizzen aus „Frankreich in den Jahren 1829 und 1830. Von Lady Morgan."

Die Kongregation.

Der Jesuitismus im religiösen Sinne, mit Bezug auf einen Mönchsorden, ist nichts als ein Name in Frankreich. Er ergötzt einige „alte Weiber beiderlei Geschlechts"; er beschäftigt einige junge Personen, die zu den Brüderschaften des heiligen Herzens, oder zu einem der Klöster gehören, welche sich unter Leitung der Schüler Loyola's befinden.

Aber der Jesuitismus, betrachtet als das sinnreichste und gefährlichste System, welches, sowohl in der ältern als neuern Zeit, in der Politik befolgt worden, sucht immer noch festen Fuß zu fassen in der Gesellschaft, mit der ganzen Hartnäckigkeit und Ausdauer, die ihn karakterisiren.

Die Wiedererstehung dieses Systems offenbarte sich auf eine augenscheinliche Weise vor etwa zehn Jahren. Seitdem haben sich zwei Grundsätze die Leitung der öffentlichen Meinung und der Regierung getheilt.

Der eine offen, gesetzmäßig, konstitutionell, ohne Zweifel, wie die ganze Menschheit, nicht von jedem Irrthum frei; aber durch Wortkampf, Preßfreiheit, die Gewohnheit der vertretenden Regierung aufgeklärt.

Der andere betrügerisch, fanatisch, intriguirend, durchaus falsch, und wie Alles, was sich auf Hinterlist stützt, im Finstern sich erfreuend, weil sein Begeben schlecht und verderblich ist.*)

*) Wir haben dieselbe Ansicht im ersten Theil des Jahrgangs 1830 ausgesprochen. M. s. den Aufsatz: „Der Kampf des absoluten und des vernünftigen Systems."

Die erste Partei besteht nur aus der Nation, aus jener Masse, die unter dem alten Regiment mit Füßen getreten wurde, die feudale Knechtschaft gefesselt hielt, die als tiers-état (dritter Stand) verachtet, lächerlich gemacht, beschimpft wurde; jene Masse, welche wahrhaft nützliche Menschen umfaßt, die Gewerbe oder Handel treiben, sich mit der Literatur und den Wissenschaften beschäftigen, und die ehemals in den Territorial-Katalogen unter dem Vieh eingeschrieben waren, welches den Besitzungen der Aristokratie Werth verlieh. Diese Partei wird in Frankreich „konstitutionell" genannt.

Die Gegenpartei, auf die alten Hebel der Jesuitenmaschine gestützt, wie sie unter Ludwig XIV bestand, bemüht sich, Europa in seinen früheren Zustand zurückzustoßen, den Thron zu kompromittiren, den sie unterstützen will, und das Volk, das sie zu unterrichten vorgibt, hinters Licht zu führen; diese Partei wird von der Kongregation geleitet.

Die Kongregation ist eine Art geheime Gesellschaft, welche sich aus den Ueberresten der Ultras von 1815 und 1816 bildete, und die sich nach und nach durch den Heerhaufen des Anhangs der Ministerien, der Präfekten, Maires, Bischöfe, Pfarrer ꝛc. rekrutirte.

Diese beiden an Zahlen-, an politischer und moralischer Stärke so ungleichen Parteien stießen am auffallendsten gegen einander in der Deputirtenkammer.

Die Kongregation, verstärkt durch königliche Gunst, herrschte anfänglich durch eine Mehrheit von dreihundert Ventrus (Magen-Deputirten), oder Affiliés (Zugewandten), die durch Aemter, Würden, Gnadengehalte und den Einfluß Villèle's unterstützt wurden.

Die Nation, die ihrerseits sich nur durch die Unbestechlichkeit der Wähler und die Energie der linken Seite der Kammern unterstützt sah, wurde oft geschlagen, ohne jedoch den Muth zu verlieren. Nach fünf Jahren wurde die Stärke der öffentlichen Meinung vorherrschend, und die Kongregation wich zurück. Villèle fiel nicht unter dem Privatdolch, wie ein Minister zu den Zeiten Richelieus, sondern die öffentliche Stimme erklärte sich gegen ihn, und er kann nicht mehr der Gewalt sich bemächtigen, ohne eine Sturmglocke zu berühren, welche die Nation benachrichtige, daß es Zeit sei, zur Vertheidigung ihrer Rechte sich zu erheben.

Aber wenn Frankreich, auf solche Weise aufgefordert, gezwungen werden könnte, sich zu vertheidigen, wenn die Narrheit, die Schwäche, der Fanatismus der Kongregation den Monarchen auf die Klippe der Staatsstreiche stießen, dann halte er Postpferde bereit, und sende einen Kurier ab, um seine Wohnung zu Hartwell oder zu Gent zu bestellen*); glücklich genug, wenn er nicht, wie Makbeth, gezwungen ist, zu sagen:

„There is no flying hence, nor tarrying here!"
Ich kann von hier nicht flieh'n, und kann nicht bleiben.

Der protestantische Pabst.

Ist es nicht befremdend, daß Jeder die Andern zwingen will, zu denken wie er, und zwar über Gegenstände, die ohne Zweifel zweifelhaft bleiben werden bis an der Zeiten Ende! Befremdender noch

*) Diese Prophezeihung ist vollkommen eingetroffen.

ist der unzubeschwichtigende Wunsch, Sympathie zu erregen, woraus jene Tendenz entsteht, die so viele blutige und wüthende Antipathien erzeugt. Die Menschen wünschen sich Gefährten in ihren religiösen Glaubensmeinungen, wie die Kinder in der Finsterniß begleitet zu sein wünschen, im Gefühl der Gefahr und ihrer Schwäche. Sie bedürfen der Stütze nicht, so lange sie im hellen Lichte der Wissenschaft wandeln.

Unter zwanzigtausend Meinungen über religiöse Gegenstände will man nur eine einzige als wahr anerkennen, während jede der andern nicht minder eifrig ist, sich durch Verfolgung oder wenigstens durch Verschreiung derjenigen festzustellen, deren Karakter, oder Geist, oder Lage, oder Erziehung sie auf eine andere Weise denken lassen....

Frankreich ist nicht das Land des Methodismus; der Volkskarakter macht es für einen dauernden Enthusiasmus nicht geneigt. Nur bei einigen Protestanten hohen Ranges hat er sich mit Hilfe der Doktrinar-Politik und des deutschen Mystizismus eingenistet. Ich habe Benjamin Constant's Buch „über die Religionen" nicht gelesen, aber man hat mir versichert, daß er einem mystischen Methodismus sich zuneige, und gewissermaßen unter die kleinen Propheten der Sekte gestellt werden könne.

Ad vocem religiöse Sekten darf ich nicht den Großpriester einer andern Lehre vergessen, das Haupt der aufgeklärten und freisinnigen Protestanten Frankreichs, den protestantischen Pabst, Marron.

Ich wußte nicht, ob Alter und des Lebens Beschwerden diesen vortrefflichen Mann seit der Zeit, wo ich ihn zum letzten Male bei Miß Williams ge-

sehen, verschont hatten. Ich wartete, daß sein Name zufällig in der Unterhaltung genannt werde, und ich auf solche Weise erfahre, was ich zu wissen wünschte, aber was ich zu fragen besorgte.

Doch wohin flüchtet sich die Tugend, und zwar der größern Sonderbarkeit wegen, im achtzigsten Lebensjahre! — Auf einem Ball in der Bourbonstraße, suchte ich einen Zufluchtsort gegen Hitze und Gewühl in einem hübschen Putzzimmer, wo ich, auf dem Punkte auf den ersten besten Divan mich zu werfen, beinahe einem bejahrten Manne in die Arme gefallen wäre, der in einem Winkel hinter der Thür saß. Es war der protestantische Pabst, wie ich ihn gelassen, wie wenn man ihn unter einer Glasglocke aufbewahrt hätte. Unser gegenseitiges Erkennen war augenblicklich, heiter und herzlich.

„Ich bin absichtlich hiehergekommen, um Sie zu sehen!“ sagte er. „Ich wartete nur, bis der Kreis, der Sie umschloß, sich geöffnet habe würde.“

— Tausend Meilen hätt' ich gemacht, um Sie zu sehen! entgegnete ich. Aber nie hätt' ich gehofft, Eure Unfehlbarkeit in einem Ballsaal zu finden.

„Warum nicht?“ rief er lebhaft. „Sie sehen, ich verletze keineswegs den Anstand; ich tanze nicht.“

— Und könnten Sie tanzen, so hoff' ich, würden Sie mit mir beginnen.

„Das versprech ich Ihnen!“ sagte er.

Für einige Augenblicke vergaßen wir nun die Welt und sprachen über die verschiedenartigsten Dinge. Unter anderm sagte ich zu ihm:

— Ich habe letzthin Ihren Namen in einem kleinen Erinnerungsbuche angeführt, das jetzt zu London

gedruckt wird. Ich habe nämlich gesagt, daß Bonaparte Ihnen den Namen eines Pabsts der Protestanten gegeben. Hoffentlich habe ich mich nicht geirrt.

„Verzeihung, Sie haben sich geirrt," entgegnete er. „Nicht Bonaparte, sondern Pius VII hat mir diesen Titel gegeben. Ich will Ihnen die Veranlassung erzählen. Von jeher von der Sucht besessen, lateinische Verse zu machen, schrieb ich, bei Gelegenheit der Vermählung Napoleons, eine Ode in der Sprache Cicero's, mit der ich ziemlich zufrieden war. Mein Verhältniß zu Sr. Heiligkeit war sehr gut, und da Pius VII selbst ein Stück von Poet war,*) überschickte ich ihm mein Machwerk in einem Briefe, der keinen besonders priesterlichen Anstrich hatte. Nachdem er den einen und die andere gelesen, überreichte er mein Schreiben dem Abbé Testa mit feierlichem Blicke, und mit dem Worten: „Ein wichtiges Aktenstück, Padre! der Brief eines Pabstes an einen andern Pabst." — Testa riß gewaltig die Augen auf, und wußte nicht was das sagen sollte. „Ja, ja, sagte Se. Heiligkeit, eine Epistel des protestantischen Pabsts an den katholischen Pabst."

— Pius VII, rief ich, war ein liebenswürdiger Mann, nicht einmal zu gedenken, daß er auch ein schöner Mann war. Das Eine war wohl des Andern werth.

*) Während seinem Aufenthalt zu Paris, schrieb Pius VII. (dem allgemeinen Gerücht zufolge) zwei an Marron gerichtete Zeilen. Sie lauteten folgendermaßen:

Vertueux protestant! que je souffre à vous voir!
Tirer Marron du feu*) n'est pas en mon pouvoir.

*) Anspielung auf das Sprichwort: tirer les marrons du feu, (die Kastanien aus dem Feuer holen.)

„Er war nichts weniger als bigott,“ sagte der Präsident des reformirten Konsistoriums, „und hatte überdem noch viele liebenswürdige Eigenschaften. Während seiner Gefangenschaft zu Valence erhielt der Oberst M*** den Pabst betreffende sehr strenge Befehle. Er bemühte sich, sie zu mildern, so viel in seiner Macht stand, und ohne seine Pflicht zu verletzen.

„Der Pabst empfand tief dies edle Betragen. Aber aus Besorgniß, seinem Wohlthäter zu schaden, wagte er es nicht, ihm seinen Dank zu bezeugen. Kurz vor seinem Hinscheiden ließ er ihn zu sich rufen, und gab ihm einen prächtigen silbernen Kelch, mit der Bitte, diesen als ein Andenken zu bewahren. Der Oberst dankte auf das Lebhafteste, lehnte jedoch dies kostbare Geschenk ab, mit den Worten: „Wahrscheinlich weiß Eure Heiligkeit nicht, daß sie diesen Kelch einem Ketzer geben will. Ich gehöre zu der Kirche von Genf.“ — Was thut das? entgegnete der Pabst ziemlich lebhaft. Er schloß sodann seine sterbenden Augen, und fügte mit schwacher Stimme hinzu: „Sind wir nicht alle Kinder eines und desselben Vaters?“ —

O, ihr frömmelnden Katholiken und Protestanten, mystische Methodisten und intrigante Jesuiten! warum habt ihr nicht von meinem Pabst diese den römischen Pabst betreffende Anekdote erzählen gehört? Warum habt ihr nicht dies schöne, ehrwürdige Gesicht sich beseelen gesehen, das ein Gefühl aussprach, welches in so vollkommener Uebereinstimmung mit allem den seinigen, mit seinem Glauben, mit seinen Meinungen stand?

Aber Sektirer können nie Christen werden. Man kann Proselyten machen, eine Sekte bekehren, eine andere zur Abschwörung veranlassen, ohne daß deshalb die Bekehrten sich um einen Schritt Demjenigen nähern, dessen Lehre „Liebe“ ist. Ihr Mund predigt nur Ausschliessung, ihr Herz wird nur von Herrschsucht erfüllt. Das ist der eigentliche Umtrieb jeder Sekte, welchen Namen sie immerhin sich beilegen mag ....

Oeffentliche Meinung im Jahr 1829.

Seit 1816 hat ein neues Geschlecht die Weltszene betreten. Andere Gesinnungen, andere Interessen üben jetzt ihren Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten aus. Die 1816 vollendete Revolution hatte die einflußreichen Klassen aufgelöset, und ihre eingewurzeltsten Vorurtheile verletzt. Demüthigungen jeder Art waren der französischen Nation zu Theil geworden. Ihr Gebiet war von fremden Armeen besetzt, und ein mörderischer Feldzug hatte ihren Boden verheert. Die in der Hauptstadt versammelten europäischen Souveräne hatten ihr eine zweimal ausgestoßene Dynastie aufgezwungen. Die Kaiser-Regierung, welche eine geringe Zahl Jahre bereits mit Interessen und Zuneigungen umringt hatte, war gestürzt.

Der ausgewanderte Adel kehrte triumphirend zurück, mit seinen alten, in Frankreich längst vergessenen Vorurtheilen, die er abermals geltend machen wollte. Die öffentliche Meinung erhob sich gegen ihn, und der Wortkampf begann. Hundert verschiedene Bruchstücke von Faktionen, welche die Revolu-

tion erzeugt, Republikaner, Jakobiner, Royalisten, Bonapartisten schwammen auf der Gesellschaft Oberfläche, und bemüheten sich, die Regierung zu lenken in ihrem Sinne, während die Massen, welche instinktartig fühlten, daß ihre höchsten Interessen auf dem Spiele standen, sich zwecklos bewegten, und mit Ungeduld den Schwung der Begebenheiten erwarteten.

Dieser Schwung wurde bald gegeben. Die Bourbonen, obgleich sie ihren Thron dem Prinz-Regenten von England verdankten, und auf eine Million fremder Bayonette sich stützten, waren dennoch zu schwach, um es zu versuchen, den Despotismus Ludwigs XIV in seiner ganzen Integrität wiederherzustellen. Sie begriffen, daß große Zugestehungen nothwendig seien, um Frankreich seine neue Lage erträglich zu machen.

Die Charte wurde von Ludwig XVIII gegeben, und von den Alliirten gutgeheißen. Eine Regierungsform, an welcher das Volk Antheil nahm, wurde, obgleich sie dem Monarchen-Kongresse und der restaurirten Dynastie zuwider war, dennoch für unumgänglich nothwendig erachtet, nicht allein, um Frankreich über seine Umstände zu trösten, und es mit der von Fremden aufgezwungenen regierenden Familie zu versöhnen, sondern vorzüglich um die Geister zu beschäftigen, ohne den Monarchen in zu unmittelbare Berührung mit dem Volke zu bringen ....

Von dem Augenblicke der Zugestehung der Charte an, wurde dem öffentlichen Geiste eine andere Tendenz angewiesen. Die Preßfreiheit, obgleich beschränkt, entwickelte dennoch gesunde politische Doktrinen, und die Debatten der Kammern gaben ihr einen prakti-

schen Werth, der alle Klassen interessirte, sie zu studiren, alle Talente, so wie des Landes ganze Energie erweckte, um das Problem der konstitutionellen Kräfte zu lösen.

Es gibt kein elenderes, kein unmöglicheres System, als das, auf despotische Weise mit Hilfe einer Charte regieren zu wollen. Vielleicht nahm Ludwig XVIII an den Verschwörungen gegen sein eigenes Werk nicht thätigen Antheil; aber es ist erwiesen, daß diese Verschwörungen von jeher bestanden. Er war überdem zu vorsichtig, um sich noch einmal den Gefahren der Rückwirkung und einem möglichen abermaligen Exil auszusetzen.

Aber die Emigrirten hatten solche Skrupel nicht. Die Ereignisse, welche dem Könige seine Krone zurückgegeben, hatten ihnen nur wenige Vortheile zugewendet. Die Restauration hatte ihnen weder ihre konfiszirten Güter zurückgegeben, noch irgend ein Privilegium im Staate zugestanden. Ihre Armuth schien ihnen um so unerträglicher, wenn sie dieselbe mit ihrer Opulenz vor der Revolution verglichen.

Zu diesem Mißvergnügen gesellte sich bei ihnen eine vollkommene Unbekanntschaft mit dem Zeit- und Volksgeiste. Schwach an Zahl, aber voller Vertrauen auf ihren Einfluß und Rang, hielten sie die Einflüsterungen der Eitelkeit für die der Vernunft. Sie glaubten die Mehrzahl zu bilden, weil sie am lautesten sprachen. Sie sahen nur ihre Wünsche und Bedürfnisse, nicht die der Nation. Die Aufklärung, die Widerstandsmittel derselben schienen ihnen nur lächerlich oder verächtlich. In ihren Augen war die Zugestehung der Charte eine Herabwürdigung der königl-

lichen Gewalt, eine Verwerfung aller Regierungs-Grundsätze, und vorzüglich ein Hinderniß zur Wiedererlangung ihrer alten Privilegien.

Mit solchen unverhohlenen Gesinnungen von Seiten der alten Aristokratie, mußte Frankreich die Gefährdung seiner neuen Freiheiten und Rechte befürchten. Es mußte besorgen, daß über lang oder kurz, unter einem schwachen Monarchen, Alles wieder in Rede gestellt werde, worüber die Revolution längst entschieden hatte. Das System der Kasten, der Privilegien, der öffentlichen Staatsberaubung durch unersättliche Höflinge und Priester, bedrohte das Land aufs neue, mit all seinem Unsinn und seinem Elend.

Aber nicht in Frankreich allein, sondern in ganz Europa war das Prinzip der Feudalität in Mißkredit gerathen. Der mehr verbreitete Unterricht hatte überall dem Menschen ein richtiges Gefühl seines persönlichen Werthes gegeben. Handel und Industrie hatten zu gleicher Zeit eine für den Staat nützlichere, durch ihre Gesinnungen volksthümlichere Aristokratie geschaffen, die dem Einflusse der Grundbesitzer das Gleichgewicht halten konnte. Die französische Pairskammer selbst hatte nichts Aristokratisches, als ihren Namen.

Um ihre Unpopularität noch zu vermehren, schlossen Emigration und Hof ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Jesuitismus, dessen eigenthümliche Aufgabe bekanntlich darin besteht, grade denen am meisten zu schaden, die ihm am nützlichsten gewesen.

Ueberdem war das römisch-katholische Etablissement in Frankreich abgenutzt, und mußte, durch einen

letzten Versuch desselben sich als Werkzeug zur Wiedereroberung der absoluten Gewalt zu bedienen, vollkommen in Verfall gerathen. Ein System, das nicht nur alle Irthümer und längstverworfenen Aberglauben durch lächerliche Hilfsmittel, wie Mirakel, Teufelaustreibungen ꝛc., festzustellen sich bemühte, das ausserdem noch den Geldbeutel, die Gewissen und alle erlaubte Vergnügungen angriff, konnte nichts anderes als Verachtung, Furcht und Haß sich zuziehen. Man vermied und verspottete die Priester, und man verabscheute die Ultra-Royalisten.

In ihrem blinden Eifer glaubte diese letzten, daß ihr Wille, „zu hintergehen und zu herrschen", bei dem Volke eine übereinstimmende Neigung finden werde, hintergangen und beherrscht zu sein. Sie glaubten, es sei zu diesem Zwecke hinlänglich, eine Armee gut abgerichteter Missionäre, mit Kreuzen wie Schiffsmaste, Prediger mit Stentorstimmen und einschmeichelnde Intriganten auszusenden, den Präfekten und Maires zu gebieten, mit ihrem Beispiel voranzugehen: um ganz Frankreich zu vermögen, vor diesen Aposteln das Knie zu beugen; wonach man „pour l'amour du ciel" ungescheut alle Mißbräuche des alten Regiments wiederherstellen könne.

Ein solcher Plan konnte wohl in Belgien gelingen, wo eine unförmliche hölzerne Puppe so große Ehrfurcht einflößt, als der Jupiter des Phidias. Aber im neunzehnten Jahrhundert, und in Frankreich, von einem so albernen Verfahren günstigen Erfolg erwarten, — hieß sich selbst einen Strich durch die Rechnung ziehen. In den entfernten Provinzen beugte

man sich murrend unter das Joch des Jesuitismus, und einzelne Szenen bewiesen, daß man es keineswegs geduldig trage, während man zu Paris, in den übrigen großen Städten, und in der Nähe derselben, alle diese Winkelzüge der ultramontanischen und absoluten Gewalt öffentlich verspottete.

Die Einführung der Jesuiten in den niedern und höhern Unterricht, verletzte die Nation noch mehr, und der unaufhörliche Widerspruch zwischen ihren Lehren und den Kenntnissen des Jahrhunderts, gaben bald die Ueberzeugung, daß es um nichts weniger zu thun sei, als um den Umsturz aller bürgerlichen und religiösen Freiheit.

Der in der größten Mehrheit des französischen Volkes vorherrschende Unglaube ist ein unmittelbares Werk der römisch-katholischen Geistlichkeit. Die ausserordentlichen Reichthümer und das in jeder Hinsicht ausschweifende Leben der Prälaten, die Intriguen der Mönche, der schmutzige Geiz, die Abgeschmacktheit der Lehre, die Hartnäckigkeit, mit welcher die einen und die andern die große Masse in Maschinenkultus und in entehrendem Aberglauben festzuhalten sich bemühten, besonders aber die unmenschlichen Prozesse gegen Calas und Labarre, führten das Publikum zum Nachdenken, und liessen es Voltaire und die übrigen philosophischen Schriftsteller nicht allein eifrig, sondern selbst mit Vorliebe lesen.

Die freisinnige oder liberale Partei in Frankreich ist lange durchaus falsch dargestellt worden, als hinstrebend auf eine neue allgemeine Umwälzung, auf die Wiedererzeugung der revolutionären Gewaltthätigkeiten. Aber das Vergangene kehrt in der Politik

nicht wieder, und die Republik Robespierre's ist eben so moralisch unmöglich in Frankreich, als der Despotismus Ludwigs XIV.

Die brutale Unwissenheit, die Wuth der Sansculottes, waren die Resultate einer verdorbenen, oder vielmehr einer durchaus vernachläßigten Volkserziehung. Die Jakobiner entnahmen ihre Unmoralität den stinkenden Verderbungskanälen, welche die Regierung selbst gegraben. —

Die natürliche Neigung der Völker, in ihrem gegenwärtigen Geisteszustande, ist, zu erbauen, und nicht zu zerstören; zu befestigen, zu verstärken, und nicht umzustürzen. Aber sie wollen nicht, daß das bisher erkannte Mangelhafte und Schlechte auch fernerhin unveränderlich beibehalten werde. Das allein verlangen sie.

Die von Ludwig XVIII gegebene Charte bot anfänglich eine Art Kompromiß zwischen den verschiedenen Meinungen dar. Aber man erkannte zugleich, daß was durch absolute Autorität, durch den Willen eines Despoten zugestanden worden, auch durch denselben Willen modifizirt, untergraben, vernichtet werden konnte, und wie Benjamin Constant das sehr richtig bemerkte, „die Widerrufung des Edikts von Nantes konnte in dieser Hinsicht als drohendes Beispiel dienen.“

Kaum war diese Wahrheit ausgesprochen, als die ultra-royalistischen Zeitungen, und die rechte Seite der Kammern sich derselben bemächtigten, und ohne Scheu zur Verletzung der Charte anreizten. Alles Streben der Absolutisten zielte darauf hin, den König zur Auflösung der Deputirten-Kammer zu bewegen,

und durch eine Ordonnanz (insofern er es noch für angemessen halte) ein Wahlgesetz zu bestimmen, durch welches die Ernennung der Deputirten von ihm ausgehe, dergestalt, daß die untere Kammer nichts sei, als eine Art Einregistrirungshof.

Von den ersten Augenblicken des Regiments der Charte, boten die Emigranten Alles auf, sie in ein Werkzeug der Tirannei zu verwandeln, und die Schranken zu beseitigen, welche durch diese den Anmaßungen ihres Ehrgeizes entgegengestellt wurde.

In den Augen einer unduldsamen Geistlichkeit, und eines hochmüthigen, absoluten Adels, ist jede Meinungsfreiheit ein Verbrechen. Zudem hatte Napoleons eifersüchtiger Despotismus den Grundstein zu dem ihrigen gelegt, und sie konnten daraus am besten die Mittel entnehmen, welche ihre Zwecke zu befördern im Stande waren. So war die Preßfreiheit ein immerwährender Gegenstand der Anfeindung einerseits, und der Vertheidigung andererseits.

Die Leitung der Nationalerziehung wurde nicht minder hartnäckig zwischen den Ultras und den Liberalen bestritten. Mit wirklich teuflischer Bosheit, die glücklicherweise für die Menschheit vereint war mit einer eben so großen Unwissenheit als Ungeschicklichkeit, setzte die Emigrantenpartei Himmel und Erde in Bewegung, um den Volksgeist herabzuwürdigen, zu fesseln, weshalb sie die Jugenderziehung Priestern oder Laien anvertraute, deren Lehren nur passive Knechtschaft und empörenden Aberglauben betrafen *).

*) Ein Beispiel, welches leider auch in sogenannten „freien“ und protestantischen oder paritätischen Staaten befolgt worden. Exempla sunt odiosa! . . . .

Die Regierung in den meisten christlichen Gesellschaften hat sich das Vorrecht angemaßt, die Schulen unter ihre unmittelbare Leitung zu stellen, um desto besser unter dem Vorwand einer „zweckmäßigen Unterrichtung“ den Geist der Jugend nach ihrem Gutdünken, und im Interesse ihrer Absichten zuzustutzen.

Es ist leicht erweislich, daß diese Maßregel weder nützlich noch gerecht ist von Seite der Regierung, und daß sie im Gegentheil der Gesellschaft den größten Schaden verursacht. Das Verfahren der Regierung in Frankreich hat das aufs Augenscheinlichste bewiesen, und die offene Wiedereinsetzung der Jesuiten, welche unter dem alten Regiment auf immer vertrieben worden, beurkundet, daß man einen festgestellten Plan befolge, um die Menschheit auf eine recht systematische Weise herabzuwürdigen und zu verderben.

Die französischen Jesuiten, an und für sich selbst, sind als politische Agenten nur durch andere Fanatiker- und Betrüger-Korporationen furchtbar, die in ihrem Namen geleitet werden, oder durch geheime Verpflichtungen mit ihnen verbunden sind. Oeffentliche Beamten, Menschen aller Stände, bilden diese Verbrüderungen, überdecken das ganze Land mit dem Netze der Spionirung, und konstituiren auf solche Weise ein öffentliches Unheil, das nur durch die Weisheit und Festigkeit rechtschaffener Menschen einigermaßen beschränkt werden kann.

Der Jesuitismus, wie er in Frankreich besteht, ist weniger eine religiöse, als eine politische Maschine. Die Mitglieder des Ordens suchen sich in

der That der Gewalt zu bemächtigen, um zur Ausdehnung der römischen Kirche beizutragen. Aber kurzröckige Verbrüderungen betrachten die Religion und sich selbst nur als Werkzeuge zur Erlangung politischer Zwecke. In diesem Betrachte auch hat sich die allgemeine Aufmerksamkeit mit den Jesuiten beschäftigt.

Unter einem so mächtigen, so beschützten System, eröffnete dieser Orden dem Ehrgeize des jungen Frankreichs eine beinahe eben so verführerische Laufbahn, als die der Waffen unter Napoleon. Eine bedeutende Zahl Jünglinge, mit feuriger Einbildungskraft und großer Leidenschaftlichkeit, schwur zu den Fahnen von Mont-Rouge und St. Acheuil, und hätte mit der Zeit höchst gefährlich für die Gesellschaft werden können.

Die Gegen-Revolutionirer, auf ihren leicht errungenen Einfluß sich stützend, schritten unter dem Ministerium Villèle's unaufhaltsam der Vollbringung ihrer ausschweifendsten Pläne zu. Aber da sie, wie immer, über den wirklichen Volksgeist in vollkommener Unwissenheit sich befanden, erlitten sie in demselben Augenblicke, wo sie ihres Sieges sich gewiß glaubten, eine vollkommene Niederlage. Hof, Emigration, Jesuiten, Minister, alle wichen vor der drohenden Opposition. Der Abgrund einer neuen Revolution öffnete sich unter dem Thron, und Villèle wurde in denselben gestürzt, um als unwillkührlicher Curtius ihn zu verschließen.

Die Festigkeit der Deputirten, und des Volkes Energie, bewahrten Frankreich noch einmal vor den Gewaltstreichen der Ultras. Das Ministerium Villèle

wurde auf immer durch den ihm von der Deputirtenkammer ertheilten Namen des „kläglichen“ gebrandmarkt.

Ein anderes, freisinnigeres Kabinet trat an seine Stelle. Die Jesuiten wurden eines Theils ihres direkten Einflusses auf die Volkserziehung beraubt. Die Presse war weniger gelähmt, und neue Gesetze sicherten die Wahlfreiheit. Zu gleicher Zeit gewann auch die Industrie einen großen Schwung. Die Regierung bewegte sich, von ihren frühern Fesseln frei, und übte einen nur wohlthätigen Einfluß aus auf das Land, während die Deputirten sich ausserordentlich gemäßigt zeigten.

In diesem Augenblicke, wo die konstitutionelle Monarchie am tiefsten in den nationalen Gewohnheiten und Neigungen Wurzel gefaßt zu haben schien, wo die politischen Diskussionen dergestalt in Abnahme gekommen, daß man sich in den Sälen beinahe ausschließlich mit der Literatur beschäftigte; in demselben Augenblicke verabschiedete Karl X das Ministerium Martignac, das, obgleich keineswegs liberal, dennoch zu populär für die Tuilerien war, und übertrug seinem Günstling Polignac das Präsidium eines neuen Ministerraths, dessen augenscheinliche Bestimmung war, die aristokratisch-theokratische Gegenrevolution, mit allen ihren Folgerungen, in Ausführung zu bringen.

Diese Handlung war im höchsten Grade unpolitisch. Sie verrieth den Gebrauch, den man künftighin von der Gewalt zu machen gesonnen sei. Sie gab der Nation das Zeichen, auf ihrer Hut zu sein, wofern sie nicht alle ihre durch die Revolution errungenen Rechte und Freiheiten verlieren wolle.

Unter ähnlichen Umständen, und beinahe auf gleiche Weise, veranlaßte das Ministerium von 1814 und 1815 Napoleons Rückkehr von Elba. Die Ultra-Faktion verfolgte 1819 dieselben Gegenstände, von denselben Leidenschaften bewegt, und ihre Angriffe gegen die Freiheit hatten eine ähnliche Niederlage zur Folge. Ein gleiches Schicksal traf Villèle's Verwaltung. Welches kann nun das des Ministeriums Polignac sein? . . . .

Es ist um so weniger ersprießlich, sich in Voraussetzungen über die Resultate dieses Kampfes, den der Hof eben so unklug als verrätherisch gegen die Nation begonnen, einzulassen, als die Frage entschieden sein könnte, bevor der Druck dieser Blätter vollendet ist *).

Aber welches auch des Kampfes Ausgang sei, die künftige Bestimmung Frankreichs ist gesichert, durch das gesunde Urtheil, durch den Patriotismus der Nation, durch die Fortschritte der politischen Kenntnisse, durch die allgemeine Festigkeit und Mäßigung. Jeder Tag vermehrt des Volkes Stärke und schwächt die der Klike, welche für ausschließliche Privilegien und ungesetzlichen Despotismus streitet.

Es ist eine für Europa sehr trostreiche Wahrheit, daß Frankreich immer ein freies Land sein und bleiben wird. Man kann das durch eine unumgängliche Entnehmung der Ursachen und Wirkungen vorausbestimmen.

*) Diese Voraussetzung ist Wort für Wort eingetroffen.

Frohnleichnamsfest 1829.

Die ganze letzte Woche über waren die Straßen von vorbereitenden Prozessionen zum Frohnleichnamsfeste angefüllt. Sie bestanden aus jungen vom Kopf bis zur Ferse weißgekleideten Mädchen, deren Gesicht zur Hälfte durch weiße Schleier verhüllt war. Die Knaben trugen weiße Armschleifen, wie für einen Dorfball.

Die Prozessionen sind immer zahlreicher an Frauen wie an Männern. Jeder Pfarrsprengel hat seine Bande junger Mädchen, welche je zwei und zwei, im heißen Sonnenschein wie bei plötzlichen Regengüssen, unter Anführung eines jungen Priesters die Straßen durchwandern.

Die meisten Mädchen aller Stände, welche auf solche Weise gewissermaßen zur Schau herumgeführt werden, was für sie nur unangenehm und beschwerlich sein kann, erschienen bei der großen Prozession des Frohnleichnamsfestes.

Ich bemerkte unter ihnen Fräulein von B***, die in einer englischen Familie die Erziehung einer Britin von Stande erhält, und deren Mutter in der Welt eine besondere Auszeichnung genießt, weil sie zur Gesellschaft der Tuilerien gehört. Ich machte über diesen Umstand meine Bemerkung gegen Frau von T***, die mit dem gewöhnlichen que voulez-vous? entgegnete: „Sie wünscht zu den Bällen der Herzogin von Berry eingeladen zu werden.“

— Aber was haben die Bälle des Pavillon Marsan mit einer Prozession gemein? rief ich verwundert. Die Antwort war:

„Ich stellte letzthin einer meiner Freundinnen vor (die im Geheimen über die Scheinheiligkeit [cagoterie] des Hofes lacht), daß sie Unrecht habe, ihre Töchter also zur Schau herumführen zu lassen. Ich erhielt dieselbe Antwort, welche ich Ihnen gegeben, mit dem Beifügen, daß die Dauphine der närrischen Berry nicht erlaube, zu ihren Bällen Mädchen einzuladen, die nicht auf das Strengste alle äussern Formen der Religion beobachten.“

— Auf diese Weise, sagte ich, ist ein Beichtzettel die beste Empfehlung zu einer Balleinladung, und der Weg zu den Hoffesten führt durch die Kirche?

„Wie Sie sagen!“ entgegnete lachend Frau von T***.

Es war spät in der Nacht, als wir von einer Abendgesellschaft beim Baron Cuvier, im Jardin-des-Plantes, nach Hause zurückkehrten. Wir fanden in den Umgebungen des Pont-Neuf, auf dem Quai-des-Orfévres ꝛc., eine Menge Arbeiter, die beim Schein der Lampen Triumphbogen und Altäre erbauten, und Bilder der Jungfrau neben Büsten des Königs aufstellten.

Zwischen diesen Vorrüstungen zum Frohnleichnamsfeste, und der Gesellschaft, die wir im Pflanzengarten verlassen, war der Raum mehrerer Jahrhunderte.

Am andern Morgen früh erhielten wir Billete für den Altar der Säulenhalle des Louvre, von wo man am besten die königliche Prozession sehen konnte.

Der ganze Weg vom Gitter der Tuilerien war mit Blumen und Tapeten geschmückt, und zu beiden

Seiten mit Soldaten besetzt. Zuschauer aus allen Ständen drängten sich hinter diesen letzten, die nur solche Personen passiren ließen, welche Billete vorzeigen konnten.

Die Säulenhalle auf der Ostseite des Louvre ist der französischen Baukunst Triumph, und wurde von Perrault mit Erfolg ausgeführt. Die Aussicht von ihrem Altan ist eine der schönsten, welche eine europäische Hauptstadt darbieten mag. Zur Rechten die Seine, die Thürme, Dome und Gebäude verschiedener Epochen und Architekturstyle, endlich der Pont-Neuf und der Pont-des-Arts, beide ihre Zeit karakterisirend; dem Louvre gegenüber, auf der andern Seite des Platzes, die Kirche Saint-Germain-l'Auxerrois, eines der graphischsten Muster gothischer Baukunst, und eines der ausdruckvollsten Denkmale der kirchlichen Macht in Frankreich.

In den ersten Jahrhunderten der Barbarei gegründet, und in ihrer gegenseitigen Form neu aufgeführt, während der Herrschaft der Kirche im Jahr 1423, war ihr Alter in voller Uebereinstimmung mit der Zeremonie, die man in ihr beging. Die Bildsäulen Childeberts und Ultrogothes bewachen noch den Eingang, durch den Karl X und die Herzogin von Angoulême eine Stunde vorher sich in das Innere begeben. Ueber dem Eingang, auf einem mit Tapeten geschmückten Altan, saßen Damen in Hofkleidung. Ein großer Raum vor der Kirche wurde von Soldaten umschlossen, hinter welchen sich das Volk bewegte. Das Ganze hatte den Anstrich eines alten Turniers oder Karussels.

Nachdem der sogenannte Gottesdienst in der Kirche

beendet war, erschien das Gefolge von Hof- und Kirch-Thürhütern, Wacht-Offizieren, Priestern und anderen dramatischen Personen, alle in seltsamer Kleidung. Die Glocke erschallte (wie am Abend der Bluthochzeit), die Fahnen wurden geschwungen, die Kreuze erhöhet; Hymnen und Hosiannas erfüllten die Luft mit langgehaltenen Tönen.

Brüderschaften und andere Vereine entquollen der Kirche in langen Strömen, zu beiden Seiten durch einen Damm von Bayonetten in ihrem Thalwege gehalten. Nach ihnen kamen Mädchen und Knaben, Hofbeamte und Lakeien, sodann die Geistlichkeit mit den Bischöfen. Gleich darauf erschien der Traghimmel, unter dem sich das „heilige Sakrament" befand. Der Baldachin wurde von Personen hohen Standes getragen, die über ihr heuchlerisches Begehen, über ihre Speichelleckerei im Geiste des Tages, nicht im mindesten errötheten.

Unmittelbar hinter dem Traghimmel schritt der König, neben ihm sein Sohn, der Dauphin, von den Großwürdeträgern seines Hauses begleitet, die Herzogin von Angoulême im Hofkleide und mit Diamanten bedeckt. Zwei Damen trugen ihr die Schleppe. Die Herzogin von Berry mit ihren Damen, ebenfalls sehr geschmückt, schloß den Zug der königlichen Familie. Ihrer leichten Schuhe wegen konnte sie nur mit Mühe auf dem schlüpfrigen Steinplaster gehen.

Um diesen Zug noch näher zu sehen, verließ ich die Galerie, und begab mich in den Hof des Louvre. Ich schritt neben dem König einher, nur durch die Soldatenreihe von ihm getrennt. Ermüdung, Langeweile waren in den Zügen aller Mitglieder der königl-

lichen Familie zu leſen, während Gleichgültigkeit oder Spott auf denen der Zuſchauer ſich zeigten.

Die Schauſpieler dieſer Prunkſzene waren ſeit acht Uhr Morgens en évidence. Sie waren mit ihrem zahlreichen Gefolge und einer Menge Neugieriger im Innern der Kirche, mitten in dem Rauche der Kerzen und des Räucherpulvers eingeſperrt geweſen. Jetzt wurden ſie, langſam fortſchreitend, abwechſelnd vom Regen durchnäßt oder von der Juli-Sonne verbrannt.

Wir verließen ſie, als ſie, längs dem Quai zurückkehrend, Frankreich im neunzehnten Jahrhundert dies Muſter ihrer Verſtandeskräfte gaben, während ſie ſich einbildeten, in einem ſolchen Begehen ein unfehlbares Mittel entdeckt zu haben, die Neigung des Volks und den Schutz des Himmels ſich zuzuwenden.

Dieſelbe Zeremonie wird auch in allen übrigen Pfarrſprengeln beobachtet, mit dem Unterſchied, daß die Maires, die Präfekten und die übrigen Autoritäten dort König und Hof erſetzen.

Glänzende Ruhealtäre waren in allen Theilen der Stadt errichtet. Die Straßen, durch welche die Prozeſſionen zogen, waren mit Tapeten geſchmückt und mit Blumen überſtreuet. Der Ruhealtar am Finanzminiſterium, neben unſerm Gaſthofe, war ſehr ſchön. Alle Arkaden der Rivoliſtraße, welche zu dieſem Gebäude gehörten, waren prachtvoll verziert.

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.

Die letzte politische Umgestaltung in Frankreich hat uns die meisten „öffentlichen Menschen“ in diesem Lande, so wie ihre Kombinationen und deren Zweck, im wahren Lichte gezeigt. Viele Personen, die früher eine hohe politische Achtung genossen, haben sie verloren, andere haben sie vermehrt; während der ganze Anhang des Jesuitismus von den Ex-Excellenzen, bis zu den Ex-Stiefelputzern der Ex-Kongregation, vulgo kurzröckiges Institut genannt, mit allgemeiner und wohlverdienter Verachtung geschlagen ist.

Zu diesen Ex-Aktionären der Ex-Camera obscura Ignaz Loyola's und Kompagnie gehörten (nebst beinahe allen ihren Kollegen) auch der Präfekt und der Bischof von Perpignan, im Departement der östlichen Pyrenäen.

Dies Departement, gelegen an einer der Extremitäten Frankreichs, hart an der Grenze Spaniens, enthält mehrere feste Plätze und schien nach den großen Ereignissen im Juli d. J., seiner großen Entfernung von Paris, und der bekannten Gesinnungen seiner weltlichen und geistlichen Administration wegen, ganz geeignet, ein Zufluchtsort der Anarchie und des Bürgerkrieges zu werden.

An der Administration fehlte es nicht (wie man gleich sehen wird), daß es so weit hätte kommen können. Aber die gesunde Vernunft und der patriotische Sinn der Einwohner vereitelten in dieser Hinsicht alle Versuche der geistlichen wie der weltlichen Behörden.

Die verbrecherischen Ordonnanzen vom 25. Juli waren zu Perpignan angekommen, und wurden mit großem Geräusch bekannt gemacht. Der Präfekt, Baron Romain, ließ sie an allen Straßenecken anschlagen, und mit Trompetenschall verkünden. Der Bischof seinerseits gab allen Pfarrern seiner Diözese den Befehl, sie von den Kanzeln herab zu verkünden, und sie als die glücklichsten und erfolgreichsten Verordnungen anzudeuten, welche die königliche Weisheit jemals erlassen.

Die Freunde der Ordnung, der Ruhe, der Gesetzlichkeit schwiegen bestürzt. Die bei weitem größte Mehrheit der Bevölkerung fühlte instinktartig, daß es den schwülstigen Anpreisungen der Ordonnanzen, von Kanzel und Katheder, keinen Glauben beizumessen habe, und daß dahinter wohl eine Maßregel verborgen sei, die den Verlust seiner Freiheiten zur Folge haben könne. Nur die Kongregationisten triumphirten, und schrien Jedermann in die Ohren, daß Karl X erst jetzt wirklich König sei, nachdem er durch einen Staatsstreich die Deputirtenkammer zugleich mit der Charte beseitigt habe.

Indessen verfaßte der Präfekt eine Verbannungsliste, in welcher die freisinnigsten, folglich die angesehensten und reichsten Bewohner des Departements figurirten. Man erfuhr, daß er nur einen Wink von Paris erwarte, um alle Personen, deren Namen sich auf dieser Liste befanden, verhaften, einkerkern und vor ein Prevotalgericht stellen zu lassen. Die Mitglieder des Wahlausschusses sollten vorzüglich die ganze Strenge der Willkühr empfinden.

Damit noch nicht zufrieden, erließ der Bischof ein

Kreisschreiben, durch welches er die Rechtgläubigen aufforderte, sich gegen die Feinde der Religion und des Königs im Innern zu erheben, und keinen derselben zu verschonen, indem des Himmels und der Menschen Geduld erschöpft sei, und man ihnen endlich den Garaus spielen müsse. — Glücklicherweise erregte diese kannibalische Aufforderung nur verächtlichen Unwillen gegen ihren Urheber, ohne thätliche Exzessen zu veranlassen.

Während dem blieb drei Tage lang der Kurier von Paris aus. Eine große Unruhe bemächtigte sich aller Stände und aller Parteien. Man wußte nur durch Briefe aus den Umgebungen von Paris, daß die Bevölkerung dieser Stadt sich gegen die Ordonnanzen aufgelehnt, und daß es zum Blutvergießen gekommen; aber man wußte nicht, wer den Sieg errungen.

Unter solchen Umständen vermehrte die Stellung, welche der Präfekt und der Bischof angenommen, die allgemeine Besorgniß. Sie schienen nur auf ein Zeichen zu warten, um in ihrem Bereich die achtungswerthesten Bürger zu verfolgen, einzukerkern, vielleicht dem Schafott zu überliefern.

Endlich verkündete der Telegraph den Ausgang der Ereignisse in der Hauptstadt, die Flucht Karls X, und des Herzogs von Orleans Ernennung zum General-Lieutenant des Königreichs. Eine Freude, die an Trunkenheit grenzte, ersetzte auf einmal die Niedergeschlagenheit des Volks, und man wünschte sich zu der Neugestaltung der Dinge Glück. An allen öffentlichen Gebäuden verschwand die weiße Fahne, und die dreifarbige erschien an ihrer Stelle.

Bei alledem waren der Präfekt und der Bischof nicht ruhig. Ihr Gewissen klagte sie an, und sie glaubten ihre Sicherheit zu Perpignan gefährdet. In der That bildeten sich starke Volkshaufen vor ihren Wohnungen, und heftige Drohungen wurden gegen sie ausgestoßen. Aber die angesehensten Einwohner wollten nicht, daß der Triumph der gerechten Sache durch irgend einen Exzeß befleckt werde. Sie begaben sich zu dem Präfekten, und boten ihm die Mittel dar, sich schnell und ohne Gefahr zu entfernen. Es verdient als ein interessantes Zeichen der politischen Wiedergeburt Frankreichs bemerkt zu werden, daß gerade die Personen, welche auf der Proscriptionsliste des Präfekten obenan figurirten, seine Flucht begünstigten. In einer Hauptmanns-Uniform verließ er Perpignan um neun Uhr Abends, und eilte ohne zu rasten nach Katalonien, wo er von seinem Freund, dem Grafen d'Espagne, mit offenen Armen empfangen wurde. Gleich und gleich gesellt sich gern!

Auch der Bischof hatte sich entfernt, ohne irgend eine Benachrichtigung abzuwarten, und kehrte erst nach vierzehn Tagen zurück, nachdem er sich überzeugt, daß die „Revolutionäre" sich ganz friedfertig und human benahmen.

Der Bürgerstand hatte beschlossen, weder von dem Gehen noch von dem Kommen des Prälaten die mindeste Notiz zu nehmen. Aber die untern Volksstände stimmten diesem Entschlusse nicht bei. Ein ungeheurer Menschenhaufe versammelte sich um neun Uhr Abends vor dem bischöflichen Palaste. Zuerst wurden die Fenster unter beständigem Pfeifen und Zischen eingeworfen; sodann erhob sich das allgemeine Geschrei: „Nie-

der mit den Jesuiten! nieder mit den Kongregationisten! nieder mit den Feinden Frankreichs und der öffentlichen Ordnung!“ Das Getümmel wurde immer gewaltiger, immer drohender. Weder die Polizei-Kommissäre, noch die Nationalgarde, noch die angesehensten Bürger, welche sich in die Menge mischten, um sie zur Ruhe zu bringen, vermochten sie zu zerstreuen. Erst nach zehn Uhr legte sich der größte Unwille, und die Nacht ging ruhig vorüber.

Aber es war nur ein Waffenstillstand. Das Volk wollte den Bischof um jeden Preis zwingen, die Stadt zu verlassen. Der Zusammenlauf war noch viel stärker, noch viel lärmender und drohender als Tags zuvor. Man konnte voraussehen, daß es zu Exzessen kommen werde.

Um diese zu verhindern, begab sich der Kommandant der Nationalgarde, Major Sicart, zu dem Prälaten, und benachrichtigte ihn, daß man seine Entfernung für seine eigene Sicherheit am gerathensten halte, und daß die Nationalgarde seine Abreise schützen werde. Der Bischof, der beinahe sprachlos war vor Angst, entschloß sich auf der Stelle, die Stadt zu verlassen. Er reisete um fünf Uhr Abends ab, und die Ruhe war nun, wie durch einen Zauberschlag, wiederhergestellt.

Man erfuhr bald nachher, daß der Bischof gesonnen sei, eine Klage in alter Form gegen die Einwohner von Perpignan einzureichen, die ihn, seines Erachtens, „seiner Funktionen und der damit verbundenen Pflichten wegen, beleidigt.“ — Besser belehrt, hat er jedoch geschwiegen, und Frankreich einen neuen Skandal erspart.

Ein Sachse, Namens Nordheim, hatte 1823 das französische Bürgerrecht erworben, und zu Lyon eine Spezial-Handelsschule gegründet, in welcher zugleich die meisten europäischen Sprachen gelehrt wurden. Diese Anstalt hatte vielen Erfolg und mehrere Handelshäuser Lyons verdankten ihm sehr geschickte Commis.

Der Jesuitismus, dem alle intellektuellen und moralischen Fortschritte ein Gräuel sind, hatte Nordheims Handelsschule längst exkommunizirt, und lauerte nur auf eine Gelegenheit, sie gänzlich zu unterdrücken. Endlich, im April d. J., behauptete der Rektor der Akademie zu Lyon, Abbé Mazure, ein bekannter sehr eifriger Jesuit, daß Nordheims Institut die sogenannte Universitäts-Entschädigung zu bezahlen habe, und daß es, im Weigerungsfalle, geschlossen werden solle.

Nordheim kam ein bei dem Minister des öffentlichen Unterrichts. Dieser entschied, daß er die Entschädigung zu zahlen habe. Zu gleicher Zeit erhielt aber der Rektor von demselben Minister den Befehl, Nordheims Schule zu schliessen, selbst wenn er die bestimmte Entschädigung zahlen wolle, sobald er katholische Schüler aufnehme, indem er Protestant sei. Ungeachtet nun Nordheim bezahlte, und sich den über seine Anstalt verhängten tirannischen Verfügungen unterzog, wurden ihm doch unaufhörlich neue Schikanen erweckt, so daß er auf dem Punkte war, vollkommen zu Grunde gerichtet zu werden.

Man sieht, welches, im Größten wie im Kleinsten, das Streben dieser Menschen war, die Frankreich in die Nacht der Unwissenheit, des Aberglaubens und der Barbarei zurückzustürzen sich bemüheten. — Unter

der neuen Regierung ist Nordheim autorisirt worden, seine Handelsschule ohne irgend eine Beschränkung zu halten, und ohne die sogenannte Entschädigung zu zahlen.

Den 11. April, am Ostertage, feierte der Pfarrer von Blansac, im Charente-Departement, die Messe. Die Kirche war gedrängt voll. Einige Jünglinge bildeten eine Gruppe. Ein Hut lag auf dem Stuhle neben ihnen. Der Küster Toussaint-Foucher (der zugleich Steuer-Einnehmer war) forderte fünf Zentimen für den Stuhl, auf welchem der Hut lag. Man weigerte sich, seinem Verlangen zu entsprechen. Sogleich bemächtigte er sich des Huts. Der Eigenthümer forderte ihn zurück, und statt an diesen sich zu wenden, verlangte der Küster von einem gewissen Detoc, ihn zu bezahlen.

Nach einigen Hin- und Herreden ergriff der Erste den Letzten am Kragen, rief ihm zu, daß er ihm zeigen wolle, was ein Küster sei, versetzte ihm mehrere Stöße gegen die Brust, und warf ihn endlich zum Tempel hinaus. So im Kleinsten wie im Größten beurkundete sich, vor der letzten Neugestaltung Frankreichs, die Sucht der römischen Klerisei und ihrer Lakeien, über das Volk zu gebieten, und es, im Widersetzungsfalle, selbst persönlich zu mißhandeln.

Detoc, von seinen Freunden aufgefordert, reichte am andern Tage seine Klage gegen den Küster bei dem königlichen Prokurator zu Angoulême ein. Der Prozeß wurde den 11. Mai verhandelt. Zwölf Zeugen beschuldigten den Küster; viere, nämlich des Pfarrers Köchin, die eines andern Mitgliedes der Kirche, ein Miethsmann des Verklagten und einer seiner persön-

lichen Schuldner, bemühten sich im Gegentheil, den Kläger zu inkulpiren.

Das Gericht von Angoulême entschied, zur großen Freude aller Frömmler, „daß, wenn man auch dem Küster einiges Unrecht zuschreiben könne, er dennoch nur in Ausübung der kirchlichen Polizei gegen Detoc verfahren, weshalb die Klage dieses Letztern unstatthaft sei, und er die Hälfte der Kosten zu bezahlen habe.“

Detoc appellirte an den königlichen Gerichtshof zu Bordeaux, der sich am 26. August mit dieser Sache beschäftigte. Die äussern Angelegenheiten hatten eine andere Gestalt gewonnen, und man bemerkte ihre Rückwirkung selbst in der Entscheidung des Gerichts.

Dieses erklärte, „daß, wenn dem Küster auch die Polizei in der Kirche zustehe, er dennoch keineswegs berechtigt sei, Hand an Jemand zu legen und ihn zu mißhandeln; daß es erwiesen sei, wie er Detoc am Kragen ergriffen, ihm mehrere Stöße gegen die Brust versetzt, und endlich zur Kirche hinausgeworfen; daß also alles Unrecht sich auf seiner Seite befinde, weshalb der Ausspruch des Gerichts von Angoulême zu kassiren, und der Küster zu sechszig Franken Schadenersatz gegen den Mißhandelten zu verurtheilen sei.“

Man erfährt jetzt nach und nach, daß die Ereignisse der letzten Revolution an einigen Orten mehr oder weniger ernsthafte Szenen veranlaßt haben, die auf das Klarste beweisen, wie überall in ganz Frankreich das Volk von demselben Geiste beseelt war, und wie man dem Himmel nicht genug danken kann, daß die politische Frage zu Paris so schnell und befriedi-

gend entschieden worden, weil ausserdem auf mehr als einem Punkte Ströme Bluts geflossen sein würden.

Es war am 7. August, als die Einwohner von Ustou, in der Nähe von St. Girons, im Arriège-Departement, verlangten, daß die dreifarbige Fahne aufgesteckt werde, die bereits seit zwei Tagen in der benachbarten Stadt wehete.

Der Maire, Hr. de Pointis, ehemaliger Herr des Orts, mit dem er einen dreihundertjährigen Prozeß führte, und der bald wieder den Vollgenuß seiner Macht zu erlangen gehofft, weigerte sich, ihrem Verlangen zu entsprechen. Dadurch entstand eine große Gährung in der Gemeinde; doch wurde die Ruhe bis zum 14. nicht gestört, wo der Adjunkt des Maire den Vorstellungen des Munizipalraths nachgab, und die dreifarbige Fahne auf der Mairie aufpflanzen ließ. Gleich nachher versammelte sich die Gemeinde. Man beschloß, eine Deputation an den Maire zu schicken, und ihn einzuladen, seine Demission zu nehmen.

Bis dahin blieb Alles in der Ordnung. Der Friede würde nicht gestört worden sein, hätte der Maire seine Lage, so wie die Verschürzung der Begebenheiten begriffen, und den Bitten der Deputation entsprochen. Statt dem entgegnete er, daß er Maire sei, und es so lange bleiben wolle, bis die Regierung einen andern ernannt habe. Er fügte hinzu, daß er sich auf seinem Posten zu behaupten wissen werde. Diese Antwort, vorzüglich die letzte Phrase derselben, war ganz geeignet, die Erbitterung der Gemeinde zu vermehren. Sie kam zum Ausbruch, als man am andern Tage, nach Beendigung der Messe, vor dem Gemeindehause sieben Gendarmen, die Mauthbrigade von Seix und

die von Uſton, alle vollſtändig bewaffnet, erblickte, und erfuhr, daß ſie auf des Maire Befehl ſich eingefunden hatten.

Die Einwohner, in der Vorausſetzung, daß dieſer mit Hilfe der bewaffneten Macht eine Art Gegenrevolution bewerkſtelligen, und abermals die weiße Fahne aufpflanzen wolle, waren nicht mehr Meiſter ihrer Wuth. Sie begaben ſich in Maſſe nach de Pointis Schloſſe, und verlangten den Maire zu ſprechen; da aber Niemand antwortete, ſprengten ſie die große Eiſenthür, drangen in das Innere des Gebäudes, und in weniger als zwei Stunden war Alles zerſchlagen und verheert. Das ganze Schloß glich einer Ruine.

Um Mitternacht ging eine zum Schloſſe gehörige Scheune in Flammen auf, und alles Beſtreben des Adjunkten Siregand, ſie zu retten, war vergeblich. Am nächſten Morgen war Alles wieder zur Ruhe und Ordnung zurückgekehrt.

De Pointis verklagte die Gemeinde, dieſer Zerſtörung wegen, und verlangte Entſchädigung. Seinem Anſchlage zufolge belief ſich der ihm verurſachte Schaden auf die Summe von 30,000 Franken. Die Sache wurde am 25. Auguſt vor dem Gericht zu St. Giſors verhandelt. Die Gemeinde wurde verurtheilt, an ihren geweſenen Maire für den an ſeinem Eigenthum ihm zugefügten Schaden 24,000 Franken zu bezahlen, und auſſerdem noch eine Strafe von 12,000 Franken zu entrichten.

Aehnliche Unruhen haben ſich auch zu Amiens und an mehrern andern Orten in den verſchiedenen Theilen Frankreichs ereignet. Die Urſache derſelben war überall ein grenzenloſer, beinahe wüthender Haß gegen

die Jesuiten und ihre Anhänger, denen das Volk nicht mit Unrecht die Leiden der letzten Jahre und die moralische und politische Herabwürdigung Frankreichs zuschrieb.

Die untere Klasse der Bevölkerung Amiens rottirte sich in der Nacht vom 31. August zum 1. September zusammen, um, dem allgemeinen Geschrei zufolge, allen lang- und kurzröckigen Jesuiten den Garaus zu spielen. Schon einige Wochen früher hatten dieselben Volkshaufen sich arger Exzessen gegen das nahegelegene Jesuitennest St. Acheuil schuldig gemacht. Um ähnlichen Unfug zu verhindern, wurde sogleich die bewaffnete Macht aufgeboten; mehrere der Rädelsführer wurden verhaftet, und erschienen zwölf Stunden nachher vor Gericht. Vier derselben wurden zu neunmonatlicher Haft verurtheilt, und fünf andere freigesprochen.

Die neue Eidesleistung der verschiedenen königlichen Gerichtshöfe, überhaupt der Magistratspersonen, welche sich als eifrige Anhänger des absoluten Systems gezeigt, das vor einigen Monaten noch auf Frankreich lastete, hat Veranlassung zu mehrern sehr beklagenswerthen Szenen gegeben. Es ist traurig im höchsten Grade, wenn diejenigen, welche die legislative Wahrheit erhalten und verwalten sollen, durch ihr Betragen eine Zielscheibe des öffentlichen Hohnes werden. Ein solcher Zustand der Dinge ist die eigentliche Basis der Anarchie. Denn wenn die Organe der Gerechtigkeit nicht mehr Ehrfurcht einflößen, steht die Ruhe der Staaten auf dem Spiel. Dieser Umstand wird

früher oder später eine Neubildung der Gerichtshöfe in Frankreich unumgänglich nothwendig machen.

Der Unwille der höhern und der Mittelstände gegen pflichtvergessene Richter, die, wie zu Aix (in Provence), Karl X Glück gewünscht zur Erlassung seiner Ordonnanzen vom 25. Juli, die ihn aufgefordert, nun mit Strenge zu verfahren, und auf die Unterstützung der Gerichte zu zählen, oder die, wie zu Poitiers, ihn eingeladen, der Omnipotenz seiner Rechte sich zu bedienen, und den Liberalismus auf immer zum Schweigen zu bringen; und die nun mit dreister Stirn erschienen, um dem neuen König der Franzosen und der modifizirten Charte Treue und Gehorsam zu schwören, wurde an mehr als einem Orte laut.

Zu Aix, zu Poitiers, zu Metz, zu Rouen, zu Toulouse, zu Caen, zu Angers, zu Toulon, und in vielen andern Städten, wurde der neue Schwur solcher Richter entweder mit Gemurmel oder mit Gezisch vom Publikum aufgenommen. An mehrern Orten nannten tausend Stimmen sie Heuchler, kurzröckige Jesuiten, Verräther, Meineidige u. s. w. Man drang in sie, nicht zu schwören, ihre Entlassung zu nehmen, sich zurückzuziehen, die Gerichtssäle nicht durch ihre Gegenwart zu verunreinigen.....

Verhältnißmäßig wenige Präsidenten, Vizepräsidenten und Räthe beachteten die Stimme des öffentlichen Urtheils, und zogen sich zurück. Die größere Zahl, mit der ganzen Unverschämtheit, die den Jesuiten und ihren Schuhputzern in einem hohen Grade eigen ist, boten dem Sturm des allgemeinen Unwillens Trotz, und leisteten den neuen Schwur (versteht

sich, in Begleitung eines innern Gegenschwurs à la Loyola) mit einer Keckheit, die Epoche machen wird in den Annalen der Gerechtigkeitspflege. Die öffentliche Schamlosigkeit wurde nie und in keinem Lande weiter getrieben.

Betrügerei, mit Hilfe religiöser Vorspiegelungen, Sittenverderbung, unter dem Schleier des Mystizismus, Herabwürdigung der Nation durch pfäffische Gleisnerei, durch Unduldsamkeit, Frömmelei, Fanatismus und Mönchsthums: das war die Hauptaufgabe der jesuitischen Verwaltung in Frankreich. Daß unter solcher Aegide Schlechtigkeiten jeder Art wie Unkraut wuchern mußten, ergibt sich leicht. Auch fehlte es darin in keiner Hinsicht, in keinem Theile des Landes. Nachstehender Rechtshandel stellt ein Beispiel in Rede, von den Tausenden, welche nicht zur öffentlichen Kunde gelangt, oder die wenigstens nicht vor Gericht verhandelt worden sind.

Die Frauen Vasnier (40 Jahre alt) und Accard (62 Jahre alt) gaben sich nicht geradezu für Eigenthümerinnen der schwarzen und weißen Magie aus, sondern, dem Zeitgeiste getreu, „für fromme Personen“, als welche sie in genauer Verbindung mit einem beinahe übernatürlichen Wesen zu stehen behaupteten, welches sie den Beau Monsieur (den schönen Herrn) nannten, der von noch höhern oder himmlischen Wesen seine Inspirationen erhalte, und sie ihnen sodann gegen gleich baare Bezahlung mittheile.

Man hat, aller Nachforschung ungeachtet, nicht genau erfahren können, wer eigentlich dieser Beau Monsieur gewesen. Einige Zeugen, die ihn von fern

gesehen zu haben behaupten, bezeichnen ihn als einen jungen Geistlichen, als einen Jesuiten. Da sie jedoch nicht in direkter Berührung mit ihm gestanden, hat man ihre Aussagen unbeachtet gelassen.

Die beiden frommen Frauen schrieben diesem geheimnißvollen Wesen übernatürliche und unbegrenzte Kräfte zu, durch welche er den Menschen nützlich oder schädlich sein könne. Ihrer Behauptung nach erstreckte sich sein Einfluß nicht allein über die physischen Uebel, er konnte auch das Unglück abwenden, das Individuen, oder Familien, oder ganze Gemeinden bedrohte; er konnte die Jugend heilen von allen ihren Mängeln, Fehlern und Gebrechen, wie z. B. sie verhindern, die Wirths- und Kaffeehäuser zu besuchen, Billard oder Karten zu spielen, Kegel zu schieben, oder zu tanzen, zu schmauchen und zu zechen, den jungen Mädchen den Hof zu machen, und des Abends mit ihnen spazieren zu gehen u. s. w.; wogegen er ihnen Lust und Liebe zu frommen Uebungen, zur Abbetung des Rosenkranzes, zum Fasten, zu Kasteiungen, zur Beiwohnung der Messe, der Vesper, der Litaneien und anderer frommen Kyriellen einflößte.

Er hatte nächstdem auch die Macht, arme Seelen gegen gleich baare Bezahlung aus dem Fegfeuer zu erlösen, Himmelspässe auszustellen, und dem freigebigen Gläubigen alle Freuden des Paradieses zu versichern, wozu man sich auf dieselbe Weise assekurirte, wie gegen Hagelschaden, oder wie gegen Feuersgefahr. Der Profit des Versicherers war um so bedeutender, da an keine Rückzahlung zu denken war.

Mit einem Worte, die Wissenschaft dieses Ignazischen Tausendkünstlers erstreckte sich über Alles. Die

beiden Alberte und ihre Geheimnisse, Nostradamus mit seiner Magie, Faust mit seinem Höllenzwang, Souci mit seinem Aderlaßmännlein, Matthias Laensberg mit seiner Prophetengabe, waren neben ihm nur winzige Gaukler, die sich ihm auf keinen Fall gleichstellen konnten.

Der Beau Monsieur wäre ein wirkliches Muster von Uebernatürlichkeit gewesen, hätte er sich weniger eigennützig, weniger habgierig gezeigt, und hätte er seine prophetische Assa fœtida, oder seinen moralischen Merkur billiger losgeschlagen. Die Debatten haben den merkwürdigen Tarif dieses Wunderthäters à la Hohenlohe (lächerlichen und verachtungswerthen Andenkens) produzirt, aus welchem wir unsern Lesern nur einige Paragraphen mittheilen wollen, wonach sie sich von dem Ganzen einen erbaulichen Begriff machen können.

§. 7. Um eines nahen Verwandten, oder eines Freundes Seele aus dem Fegfeuer zu erlösen, 700 Fr.

§. 21. Item, um einen jungen Knaben gegen ansteckende Krankheiten, oder andere Unannehmlichkeiten zu bewahren, 600 Fr.

§. 25. Item, um ein junges Mägdlein vor der Wassersucht oder anderweitigem Anschwellen des Leibes zu behüten, 800 Fr.

§. 38. Item, um des Teufels Versuchungen abzuwenden und ein frommes Leben zu führen, 300 Fr.

§. 42. Item, um jewelche Krankheit radikal zu heilen, mit Ausnahme der unter den §§. 21 und 25 gedachten, 400 Fr.

§. 43. Item, um allerlei Unheil abzuwenden, von

welchem ein Individuum, eine Familie oder eine ganze Gemeinde bedroht sein könnte, 200 bis 600 Fr.

§. 46. Um ein Unwetter abzuwenden, 100 Fr.

§. 47. Item, um Hagelschlag abzuwenden, 100 Fr.

§. 48. Item, um Heuschrecken und anderes Ungeziefer abzuwenden *) 100 Fr.

§. 56. Item, um einen Besessenen zu erledigen, 400 Fr.

Eine einfältige Frau hat sich auf diese Weise um 1900 Franken betrügen lassen, ohne, wie man sich leicht denken kann, davon den mindesten Vortheil zu ziehen. Andere haben in Folge ihrer Beschränktheit mehrere hundert Franken durch diese Vorspiegelungen verloren. Ein Individuum hat von 2000 Franken, welche es den Vermittlerinnen des Beau Monsieur gegeben, 1200 Fr. auf die Drohung zurück erhalten, daß es eine Klage einreichen wolle. Die bei weitem größere Zahl der Hintergangenen ist unbekannt geblieben, indem sie sich nicht noch obendrein dem öffentlichen Gelächter preis geben wollten.

Die Angeklagten begnügten sich, den größten Theil dieser Thatsachen zu läugnen. In Betreff auf mehrere andere behaupteten sie, daß das Geld ihnen von den klagenden Personen geliehen worden, nicht aber, daß sie dieselben darum betrügen wollten.

Dieser merkwürdige Prozeß ist am 19. September vor dem Zuchtpolizei-Gericht zu Caen verhandelt worden. Die Frau Vasnier wurde zu einjähriger, und die Frau Accard zu anderthalbjähriger Einsperrung, so wie beide zu Bezahlung aller Kosten verurtheilt.

*) Item, um geistliche Betrüger abzuwenden.... wie viel? —

Das Volk, welches sich in Masse eingefunden hatte, begleitete sie vom Gerichtssaale zum Gefängnisse mit Gezisch, Gelächter und untermischten energischen Verwünschungen gegen die Jesuiten und die Regierung Karls X.

Beschliessen wir mit einer Mord- und Brandstiftungsgeschichte. Baptist Ludwig Hiard, 22 Jahre alt, stand seit nicht ganz einem Jahr in Dienst bei dem Landmann Jullien zu Grainville-sur-Ry. Man hatte bis dahin nicht Ursache gehabt, sich über ihn zu beschweren, als am 5. Juni d. J. ein gräßliches Ereigniß bewies, wessen er fähig sei. Leider zu spät erfuhr man, daß sein Vater auf Lebenszeit zur Galeerenstrafe verurtheilt worden, und daß er in seiner Familie, von Jugend auf, nur verderbliche Beispiele vor Augen gehabt hatte.

Am 5. Juni, um 6 Uhr Morgens, hatte sich Jullien entfernt, um den ganzen Tag abwesend zu bleiben. Gegen 10 Uhr begab sich seine Frau auf den Markt zu Ry, und Hiard blieb mit ihrer zwölfjährigen Tochter und dem zehnjährigen Viehhüter Locu allein. Er aß zu Mittag mit den beiden Kindern, suchte sie mit Aepfelwein betrunken zu machen, was ihm jedoch nur bei dem Knaben gelang, während das Mädchen, obgleich erhitzt, dennoch ihrer Sinne Meister blieb.

Das Kind lag auf dem Bette, als es Hiard durch das Fenster in die Kammer steigen sah. Er begab sich in das Wohnzimmer der Aeltern, kehrte daraus zurück, erschien abermals, und bemühte sich, einen Schrank zu erbrechen. Josephine Jullien beobachtete

das Alles, während Hiard sie in tiefen Schlaf versenkt glaubte. Als er wieder in ihre Kammer trat, sagte sie: „Ich habe recht wohl gehört, daß Ihr der Mutter Schrank erbrochen. Ihr könnt darauf rechnen, daß ich es ihr sagen werde.“

Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als der Knecht auf sie zueilte, sie mit der einen Hand am Kopf ergriff, und mit der andern ihr sein Taschenmesser in den Hals stieß. Sodann band er sein Schnupftuch um die Wunde, und legte sie auf das Gesicht. Gleich nachher steckte er das Haus in Brand, um auf solche Weise jede Spur seines Verbrechens zu verwischen. Er hoffte, daß das Kind von den Flammen verzehrt, oder wenigstens ganz verunstaltet werden dürfte, so daß man nicht zu erkennen im Stande sei, daß es ermordet worden. Er hatte zu diesem Zweck sogar brennendes Stroh unter das Bett gelegt, aber es war schnell verbrannt, ohne zu zünden. Doch entdeckte man die Ueberreste desselben.

Gleich nach dem Ausbruch des Feuers hatte sich Hiard nach Ry begeben, ohne sich im Mindesten um die Rettung des Eigenthums seiner Herrschaft zu bekümmern. Er schrie der Frau Jullien zu: „Ach, lieber Gott! bei Euch zu Hause ist Alles verloren, Alles verbrannt.“ Die besorgte Mutter forschte zuerst nach ihrem Kinde. Hiard entgegnete: er wisse nicht, was aus demselben geworden sei.

Indessen hatte man das Feuer gelöscht, das keinen großen Schaden angerichtet. Die Nachbarn suchten das Mädchen, und fanden es endlich ausgestreckt auf ihrem Bette. Man trug es hinaus, und bemerkte nun erst, daß es mit Blut bedeckt war. Man sah die

tiefe, große Wunde am Halse, und konnte nicht mehr zweifeln, daß es ermordet worden.

Nach einiger Zeit kam die arme Josephine wieder zur Besinnung. Ihre Mutter fragte sie, wer sie so grausam behandelt habe? Mit vieler Anstrengung betonte sie den Namen Louis. „Welcher Louis?“ fragte die Mutter. — Unser Knecht, entgegnete sie.

Dieser wurde sogleich ergriffen, gebunden, und einem herbeigeeilten Gendarmen überliefert.

Das Kind wurde wieder hergestellt, und erschien als Zeuge vor Gericht. Hiard widersprach allen Aussagen desselben, wie sehr auch Alles, mit Einschluß seines blutigen Taschenmessers und seines Schnupftuches, gegen ihn zeugen mochte. Er veränderte endlich sein Vertheidigungssystem, und behauptete, daß er Josephinen sein Messer geliehen, daß sie wahrscheinlich in der Betrunkenheit sich damit verwundet, und daß sie sodann das Stroh angezündet habe, wodurch die Feuersbrunst entstanden sei. Sein Schnupftuch behauptete er der Frau Jullien einige Tage vorher zum Waschen gegeben zu haben, und das Kind hätte sich, ihm zufolge, desselben bedient, um seine Wunde zu verbinden.

Die Unwahrscheinlichkeit dieser Fabel war so auffallend, daß sie die Geschwornen nicht einen Augenblick irre leiten konnte. Er wurde einstimmig eines Mordversuchs und der Brandstiftung schuldig erklärt, und demnach zum Tode verurtheilt.

Allgemeine Uebersicht der öffentlichen Gerechtigkeitsverwaltung in Frankreich, im Laufe des Jahrs 1828.

Nach offiziellen Aktenstücken.

Von den Kriminalgerichten (Assisen) sind 6396 Rechtshändel entschieden worden, wovon 675 Kontumazfälle. Die Zahl der Angeklagten betrug 7396, wovon 776 kontumaz.

Verglichen mit 1827 bietet das Jahr 1828 434 Anklagen und 467 Angeklagte mehr dar. Diese Vermehrung betrifft allein Verbrechen gegen das Eigenthum, während man in denen gegen Personen 18 Anklagen und 67 Angeklagte weniger zählt, als das Jahr vorher. Das Verhältniß der Verbrechen gegen Personen, das 1825 wie 29 zu 100, 1826 und 1827 wie 28 zu 100 war, belief sich 1828 nur wie 25 zu 100.

Das Verhältniß der Angeklagten gegen die Gesammtbevölkerung, das 1827 von 1 auf 4593 Seelen war, ist 1828 nur 1 auf 4307.

Das Departement der Creuse bietet fortwährend die wenigsten Verbrechen dar. Man findet dort 1828 nur 1 Angeklagten auf 11,497 Einwohner. Das der Charente hat 1 auf 8841, das der Unter-Seine 1 auf 2220, das von Korsika 1 auf 2127, und das der Seine (Paris) 1 auf 1167.

Bei 100 Anklagen findet man im Durchschnitt

129 Angeklagte. In den drei vorhergegangenen Jahren fand man deren 130, 131 und 132. Dergleichen Verbindungen zur Begehung der Verbrechen sind häufiger bei denen gegen Personen, als bei denen gegen das Eigenthum.

Die 7396 Angeklagten scheiden sich in 5970 Männer und in 1426 Weiber, was bei diesen letzten ein Verhältniß von 19 zu 100 gegen die ersten gibt. Es war in den Jahren 1826 und 1827 nur 18 zu 100. In den Verbrechen gegen Personen findet man nur 15 Weiber auf 100 Angeklagte und 21 auf 100 in den Verbrechen gegen das Eigenthum. Man bemerkt dasselbe Verhältniß auch in den beiden früheren Jahren.

Die Zahl der Angeklagten unter 16 Jahren, die 1827 nur 136 war, belief sich 1818 auf 143. Die der Angeklagten zwischen 16 und 21 Jahren, die nur 1032 war, erhob sich bis auf 1287. Folglich hat sich die Entartung der Jugend sehr vermehrt. 3994 Angeklagte waren unter 30 Jahren. Sie bilden $^{54}/_{100}$ der Gesammtsumme.

Von 6915 Angeklagten, über welche man genaue Aufschlüsse erhalten, waren 4068 nie verheirathet gewesen, und 2847 waren verheirathet oder verwittwet. Von den letzten hatten 2364 Kinder. Das Verhältniß der nie verheirathet gewesenen zu der Gesammtzahl der Angeklagten ist also wie 59 zu 100, nämlich in den Verbrechen gegen Personen wie 55, und in denen gegen das Eigenthum wie 60. Das Seine-Departement bietet 82 Unverheirathete auf 100 Angeklagte dar, und Korsika 48.

Die meisten Angeklagten (72 auf 100) gehören durch ihre Geburt und ihren Wohnort den Departementen, in welchen sie gerichtet wurden. 230 Angeklagte (3 auf 100) sind als Frankreich fremd erkannt worden.

In Bezug auf den Unterricht kann man die Angeklagten in vier Klassen scheiden. Die erste begreift 4166 Individuen von jedem Alter und Geschlecht, die durchaus weder lesen noch schreiben können. In der zweiten befinden sich die, welche entweder lesen, oder lesen und schreiben können, aber nur sehr unvollständig. Ihre Zahl beläuft sich auf 1858. In der dritten findet man 780 Personen, die lesen und schreiben können. Die vierte endlich zeigt uns 118 Individuen, die einen mehr oder minder sorgfältigen höhern Unterricht genossen haben. Diese Zahlen sprechen deutlicher als alle philosophische Abhandlungen, die man zu Gunsten eines vollkommenen Unterrichts und einer sorgfältigen Erziehung aufstellen könnte. Ueber 474 Angeklagte, (größtentheils kontumaz) fehlt es an hinlänglichen Andeutungen. Es ergibt sich aus dem Vorstehenden, daß von 100 Angeklagten nur 40 auf kürzere oder längere Zeit die Schulen besucht haben, während 60, oder die $^3/_5$ sich in einer vollkommenen Unwissenheit befanden.

Dieses Verhältniß ist verschieden nach der Natur der Verbrechen, des Alters, des Geschlechts und der Oertlichkeit. In den Verbrechen gegen Personen konnten 43 Angeklagte auf 100 wenigstens lesen. Man findet deren nur 39 auf 100 in den Verbrechen gegen das Eigenthum; 49 auf 100 unter den

wegen Todtschlag Angeklagten; 45 unter den wegen Ermordung; 44 unter den wegen Vergiftung; 43 unter den wegen Vatermord; 16 unter den wegen Kindermord; 43 unter den wegen Verletzungen; 54 unter den wegen Mißhandlungen; 34 unter den wegen falschen Zeugnisses; 31 unter den wegen Rebellion; 43 unter den wegen Personen-Verfälschung (Betrügerei unter angenommenen Namen); 80 unter den wegen Schrift-Verfälschung; 92 unter den wegen betrügerischem Bankerott; 34 unter den wegen Diebstahl jeder Art; 33 unter den wegen Brandstiftung.

Die verhältnißmäßige Zahl der Männer, welche lesen können, ist 44 zu 100, und die der Weiber 23 zu 100.

Unter den Angeklagten unter 21 Jahren findet man nur 32 auf 100, die nicht lesen können, 41 unter denen zwischen 21 und 40 Jahren, und 43 unter denen über 40 Jahre.

Die sieben Departemente, welche die meisten Angeklagten darbieten, die lesen können, sind die der Ardennen, wo man 73 auf 100 zählt; die des Doubs und des Unter-Rheins, 70; des Ober-Rheins, 69; der Maas, 68; der Seine 67, und der Lozère, 60.

Die sieben Departemente, in denen man die wenigsten findet, sind die der Unter-Loire, mit 18 auf 100; der Sarthe und Maine-et-Loire, 16; der Landes, 12; des Allier, 10; der Cher, 9, und der Côtes-du-Nord (Nordküsten) 7.

In Korsika ist das Verhältniß der Angeklagten, welche lesen können, wie 46 zu 100.

Von den 7396 Angeklagten sind 2845 freigesprochen und 4551 verurtheilt worden, nämlich:

zur Todesstrafe	114
zur Galeerenstrafe auf Lebenszeit . .	268
id. auf längere oder kürzere Zeit	1142
zur Einkerkerung	1223
zum Schandpfahl	11
zur Verbannung	1
zu zeitweiser Einsperrung . . .	1739
Individuen unter 16 Jahren zu zeitweiser Einsperrung in Zuchthause . . .	53
Im Ganzen*):	4551

Von den 114 zum Tode Verurtheilten sind nur 75 hingerichtet worden. Ein Verurtheilter hat sich umgebracht in seinem Kerker. Die Strafe der Uebrigen ist durch des Königs Gnade in Zwangsarbeit auf Lebenszeit verwandelt worden.

Die verhältnißmäßige Zahl der Freisprechungen ist dieselbe, wie 1827. Auf 100 Angeklagte im ganzen

*) In den drei vorhergegangenen Jahren verhielten sich die Verurtheilungen folgendermaßen:

	1825	1826	1828
Verurtheilte zum Tode . . .	134	150	109
" zur Galeerenstrafe auf Lebenszeit	283	281	317
" " Zeitweis .	1052	1139	1062
" zur Einkerkerung . . .	1160	1228	1223
" zum Schandpfahl . . .	6	5	5
" zur Verbannung . . .	1	1	—
" zur bürgerlichen Entehrung .	2	1	6
" zu zeitweiser Einsperrung .	1342	1487	1446
Kinder unter 16 Jahren zur Einsperrung im Zuchthause . .	57	56	68
Im Ganzen	4037	4348	4236

Königreiche, sind 39 freigesprochen und 61 verurtheilt worden, nämlich 37 zu infamirenden und 24 zu korrektionellen Strafen. Während den vier Jahren 1825, 26, 27 und 28 war das Verhältniß, überhaupt genommen, auf Hundert folgendes:

1. Verhältniß der Freigesprochenen.

Auf die Gesammtsumme der Angeklagten	0,39	— 0,38	— 0,39	— 0,39
In den Verbrechen gegen Personen	0,54	— 0,49	— 0,50	— 0,53
id. gegen das Eigenthum	0,34	— 0,33	— 0,35	— 0,34

2. Zu infamirenden Strafen Verurtheilte.

Auf die Gesammtsumme der Angeklagten	0,40	— 0,40	— 0,39	— 0,37
Verbrechen gegen Personen . .	0,26	— 0,30	— 0,29	— 0,27
id. gegen das Eigenthum	0,45	— 0,44	— 0,43	— 0,41

3. Zu korrektionellen Strafen Verurtheilte.

Auf die Gesammtsumme der Angeklagten	0,21	— 0,22	— 0,22	— 0,24
Verbrechen gegen Personen . .	0,21	— 0,21	— 0,21	— 0,20
id. gegen das Eigenthum	0,21	— 0,23	— 0,22	— 0,25

Die Zahl der Freigesprochenen scheint sich auch nach der besonderen Lage der Angeklagten zu modifiziren. Deshalb ist das Verhältniß der freigesprochenen Weiber immer etwas stärker als das der Männer. Bei den Angeklagten unter 30 Jahren findet man 36 Freigesprochene auf 100 Angeklagte während den letzten drei Jahren, und 40 — 42 bei denen über 30 Jahre.

Betrachtet man die Angeklagten in Hinsicht auf den Unterricht, so findet man 37 Freigesprochene auf 100 Angeklagte unter denen, die weder lesen noch schreiben konnten, 58 unter denen, die unvollständig zu lesen und zu schreiben vermochten, 44 unter denen, welche

vollkommen diese Kenntnisse hatten, und 65 unter denen, die einen höheren Unterricht erhalten haben.

Vor den Zuchtpolizeigerichten des Königreichs wurden, im Laufe desselben Jahres 1828, 116,459 Streitsachen verhandelt, in welchen 172,300 Angeklagte figuriren.

Es gab in diesem Jahre 971 Streitsachen und 1154 Angeklagte mehr als 1827. Diese Vermehrung betrifft vorzüglich Diebstähle. Die Zahl der in solchem Betrachte anhängig gemachten Klagen übertrifft die von 1827 um 793 und die der Angeklagten um 1059.

Von der Gesammtsumme aller Angeklagten sind freigesprochen worden: 26,112, oder ungefähr 15 auf 100.

146,188 Angeklagte sind verurtheilt worden, nämlich:

zu mehr als einjähriger Einsperrung . .	6,611
zu weniger	20,169
zu Geldstrafen	119,398
Gewerbs-Untersagung (ein Schiffs-Kapitän)	1
zur Forst-Entschädigung	9
Im Ganzen:	146,188

Das Verhältniß nach der Dauer der Einsperrung war folgendes:

Verurtheilte zu weniger als sechstägiger Einsperrung	3503
- zwischen 6 Tage und 1 Monat . .	5414
- - 1 Monat u. 6 Monate ausschließlich	9178
- - 6 Monate und 1 Jahr . .	2074
	20,169

Transport	20,169
Verurtheilte zu einjähriger Einsperrung .	2,430
" zwischen 1 und 5 Jahre . . .	3,311
" zu fünfjähriger Einsperrung . .	722
" zwischen 5 und 10 Jahre . .	101
" zu zehnjähriger Einsperrung . .	47
Im Ganzen:	26,780

342 Angeklagte beiderlei Geschlechts unter 16 Jahren, und 906 zwischen 16 und 21 Jahren sind zu einjähriger und mehr als einjähriger Einsperrung verurtheilt worden. 848 von der ersten und 2873 von der zweiten Klasse zu weniger als einjähriger Einsperrung.

Von 348 wegen Verletzung der Personen durch schnelles oder unvorsichtiges Fahren in 291 Prozessen Angeklagten, sind 93 freigesprochen und 255 verurtheilt worden. 127 dieser Rechtssachen (in denen 158 Angeklagte figurirten) wurden allein im Seine-Departement verhandelt.

Hinsichtlich der Preßvergehen zählt man 116 Prozesse und 162 Angeklagte. Davon wurden 72 freigesprochen, und 90 verurtheilt, nämlich: 28 allein zur Buße und 62 zur Haft und Buße.

Auf 5833 Rechtshändel ist appellirt worden, was wie 1827 den 27sten Theil aller in erster Instanz entschiedenen ausmacht. Auf 100 angegriffene Entscheidungen sind 54 bestätigt und 46 ganz oder theilweis verändert worden.

Die Zahl der rezidiv Angeklagten belief sich 1826 auf 756, 1827 auf 893, und 1828 auf 1182, nämlich 1009 Männer und 173 Weiber. Es verdient bemerkt

zu werden, daß diese Vermehrung nur aus Individuen besteht, die früher zu korrektionellen Strafen verurtheilt worden sind.

Von sämmtlichen rezidiv Angeklagten hatten 905 nur eine Verurtheilung erduldet, als sie von neuem vor Gericht erschienen. 190 waren bereits zweimal verurtheilt worden, 64 dreimal, 13 viermal, 7 fünfmal, 2 sechsmal und einer siebenmal. Dieser Letzte wurde zum achtenmal zu zeitweiser Galeerenstrafe verurtheilt.

Die Neigung zum Diebstahl zeigt sich immer am meisten bei den freigewordenen Gefangenen. Auf 1182 rezidiv Angeklagte waren 835 bereits wegen Diebstahl bestraft worden.

Die Zuchtpolizeigerichte hatten 1828 über 3578 rezidiv Angeklagte, nämlich: 2790 Männer und 788 Weiber, zu urtheilen. Im Ganzen wurden 1828 4760 in Freiheit gesetzte Verurtheilte abermals verfolgt.

Vor den Polizeigerichten wurden 95,589 Streitsachen entschieden, in denen 132,167 Beschuldigte figurirten. Man zählte von den ersten 6756 und von den letzten 9152 mehr als 1827.

117 öffentliche Beamte wurden 1828 in 93 kriminal- oder zuchtpolizeilichen Prozessen belangt. Die Verfolgung wurde in Betreff auf 58 von den Behörden, auf 21 von dem König bewilligt, und in Betreff auf 38 verweigert. Von den 79 vor Gericht Beklagten wurden 50 freigesprochen und 27 verurtheilt, nämlich: 6 zu infamirenden Strafen, 2 zur Ein-

sperrung für ein Jahr und mehr, 9 zu weniger als ein Jahr, 10 zur Buße. Ueber zwei ist noch kein Urtheil ausgesprochen.

Die Anstalt der Geschwornen besteht aus folgenden Elementen:

Wähler	88,108
Oeffentliche Beamten in unbesoldeten Aemtern	4,268
Offiziere ausser Dienst	6,086
Doktoren und Lizenziaten . . .	3,867
Aerzte	3,530
Korrespondirende Mitglieder des Instituts und anderer gelehrten Gesellschaften .	408
Notaren	5,907
Steuerpflichtige unter 300 Franken .	3,547
Im Ganzen:	115,721

Prinz Leopold, und sein Benehmen gegen Griechenland.

Letzte Mittheilung.

Man hat gesehen, in welcher bestimmten stolzen Sprache Lord Aberdeen den Prinzen Leopold von dem unerschütterlichen Entschlusse Englands, hinsichtlich der Anleihe, benachrichtigte. Ein Monat war seitdem verflossen. Der Prinz war auf dem Rückwege von Paris nach London, als er den 29. April unterweges eine Depesche von Lord Aberdeen erhielt, durch welche ihn dieser auf die dringendste Weise benachrichtigte, daß, was am 29. März unmöglich gewesen, es jetzt nicht mehr sei, und daß er unverzüglich eine Mittheilung der Monarchen, hinsichtlich der Anleihe, erhalten solle, die ihn vollkommen befriedigen werde.

Der Prinz langte den 30. zu London an, und am nächsten Morgen kam ihm ein zweiter Brief von Lord Aberdeen zu, in welchem dieser für sich und den russischen und französischen Bevollmächtigten um die Erlaubniß bat, sich dem Prinzen vorzustellen, um ihn offiziell von der Zustimmung der drei Mächte, und der Garantie einer Anleihe von 60 Millionen zu unterrichten.

Prinz Leopold antwortete auf diese Ankündigung, „daß er bei den mündlichen Mittheilungen sich bisher zu übel befunden, um neue bewilligen zu können; daß, wenn die Bevollmächtigten ihm etwas zu sagen hätten, sie ihm schreiben sollten, und daß er von nun an keine andere Unterhandlungsweise zugestehen werde.“

Die Zeit, wo der Minister Bedingungen vorschreiben konnte, war vorüber. Er beeilte sich also, dem Verlangen des Prinzen zu entsprechen, und sandte ihm am 3. Mai schriftlich die offizielle Entscheidung der Mächte.

Es konnte jetzt scheinen, daß alle Entgegnungen des Prinzen vollkommen erschöpft seien, und daß ihm nichts übrig blieb, als anzunehmen. Den 17. März hatte er förmlich erklärt, daß er hinsichtlich seiner Annahme nur eine einzige Bedingung aufstelle, welche in der Anleihe von 60 Millionen bestand. Dies Verlangen war ihm jetzt zugestanden. Es blieb ihm also kein Mittel, sich zu widersprechen, insofern er nicht die Szene vom 7. März wiederholen wollte. Aber wenn man etwas nicht will, fehlt es an guten oder übeln Vorwänden nie. Des Prinzen Benehmen gab dazu einen neuen Beleg.

Er ließ drei Tage vorübergehen, bevor er antwortete; das war seine erste Rache gegen Lord Aberdeen. Er überführte ihn nächstdem in seinem Briefe der Inkonsequenz.

Was er den 17. März gefordert, und was man am 18. und 25. desselben Monats für durchaus unzuläßlich erklärt hatten, gestand man ihm jetzt am 6. Mai zu. Wollte man nachgeben, so verlohnte es sich nicht der Mühe, den Prinzen durch ein stolzes Ablehnen zu beleidigen, und ihn auf eine so einfache Zugestehung zwei Monate warten zu lassen.

Jetzt schien ihm diese Zugestehung nicht mehr hinlänglich. Die Bevollmächtigten hatten die Verwendung der Anleihe auf die Besoldung der Truppen beschränkt. Das war eine Bestimmung, welcher er sich

nicht unterziehen wollte. Er fügte hinzu, daß wenn sie nicht unmittelbar beseitigt werde, er entschlossen sei, die Souveränität Griechenlands nicht anzunehmen.

Man gestand ihm auch dieses Verlangen zu. Er erhielt die offizielle Benachrichtigung davon Tags darauf. Alles war somit beendet; doch nicht auf Seiten des Prinzen. Er ließ vier Tage vorüberstreichen, bevor er auf jene Benachrichtigung antwortete.

Die Bevollmächtigten hatten bestimmt, daß die Zahlung der Anleihe in festgesetzten Terminen und Epochen Statt finden solle. In seinem Briefe vom 11. Mai fand der Prinz ein Mittel zu neuen Einwendungen. Er verlangte auf absolute Weise, daß diese Bedingung unterdrückt werde, und daß er das Geld beziehen könne, wenn Griechenlands Bedürfnisse es nothwendig machten; auch daß er allein darüber zu verfügen habe. Im Ablehnungsfalle weigerte er sich, die Souveränität anzunehmen.

Es war unmöglich, die Bevollmächtigten mehr zu demüthigen. Aber Englands Interesse machte sie geschmeidig. Auch diese Bewilligung wurde gegeben, und Lord Aberdeen benachrichtigte am 15. den Prinzen davon, nicht allein ohne die geringste Spur von Unwillen merken zu lassen, sondern selbst in den zuvorkommendsten Ausdrücken.

Jetzt konnte der Prinz auf keinen Fall die Annahme verweigern. Alles, was er gefordert, war ihm zugestanden, und um das Maß voll zu machen, langte auch die Annahme von Seite der Pforte an. Aberdeen ermangelte nicht, ihn auf der Stelle davon zu benachrichtigen.

Glücklicherweise entnahm ein unvorherzusehender Umstand den Prinzen seiner Verlegenheit. Er erhielt an demselben Tage (dem 15. Mai) zwei Briefe von Grafen Capodistrias, datirt vom 22. April, die man in allen Zeitungen gelesen. Der Inhalt dieser Briefe bot ihm einen schicklichen Vorwand zu einer Ablehnung dar, die er ausserdem auf keine Weise motiviren konnte.

Er verlor keinen Augenblick, übersandte diese beiden Briefe nebst einem dritten des Grafen Capodistrias, vom 2. April, an Lord Aberdeen, und wie Jemand, der besorgt, von neuen Schlingen umstrickt zu werden, beeilte er sich, zu erklären, daß diese Briefe den Zustand der Angelegenheit in seinen Augen durchaus verändert, und daß er sich nicht mehr durch Verpflichtungen gebunden betrachte, welche auf einer Hypothese beruheten, die von diesen Briefen gänzlich vernichtet werde.

Welches war nun diese Hypothese, auf die der Prinz sich bisher gestützt, und die durch des Präsidenten Briefe vernichtet wurde? —

Daß Griechenland sich den Bestimmungen der Mächte unterziehen werde?

Die Briefe bestätigten das.

Daß nicht allein Griechenland sich jenen Bestimmungen unterwerfen, sondern ihnen auch seine vollkommene Beistimmung geben werde?

Die Briefe zerstörten theilweise diese Voraussezzung. Aber wenn der Prinz vor Allem darauf gerechnet, hatte ihn bis dahin nichts verhindert, daraus auch eine Bedingung seiner eigenen Annahme zu machen; und er hatte es nicht gethan. Er konnte leicht

voraussehen, daß das griechische Volk einen Vertrag nicht gern sehen werde, der sein natürliches Gebiet zerstückelte, und einen Theil desselben, so wie eine große Masse seiner Bevölkerung wieder dem türkischen Joche überantwortete.

Demungeachtet findet man weder in des Prinzen Briefwechsel, noch in seinen Noten, noch in seinem Ultimatum irgend eine Spur, daß er um diese Beistimmung, von Seite der griechischen Nation, sich je bekümmert. In seiner Note vom 11. Februar bemerkt man wohl eine Phrase, in welcher er verlangt, „daß es Griechenland erlaubt sei, Einwendungen aufzustellen gegen seine Person.“

Aber vorerst ist das nicht mehr dieselbe Frage, und sodann macht er aus dieser Frage nicht eine Bedingung seines Ultimatums. Es ist eine ganz einfache Bescheidenheits-Phrase, die der Prinz nie wiederholt, die keine Folge hatte, und die von den Bevollmächtigten gänzlich unbeachtet blieb.

Also von zwei Dingen das eine: entweder hatte diese Bedingung sich dem Geiste des Prinzen nie dargeboten, und in dem Fall war er nicht aufrichtig, wenn er versicherte, immer darauf gezählt zu haben; oder sie hatte ihm, wenn auch bestehend, doch zu geringfügig geschienen, um ihn zu verhindern, die Souveränität Griechenlands anzunehmen. Auf jeden Fall hatte er das Recht verloren, zu sagen, „daß er darauf gezählt,“ und dieser neue Einwurf war nichts, als eine neue Inkonsequenz.

Man würde es verzeihlich finden, wenn bei diesem dritten und letzten Widerruf Lord Aberdeen alle Geduld verlorenhätte. Aber ein Staatsmann versteht selbst

seine heftigsten Gesinnungen zu verbergen, wenn seines Landes Interesse es erheischt. Erstaunlicher, und nicht so leicht erklärlich, ist die Langmüthigkeit des russischen und französischen Bevollmächtigten, die kein unmittelbares Interesse bei der Erhebung eines britischen Prinzen auf den griechischen Thron hatten, und die demungeachtet das demuthsvolle System ihres Kollegen unterstützten.

Obgleich es augenscheinlich war, daß Prinz Leopold seine Wahl auf eine entscheidende Weise getroffen, wagten die Bevollmächtigten dennoch einen letzten Versuch. In einer unterm 17. Mai an ihn gerichteten Note unternahmen sie es, die Besorgnisse zu beseitigen, welche des Grafen Capodistrias Briefe dem Prinzen gegeben zu haben schienen, und deren Einfluß sie durch die offizielle Erklärung des Präsidenten und des griechischen Senats, zu vernichten suchen. Sie stellten ihnen die Briefe des Grafen selbst entgegen, aus denen sich ergab, „daß Griechenland des Prinzen Gegenwart und die ihm versprochenen Hilfsgelder am lebhaftesten wünsche.“

Es hing also von dem Prinzen ab, den Griechen unmittelbar diese beiden Wohlthaten zu gewähren. In vierundzwanzig Stunden konnte er sich eine so starke Geldsumme verschaffen, als er wollte, und sodann aufbrechen.

Diese Gründe waren gut, und die Bevollmächtigten hatten sie, in ihrer Note, auf das vollständigste entwickelt. Lord Aberdeen ließ es dabei nicht bewenden. Er sandte am 28. dem Prinzen noch einen Brief, den er von dem britischen Agenten Dawkins, in Griechenland, erhalten, in welchem dieser versicherte,

daß man des Prinzen Ankunft auf das Sehnsüchtigste erwarte.

Alle diese Mittel waren vergeblich. Prinz Leopold hatte seinen Entschluß gefaßt, und ließ sich in keine Unterhandlungen mehr verstricken. Den 21. richtete er seine offizielle Verzichtleistung an die Bevollmächtigten, und beendete dadurch diese Angelegenheit. London erfuhr am andern Morgen, und Europa einige Tage nachher, daß diese Souveränität, um welche so viele Personen sich beworben, von dem Erwählten der Mächte, von dem Kandidaten Englands, den man so vielfach beneidet, verschmähet werde.

Die Verzichtleistung des Prinzen wurde von allen Zeitungen Europa's verkündet, und Jedermann konnte die Art und Weise bemerken, auf welche man sie motivirte. Alle angegebenen Gründe liessen sich auf zwei reduziren.

Griechenland billigte die Maßregeln der Mächte nicht, und der Prinz konnte nicht annehmen, was Griechenland mißbilligte.

Man hatte die durch den Vertrag von Adrianopel bestimmte Grenze verworfen, und der Prinz konnte Griechenlands Souveränität ohne diese Grenze nicht annehmen.

Wir haben uns bereits über die Inkonsequenz des ersten dieser Beweggründe ausgesprochen. Die des zweiten ist nicht weniger auffallend. Zu keiner Zeit der Unterhandlungen hatte der Prinz diese Grenze gefordert.

Was hatte er Ende Januars verlangt? Die Insel Kandia. — Was am 11. Februar? Die Grenze des

Oetaberges, von den Ufern des Aspropotamos zum östlichen Meere. — Was hatte er förmlich, zehn Tage nachher, angenommen? Die durch das Protokoll vom 3. Februar bestimmte Grenze. — Endlich, als er sich am 7. März widerrief, welche Linie hatte er aufs neue in Rede gestellt? Die des Oeta, wie am 11. Februar.

Man mag seine Korrespondenz mit Lord Aberdeen lesen und wiederlesen, nirgends findet man, daß er die bei weitem natürlichere und ausgedehntere Grenze fordert, welche durch den Vertrag von Adrianopel festgestellt worden ist. Und dennoch bot dieser Vertrag die zweckmäßigste Reklamationsbasis dar. Man darf wohl fragen, was England der Autorität einer mit Bewilligung der Pforte abgeschlossenen und von ihr unterzeichneten Transaktion hätte entgegenstellen können, insofern die Vollstreckung derselben mit Energie verlangt worden, um so mehr, da sie durch die geheimen Wünsche Frankreichs und Rußlands unterstützt war?

Wollte man antworten, der Prinz kannte die Wichtigkeit dieser Grenze nicht, und lernte erst durch die letzten Briefe Capodistrias sie kennen? Aber wurde diese Wichtigkeit nicht zur Genüge durch den Vertrag von Adrianopel bezeichnet? Aber war es nicht hinlänglich, einen Blick auf die Karte zu werfen, um davon sich zu überzeugen?

Konnte der für Griechenlands Thron Erwählte allein nicht wissen, wovon ganz Europa überzeugt war, daß, wenn man abstehe von dieser Grenze, man auf den Ruhm von Suli verzichte; daß man grade die Bevölkerungen, welche für Griechenlands Unabhän-

gigkeit das meiste Blut vergossen, wieder von ihm ausstoße?

Der Vorwand des Nichtwissens war also eben so unhaltbar, als jener der Unmöglichkeit. Der Prinz kannte die Wichtigkeit dieser Grenze, und da er sogar Kandia forderte, das doch durch frühere Verträge ausgeschlossen war, konnte das Recht der Forderung einer durch den Vertrag von Adrianopel festgestellten Grenze keine Frage mehr sein.

Wenn also der Prinz diese Grenze nicht gefordert im Gange der Unterhandlungen, so war es, weil er diese nicht abbrechen, und sich mit England nicht in Widerspruch stellen wollte. Und wenn er dagegen im letzten Augenblicke diese Grenze als einen Verzichtleistungs-Beweggrund angegeben, hat er das Publikum getäuscht, indem er einem bloßen Vorwand die Autorität einer Ursache verliehen.

Jetzt, wo wir des Prinzen Benehmen in dieser Unterhandlung gesehen, suchen wir die Beweggründe desselben zu entdecken. Bis zu Ende Januars bewarb er sich eifrig, ohne Bedingungen aufzustellen, um den griechischen Thron, und als er ihn unter bessern Bedingungen, als er hoffen durfte, erhalten, machte er Ausflüchte, Zögerungen geltend, forderte, was er nicht erhalten konnte, was er selbst das Recht nicht hatte zu verlangen, wobei er sich bald verpflichtete, bald widerrief, bald zu bescheiden, bald zu stolz sich zeigte; aber immer inkonsequent, sowohl in Worten, als im Benehmen.

Dies Verfahren dauerte bis Anfang Aprils, wo es plötzlich eine andere Gestalt annahm. Zuerst vertagte der Prinz die Unterhandlung, indem er England

verließ. Er kehrte zu Ende desselben Monats zurück, um sie gänzlich abzubrechen. Er sprach laut und pochend, wie Jemand, der Streit sucht. Er häufte Forderung auf Forderung, und zeigte sich immer unbefriedigter, je mehr man ihm zugestand.

Endlich bietet sich ihm ein schicklicher Vorwand von Seite der griechischen Nation und ihres Präsidenten dar, obgleich dieser Vorwand aus zwei Gründen besteht, deren er sich nie bedient, und deren er sich auch jetzt nicht ohne Inkonsequenz bedienen konnte. Demungeachtet bemächtigte er sich derselben, und erklärte sie genügend, um seine Verzichtleistung darauf zu begründen.

Ein solches Benehmen mußte auf jeden Fall „Beweggründe“ haben; doch scheinen es nicht die zu sein, welche der Prinz angegeben, nämlich: „die Sorgfalt für seine Ehre, und das Interesse Griechenlands.“

Denn hätten diese Gründe sein Betragen bestimmt, würde es ganz anders gewesen sein. Er würde unmittelbar bemerkt haben, daß diese beiden Gründe sich in einen verschmolzen, und daß die Ehre dessen, der die Mission annahm, Griechenland zu retten, allein darin bestand, es wirklich zu retten.

Bevor er nun um diese Mission sich bewarb, oder wenigstens bevor er sie annahm, hätte er mit sich selbst über zwei Punkte einig sein müssen, die nothwendig waren, um Griechenland zu retten, und die er von den Mächten vielleicht hätte erhalten können. Hätte er sie nicht erhalten, dann würde er auch die Souveränität nicht haben annehmen dürfen.

Nach des Prinzen Benehmen darf man jedoch

schliessen, daß die von ihm angegebenen Beweggründe ihn nicht wirklich geleitet haben; denn das Betragen ist gewöhnlich in vollkommener Uebereinstimmung mit den Beweggründen. Dies ergibt sich von selbst. Es bleibt nur noch zu wissen übrig, welches des Prinzen eigentliche Beweggründe in dieser Sache gewesen? Wir könnten sie in das hellste Licht stellen; wir wollen uns jedoch begnügen, sie nur anzudeuten.

Man ersieht aus den englischen Zeitungen zu Anfang Aprils, daß die Gesundheit des Königs seit zwei Monaten zwar immer schwankend gewesen, aber daß sie nie so große Veranlassung zu Besorgnissen gegeben, als jetzt. Zählt man nun vom 1. April zwei Monate zurück, so befindet man sich zu Ende Januars, folglich in dem Zeitpunkte, wo der Prinz, nachdem er erhalten, um was er ohne irgend eine Bedingung seinerseits sich beworben, die Insel Kandia forderte, und den Bevollmächtigten der hohen Mächte nur Schritt vor Schritt nachgab.

Bei dem Allem würde die Uebereinstimmung dieser beiden Ereignisse nur ein schwaches Licht auf den in Rede stehenden Gegenstand werfen, wenn wir sie nicht mit unwandelbarer Genauigkeit in allen wichtigen Krisen des einen und des andern sich wiedererzeugen sähen.

Des Prinzen Entschluß ist schwankend, wie des Königs Gesundheit, von Ende Januars, bis zum 1. April. Man sieht ihn, in demselben Maße, als die Konstitution des Monarchen der Krankheit unterliegt, oder sie besiegt, gegen Lord Aberdeen nachgeben, oder sich ihm widersetzen.

Am ersten April verschwindet die Ungewißheit

auf beiden Seiten. Der Zustand des Königs läßt keine Hoffnung, der Entschluß des Prinzen keine Ungewißheit mehr. Beide Begebenheiten schreiten gleichermaßen, die eine dem Tode, die andere der Abdankung entgegen, und wenn die Entscheidung des einen der des andern voranschritt, so war es nur, weil über des Königs fernere Lebensdauer keine Hoffnung mehr blieb.

Für jeden, der weiß, welche neue Aussichten des Königs Tod dem Ehrgeize des Prinzen in England eröffnete, bedarf es keiner weitern Erklärung. Unter diesem neuen Gesichtspunkte betrachtet, bietet sein Briefwechsel nichts Inkonsequentes mehr dar.

Nimmt man den Ehrgeiz als den vorherrschenden Beweggrund seines Betragens an, so begreift man leicht, daß vor Ende Januars, wo der König sich wohl befand, er sich ohne Bedingung um die Souveränität Griechenlands beworben; daß von Ende Januars bis Anfang Aprils, wo des Königs Krankheit noch keine entscheidende Krisis darbot, er Zeit zu gewinnen, und die Entscheidung zu entfernen sich bemüht; daß endlich am 1. April, wo für des Königs Wiederherstellung keine Hoffnung mehr blieb, er auf nichts anderes gesonnen, als unter irgend einem Vorwand die Unterhandlung abzubrechen. Auf solche Weise erklärt sich sein Benehmen sehr leicht.

Indessen war des Königs Krankheit nicht der alleinige Beweggrund von dem Benehmen des Prinzen, und man kann nicht behaupten, daß wenn die Gesundheit des Monarchen nicht angegriffen worden, sein Entschluß nie geschwankt haben würde.

Es ist äusserst selten, daß die Menschen sich durch

einen einfachen Beweggrund bestimmen lassen. Ihr Benehmen ergibt sich fast immer aus dem Zusammentreffen mehrerer Ursachen, die sie selbst oft nicht genau bestimmen können.

Hat man uns über den Karakter des Prinzen Leopold nicht getäuscht, so ist er weniger ehrgeizig, als Gewohnheitsmensch. Er liebt den Ruhm; aber mehr noch des Lebens Bequemlichkeiten. Er enthusiasmirt sich leicht für einen Gegenstand, der ihm ansprechend, befriedigend scheint; aber es gebricht ihm an Energie, die sich darbietenden Schwierigkeiten alle zu übersteigen, um zu desselben Besitz zu gelangen.

Nimmt man dieses Bild als wahr an, so begreift man, wie ihm die Souveränität Griechenlands, so lange er um dieselbe sich beworben, anlockend erschienen, während sie, nachdem er sie erlangt, ihm unter einem andern Gesichtspunkte, mit allen ihren Lasten und Mühen sich darbot. In Uebereinstimmung mit der Krankheit des Königs, konnte dieser Umstand wohl seinen Entschluß bestimmen.

Fügen wir noch hinzu, um vollkommen wahr und gerecht zu sein, daß Prinz Leopold nicht allein aus Herrschsucht um den griechischen Thron sich beworben. Seit Langem war seine Lage in England unerträglich. Sein Verhältniß zu dem König war so höchst gespannt, daß, um Georgs IV Zustimmung zu seiner Kandidatur zu erhalten, Lord Wellington droheu mußte, seine Entlassung einzureichen.

Während also des Königs Krankheit eine bis dahin sehr ungewisse Hoffnung nährte, verlieh sie ihm zugleich die Aussicht auf ein angenehmeres Leben in

England, und auf das Ende innerer, unaufhörlicher Verdrießlichkeiten.

Betrachtet man nun an und für sich selbst die von dem Prinzen Leopold als Beweggründe seiner Verzichtleistung angegebenen Thatsachen, so sieht man wohl, daß sie im Stande waren, die Voraussetzung einer ruhigen und angenehmen Souveränität zu stören; aber man entdeckt in ihnen nichts, was des Prinzen Angabe rechtfertigen konnte, daß, in so fern er annehme, seine Ehre kompromittirt sei.

Griechenland bezeugt unverhohlen, daß es mit den Bestimmungen der Mächte, hinsichtlich der Grenze, nicht zufrieden ist; aber es beschuldigt den Prinzen in dieser Hinsicht nicht. Es erklärt den Beweggrund seiner Unzufriedenheit, es stellt die übeln Folgen, welche sich daraus für seine Stärke und für seinen Wohlstand ergeben, ans Licht, aber es macht nicht ihn dafür verantwortlich. Der Prinz ist nicht der Gegenstand seiner Klagen; im Gegentheil, es ruft ihn zur Hilfe, es bewirbt sich um so eifriger um seine Gegenwart, da die Lage, in welcher es sich befindet, gefährlich ist.

Der Prinz täuscht sich also und urtheilt unrecht, wenn er von der Unzufriedenheit Griechenlands gegen die Mächte, auf die Unzufriedenheit Griechenlands gegen sich selbst schließt. Er raisonnirt noch übler, wenn er sich auf Griechenlands üble Lage stützt, um die Skrupel seines Ehrgefühls zu rechtfertigen. Es ist eine große Verschiedenheit zwischen einer unmöglichen und einer schwer zu erfüllenden Aufgabe. Die Ehre kann erheischen, daß man sich der ersten entziehe, nicht so aber der zweiten.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß des Prinzen Aufgabe schwer war. Aber mit der Garantie der drei Mächte zur Beschützung Griechenlands im Aeussern, und mit 60 Millionen und einem Truppenkorps zur innern Organisation, war sie nicht „unmöglich.“ Der Beweis davon liegt darin, daß mit weit geringen Hilfsmitteln der Graf Capodistrias sie löset.

Uebrigens scheinen die Kandidaten auf Griechenlands Thron bisher wenig begriffen zu haben, was wirklich Anziehendes in dem Posten ist, um den sie sich beworben. Sie haben nur einen Zepter, eine Krone, eine Souveränität gesehen. Die Ehre, König zu sein, der Ruhm, eine Dynastie zu begründen, das Vergnügen, Unterthanen, eine Armee, eine Flotte, einen Hof und Abgaben zu haben, schien sie am meisten zu verführen, und gerade das hat sie am meisten getäuscht; denn alles das hat in Griechenland das Anziehende nicht, was es an andern Orten gewährt.

Die Krone Griechenlands bot vielmehr dem Ehrgeize der Kandidaten einen andern Ruhm dar, der weit erhabener, aber auch schwerer zu begreifen war. Er bestand in der großen Aufgabe, ein Volk wieder zur Zivilisation zurückzuführen, das zuerst die Fackel derselben entzündet; eine durch Sklaverei, Elend und Unwissenheit entartete Bevölkerung in eine freie, aufgeklärte und blühende Nation zu verwandeln.

Sich nach Griechenland zu begeben, die Seele von diesen großen Gedanken erfüllt, von ganzem Herzen ergeben und zugleich verzichtend auf Alles, entschlossen, alle Schwierigkeiten der schrecklichen Lage des Landes zu übersehen, mit ihm zu dulden, arm zu sein mit ihm, mit einem Worte der Vater einer

unglücklichen und vielleicht undankbaren Nation zu werden: das war eine traurige aber erhabene Mission, die allein eine große Seele anziehen konnte.

Capodistrias hatte den Muth, diese Mission anzunehmen. Es wäre schön gewesen, hätte der Prinz ihm seinen Beistand geliehen, hätte er nach seinem Beispiel, oder mit ihm gewirkt.

Auf solche Weise mußte man die Souveränität Griechenlands begreifen, um ihrer würdig zu sein. Aber Männer, von solchem Ehrgeiz beseelt, sind äusserst selten, besonders an Höfen.

Alle europäische Hoheiten, die keinen unmittelbaren Anspruch auf andere Throne geltend machen konnten, haben sich erhoben, als von Ertheilung einer Krone die Rede war, und die Bevollmächtigten in dieser Angelegenheit wurden mit unzähligen Vorstellungen behelligt. Alle beruhigten sich jedoch wieder, als sie erfuhren, dieser Thron sei unter einem Zelte, und diese Souveränität ein Leben reich an Mühseligkeiten und Entbehrungen jeder Art. Jetzt sind alle diese Vorstellungen verstummt. Es ist der günstigste Augenblick für Jemand, der den Ruhm und nicht die Macht liebt, zu erscheinen. Zum ersten Male kann man sich um ein Königreich bewerben, ohne des Ehrgeizes sich zu verdächtigen.

Alles Vorurtheil bei Seite gestellt, darf man wohl annehmen, daß Prinz Leopold der Mann nicht war, dessen Griechenland unter den jetzigen Umständen bedurfte, und in dieser Hinsicht war seine Verzichtleistung für Hellas ein Glück. Hundertmal entsprechender für dieses ist selbst die ungewisse Autorität eines Prä-

sidenten wie Capodistrias, als die unbestrittene Souveränität eines Hofkönigs.

Die Abdankung ist auch noch in dieser andern Hinsicht glücklich gewesen, daß sie gegen alle Erwartungen die definitive Entscheidung der griechischen Angelegenheit auf bessere Zeiten vertagt. Hoffen wir, daß sie zur vollkommenen Befriedigung Griechenlands und Europa's gelöset werden wird.

Frankreichs Gegenwart und wahrscheinliche Zukunft.

Letzter Artikel.

Gefährdet oder vernichtet Frankreich seine eigenthümliche Kraft nicht selbst, befestigt es vielmehr seine eigene Ordnung, seine Eintracht, seine Ruhe, seine Gesetzesstärke, so ist es unangreifbar. Es wird Friede haben im Innern wie im Aeussern, und bald dürfte alsdann die Stunde des Absolutismus geschlagen haben.

In dem ganzen westlichen Theile Europa's existirt ein rasches Fortschreiten der Vernunft, das unmöglich lange ein Verfahren ertragen kann, welches die Aufklärung zu beschränken, den Gedanken zu zügeln, mit dem Unterricht zu geizen sich berechtigt halten möchte.

Es gibt ein Fortschreiten der Menschenwürde, das den Nationen nicht mehr erlaubt, Gewalten sich zu

unterwerfen, deren Zweck sie weder billigen noch begreifen können, und deren Ursprung sich auf Usurpation reduzirt.

Es gibt ein Fortschreiten der Moralität, das nicht mehr Willkühr an der Gerechtigkeit Stelle dulden kann, und dem Gewalt statt Recht ein Gräuel ist.

Es gibt endlich ein Fortschreiten des materiellen und beweglichen Reichthums, das sichere Garantien fordert, deren Nothwendigkeit die Opulenz des Grundeigenthums weniger verspürt. Ein Despot kann nicht die Felder seiner Unterthanen verschwenden. Konfiszirt er dieselben, ist er doch genöthigt, sie Andern zu überlassen, und der Nation Grundeigenthum bleibt ungefähr immer dasselbe. Aber der Handels-Reichthum ist für die Konsumtion bestimmt. Was die Regierung der Industrie entnimmt, sei es Geld oder Waaren, es kann sie vergeuden, und wenn ihrer Macht keine Grenzen gestellt werden, kann sie Alles nehmen, weil sie Alles auszugeben im Stande ist.

Ueberall nun, wo Entwickelung der Verstandeskraft, der Menschenwürde, der Moralität oder der Handels-Opulenz sich beurkundet, bemerkt man auch ein inneres, dringendes Bedürfniß konstitutioneller Freiheit und Garantie. Umsonst bemühete sich der heilige Bund, nach dem 1815 über Frankreich errungenen Siege, das System Metternichs in ganz Europa geltend zu machen. Umsonst wurden Vernunft, Menschenwürde und Rechtsgefühl angegriffen. Das Bedürfniß der Zivilisation war stärker, als alle dagegen gerichteten Umtriebe. Der Widerstand war beinahe überall derselbe. Die Vernunft lehnte sich überall auf gegen die materielle Gewalt, und der

Sieg von Paris hat auf das Klarste, Augenscheinlichste bewiesen, wie schwach der Despotismus, wie stark des Jahrhunderts Bedürfnisse, wie entscheidend der Völker Uebereinstimmung sind.

Es bleiben der besiegten Partei jetzt keine Hoffnungen, als in den Fehlern, welche Frankreich begeben könnte. Bleibt es würdig seiner selbst durch Ruhe, Eintracht, Ordnung, Gesetzmäßigkeit, so ist der Menschheit Sache in Europa auf immer gewonnen, und die des Despotismus auf immer verloren. Jemehr dieser letzte seine Gewalt, seinen Druck geltend zu machen sucht, um so mehr beschleunigt er seinen Sturz, um so schneller, um so mächtiger wird sich die Freiheit erheben.

Eine große, eine unsterbliche Lektion ist in den letzten Julitagen d. J. den Völkern gegeben worden. Sie sind dadurch zurückgewiesen auf sich selbst, auf ihre eigenthümliche Kraft, wäre es selbst im Kampfe mit disziplinirten Armeen.

Und auch diesen Armeen ist eine furchtbare Lektion gegeben worden. Für den Soldaten, den wahren Soldaten, ist der Tod weniger schrecklich, als Entehrung. Und im Kampfe mit dem Volke hat er sie gleichzeitig zu erwarten, wenn er dieses bekämpft, sobald es in Masse sich erhoben, und wenn er seine Fahne verläßt. Seine Lage ist schrecklich. Mögen die Regierungen ihn nie in eine solche Alternative versetzen. . . . .

Frankreichs Politik, seinen unter den gegenwärtigen Verhältnissen unumgänglichen Grundsätzen gemäß, untersagt ihm, sich in die Angelegenheiten seiner Nachbarn zu mischen, oder die Souveränität irgend

einer Nation über sich selbst zu usurpiren. Es wird sich also gewiß keinen Dazwischentritt vergönnen. Aber es wird ihn eben so wenig andern Mächten erlauben.

Es ist jetzt allgemein erwiesen, nicht allein durch die neuesten Begebenheiten in Frankreich, sondern auch durch die in Belgien, in Deutschland und anderswo, daß einer neuen heiligen Allianz der Fürsten sich ein wahrhaft heiliger Bund der Völker entgegenstellen würde. Versucht man es abermals, gegenseitige Garantien der Usurpationen aufzustellen, wird Frankreich, werden die Nationen sich genöthigt sehen, eine gegenseitige Garantie der „Rechte" zu proklamiren.

Frankreich wird über Alles die Grundsätze der nationalen Unabhängigkeit achten. Aber seine unverhüllten Wünsche, sein offenes Streben, wie die aller Freunde der Würde und Moralität des Menschen, zielen auf Freiheit hin.

Frankreichs Interesse erheischt, daß bei allen seinen Nachbarn eine weise, ruhige, gesetzmäßige Freiheit vorherrschend sei. Denn nur mit solchergestalt wahrhaft freien Staaten, die keinen Hinterhalt aristokratischer Grundsätze haben, und auf deren Rechtschaffenheit es bauen darf, kann Frankreich feste Bündnisse schließen.

Es kann sich nun und nimmermehr auf die Versprechungen, die Verträge mit anders konstituirten Mächten verlassen. Denn bei dem ersten ihm zustoßenden Unfall würden sie sich erheben, und handeln gegen die neue Dynastie, wie sie früher sich gegen Napoleon betragen haben.

Frankreich ist mächtig jetzt durch seinen Enthusiasmus und unbesiegbar. Aber dieser Enthusiasmus muß ruhig, muß besonnen, muß umsichtig sein, wenn er nicht unfruchtbar verschäumen soll.

Ruhe ist ihm also nöthig über Alles, und in dieser Ruhe müssen die materiellen Kräfte sich Gleichgewicht halten. Europa seinerseits wird dieser Ruhe, welche es sehnlich wünscht, nicht früher theilhaftig werden, als bis alle Frankreich umgebende Staaten die von ihnen geforderten nationalen Regierungen besitzen.

Belgien hat sich zuerst erhoben, um Institutionen und Garantien zu erhalten, die ihm früher nur unvollständig zugestanden waren. In Hinsicht auf dieses Land hat Frankreich auch zum ersten Male das Prinzip des Nicht-Dazwischentrittes geltend gemacht. Es hat in diesem Fall seine Interessen, beinahe seine Rechte zum Opfer gebracht, um den Frieden zu erhalten.

Belgien, das gegen seinen Wunsch und durch fremde Gewalt mit Holland vereinigt worden, hat diese Vereinigung nie gern gesehen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Belgier im Grunde des Herzens eine Vereinigung mit dem neuen Frankreich gewünscht haben.

Demungeachtet haben Frankreich und Belgien, aus Liebe zum Frieden, und um das europäische Gleichgewicht nicht zu gefährden, ihre gemeinschaftlichen Interessen dem höheren Prinzip der allgemeinen Ruhe untergeordnet.

Läßt man die Holländer und Belgier unter sich ihre Angelegenheiten schlichten, so ist es sehr wahr-

scheinlich, daß sie gegenseitig sich die Garantien gewähren, welche sie wünschen, und daß sie in Zukunft zwei Staaten unter demselben Zepter, wie Schweden und Norwegen, bilden werden, oder daß wenigstens dieselbe Familie beide beherrschen dürfte. Auf jeden Fall könnte ein bewaffneter Dazwischentritt nur unheilbringend sein.

Preussen, wie das ganze nördliche und westliche Deutschland, sind reif, vollkommen reif für des Volkes Rechte und Pflichten sichernde und bestimmende Institutionen. Die Fortschritte der Vernunft und der Menschenwürde, der Moralität und des beweglichen Reichthums, fordern dort Garantien, welche ohne Zweifel die Weisheit der Regierungen in Kurzem allgemein zugestehen wird.

Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau haben bereits Konstitutionen, mangelhaft vielleicht, aber dennoch nicht im direkten Widerspruche mit den Bedürfnissen der Zeit. Ihre Gebrechen lassen sich auf gesetzlichem Wege, in voller Uebereinstimmung zwischen Fürst und Volk, beseitigen, und es steht zu erwarten, daß sie, in nächster Zukunft, beseitigt werden dürften.

Mehrere andere deutsche Staaten bestreben sich, dies Beispiel zu befolgen. Sachsen, Kurhessen, Braunschweig, Oldenburg, selbst Meklenburg, wo, zum Erstaunen aller zivilisirten Völker, bis jetzt noch das System der Leibeigenschaft bestand, arbeiten auf gleichzeitige Verbesserung ihres politischen und gesellschaftlichen Zustandes hin.

Ein herzerhebendes Beispiel, ein nachahmungswürdiges und auf jeden Fall nie genug zu empfehlendes

Beispiel gewährt Fürsten und Völkern der edle Bernhard Erich Freund, Herzog von Sachsen-Meinungen. Er wendet sich unmittelbar an die Seinigen, ermahnt sie zur Ruhe, zur Ordnung, zur Eintracht, zur strengen Befolgung der Gesetze: er fordert sie zugleich auf, ihm ungesäumt ihre Wünsche auf dem Ordnungswege vorzutragen, die, falls sie im Interesse der Gesammtheit sind, er zu erfüllen nicht zögern werde. — Das ist die Sprache eines wahren Vaters seiner Angehörigen, eines wirklichen Menschenfreundes, und, im wahren Sinne des Wortes, eines deutschen Fürsten.

Preussen scheint berufen, eine große Rolle zu spielen. Kein Land hat gegründetere, sicherere Hoffnungen, in vollem Maße die Wohlthaten der Zivilisation zu genießen, ohne zuvor gewissermaßen genöthigt zu sein, die Schreckenserfahrungen einer Revolution zu machen. Der König hat ihm dem Zeitgeist angemessene Institutionen versprochen, und der König ist Mann von Wort. Die Arbeiten, welche die Grundlegung, die Vorbereitung und Prüfung derselben erforderte, waren schwer; aber sie nahen sich ihrem ihrem Ende, und dürften bald in Ausführung gestellt werden.

Die preussische Regierung ist immer fortgeschritten mit der Zeit, mit der Nation. Sie hat auch ohne geschriebene Garantien gehandelt, als wenn diese beständen, und bei verschiedenen Anlässen, sowohl über ihre politische Haushaltung, als über mancherlei moralische und Verwaltungsmaßregeln, hat sie öffentliche Rechenschaft abgelegt.

Sie hat sich nie bemüht, die Entwickelung der

Verstandeskräfte zu beschränken. Sie hat nie die Gerechtigkeit gezwungen, parteiisch (folglich ungerecht) im Interesse der beherrschenden Gewalt zu sein. Sie hat im Gegentheil mit eben so großer Geschicklichkeit als Ausdauer alle ihr zu Gebote stehende materielle Kräfte zur Beförderung des allgemeinen Besten verwendet.

Alle regierende Familien Deutschlands, die nie geradezu, wie Karl X, gegen die lebendigen Interessen ihrer Angehörigen sich verschworen, die nie die Gesetze ihrer Länder mit Füßen getreten, sind ihren Völkern lieb und werth, und zwar von Vater auf Sohn. Eine Macht, die von Geburt und Alterthum sich herschreibt, ist dem Deutschen so zu sagen heilig. Er widmet ihr einen Kultus der Verehrung, den selbst verübte Ungerechtigkeiten nicht ganz aus seiner Seele vertilgen können.

Mit einem Worte, es existiren in Deutschland alle Elemente der Freiheit, der Ordnung, der Gesetzlichkeit, die aus ihm ein anderes England machen können, jedoch ohne die Mißbestände und Gebrechen der Verfassung dieses letztern.

Wie verschieden, wie schrecklich anderseits ist die Lage der pyrenäischen Halbinsel. Die Regierungen Ferdinands VII und Miguels können nicht Dauer haben, weil sie mit der Vernunft gradezu im Widerspruch stehen, weil sie Menschheit, Ehre, Ordnung, öffentliche Tugend verletzen. Früher oder später werden diese Regierungen nicht allmälig, oder durch ruhige, gesetzliche Uebereinkünfte modifizirt, sondern gewaltsam gestürzt werden. Ein solches unvermeid-

liches Schicksal liegt in ihrer eigenthümlichen Organisation.

Sie haben bisher ihre Gewalt auf eine Weise mißbraucht, die alle Ausgleichung unmöglich macht. Eine entsetzliche, blutige Rückwirkung wird dort alle Schritte der nothwendigen Reform bezeichnen.

Die Nation, von welcher ein großer Theil noch in tiefer Barbarei schmachtet, während ein anderer aufgeklärt und unterrichtet ist, fühlt nicht übereinstimmend das Bedürfniß schützender Institutionen. Es gibt noch ganze Bevölkerungen, die, in Folge priesterlicher Vorspiegelungen, die Wohlthaten der Aufklärung, der Freiheit, der Gesetzlichkeit eben so sehr verabscheuen, als die Pest, und die nur Zeit und Erfahrung allmälig eines Bessern belehren können.

Aber Ferdinand und Miguel haben sich so raffinirt treulos, so absolut übelwollend gezeigt, sie haben Spanien und Portugal so vollkommen zu Grunde gerichtet, sie haben so sehr alle Existenzen bedroht, daß ihre Unterthanen, wie verschiedener Meinung sie auch sein mögen, dennoch vollkommen einverstanden sind in dem Hasse, in der Verachtung ihrer Tirannen.

Sie werden, sie müssen fallen, sobald eine bewaffnete Hand sich gegen sie erhebt, und die Armee, die sie Hungers sterben lassen, wird nicht zuletzt gemeinschaftliche Sache mit denen machen, die ihr keine bessere Zukunft zusichern können.

Man behauptet, Ferdinand VII wolle Spanien, aus eigenem Antriebe, eine monarchische Konstitution geben. Was soll das heißen? Welche Eide könnte er noch schwören, die er nicht schon gebrochen? Welche Garantien könnte er gewähren, gegen die er nicht

schon im Voraus sich verschworen? Welches kann, welches muß nun sein Schicksal sein, wenn er unterliegt? . . . . . .

Frankreich hat sich überzeugt und bewiesen, daß jede freisinnige Konstitution mit dem ältesten Zweige der Bourbonen unmöglich ist. Und doch war Karl X ein Philosoph im Vergleich mit Ferdinand VII. Er war redlich, freisinnig, gerecht, Mann von Wort, menschlich, sparsam, gefühlvoll, scharfsichtig in Vergleich mit diesem — König von Spanien.

Könnte die spanische Nation einen Sohn des Königs der Franzosen auf ihren Thron erheben, würde eine solche Wahl ihren Bedürfnissen vielleicht am entsprechendsten sein. Aber die Frage ist, ob Ludwig Philipp I eines seiner Kinder einer solchen Prüfung preisgeben möchte.

Eine lange Anarchie ist, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Spanien und Portugal bevorstehende Zukunft. Diese Anarchie wird sehr traurig, sie wird entsetzlich sein; aber wenigstens wird sie Männer bilden, während die jetzt in der Halbinsel herrschende monarchisch-theokratische Anarchie sie vernichtet. Jene muß die Elemente bürgerlicher Gesellschaften wiedererzeugen, welche diese alterirt und zerstört. Wenn diese Revolution vollendet ist, wird sie Frankreichs Ruhe auf der Seite der Pyrenäen sichern, ohne ihm in Spanien einen nützlichen Bundesgenossen zu geben.

Wir brauchen, in Bezug auf Frankreichs Gegenwart und wahrscheinliche Zukunft, die entfernteren Mächte, wie Rußland, Schweden und Dänemark, nicht besonders in Rede zu stellen. Oesterreich selbst steht mit ihm nicht in unmittelbarer Berührung, und

ist vielleicht durch seine innere Verwaltung gesichert genug, um von dem Einflusse des französischen Genies nichts zu besorgen zu haben.

Es ist möglich, daß das in den k. k. Erbstaaten vorherrschende System sich noch mehrere Jahre erhalte, daß der Gedanke in ihnen noch eine ganze Generation über in den vorgeschriebenen Schranken verharre, während er in allen benachbarten Ländern Riesenschritte macht. Ein solcher Zustand der Dinge ist gewissermaßen den vier Millionen eigentlicher Oesterreicher vollkommen entsprechend, die mit einer unläugbaren materiellen Opulenz, und einer fast ausschließlichen Sorgfalt für die Landwirthschaft, eine große Ehrfurcht für Privilegien und Privatrechte, überhaupt alles Bestehende, verbinden.

Die österreichischen Bauern sind zufrieden, österreichische Bauern zu sein. Sie verlangen nichts weiter, und man würde Unrecht haben, sie durch theoretische Vorspiegelungen ihrer materiellen Zufriedenheit zu entreissen. Ihre gnädigen Herren bleiben noch lieber und unbedingter gnädige Herren. Das begreift sich leicht. Der Ueberrest der Nation, der sogenannte Mittelstand, wird selten oder nie in Rede gestellt. Ahmen wir dies Beispiel nach, um so eher, da wir selbst über diesen Punkt nicht viel zu sagen haben möchten.

Der Fürst von Metternich hat bisher Europa nach Oesterreich und Böhmen beurtheilt. Seiner Voraussetzung zufolge hielten die übrigen Völker eben so wenig auf Freiheit, als die, welche er unmittelbar vor Augen hatte. Dieser Irrthum hat die furchtbaren Zuckungen der neuern Zeit veranlaßt. Wahrscheinlich

hat der Fürst jetzt die Ueberzeugung gewonnen, daß es unmöglich sein würde, dem Menschengeschlecht noch einmal das unschätzbare Gut der Freiheit durch das Recht der Eroberung zu entreissen. Er scheint das auch vollkommen begriffen zu haben, was durch sein Streben zur Erhaltung des Friedens beurkundet wird ....

Italien nähert sich einer Krisis, die früher oder später eine ähnliche Explosion erzeugen wird, wie die in Frankreich im Juli d. J. Die meisten Regierungen dieses Landes entsprechen weder den Bedürfnissen der Zeit, noch der regierten Nationen. Unter dem Schutze der österreichischen Waffen, haben sie bisher mancherlei Mißbräuche und Ungerechtigkeiten zu erhalten sich bemühet.

Zu Neapel sind alle schirmenden Garantien, welche der regierende König, als Prinz von Kalabrien, feierlich beschworen, mit einem Schlage vernichtet, alle Reformen, alle Verbesserungen auf lange Zeit unmöglich geworden. Man hat die Vertheidiger der Nationalrechte eingekerkert, verbannt, hingerichtet. Ein trauriges System hat alles Vertrauen, alle Gesetzmäßigkeit in dem unglücklichen Königreich beider Sizilien vernichtet.

Schaudererregende Greuelszenen sind in diesem Lande im Namen der Gerechtigkeit, im Namen der Religion verübt worden. Der entsetzliche Prozeß Mattei's ist bis jetzt nur unvollständig bekannt. Aber bald dürften alle diese Verbrechen an das helle Tageslicht befördert werden, und welches würde dann die Rache eines, auf so barbarische Weise seit mehreren Jahren mißhandelten Volkes sein? Wer den

neapolitanischen Karakter kennt, erbebt bei dem bloßen Gedanken der Möglichkeit einer Reaktion.

Der krankhafte, hinfällige Zustand des regierenden Monarchen scheint uns ein wirkliches Erhaltungsmittel der neapolitanischen Bourbonen.*) Besteigt sein Sohn den Thron, frei von Verrath, gesteht er der lange hintergangenen Nation die Freiheit zu, welche so viele feierliche Schwüre ihr garantirt haben, dürfte es alsdann noch im Interresse Oesterreich sein, ihn daran zu verhindern?

Wir glauben es nicht, und zwar aus dem Grunde, weil wir nicht voraussehen, daß ein solches Unternehmen von Erfolg gekrönt sein, daß es im Gegentheil die eigene Sicherheit der dazwischentretenden Macht kompromittiren würde. Frankreich könnte eben so wenig einen solchen Schritt gegen Neapel als gegen Belgien dulden. Seine Heere würden abermals in den Ebenen der Lombardei erscheinen, und den österreichischen Armeen, welche man nach Neapel gesendet, wäre der Rückzug abgeschnitten.

Aber nicht in Neapel allein würde der Boden erbeben. Alle Regierungen der subalpinischen Halbinsel (mit alleiniger Ausnahme vielleicht jener von Toskana) haben mehr oder minder heftige Gährungen zu befürchten.

Das Streben des Herzogs von Modena ist bekannt. Sein Haß gegen alle Aufklärung und Wissenschaft, in dem Lande Muratori's und Tiraboschi's, hat die Modeneser in ihrem alten Rufe verletzt. Man denke sich den König von Sardinien als Beherrscher von Genf, und man kann sich einen Begriff machen von der Anhänglichkeit der Modeneser für ihren Herzog.

*) Der König ist bereits am 9. Nov. 1830 mit Tode abgegangen.

Ausserdem gibt es beinahe keine Familie in diesem Lande, die nicht auf die eine oder die andere Weise in einem oder mehreren ihrer Glieder verletzt worden.

Die Regierung des Vatikans hat sich, seit ihrer Restauration i. J. 1814, durch eine so zynische Nichtachtung aller Gesetze, aller Formen ausgezeichnet, und das mit einer Beharrlichkeit, die selbst neben der des Jesuiten-Musterkönigs in Portugal einzig in ihrer Art erscheint. Sie macht sich ein Spiel, eine Art Zeitvertreib daraus, alle Traditionen des Rechts, der Vernunft zu verspotten, die Urtheilssprüche der von ihr selbst eingesetzten Gerichte willkührlich zu alteriren, zu vernichten. Sie untersagt oder verordnet neue Prozeduren, vertagt die Entscheidungen von Generation zu Generation, entbindet das Eigenthum von hypothekarischen Verpflichtungen, kraft der Löse- und Bindeschlüssel, und das Alles ohne Ueberlegung, blos nach Gunst oder willkührlicher Laune.

Auch im Kirchenstaate gibt es vielleicht nicht eine angesehene Familie, von der nicht mehrere Mirglieder Verfolgungen ausgesetzt gewesen, nicht ein Vermögen, das nicht durch Habgier oder Rachsucht einer theokratischen Oligarchie bedroht worden.

Die piemontesischen Staaten, die mehr als alle übrigen Italiens der Fortschritte der Vernunft sich erfreuen, in denen die Erinnerungen einer freisinnigen Verwaltung noch frisch und lebendig sind, haben eine Gegenrevolution erduldet, die weder die fortschreitende Vervollkommnung, noch irgend eine Idee unsers Jahrhunderts verschont hat.

Die Ursache davon ergibt sich von selbst. Die Jesuiten haben alle Gewalt des Staats, der Kirche, des

öffentlichen Unterrichts an sich gerissen. Die Mittelstände bedrückende und demüthigende Vorrechte sind dem Adel zugestanden worden. Zeitungen, Bücher, überhaupt der gedruckte Gedanke, sind verpönt, und werden auf den Grenzen von der Mauth als Contrebande konfiszirt; und die Verwaltung, welche die menschliche Vernunft fürchtet, befragt sie selbst nicht mehr.

Ihr staatswirthschaftliches System, ihre Eingangs- oder Ausgangs-Verbote sind in einem so hohen Grade abgeschmackt, daß sie zum Lachen reizen dürften, bedrückten sie nicht auf alle nur denkbare Weise nicht allein die Nation, sondern auch die benachbarten Staaten. Darum auch ist das Mißvergnügen, wenn gleich bis jetzt geheim, dennoch allgemein. Ein Funke in dieses nach allen Seiten offene Pulvermagazin, und die Explosion ist unvermeidlich.

Das sind die Nachbarn, welche Frankreich umringen; das sind die Völker, auf welche sein Beispiel von jeher einen mächtigen Einfluß ausgeübt, auf die es ihn auch künftighin ausüben wird, und die, allmälig für die Freiheit reifend, eben so sorgsam auf des Friedens Erhaltung hinarbeiten werden, haben sie erst der schützenden Institutionen sich versichert, mit deren Hilfe Frankreich einer bisher nie gekannten Größe, Aufklärung und Opulenz zustrebt.

Es gibt, den Gestaden Frankreichs gegenüber, ein anderes mächtiges Volk, dessen wir noch nicht gedacht, und das man bisher immer als einen Nebenbuhler, als den Erbfeind der französischen Nation betrachtete, die es ihm nie verzeihen konnte, ihr zwei-

mal die Bourbonen aufgedrungen zu haben; deren endlichen und unwiderruflichen Sturz jenes Volk jetzt aber mit seinem Beifallsgeschrei begleitet.

Ganz England hat mit Enthusiasmus seine Sympathie, seine Theilnahme bewiesen, als Frankreich in den letzten Julitagen das Joch eines entehrenden Despotismus abwarf, und zwar aus dem alleinigen Grunde, weil dies Begeben schön und bewunderungswürdig, nicht weil es Großbritannien nützlich war. Man konnte in diesem letzten Betrachte selbst das Gegentheil sagen. Es stört seine frühere Politik, und verleihet seinen Allianzen, seinen Entwürfen eine sehr bemerkliche Ungewißheit. Denn man kann es nicht abläugnen, daß die englische Diplomatik, mit ungeheuern Kosten, den Zustand der Dinge herbeigeführt, den das französische Volk jetzt auf immer beseitigt hat.

Alte Gewohnheiten, deren Ursprung, deren Beweggründe sich nicht leicht entdecken lassen, hatten den Briten bisher Oesterreich als ihren unumgänglichen, als ihren vorzüglichsten Bundesgenossen betrachten lassen. Sie schienen also dem rückgängigen System geneigt zu sein, während ihre Konstitution, ihre Gesinnungen, ihre Wünsche, ihre Interessen sie an das fortschreitende System banden.

Aus Achtung gegen England, und in dem Verlangen, seiner festen Allianz sich zu versichern, hat Frankreich vermieden, sich auf irgend eine Weise in die politischen Angelegenheiten der Niederlande zu mischen. Aus denselben Beweggründen wird es auf eine gleiche Weise sich auch gegen Italien benehmen, so lange diese Länder sich selbst überlassen bleiben,

und eine andere Macht sie nicht in ihren innern Händeln mit einem bewaffneten Dazwischentritt bedroht.

Ein gleiches Interesse für den Frieden, die Freiheit, die Unabhängigkeit der Nationen kann die Vermittelung der beiden aufgeklärtesten Kabinette Europa's in einem hohen Grade wirksam machen. Je mehr sie die wahrscheinliche Bestimmung des menschlichen Geschlechts in reifliche Beachtung stellen, um so mehr werden sie sich überzeugen, daß ihre Interessen, wie ihre Wünsche, übereinstimmend sein müssen.

Reise nach den Goldgruben von Potosi.

Einer der neuesten britischen Reisenden in Südamerika, Namens Temple, gewesener Hauptmann in einem spanischen Dragoner-Regiment, beschreibt seine Irrfahrten auf eine eben so angenehme als unterrichtende Weise. Genaue Kenntniß der spanischen Sprache machte ihn bald mit den Sitten des Landes bekannt. Seine Andeutungen tragen den Stempel der Wahrheit und Unparteilichkeit.

Der Minenverein von Peru war, ihm zufolge, die 999ste Unternehmung des an Entwürfen jeder Art so reichen Jahres 1825. Temple wurde als Minen-Sekretär nach Potosi geschickt. Er verließ London mit dem Direktor des Unternehmens, Freiherrn von Zeltritz, und einem jungen Mineralogen. Sie reiseten in in einer schönen Kutsche, mit der sie sich zu Portsmuth auf der Brick „Frölich“ einschifften.

Bei ihrer Ankunft zu Buenos-Ayres mußten sie ihre bequeme Karosse gegen eine Galera, oder eine Art Leiterwagen, vertauschen. Zwei andere Fuhrwerke wurden mit dem Gepäck beladen, und jeder Wagen wurde von vier Pferden gezogen. Der Reisende entwirft folgendes Bild von den Peones oder Postillonen, die zugleich mit Schaufeln und Aexten versehen waren, um den Weg zu bahnen, wo er unbefahrbar ist. „Dick behaarte Köpfe, ein durchlöcherter Hut auf dem linken Ohr, in Lumpen zerfallende Kleider, und lange Spornen an den nackten Ferſen. Mit beſtändig geſchwungener Peitſche halten ſie ihre Pferde in Galopp auf Wagen, wo man in andern Ländern Hals und Bein zu brechen beſorgen würde. Dabei haben ſie ein ſo ſelbſtgenügliches Anſehen, und werfen ſo ſtolze Blicke auf den Reiſenden, als erwarteten ſie, daß er ſich in Lobeserhebungen über ihre Geſchicklichkeit erſchöpfen ſolle.“

Es iſt überflüſſig, den Diſtelwald zu beſchreiben, der auf eine Strecke von mehr als dreißig Stunden die Pampas oder Ebenen von Buenos-Ayres überdeckt. Hinter demſelben folgen unüberſehbare Triften, auf denen man nicht einen Stein, nicht einen Baum, nicht einen Hügel bemerkt. Nur hier und da ſieht man zahlreiche, den Gauchos (Hirten von ſpaniſcher Abkunft) gehörige, Heerden, die von Zeit zu Zeit den ermüdend-einförmigen Anblick dieſer fetten Weiden unterbrechen.

Die Reiſenden legten drei bis vier Stunden in einer Stunde Zeit, und täglich ungefähr vierzig Stunden Weges zurück. Obgleich die Hitze bis auf neunzig

Grad Fahrenheit (sechsundzwanzig Grad Réaumur) stieg, waren die Peonen dennoch nicht ermüdet.

Man rechnet von Buenos-Ayres bis Cordova hundert und drei undachtzig Stunden. Die Entfernung würde um ein Drittel weniger betragen, wären ordentliche Wege angelegt. Aber darum hat sich die spanische Regierung nie bekümmert. Sie war nur darauf bedacht, aus ihren Kolonien so viel Gold und Silber als möglich zu beziehen.

Cordova befand sich ehemals unter Verwaltung der Jesuiten, und selbst jetzt ist der Einfluß der Priester in dieser Stadt noch sehr groß. Die Inquisition hatte hier alle Bücher verboten, mit Ausnahme der gewöhnlichen römisch-katholischen Gebetbücher. Auch seit der Beseitigung dieser Maßregel hat sich die Leserzahl nicht vermehrt, und Temple sah, auf einer Strecke von zweihundert Stunden, nicht ein einziges Buch. Die ehemalige Regierung stellte dem Unterricht alle nur erdenkliche Hindernisse entgegen. Mehrere angesehene Einwohner von Venezuela bewarben sich bei Karl IV um die Erlaubniß, ein Kollegium begründen zu dürfen; aber der Rath von Indien stellte Sr. Majestät so eindringend die Mißbräuche vor, welche die Unterrichtung Amerika's nach sich ziehen würde, daß das Gesuch der Bittsteller ohne weiteres abgelehnt wurde.

Statt den Zustand der Kolonien zu verbessern, bemühete sich die Regierung vielmehr, alle Verbindungen zwischen den Provinzen zu unterbrechen, um sie zu verhindern, ihr gegenseitiges Elend zu vergleichen, und auf die Mittel zur Verminderung desselben zu sinnen. Es gibt in Südamerika weder Wege,

noch Brücken, noch selbst Fähren, um über die Flüsse zu setzen. Temple überschiffte den Santiago auf einer Balsa.

„Dies sonderbare Fahrzeug, sagt er, besteht aus einer getrockneten Ochsenhaut. Man bindet von den vier Enden je zwei zusammen, wirft diese Haut in's Wasser, setzt sich oder stellt sich hinein, und überläßt sich sodann der Fluth, die bis auf einen oder anderthalb Zoll vom Rande der Balsa reicht. Ein Peon stürzt sich nun in den Strom mit den Worten: „Gaade uns!“ und nachdem er den Reisenden gefragt: ob er bequem eingerichtet sei (esta vuestra merced bien?), ergreift er die Haut und schwimmt dem entgegengesetzten Ufer zu, das er gewöhnlich ohne Unfall erreicht.“

Auf solche Weise setzt man über die Ströme in diesem Lande, bereits seit länger als 200 Jahren, ohne auf ein anderes Mittel zu sinnen. So auch wurde alles Gold und Silber von Peru nach Buenos-Ayres geschafft. Man hat nie daran gedacht, Land-Straßen zu erbauen, oder den Pilcomayo schiffbar zu machen, der in Potosi entspringt, eben so wenig als mehrere andere Flüsse, die aus Peru kommen, und sich in den Paraguay ergießen.

Die Stadt San Miguel del Tucuman liegt in einer ausserordentlich fruchtbaren Ebene, die Getreide, Reis, Tabak, Zuckerrohr, Früchte und Gemüse jeder Art in Ueberfluß erzeugt. Die fetten Weiden sind mit zahlreichen Hornvieh-, Pferde- und Maulthierheerden überdeckt. Die sechs Stunden von der Stadt entfernten Wälder liefern das beste Bauholz, und haben viele seltene Holzarten. An den Abhängen

der Berge blühen Apfelsinen und Granatbäume. Die Gipfel erzeugen die gewürzreichsten Kräuter.

Der Reisende kaufte zu San Miguel ein Paar Stiefeln, die noch einfacher sind, als die Balsas. Sie sind, ausser der Sohle, von einem einzigen Stück. Man löset nämlich von den Hinterbeinen eines Pferdes, auf eine Höhe von zwölf Zoll, das Fell ab, schabt und trocknet es, indem man es von Zeit zu Zeit über den Fuß zieht, um ihm die Form desselben zu geben. Man nennt solche Stiefeln Bodas de potro. Sie sind sehr leicht und so geschmeidig als ein Handschuh. Die Pferde sind dort so häufig, daß die Kosten, sie beschlagen zu lassen, bedeutender sind, als der Preis des Pferdes.

Nichts läßt sich vergleichen mit der Gastfreundschaft der Bewohner dieser Provinz. Obgleich die Revolution mehrere große Eigenthümer zu Grunde gerichtet, stehen ihre Häuser doch immer den Reisenden geöffnet. Don Jose Torres hatte von 3000 Stück Rindvieh nur noch acht Kühe übrig behalten; alle andern hatte der Krieg verschlungen. Indessen war sein Silberreichthum noch sehr bedeutend. Seine Gattin, obgleich jung und schön, war am Tage zurückstoßend schmutzig, am Abend zur Tertulia oder Versammlung aber sehr zierlich gekleidet.

Auch das Eigenthum des Marquis Otavi, der aus allen Kräften die Sache der Unabhängigkeit unterstützte, wurde mehrmals geplündert. Er hatte vor der Revolution über 30,000 Stück Hornvieh. Temple fand ihn in einem durchaus nackten Saale, auf einer hölzernen Bank hinter einem Tische sitzend. Als er neben ihm Platz genommen, breitete ein Peon

ein schmutziges Tischtuch aus, ein anderer trug mehrere silberne Schüsseln auf. Die Mahlzeit bestand aus einem Gericht von Hammelfleisch, Kartoffeln, Zwiebeln und jamaischem Pfeffer, welches man Chupé nennt, aus Coteletten und einem großen Silberbecher voll — Wasser. Auf solche Weise beköstigen sich die höchsten Stände in Peru.

Nur eine Wittwe zu Potosi, Namens Dona Juliana, ihrer Wohlthätigkeit wegen la buena cristiana (die gute Christin) genannt, machte davon eine Ausnahme. Temple war bei ihr eingeladen, und befand sich in Gesellschaft mit einem Pfarrer und einem Dominikaner. Sie wurden bei Tische bedient durch eine Matrone, einen peruanischen Diener, drei Mägde und eine schöne Negersklavin. Die Schüsseln wurden eine Stunde lang ohne Unterbrechung gewechselt. Alle Geräthe waren von massivem Silber. Mehrere Gerichte wurden für die Armen bei Seite gestellt, die sich jeden Tag um zwei Uhr Nachmittags einfanden und reichlich beköstigt wurden. Es war ein sonderbares Schauspiel für einen Europäer, alle diese Bettler aus silbernen Schüsseln und mit silbernen Gabeln essen zu sehen, ohne daß man es für nöthig erachtete, sie nur im mindesten zu bewachen.

Brod ist in dieser Gegend eine Seltenheit. Temple bat eines Tages einen Adelichen, ihm ein Stückchen zu geben. „Brod!“ rief dieser mit dem Ausdruck der Verwunderung, „Brod ist hier ein durchaus unbekannter Luxusartikel.“ Dagegen trugen seine Frau und seine Kinder Halsbänder von feinen Perlen, und schöne Diamantringe.

Ueberhaupt schmachten die Bewohner dieses eben

so reichen als fruchtbaren Landes in großem Elend. Die meisten Häuser sind irländischen Erdhütten ähnlich, und mit Allem was in und an ihnen ist, nicht 20 Piaster (50 rhein. Gulden) werth. Die ganze Provinz Tucuman, vielleicht die herrlichste und ergiebigste Gegend der Erde, gleicht einer Wüste, in welcher sich nur hier und da einige Städte erheben. Der General Alvear war der vierte Reisende, dem Temple auf einer Strecke von 400 Stunden, seit seiner Abreise von Buenos-Ayres, begegnete. Nur fünf oder sechs Stunden von der Hauptstadt erblickt man einige zerstreute Hütten.

Satta ist 433 Stunden von Buenos-Ayres entfernt. Von dort aus kann man mit Fuhrwerken nicht weiter gelangen, und muß sich der Maulthiere bedienen. Temple erhielt die Nachricht, daß 38 Personen mit Provisionen jeder Art von England abgegangen, und daß sie zu Arcia, in Unter-Peru, landen sollten. Er nahm die Post, um 170 Stunden von Potosi mit der bolvianischen Regierung zu unterhandeln.

Seine Reise gewann nun einen andern Anstrich. Er hatte hohe, steile Berge zu überklimmen, und sah, ausser den Posthäusern, keine menschliche Wohnungen mehr. Das tiefe Schweigen dieser einsamen Gegend wird nur durch der Guamacos wildes Geschrei unterbrochen. Man findet die ersten Thiere dieser Gattung, so wie das gelehrige Lama, das Lasten von 70 bis 80 Pfund trägt, nebst den Schafkameel und dem Alpaka, von derselben Race, auf dem Gebiet der alten Inkas. Nachstehende Stelle kann einen Begriff geben von den Schwierigkeiten, die man zu überstei-

gen hat, um von Buenos-Ayres nach Peru zu gelangen.

„Wir hatten Nachmittags den höchsten Berg zu übersteigen, den ich je gesehen. Als wir zwei Stunden lang emporgestiegen waren, blieb das voranschreitende Maulthier, das unser Gepäck trug, an der gefährlichsten Stelle plötzlich stehen. Die Zeit verstrich; es machte keine Anstalt, weiter zu gehen. Da der Fußweg zu schmal war, um es abzuladen, mußten wir entweder hier bleiben, oder das Thier in den Abgrund stürzen. Auf der einen Seite ragte ein überhängender Felsen empor, und bildete eine Art Höhle; auf der andern öffnete sich eine tiefe Schlucht. Wäre ein Reisender oder ein Kourier uns entgegengekommen, wir hätten weder vor- noch rückwärts gekonnt. Schon neigte sich der Tag, als das Maulthier sich wieder in Gang setzte. Es verschnaufte sich alle hundert Schritte, so daß wir erst in zwei Stunden den höchsten Uebergangspunkt erreichten. Ich hätte gern absteigen mögen; aber der Felsen zur Rechten und der Abgrund zur Linken machten es unmöglich.

„Ein anderes Mal, beim Uebergang des Gebirgs von Tarija, machte ein Maulthier einen falschen Tritt, und rollte sogleich von Felsen zu Felsen der Tiefe zu.

„In den Steigbügeln stehend, den Kopf auf meines Pferdes Ohren gesenkt, das vor Entsetzen am ganzen Leibe zitterte, sah ich das arme Thier mit immer größerer Schnelle dem Abgrunde zurollen, in den es mit all' unsern Lebensmitteln verschwand."

Einige Tage nachher verlor er ein schönes Pferd, das er zu Potosi gekauft, und das im Galopp einer

Heerde wilder Rosse zueilte, welche es aus der Ferne gewittert. Es trug einen Mantelsack, in welchem sich, neben andern Gegenständen, hundert schwere Piaster befanden.

Die Postillone von Tucuman legen von Sonnen-auf- bis Untergang gewöhnlich 30 Stunden Weges zurück. Sie sind von mittlerem Wuchs, aber sehr stark. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in Mais und Kartoffeln, und wenn sie keine Chica (eine Art Bier, der Nektar der Indier) haben können, trinken sie reines Wasser. Mit der Verpflegung in den Posthäusern ist es übel bestellt.

„Bei meiner Ankunft auf der Post forderte ich zu essen. No hai sennor! (es ist nichts da, Herr!) sagte der Wirth. — „Wenigstens doch Kartoffeln.“ — No hai sennor! — „Oder Milch.“ — No hai sennor! — „Nun, zum Teufel, was habt Ihr denn?“ — No hai nada sennor (nichts, gar nichts, nicht das Geringste)! — Man kann sich denken, wie ergötzlich das für einen hungrigen Reisenden ist. Die Worte: no hai nada, bezeugen das ganze Elend dieser armen Leute. Ihre zerlumpten Kleider, ihre traurigen Wohnungen geben übrigens davon den sprechendsten Beweis.

Zwei Tage nach dieser Unterhaltung wurden die Wege besser. Man näherte sich einer großen Stadt. Die Berge verloren nach und nach ihren wilden Anblick, und der Reisende sah ganze Züge von Lama's und Eseln sich durchkreuzen. Sie gingen entweder mit Früchten, Gemüsen, Holz und Mehl beladen zur Stadt, oder sie kamen von daher. Indier, sowohl

Männer als Frauen, trugen Lebensmittel. Alles gewann ein belebtes, freundliches Ansehen.

Ein ungeheurer Spitzhügel, von dunkler Farbe, zeigt sich plötzlich. Es ist der Potosi. Die Stadt desselben Namens liegt ungefähr eine halbe Stunde vor ihm. Der Gipfel des Berges ragt bis auf 16,980 Fuß über den Ozean empor. Die Stadt liegt 2720 Fuß niedriger, also ungefähr auf derselben Höhe, als der Gipfel des Rosa, des höchsten Berges in den Schweizeralpen, und nur 510 Fuß niedriger als der des Mont-Blanc.

Temple hielt diese Stadt für den am höchsten gelegenen bewohnten Ort auf der Erde. Alexander von Humboldt hatte früher als solchen die Meierei Antisana bezeichnet, die noch über tausend Fuß niedriger liegt. Aber man weiß jetzt, daß alle Städte an den Ufern der Sutledge, im Himalaya, bei 15,000 Fuß überm Meere erhaben sind. Man weiß auch, daß selbst in der Kordillera der Anden der Schimborasso nicht der höchste Berg ist, sondern der Illimani, der sich, nach Pentlands Messungen, noch 350 Fuß (also bis auf 22,150 Fuß überm Meere) über den ersten erhebt *).

Ein zweiter, aber viel kleinerer Spitzberg, von den Indiern „das Kind des Potosi" genannt, befindet sich in der Nähe der Stadt, und ist ebenfalls metallreich.

Man hat mehr als 5000 Bocas minas (Minenöffnungen) in den großen Spitzhügel gegraben. Es ist

*) M. s. Ueber die absolute Höhe der vorzüglichsten Gipfel in der Kordillera der peruanischen Anden; III. Theil, S. 91 u. f. dieses Jahrgangs der Bibliothek.

nicht möglich, einen genauen Begriff zu geben von diesen Minen. Seit ihrer Entdeckung bis auf den heutigen Tag, hat man sie ohne bestimmte Regel, ohne Umsicht ausgebeutet. Die meisten derselben kann man nur auf allen Vieren kriechend besuchen.

Vor der Revolution waren 40 Ingenios (Laboratorien oder Schmelzöfen) im Gang, die wöchentlich im Durchschnitt 8000 Mark reines Silber lieferten. Die Ausbeutung der Minen hat seitdem sehr gelitten. Man hat die Maschinen zertrümmert und die Ingenios geplündert. Die Minen selbst sind größtentheils mit Wasser oder Schlamm angefüllt. Fast alle Eigenthümer sind genöthigt gewesen, sie zu verlassen. Gegenwärtig bestehen nur 15 Ingenios, die wöchentlich höchstens 1500 Mark Silber liefern können.

Eine von dem Reisenden zu Potosi entdeckte Handschrift setzte ihn in den Stand, mehrere Irthümer des Abbé Raynal und des Freiherrn von Humboldt zu berichtigen. Es scheint danach, daß in dem Zeitraum von 1564 bis 1641 beständig 15,000 Indier in den Minen Potosi's beschäftigt waren, und daß man 15,000 Lamas und eben so viel Esel zum Erztransport brauchte.

Während Temple eine oder zwei Bocas minas, mit Hilfe zweier Indianer, ausbeutete, denen er täglich zwei Schelling (1 rh. Gulden 12 Kr.) zahlte, stellte Zettritz Nachforschungen an über die Minen von Pans, südlich vom Titicacasee, welcher 80 Stunden im Umfange hat, und 12,760 Fuß überm Meere ist. Man behauptet, daß bei Eroberung des Landes durch die Spanier, die Peruaner eine ungeheure Menge Gold und Silber darin versenkten. Cusco und

La Paz, die ganz in der Nähe liegen, waren in der That die Residenzen der Inkas.

Im 17. Jahrhundert fand man, ungefähr eine Stunde von La Paz, auf offenem Felde einen Goldklumpen, für welchen der Vizekönig 11,269 Piaster (28,172 rh. Gulden) bezahlte, und den er, als eine naturhistorische Seltenheit, nach Madrid schickte, wo Ferdinand VII ihn jetzt wahrscheinlich eingeschmolzen haben wird, um seine Freiwilligen zu besolden. Man behauptet, daß dieser Goldklumpen durch einen Blitzstrahl vom Illimani, an dem sehr reiche Minen sind, losgerissen worden. Man findet auch in dem Titicacasee, der an seinem Fuße ist, viel gediegenes Gold. Seit man einige goldene Gefäße aus dem See gefischt, hat sich eine Gesellschaft gebildet, welche ihn abzuleiten und vollkommen trocken zu legen entschlossen ist.

Die allgemeine Lage der Schichten und die mineralogischen Karaktere der Höhen von Pano, von denen die von Laycaycota, ihres Reichthums wegen, die berühmteste ist, sind dieselben, wie die der Minen Mexiko's, Real del Monte's, Bolano's, Guanaxuata's, Ungarns und Siebenbürgens.

Der unglückliche Salcedo hatte eine Mine am Laycaycota, die in einem Jahre einen Ertrag von anderthalb Millionen Pfund Sterling (18 Millionen rhein. Gulden) abwarf. Um sich seiner Schätze zu bemächtigen, beschuldigte ihn die Regierung, auf ächt türkische Weise, des Verraths, und ließ ihn hinrichten.

Ein anderer Spanier, Don Rodrigo, der ebenfalls sehr reich war, hatte ein ähnliches Schicksal. Man beschuldigte ihn, 1780 an der Verschwörung

der Peruaner Theil genommen zu haben. Er wurde nach Buenos-Ayres geschickt, wo er 20 Jahre im Kerker schmachtete. Er starb beim Ausbruch der Revolution. Alle seine Hausgeräthe, selbst die geringsten, (sogar Tische und Brunnentröge) waren von massivem Silber. In zwei oder drei Häusern zu Oruro fand man vor der Revolution eine ähnliche Opulenz.

Die Minen von Oruro sind jetzt mit Wasser angefüllt. Temple schätzt, daß es 20,000 Pfund Sterling kosten würde, sie auszutrocknen. Er rechnet zugleich, daß alle Kosten durch eine achtmonatliche Ausbeutung vollkommen gedeckt sein würden.

Die Stadt Potosi liegt auf sehr ungleichem Boden. Im Mittelpunkte ist ein geräumiger Platz. Die vorzüglichsten Gebäude sind das Stadthaus, die Schatzkammer, das Gefangenenhaus, und das zu Ehren Bolivar's errichtete National-Denkmal. Die Münze ist nach einem regelmäßigen Plan erbaut, und hat 1,148,000 Piaster (2,870,000 rhein. Gulden) gekostet. Sie ist sehr weitläufig. Die Straßen von Potosi sind besser unterhalten, als in irgend einer Stadt Südamerika's. Die meisten Häuser sind weiß angestrichen und ziemlich freundlich im Aeussern, aber nackt, traurig und schmutzig im Innern.

Die großen Vorstädte, welche ehemals von Indiern bewohnt wurden, sind jetzt verödet, und zerfallen immer mehr. Bald werden sie nur große Trümmerhaufen darstellen.

Das Klima von Potosi ist eben so unangenehm als ungesund. In Mitte des Tages wird man von der Sonnengluth erdrückt, während man im Schatten

oder während der Nacht es vor Kälte nicht ertragen kann. Das Land, auf mehrere Stunden in die Runde, gleicht einer Wüste.

Was gesellschaftliches Vergnügen anbelangt, so ist es zu Potosi unbekannt. Man kann höchstens mit zwei oder drei Familien Umgang haben, und besucht man sie Abends, so ist es um Mate (amerikanischen Thee) zu trinken, übles Guitarrenspiel zu hören und auf alle Fragen die Antwort si sennor oder no sennor, zu erhalten. Männer und Frauen sind in Wollenmäntel gewickelt, und sitzen längs der Wand auf einer Holzbank.

Die Kleidung der peruanischen Kreolinnen hat eine große Aehnlichkeit mit jener der Spanierinnen. Besucht man sie des Morgens, so findet man sie umwickelt mit einem alten Shwal, in schmutzigem Nachtgewande, mit durchlöcherten Schuhen, und unordentlich herabhängendem, fettem Haar. Sie bringen in diesem Anzuge den größten Theil des Tages zu, und hocken müßig in einem Winkel. Begegnet man ihnen dagegen am Abend auf der Promenade, so ist es unmöglich, sie wieder zu erkennen. Die Verwandlung der Larve in einen schönen Schmetterling ist nicht auffallender, als ihre Metamorphose. Durch verführerische Grazie und Zierlichkeit fesseln sie alle Blicke.

Wenn gegen Ende der Mahlzeit der Wirth, oder eine andere Person, dem Fremden zutrinkt, und ihm dasselbe Glas darreicht, um den Rest zu leeren, so wird das als ein Zeichen inniger Achtung und Freundschaft betrachtet. Man muß sich sehr hüten, das Glas da abzuwischen, wo des Andern Mund es

berührte. Ein solches Begehen würde eine große Beschimpfung sein. Ist es eine Dame, die zugetrunken hat, muß man seine Lippen unmittelbar gegen den Punkt richten, der von den ihrigen noch feucht ist, und das Glas bis auf den letzten Tropfen leeren.

Die Eingebornen Peru's sind stark, gewandt und im Stande die größten Mühseligkeiten zu ertragen. Sie laufen sehr schnell und lange, haben eine große Vorliebe für Musik, aber nur wenige Instrumente. Die melancholische Stimme, mit der sie ihre Jarawis oder Romanzen singen, steht in voller Uebereinstimmung mit ihrem furchtsamen Blick, und ihrer traurigen, niedergeschlagenen Haltung. Ihr Tanz hat denselben Karakter.

Das ist eine unvermeidliche Folge des Elends und der Knechtschaft, in denen sie mehrere Jahrhunderte gelebt haben. Sie fassen leicht Zutrauen und Anneigung für Diejenigen, von denen sie mit Güte behandelt werden. Auf seiner Reise wurde Temple immer sehr zuvorkommend und herzlich aufgenommen von diesen armen Leuten. Die Revolution hat ihnen die Freiheit wiedergegeben; aber sie haben eben so sehr durch die letzten Kriege gelitten, als ihre Vorfahren zur Zeit der Eroberung ihres Landes.

Während des Reisenden Aufenthalt in diesem Lande, wurde es von allen Gräueln der Anarchie verheert. Bei seiner Abreise von Potosi erfuhr er, daß man eine Verschwörung entdeckt hatte. Ungefähr dreißig Personen wurden verhaftet, und ein armer Teufel, Namens Villanova, wurde auf dem großen Platze erschossen. Er schrie unaufhörlich: viva Fer-

nando settimo! viva el rey absoluto! (Es lebe Ferdinand VII! Es lebe der unumschränkte König!)

In einem Lande, wo es den Menschen an allem Unterricht mangelt und wo sie den größten Theil ihres Lebens in Müßiggang und mit Zigarrenrauchen zubringen, kennen sie kein anderes Zerstreuungsmittel, als sich in den Straßen oder Kaffeehäusern zu versammeln. Da gewöhnlich werden auch die Maßregeln der Regierung in Rede gestellt, wobei sich die Köpfe sehr oft erhitzen.

„Der oder jener hat ein Amt erhalten, das ich mehr verdiene als er. Welch ein Mißbrauch, welche Tirannei! Eine Revolution allein kann uns davon befreien. Corriente, corriente (laßt uns laufen)!“

Schlägt das Komplott fehl, so flüchten sich die Verschwornen entweder aufs Land, wo sie sich so lange verborgen halten, bis ihr Unternehmen vergessen ist, oder sie werden verhaftet, und einer oder zwei werden erschossen, um ein Beispiel zu statuiren, wonach man die Andern in Freiheit setzt.

Wird dagegen die Verschwörung vom Erfolg gekrönt, so nehmen die Sieger die Stellen der Besiegten ein. Eine Proklamation verheißt allgemeines Vergeben und Vergessen. Man gibt auf dem Cabildo einen Ball, und Alles kehrt so lange zur Ordnung und Ruhe zurück, bis andere Raucher sich wieder verletzt glauben, und durch ihren beleidigten Ehrgeiz neue durchaus ähnliche Szenen veranlassen.

Brief über die Kolonie armer Kinder auf dem Berge oberhalb Maykirch, zwei Stunden von Hofwyl.

In diesem, in französischer Sprache im Druck erschienenen Antwortschreiben, auf viele an Herrn von Fellenberg gerichtete Anfragen über die Arme-Kinder-Kolonie zu Maykirch (im Kanton Bern), sagt der würdige Stifter und Eigenthümer derselben unter anderm:

„Unsere Kolonisten sind auf dem Berge von Maykirch etablirt, wie Robinson Crusoe auf seiner Insel; auf wohl ausgesetztem, aber übel kultivirtem Boden. Hofwyl ist für sie das Schiff, aus welchem der erste Robinson das bezog, was er unmöglich selbst erzeugen konnte. Die neuen Robinsone haben auf ihrem Berge nur ein schützendes Dach gefunden, welches so eingerichtet war, daß es zu dem von ihnen selbst zu erbauenden Hause gebraucht werden konnte.

„Obgleich dieses Hauses Plan im Voraus entworfen war, schien die Erbauung desselben dennoch eben so ganz von der Erfindung der jungen Kolonisten, wie es das Produkt ihrer Arbeit ist. Deshalb auch haben sie eine ausserordentliche Vorliebe dafür. Das Etablissement eines vervollkommneten Ackerbaues, durch verschiedene Industriezweige bereichert, trägt dazu bei, unsern jungen Zöglingen einen vollständigen Kurs industrieller Entwickelung machen zu lassen....

„Die moralische und religiöse Erziehung unserer Adoptivkinder aber liegt uns am meisten am Herzen.

„Während man für die Unterhaltung unbemittel-

ter Kinder sorgt, scheint man nur zu oft die Interessen vernachlässigt zu haben, welche die Gesellschaft einladen sollten, diese Kinder vor jeder Verderbung zu bewahren, und auf eine befriedigende Weise ebensowohl die Entwickelung ihrer moralischen, als ihrer industriellen Eigenschaften zu garantiren.

„Der Arme, der durch seine Arbeit nicht das Nothwendige zur Erhaltung seines Daseins erwerben kann, fällt ohne Zweifel der Gesellschaft zur Last. Ein Mensch ohne Moralität aber wird ihre Geissel, sobald er dadurch, daß er die Interessen derselben kompromittirt, irgend einen Vortheil zu finden glaubt....

Ausser dem Elementarstudium der Naturgeschichte lernen die Zöglinge von Maykirch lesen, schreiben, zeichnen. Ihr Unterricht beschäftigt sie mit der biblischen Geschichte, mit der ihres schweizerischen Vaterlandes, mit der Erdbeschreibung. Sie üben sich im Kopf- und Handrechnen. In der Anschauung (Intuition) der Formen werden sie vorbereitet auf das Studium der Geometrie. Unterricht ist Belohnung ihrer Arbeit; er ist ihre Erholung. In einem gewissen Grade der Entwickelung werden sie nach den Anstalten zu Hofwyl versetzt....

„Wir machen uns keine Illusion über der Kindheit Bedürfnisse, und über die wichtigsten Interessen der Erziehung, auf welche wir hinstreben. Nicht dadurch, daß man des Lebens Schwierigkeiten zu sehr vermindert, versichert man Glück und Erfolg der Jugend, sondern indem man ihr lehrt, heitern Sinnes und frohen Muths diese Schwierigkeiten zu besiegen, macht man sie stark und zufrieden. Sie muß vorzüg-

lich lernen, Neigungen zu überwinden, die sie zum Bösen führen können. Sie muß ihre Leidenschaften zu bemeistern wissen, um desto sicherer zu entwickeln, was Gott der Menschheit irdisch Erhabenes zugestanden, den moralischen Willen und die Frömmigkeit...

„Eine Industrieschule, wie die von Hofwyl, kann nicht wohl wieder erzeugt werden, weil die Umstände, in denen Hofwyl sich befindet, sich nicht leicht wiederfinden. Aber mit Hilfe eines in dem vorgesetzten Zwecke gebildeten guten Lehrers kann die landwirthschaftliche Schule von Maykirch überall sich wiedererzeugen, wo es übel kultivirte und wohlausgesetzte Ländereien gibt, die bebauet werden können unter der Leitung eines wohlthätigen Eigenthümers, dessen aufgeklärte Philanthropie sich weder durch Illusionen gutmüthiger Schwäche einwiegen, noch es bei halber Vollbringung des Guten bewenden läßt.

„Die in Hinsicht auf das Vermögen mehr begünstigten Zöglinge (in dem Institut von Hofwyl) haben ebenfalls sehr gewonnen, indem sie durch das Beispiel der Kolonie von Maykirch den Erfolg kennen gelernt, den die erzeugenden Eigenschaften unbemittelter Kinder, durch gute Leitung, und mit geringfügigem Beistand, erlangen können....

„Ich habe das Land, auf welchem die Kolonie etablirt ist, 1816 gekauft. Sieben Jahre waren erforderlich, um die ersten Schwierigkeiten zu besiegen, die, wie ich hoffe, sich anderswo nicht darbieten dürften. Bis heute habe ich ungefähr 3000 französische Franken zum Grundkapital hinzugefügt, um das Etablissement der Kolonien zu vollenden. Aber der Grundwerth der Anlage hat mehr als diesen Betrag gewon

nen, durch das daselbst erbaute Haus, und durch die Fortschritte der Kultur ihrer Liegenschaften.

„Die Kolonie wächst allmälig. Sie soll mit der Zeit bis auf dreißig Einwohner gesteigert werden. Diese Zahl kann als Normal für eine Anstalt dieser Art betrachtet werden.

„Der Holzschlag hat einen Theil des Kaufkapitals gedeckt. Der Ueberrest kann nach und nach durch die Verpflegungsgelder zurückgezahlt werden, welche künftighin für ein Drittel der Zöglinge zu entrichten sind, die hier ihre Erziehung erhalten sollen. Bis jetzt ist nur ein auf solche Weise aufgenommener Knabe in der Kolonie, die übrigen Zöglinge sind auf meine Kosten. Wir werden solchergestalt mit der Zeit ein unabhängiges Asyl für unbemittelte Kinder erhalten.

„Jede Generation solcher Kinder, die nach dem Plan erzogen worden, den ich durch ähnliche Kolonien, wie die der Linth und von Mayrkirch, verwirklicht sehen möchte, wird dem moralischen und industriellen Leben der Gesellschaften, zu deren Nutzen sie gereichen müssen, einen neuen Schwung geben.“

Das Phänomen der Luftspiegelung in Indien.

Nur während der kalten Jahreszeit ist die Luftspiegelung sichtbar. Die Einwohner von Marowe nennen sie Si-kote, oder Luftschloß. In der großen östlichen Wüste wird sie von den Ziegenhirten und den Reisenden Schittram, oder Gemälde, genannt, während man in den Ebenen von Schombul und Jomma ihr den Namen Dessasur, oder Wahrzeichen des Nachtlagers, gibt.

Diese optische Täuschung ist schon im höchsten Alterthum beobachtet worden. Der Prophet Jesaias deutet darauf hin, indem er sagt: „Und die ausgetrocknete Erde wird sich in ein wirkliches Meer verwandeln.“

Quintus Curtius beschreibt dies Phänomen in der sogdianischen Wüste folgendermaßen: „Auf eine Strecke von 400 Stadien findet man nicht einen Tropfen Wasser, und die vom Sande zurückgeworfenen Sonnenstrahlen verursachen im Sommer eine so gewaltige Hitze, daß nichts ihr widerstehen kann. Es erheben sich während dieser Zeit Dünste, die der Ebene den Anschein eines großen und tiefen Meeres geben.“

Das ist die genaue Beschreibung des Schittrams der indischen Wüste. Aber der Sehrab und der Schittram, die eigentliche Spiegelung Jesaias, sind ganz verschieden von dem Phänomen, das man Si-kote oder Luftschloß nennt.

„Das erste Mal, als wir dies große Schauspiel erblickten, sagt ein Reisender, wurde unsere Aufmerksamkeit durch eine ungeheure, dichte Dunstmasse ge-

fesselt, die sich an dem Saume des Horizontes zu erheben schien. Diese Art Mauer wurde allmälig immer durchsichtiger, und erlangte bald die Eigenschaft eines vergrößernden Spiegels. Kleine Gesträuche verwandeln sich in ihm in ungeheure Bäume. Der Khyre, dieser Pflanzenzwerg der Ebene, schien zehnmal größer, als der riesige Amli des Waldes.

„Ein Lichtstrahl durchbrach die vor uns schwebende Dunstmasse, und wie wenn ein Zauberer sie berührt hätte mit seinem Stabe, stellte sie plötzlich eine Menge Schlösser und zum Theil durch prächtig grüne Bäume verborgene Thürme dar.

„Jede Lichtvermehrung erzeugte eine Veränderung in dem Schittram. Die ungeheure Mauer verwandelte sich zuerst in einen leichten durchsichtigen in große Massen geschiedenen Schleier. Durch einen derselben erblickte man ein wirkliches Zyklopenschloß, welches endlich von der Sonne verzehrt wurde. Thürme, Häuser, Bäume, Alles verschwand gleich einem Zauber Prosperos.

„Ich glaubte einige Zeit, daß die Natur des Bodens beitrage zur Erzeugung dieser prächtigen Phänomene. Durch sorgfältige Beobachtung hatte ich bemerkt, daß der Schittram der Wüste sich vorzüglich in den großen Ebenen zeigte, in denen sehr häufig der Sagi wächst, eine alkalische Pflanze, aus welcher die Landesbewohner die Sode bereiten. Aber ich habe mich seitdem überzeugt, daß er auch an andern Orten entsteht, wo diese Pflanze nicht wächst. Es ist jedoch möglich, daß die Salztheilchen, mit denen dieser Boden beständig bedeckt ist, nicht wenig

dazu beitragen, die Wirkung dieser Täuschung zu vermehren.

„Die Verschiedenheit zwischen dem Sebrab oder Schittram und dem Si-kote oder Dessasur besteht darin, daß dieser letzte nur während der kalten Jahreszeit sichtbar ist, wenn die Dünste in der Atmosphäre nicht hoch steigen können, und daß die Wirkung der Wärme sie erhebt, und den ersten erzeugt. Ist die Sonnenwärme stark genug, so ist ein gewöhnlicher Wind hinlänglich, um das Entstehen dieses Phänomens zu verhindern, das nie schöner ist, als bei vollkommen ruhigem Wetter.

„Ich bemerkte diese Erscheinung zum ersten Male in Jeypur, und keiner von denen, die mit mir waren, hatte sie je in den britischen Besitzungen gesehen. Wir erblickten plötzlich eine sehr große Stadt, von Mauern und Basteien umschlossen, und wir wollten unsern Führern durchaus keinen Glauben beimessen, daß es der Si-kote sei, und daß alle diese Gegenstände, die wir doch so deutlich unterscheiden konnten, nur Luftschlösser seien. Ich habe seitdem dies bewegliche Panorama nur noch einmal gesehen; aber ich kann versichern, daß es unmöglich ist, etwas Prachtvolleres sich zu denken.

„Ich war zu Kotah und ging spazieren bei Sonnenaufgang auf der Terrasse des Hauses, in welchem ich wohnte. Meine Augen waren auf die niedrigen Berge geheftet, welche gegen Südost den Gesichtskreis beschränken. Plötzlich sah ich diese Höhen sich erschüttern, und rasch sich übereinanderwälzend längs dem Horizont dahingleiten. Alle Bäume, alle Häu-

ser hatten riesige Formen gewonnen. Alle Gegenstände ringsumher schienen wie bezaubert. Einige Minuten lang war ich bestürzt, dann schrieb ich es dem Schittram zu, der von der Sonne erhoben und verscheucht wurde, wodurch Alles in Bewegung zu gerathen schien.

„Aber obgleich dies Schauspiel neu und prachtvoll war, fehlte ihm doch der Glanz, von dem es gewöhnlich am Morgen umflossen ist, und den ich nur ein einziges Mal habe beobachten können. Es war zu Hissan, auf der Terrasse eines Hauses, mitten in den Ruinen des Schlosses Feroz, in einer großen Wüste, die allein von Löwen bewohnt wird.

„Ueber eine schwarze, aber dennoch einigermaßen durchsichtige Mauer, die den ganzen weiten Horizont umschlang, erhoben sich bei Sonnenaufgang die phantastischsten Gestalten. Hier zeigten sich Dome, bald vollständig, bald in Trümmer fallend, dort ein Thurm, weiterhin ein ungeheurer Bogen, ein Palast. Nach einigen Minuten verschwand das Alles, und wurde durch andere, nicht minder seltsame Gegenstände ersetzt. Man nennt diese Erscheinung in der dortigen Gegend die Stadt des Raja Hurchunda, eines während der indischen Heldenzeit berühmten Fürsten. Ein altes vier Stunden entferntes Schloß, Namens Aggaron, war der wirklich vorhandene Gegenstand, welcher durch den Luftspiegel in kolossalen und verschiedenartigen Formen meinen Blicken vorgezaubert wurde.

„Noch eine andere Verschiedenheit zwischen der Spiegelung und dem Si-kote besteht darin, daß in der ersten alle Gegenstände sich in horizontaler Linie darstellen, während sie in dem letzten sich in Pyrami-

denform zeigen. In diesem sind sie auch am deutlichsten kurz vor ihrem Verschwinden.“

Monge hat eine philosophische Erklärung von diesem Phänomen gegeben, und der Doktor Clarke hat es sehr genau beschrieben in seiner Reise nach Rosette. Der Effekt, welchen man bei Sonnenaufgang in den Alpen bemerkt, vorzüglich auf dem Rigi und auf anderen freistehenden Bergen, welche eine große Aussicht darbieten, hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Schittram.

Dampffuhrwerke in England.

Die neue Anwendbarmachung der Dampfkraft auf die Fuhrwerke, gewinnt eine immer größere Ausdehnung. Die Gesellschaft, welche die Eisenbahn zwischen Manchester und Liverpool hat erbauen lassen, setzte vor einiger Zeit einen Preis aus, von 500 Pfund Sterling (6000 rhein. Gulden), welche dem besten Dampfwagen zugestanden werden sollte.

Die Hauptbedingungen des Programmes waren:

1) Die zur Bewerbung dargebotenen Maschinen sollten nicht über 12,000 Pfund schwer sein;

2) sie sollten stark genug sein, um auf eine Strecke von 11 Stunden, ausser dem ihnen nothwendigen Wasser- und Brennmaterialvorrath, mehrere Wagen zu ziehen, deren Gewicht wenigstens dreimal stärker sei, als das der Maschine;

3) sie sollten wenigstens 10 englische Meilen (3⅓ Stunde) in einer Stunde Zeit zurücklegen;

4) der Druck des Dampfes in dem Kessel solle nicht 50 Pfund auf jeden Quadratzoll übersteigen;

5) die Höhe des Wagens, von der Erde bis zur Spitze des Rauchfangs, solle nicht über 15 englische Fuß betragen;

6) die Maschine solle ihren Rauch verbrennen.

Man wählte zur Preisbewerbung auf der neuen Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester eine Strecke von ungefähr einer Stunde Länge, an einer Stelle, wo der Weg vollkommen eben war. Man richtete diesen Raum dergestalt ein, daß die Wagen ohne Aufenthalt umwenden und zurückkehren konnten, um auf solche Weise die von dem Programm vorgeschriebene Strecke von 11 Stunden zurückzulegen.

Am 6. Oktober 1829, dem Tage der Preisbewerbung, hatten sich eine Menge Gelehrte, Ingenieurs und andere Personen aus allen Theilen Englands auf der nach Liverpool führenden Straße versammelt, um diesen interessanten Versuchen beizuwohnen, die 12 Tage lang dauerten.

Zehn Preisbewerber hatten sich einschreiben lassen. Aber sei es, daß die Maschinen Einiger nicht hinlänglich schienen, oder noch nicht vollendet waren, es hatten sich nur fünf derselben eingefunden.

Die Ausdauernde, eine Maschine Burstall's, die durch den Transport etwas gelitten hatte, aber wieder ausgebessert worden, legte 5 Meilen (1⅔ Stunden) in einer Stunde Zeit zurück. Die Maschine Ohne Gleichen war sehr schwer, demungeachtet durchlief sie 25 Meilen (8⅓ Stunden) in zwei Stunden Zeit. Ihre Schnelligkeit war selbst bei einem

theilweisen Versuche so groß, daß sie eine Strecke von einer Wegstunde in zwölf Minuten zurücklegte.

Die Maschine Braithwaite's und Ecerissons, die Neue, war sehr leicht und zierlich, und erregte in einem hohen Grade die Bewunderung der Zuschauer. Beim ersten Versuch war sie nur mit ihrem Wasser und Brennmaterial, so wie mit den zu ihrer Leitung erforderlichen Personen belastet. Sie durchlief 28 Meilen (9⅓ Stunden) in einer Stunde Zeit, und einmal sogar eine Stunde in fünf Minuten. Wäre die Straße zwischen Liverpool und Manchester beendigt gewesen, würde sie die eilf Stunden zwischen beiden Städten in einer Stunde Zeit zurückgelegt haben. Dieser großen Schnelle ungeachtet, war der Gang der Maschine gleichförmig, sicher und regelmäßig. Sie verbrannte vollkommen ihren Rauch, und man bemerkte keine Spur davon an der Oeffnung des Schlotes.

Man befestigte nun daran eine Last von 22,000 Pfund, die sie mit Leichtigkeit zog, indem sie noch 7 Stunden Wegs in einer Stunde Zeit zurücklegte. Später zog sie eine ungeheure Diligence, in und auf welcher sich 46 Personen befanden. Die Maschine durchlief die Strecke von einer Stunde in 6 Minuten. Die Schnelligkeit war so groß, daß die Personen, welche sich in der Diligence befanden, kaum die Gegenstände unterscheiden konnten, an denen sie vorüberflogen. Bei alledem war die Bewegung so sanft und regelmäßig, daß man in der Kutsche lesen und selbst schreiben konnte.

Eine andere Maschine, der Schwärmer, wurde von Robert Stephenson dargeboten. Sie war groß

und fest gebaut. Ihr Gewicht, mit angefülltem Wasserkessel, war 8000 Pfund. Sie zog eine Last von 26,000 Pfund, und legte 35 Meilen (11⅔ Stunden) in drei Stunden zehn Minuten zurück. Bei einem zweiten Versuche durchlief sie dieselbe Bahn in 2¾ Stunden. Ihre Schnelligkeit war demnach vier Stunden in einer Stunde Zeit, den Aufenthalt beim Umwenden mitbegriffen. Man bemerkte ein wenig Rauch an ihrem Schlot, auch lief sie ungleich. Ohne ihre Last, und sich allein überlassen, machte sie zehn Stunden in einer Stunde Zeit. Auf eine Strecke von 25 Stunden verbrauchte sie ungefähr 1000 Punkt Koke oder geläuterte Kohle.

Dieser letztern Maschine wurde der Preis von 6000 rheinischen Gulden zugestanden.

Im Innern der großen Hauptstadt Englands sollte mit Anfang März eine große Dampfkutsche den gewöhnlichen Postdienst verrichten. Das Haus Anderson und James hat dieses Unternehmens wegen ein Patent gelöset. Diese Maschine soll nur vier Stunden in einer Stunde Zeit zurücklegen, obgleich sie bei mehrern Versuchen sieben bis 7½ Stunden in einer Stunde durchlaufen hat. Sie ist 26 Zentner schwer. Der Kessel und die Röhren sind vom besten Eisen. Diese letztern haben im Innern ¾ Zoll im Durchmesser, und können einem Druck von 4000 Pfund auf jeden Quadratzoll widerstehen, was zwanzigmal mehr ist, als sie zu ertragen brauchen, da der Dampf durch ein Sicherheits-Ventil herausfahren kann, wenn er im Kessel einen Druck von mehr als 200 Pfund hat. Die Länge der Röhren dieses Kessels beträgt 430 Fuß.

Dieſe Einrichtung des Keſſels und der Röhren macht eine Exploſion durchaus unmöglich, und in dem Fall ſelbſt, wo eine dieſer Röhren zerſpringt, können durchaus keine nachtheilige Folgen dadurch entſtehen.

Die Cylinder, vier an der Zahl, und der Mechanismus befinden ſich am Hintertheil des Wagens, wo ſie einen Raum von einem Fuß Höhe und zwei Fuß Breite einnehmen. Das Steuer an der Achſe zwiſchen den Vorderrädern iſt ſehr ſtark, und ſo eingerichtet, daß der Führer den Wagen mit größerer Leichtigkeit lenken kann, als wenn ihm Pferde vorgeſpannt wären. Durch den Druck auf eine Feder kann er augenblicklich den Dampf fahren laſſen, und den Wagen ohne Mühe anhalten oder wenden. Sein Mechanismus iſt ſo vollkommen, daß er mit großer Schnelligkeit einen Kreis von weniger als zwanzig engliſchen Fuß im Durchmeſſer beſchreiben kann.

Beobachtungen über das tägliche Wachsen einiger Pflanzen.

Nach Professor Mayer.

Der Halm der zwiebelartigen Pflanzen, der auf seinem höchsten Punkte nur eine einzige Blume trägt, oder eine von einer Hülse umschlossene Blumengruppe, ist unstreitig das Organ, welches zu solchen Beobachtungen am meisten geeignet ist, nicht allein weil diese Pflanzen schnell wachsen, sondern auch, weil die Zwiebel eine feste Basis und die Hülse einen genau bestimmten Endpunkt darbietet.

Indessen wußte Professor Mayer sehr wohl, daß er ein entscheidendes Resultat nur durch die Vergleichung sehr vieler, unter denselben Umständen gemachten, Beobachtungen erhalten könne, und da es ihm nicht möglich war, eine hinlängliche Menge zwiebelartiger Pflanzen zu erhalten, beschloß er, seine Experienzen bei Graminäen (grasartigen Pflanzen) anzustellen; er wählte dazu die Gerste und den Weizen.

Er säete in Blumentöpfen Körner dieser beiden Gattungen, drei von jeder, in einen Topf. Er wählte sodann vier Töpfe jeden mit sechs Pflanzen ungefähr von gleicher Höhe. Diese Gefäße wurden in ein festverschlossenes Zimmer gestellt, welches man jeden Tag einmal, um 6 Uhr Morgens, durch einen großen Kachelofen heizte. Die Fensterladen wurden jeden Abend fest verschlossen, und jeden Morgen, bei Tagesanbruch, geöffnet. Ein am Fenster aufgehängter Thermometer von Réaumur, der sich in gleicher Höhe mit den Töpfen befand, deutete die Temperatur des Zimmers

an, und wurde bei der jedesmaligen Messung der Pflanzen zu Rath gezogen.

Die am 11. März um 8 Uhr Morgens begonnenen Beobachtungen wurden bis zum 16. März, um dieselbe Stunde, fortgesetzt. Während diesem Zeitraum von fünf Nächten und vier Stunden war das Wetter im Allgemeinen bedeckt, aber mild. Die Sonne zeigte sich nur am Morgen des 14. Die Luftwärme erhob sich ausserhalb dem Zimmer nicht über + 4°. Im Innern des Gemaches war sie im Durchschnitt + 15°,75, und variirte zwischen + 14°,00 und + 17°,50.

Um die Höhe der Pflanzen zu messen, bediente sich Professor Mayer eines sogenannten französischen Königsfußes (Pariser Fuß), der in Zolle, Linien und Viertellinien getheilt war. Dies Instrument war mit einer hinlänglich breiten Basis versehen, um auf die Erde in den Töpfen gestützt zu werden, so nahe als möglich an den Pflanzen, und immer an derselben Stelle. Die Pflanzen wurden beständig in der gleichen Ordnung und zu derselben Stunde gemessen.

Der Beobachter hat sich in sehr umständliche Erklärungen über seine Experienzen eingelassen. Sie beweisen die ausserordentliche Genauigkeit, mit welcher er sie angestellt hat. Man darf ihnen also volles Vertrauen schenken. Er gibt auch eine Tabelle, in welcher er von zwei zu zwei Stunden die Totalhöhe jeder Pflanze, von ihrer Basis bis zu ihrem höchsten Punkte, andeutet. Diese Tabelle enthält 383 Beobachtungen, die in Zollen, Linien und Viertellinien angezeigt worden.

Theilen wir nur die „allgemeinen Resultate“ mit,

welche Professor Mayer diesen Beobachtungen entnimmt:

1) Das Wachsen war überhaupt stärker während den zwölf Stunden am Tage, als während den zwölf Stunden der Nacht.

2) Es war stärker von 8 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags, als während den sechs andern Stunden.

3) Das Wachsen jeder Pflanze bot jeden Tag zwei beschleunigte und zwei verzögerte Perioden dar. Die erste Beschleunigungsperiode war zwischen 8 bis 10 Uhr Morgens, und die zweite zwischen 12 und 4 Uhr.

Das Gesammtwachsthum eines Gerstenhalms, das in 24 Stunden 11‴ 76 war, ereignete sich in nachstehender Ordnung:

Von 8 bis 10 Uhr Morgens . .	1,27	
„ 10 bis 12 „ „ . .	0,99	3,45
„ 12 bis 2 Uhr Nachmittags .	1,19	
„ 2 bis 4 „ „ .	1,30	
„ 2 bis 6 „ „ .	0,79	2,97
„ 6 bis 8 „ „ .	2,68	
von 8 Uhr Abends bis 8 Uhr Morgens		5,34
Im Ganzen:		11,76

Der merkwürdigste Umstand, den diese Beobachtungen und Berechnungen darbieten, ist ohne Zweifel die abwechselnde Beschleunigung und Zögerung, die sich dreimal täglich ereignet: Morgens, kurz nach Mittag und am Abend, eben so wie der Rapport, den man zwischen der Intensität jeder Beschleunigung und der darauf folgenden Zögerung bemerkt.

Die größte Beschleunigung ereignet sich zwischen 12 und 4 Uhr Nachmittags. Gleich darauf folgt die stärkste Verzögerung. Die geringste Beschleunigung

findet Statt zwischen 6 und 8 Uhr Abends, und die zwischen 8 und 10 Uhr darauf folgende Verzögerung ist kaum bemerklich.

Mit Recht wird die Hitze als Hauptbeförderung des regelmäßigen Wachsthums der Pflanzen betrachtet, und wir wissen, daß die Wärme einen regelmäßigen Gang verfolgt, in ihrer Vermehrung wie in ihrer Verminderung.

Die Feuchtigkeit dagegen, die den Pflanzen ebenfalls nothwendig ist, scheint keiner Regel unterworfen, weder für die Zeit noch für die Quantität.

Hinsichtlich des Lichtes bedürfen die Pflanzen eines hohen Intensitätsgrades derselben, um zu gewissen Perioden ihrer Entwickelung zu gelangen. Aber es ist ihnen weniger nothwendig zu ihrem Wachsthum an Höhe.

Es würde also wichtig sein, die periodischen Bewegungen des Wachsthums der jungen Pflanzen mit den Temperatur-Variationen des Zimmers zu vergleichen. Professor Mayer hat auch eine Tabelle über diese Variationen gegeben. Aber er hat keinen wichtigen Rapport zwischen den Veränderungen des Thermometers und denen des Wachsthums der jungen Pflanzen bemerkt.

Die Sekte der Verzückten in Frankreich.

Wir entnehmen einem von dem berühmten La Condamine niedergeschriebenen Verbalprosse die Schilderung einer Szene, in welcher die Religionsschwärmerei des 18. Jahrhunderts sich ungefähr unter denselben Formen zeigt, unter welchen sie vor einigen Jahren in einem Theile der Schweiz (zu Wildenspuch, im Kanton Zürich) sich erneuerte.

.... Am Charfreitag, den 13. April 1759, um sechs Uhr Morgens, begab ich mich zu der Person, welche der Geschäftsträger von Bayreuth (zu Paris), Freiherr von Gleichen, mir angedeutet hatte. Er hatte sich die Bewilligung verschafft, Zeuge des Begehens der Verzückten zu sein, eines Begehens, welches von ihnen als ein Gott wohlgefälliges Werk betrachtet wurde.

Der junge Advokat, der mich einführen sollte, hielt mich für den Baron (den er nicht kannte). Er empfahl mir, mit Ernst und Vorsicht mich zu benehmen, und benachrichtigte mich unterwegs, daß ein gewisser La Condamine, „den ich vielleicht kennte", sich vergeblich bemühte, Zutritt in der Versammlung zu erhalten, zu welcher wir uns begaben, und zwar aus dem Grunde, weil besagter La Condamine, bei einer andern Gelegenheit, über das was wir sehen würden, sich nicht mit genügender Ehrfurcht geäussert. Ich versicherte meinen Begleiter, daß ich von dieser Lektion meine Nutzanwendung machen, und mich auf eine recht erbauliche Weise betragen werde.

Um halb sieben Uhr traten wir in die Wohnung

der Schwester Franziska, der Vorsteherin der Verzückten. Sie schien 55 Jahre alt. Seit 27 Jahren treibt sie ihr Gewerbe, und lebt von den Gaben, welche bethörte Leute ihr darbringen.

Man hatte mir gesagt, daß sie bereits 21 Male gekreuzigt worden. Aber diese Angabe war übertrieben. Sie hat eine ärmliche Wohnung, bestehend aus einem ziemlich großen Zimmer, in welchem ich nur Strohstühle erblickte, im zweiten Stock, hinten heraus, in einem häßlichen Hause, aber in einem der bewohntesten Stadtviertel von Paris.

Ich fand dort ungefähr zwanzig Personen, wovon neun Frauenzimmer von jedem Alter, wie wenig bemittelte Bürgerinnen oder Arbeiterinnen gekleidet, mit Einschluß der Eigenthümerin und einer zweiundzwanzigjährigen Proselytin, Namens Maria, die eine der Hauptrollen in der bevorstehenden Szene spielen sollte. Diese letzte schien unruhig und traurig. Sie hielt sich in einem Winkel des Zimmers.

Die übrigen Zuschauer waren Männer von jedem Alter und Stande, unter andern ein langer, kurzsichtiger Geistlicher, der eine hohlgeschliffene Brille trug. (Es war der Pater Guidi, vom Oratorium.) Ich erkannte auch einige andere Gesichter, die ich letzten Oktober, bei einer ähnlichen Versammlung in demselben Hause, gesehen. Uebrigens kannte ich Niemand genauer, mit Ausnahme des Herrn von Mérinville, Rath beim Parlament.

Es kamen noch zwei oder drei Personen nach mir, unter andern zwei Ludwigsritter, die, wie man mich benachrichtigte, der Marquis von Latour-du-Pin, Brigadier in des Königs Armee, und der Musque-

tier-Offizier de Janson, waren. Wir waren in Allem 24 Personen im Zimmer. Mehrere hatten Gebetbücher in den Händen und lasen Psalmen. Einige knieten nach ihrem Eintritt nieder, und verrichteten ein Gebet. Man machte mir auch einen Mann bemerkbar, der auf den Knien lag und in Thränen zerschmolz. Er heiße, sagte man, de Lafond St. Jenne.

Mein Einführer stellte mich dem geistlichen Direktor vor. Er hieß Cottü, und war Sohn eines Altekleiderhändlers der Hallen. Er war Priester des Oratoriums zu Mans. Seit zwei Monaten hatte er diese Kongregation verlassen. Schon seit zwei Jahren war er Franziska's Direktor und Unterstützer. Ich erkannte bald, daß er derselbe sei, welcher eine ähnliche Versammlung, an dem gleichen Orte, vor sechs Monaten präsidirte.

Er erkannte mich ebenfalls, und schien überrascht. Bald nachher zog er meinen Begleiter bei Seite, und unterhielt sich leise ihm. Ich habe seitdem erfahren, daß er ihn gefragt, ob ich ich der Fremde sei, für den man ein Amt gefordert? Der Andere entgegnete, daß er mich nicht kenne, aber glaube, ich sei jener Fremde. Ich gab mir das Ansehen, als bemerke ich nicht, daß Aller Augen auf mich gerichtet waren. Indessen beruhigte man sich wieder, und bewies mir nun eine wirklich ausgezeichnete Aufmerksamkeit.

Erste Prüfungen der Schwester Franziska.

Franziska lag auf den Knien, mitten im Zimmer. Sie war mit einem langen, schweren Zwillichhemde bekleidet, das ihr über die Füße hinwegreichte, und

befand sich in einer Art Verzückung, während der sie sehr häufig ein kleines Kruzifix küßte, das die Reliquien des glückseligen Paris berührt haben sollte.

Der Direktor auf der einen, und ein Laie auf der andern Seite, schlugen ihr auf Brust, Seiten und Rücken mit einem Bündel ziemlich dicker Eisenketten, das acht bis zehn Pfund wiegen mochte, wobei sie beständig die Verzückte umkreiseten. Sodann legte man ihr zwei dicke Holzscheite, das eine auf die Brust, das andere gegen die Schultern, und versetzte ihr mit diesen Scheiten schnell hintereinander ungefähr 60 Schläge, abwechselnd vorn und hinten.

Sie streckte sich auf dem Rücken aus, und der Direktor trat ihr auf die Stirn, bald von der rechten bald von der linken Seite. Ich bemerkte, daß er sie mit der Mitte der Fußsohle berührte, und nie mit der Ferse.

Man gibt dieser eben so unnützen als barbarischen Behandlung den Namen „Hilfsleistungen.“ Sie sind verschieden nach dem Bedürfniß und dem Verlangen der Verzückten, und werden ihr nur auf ihr Begehr ertheilt.

Ich ergriff ein Bleistift, um niederzuschreiben, was ich gesehen. Man brachte mir Dinte und Feder, und ich schrieb was folgt, in dem Maße als die Begebenheiten sich ereigneten.

Franziska's Kreuzigung.

Um sieben Uhr streckte sich Franziska auf ein zwei Zoll dickes und 6½ Fuß langes hölzernes Kreuz, das man auf den Boden gelegt hatte. Man band sie mit breiten Salleisten daran fest, sowohl an den

Aermen, als an den Knien, und unter den Fußknöcheln. Darauf wusch man ihr die linke Hand mit einer in Wasser getauchten Leinwand, die von dem heiligen Paris herrühren soll. Ich bemerkte sehr genau die Narben an ihren Händen, die im vorigen Oktober noch ganz frisch, jetzt aber vollkommen verschlossen waren.

Man trocknete die linke Hand, nachdem man sie abermals befeuchtet, und mit dem kleinen Pariskruzifix berührt. Sodann bohrte der Direktor mit vier oder fünf Hammerschlägen einen viereckigen, 2 ½ Zoll langen Eisennagel mitten durch die geöffnete Hand, zwischen den beiden Knochen der Mittelhand, die mit dem dritten und vierten Finger in Verbindung stehen. Der Nagel drang mehrere Linien tief in das Holz, wovon ich mich später durch genaue Prüfung überzeugte.

Nach einer Pause von zwei Minuten schlug derselbe Priester, auf gleiche Weise, einen Nagel auch durch die rechte Hand, welche gleich nachher mit dem Pariswasser befeuchtet wurde.

Franziska schien heftige Schmerzen zu verspüren, besonders an der rechten Hand. Aber sie ließ keinen Seufzer, kein Gewimmer vernehmen. Doch bewegte sie sich ziemlich stark, und der Schmerz war auf ihrem Gesichte zu lesen. Man legte ihr mehrere Bücher und ein kleines Brett unter den Arm, um ihn an mehreren Orten zu unterstützen. Man verfuhr auf gleiche Weise mit dem Kopfe, und schob ihr einen Muff unter den Rücken. Alle anwesenden Eingeweihten behaupteten demungeachtet, daß die unglücklichen Opfer keine Schmerzen verspürten.

Man hatte lange zu thun, bevor man den Fußtritt des Kreuzes losreiſſen konnte, um ihn da zu befeſtigen, wo er nach Franziska's Größe ſich befinden mußte, damit ihre Füße flach darauf ſtehen könnten.

Um halb acht Uhr nagelte man die beiden Füße der Unglücklichen mit mehr als drei Zoll langen viereckigen Nägeln darauf feſt. Es floß kein Blut aus den Wunden an den Händen, dagegen aus einer an den Füßen, obgleich nur in geringer Menge. Die Nägel verſchloſſen die Wunden.

Um ¾ auf 8 Uhr erhob man den obern Theil des Kreuzes auf eine Höhe von 3 oder 4 Fuß. Vier Perſonen hielten es auf dieſe Weiſe einige Zeit. Man legte ſodann das obere Ende auf einen Stuhl, während das untere den Boden berührte.

Fünf Minuten vor 8 Uhr lehnte man den obern Theil des Kreuzes gegen die Wand, in einer Höhe von 4 oder 4 ½ Fuß.

Die junge Schweſter Maria gerieth nun in Verzückung. Ich werde ihrer beſonders gedenken.

Um ¼ auf 9 Uhr wendete man Franziska's Kreuz um, von oben nach unten, und neigte es, indem man das untere Ende, in einer Höhe von 3 Fuß, gegen die Mauer lehnte, während das Kopfende den Boden berührte. Man kann danach ſchlieſſen, wie ſtark auf die Länge von 6 ½ Fuß die Neigung war.

Man ließ das Kreuz auf ſolche Weiſe eine Viertelſtunde, aber man ſtellte es nicht aufrecht, den Kopf nach unten, wie man mich verſichert hatte. Während dem las man mit lauter Stimme das Evangelium St. Johannis, ſtatt der Pſalmen, welche man bisher geleſen.

Um halb neun Uhr wurde das Kreuz flach auf den Boden gelegt. Man band die Salleisten ab, mit denen Franziska's Körper umwickelt war, damit das Gewicht desselben nicht allein auf den Nägeln in den Händen ruhe, und unterstützte ihr Kopf und Rücken mit Büchern. Alles das geschah in dem Maße, als sie es verlangte.

Man band ihr darauf eine Kette von Eisendrath, mit ziemlich starken Spitzen, um die Stirn, als Versinnlichung der Dornenkrone. Sie sprach mit vieler Salbung, und man sagte mir, daß sie in bildlicher Rede die Leiden der Kirche beklagte, und über die Neigungen der Zuschauer deklamirte, von denen mehrere, ihr zufolge, die Augen vor dem Lichte verschlössen, während andere sie nur halb öffneten.

Um ¾ auf neun Uhr ließ sie das Kreuz erheben, und das Kopfende gegen die Wand lehnen, in einer Höhe von 4 oder 4 ½ Fuß. In dieser Lage drückte man ihr zwölf bloße Degen gegen die Brust, über dem Gürtel, alle in derselben Höhe. Ich sah mehrere derselben sich biegen, unter andern den Latour-du-Pin's, der mich die sehr scharfe Spitze desselben berühren ließ. Ich weigerte mich, einer von denen zu sein, welche dies Geschäft verrichteten.

Franziska sagte zu einem von ihnen, der mir ihre Worte hinterbrachte: „Sie drücken zu stark. Sehen Sie nicht, daß ich meiner Hände mich nicht bedienen kann!“

Gewöhnlich richtet die Verzückte die Degenspitzen selbst gegen den Punkt, den sie berühren sollen, was jetzt nicht möglich war, indem ihre Hände festgenagelt waren.

Man öffnete Franziska's Gewand auf der Bruſt. Auſſer ihrem in dicke Falten gelegten Zwillichkleide und ihrem Unterrock, hatte ſie noch ein mehrfach zuſammengeſchlagenes Schnupftuch auf dem Leibe. Ich fühlte noch weiter, und fand darunter ein Gewebe von Eiſendrath, das ſie, wie man behauptete, zur Büßung trage. Es war mir nicht möglich, meine Unterſuchung weiter auszudehnen.

Man nahm auch aus ihrer Taſche einen drei Finger breiten Gürtel von Pferdshaaren, einem Laſtträgerſeil ähnlich, mit welchem ſie ſich umſpannte, um ſich zu peinigen. Ich weiß nicht, ob dieſer Gürtel ſtark genug iſt, um eine dagegengeſtemmte Klinge zu biegen.

Während ich mich von Franziska entfernte, rief ſie den Direktor, und ſagte zu ihm: „Pater Timotheus, ich leide ſehr; ich kann es nicht mehr ertragen. Reiben Sie mir die Hand.“ Er begnügte ſich, mit ſeinem Finger leicht und langſam den Nagel in der rechten Hand zu umkreiſen.

Von ¼ auf zehn bis zehn Uhr, alſo während ¾ Stunden, habe ich Franziska beinahe gänzlich aus den Augen verloren, weil meine ganze Aufmerkſamkeit gegen Maria gerichtet war. Ich will jedoch ohne Unterbrechung alles die Erſte Betreffende andeuten.

Um 9 Uhr 20 Minuten ließ ſie das Kreuz flach auf den Boden legen. Zwanzig Minuten ſpäter ließ ſie es wieder gegen die Mauer erheben. Um zehn Uhr erneuerte ſich das erſte Manöver. Man riß ihr die Nägel mit einer Zange aus den Händen. Der Schmerz ließ ſie mit den Zähnen knirſchen und am ganzen Leibe zittern. Aber ſie ſtieß keinen Schrei aus.

Die Nägel, deren man ſich bisher bediente, waren

sehr spitz und rund. Heute zum ersten Male hatte man gewöhnliche viereckige Nägel genommen. Ich verlangte einen derselben, um ihn aufzubewahren. Die Hände, besonders die rechte, bluteten stark. Man wusch sie mit gewöhnlichem Wasser. Franziska umarmte ihre Proselytin Maria, die auch von ihrem Kreuz abgenommen worden, an welchem diese nicht ganz eine halbe Stunde befestigt gewesen.

Um 10 Uhr 12 Minuten erhob man Franziska's Kreuz. Ihre Füße waren noch daran festgenagelt. Man lehnte es beinahe vollkommen aufrecht gegen die Wand. Die Füße ruheten auf dem Tritt. Man gab mir eine zweischneidige Messer- oder Dolchklinge zu untersuchen, die an einem zwei bis drei Fuß langen Stock befestigt war, und eine Art Lanze bildete, mit welcher man ihr eine Wunde in die Seite beibringen wollte, aus welcher sie, nach des Direktors Aeusserung, manchmal zwei Pinten Blut verliere.

Man trennte ihr Hemd auf, und entblößte die linke Seite, gegen die vierte Rippe. Sie deutete mit dem Finger die Stelle an, wo man sie zu durchstechen habe, wonach sie dieselbe mit dem Paris-Kruzifix rieb, und selbst die Lanze leitete, indem sie mit der Spitze derselben hier und da sondirte. Es war 10 Uhr 25 Minuten.

Der Priester bohrte die Klinge, welche Franziska beständig hielt, langsam in ihre Seite. Sie sagte Amen, wonach er die Lanze zurückzog. Der Wunde und Blutspur nach zu urtheilen, war die Klinge ungefähr 2 ½ bis 3 Linien tief ins Fleisch gedrungen. Es floß nur wenig Blut aus der Wunde.

Zwei Minuten nachher verlangte Franziska zu trinken. Man gab ihr Weineſſig mit Aſche vermiſcht, was ſie nach einigen Bekreuzungen verſchlang.

Um 10 Uhr 35 Minuten legte man das Kreuz nieder. Sie war bereits länger als viertehalb Stunden an demſelben befeſtigt. Man hatte viele Mühe, die Nägel mit einer Zange aus den Füßen zu reißen. Unſer zwei waren dabei dem Prieſter behilflich. Herr von Latour-du-Pin begehrte einen dieſer Nägel, der tiefer als fünf Linien in das Holz gedrungen war. Franziska verſpürte dieſelben Schmerzen wie bei Entnagelung der Hände. — Ich komme jetzt zur Schweſter Maria.

Prüfungen der Schweſter Maria.

Während der Direktor, den man Peter Timotheus nannte, Franziska's Hände feſtnagelte, betrachtete er die Schweſter Maria, die in einem Winkel des Zimmers ſaß. Er nickte ihr zu, worauf ſie weinte. Zwei Frauen ſprachen ihr Muth ein. Der Prieſter näherte ſich ihr, und ſuchte ſie, wie man mir ſagte, durch Stellen aus der Schrift zu begeiſtern.

Sie kniete nieder, betete, und begab ſich in eine Nebenkammer, um ein Kleid wie Franziska anzulegen. Sodann kehrte ſie zurück. Um acht Uhr ſchien ſie in Verzückung zu gerathen, und ſtreckte ſich auf den Boden. Man trat ihr auf den Leib und auf die Stirne, wobei man von der einen Seite zur andern ſchritt. Sie kniete abermals, und man verſetzte ihr

Schläge mit Holzscheiten gegen den Magen und auf den Rücken, wonach sie niederstürzte und alle Besinnung zu verlieren schien.

Um 8 Uhr 40 Minuten war sie noch nicht zu sich gekommen. Sie hatte auf dem Mund ein kleines Kruzifix des glückseligen Paris. Man sagte mir, daß sie in diesem Zustande bis Sonntag, gegen drei Uhr Morgens, bleiben werde. Diese Aeusserung war jedoch nur eine Vorsichtsmaßregel. Man fürchtete nämlich, daß sie nicht den Muth haben werde, sich kreuzigen zu lassen.

Kreuzigung der Schwester Maria.

Um neun Uhr sprach der Priester der Schwester Maria zu, die bereits einmal gekreuzigt worden, und es nicht vergessen hatte. Ihre Narben sind kaum noch bemerkbar. Man legt sie auf das Kreuz. Sie weint und sagt, daß sie sich fürchtet. Demungeachtet läßt sie sich ohne Widerstand die Hände annageln. — Beim zweiten Fußnagel ruft sie: „Genug!“ und man läßt den Nagel im Fleisch stecken, ohne den Fuß zu durchbohren. Die Nägel verschließen die Wunden, und man sieht kein Blut fließen.

Diese Maria oder Man ist zweiundzwanzig Jahre alt. Sie ist die Tochter eines Perrükenmachers, und leidet an hysterischen Zufällen.

Um 9 Uhr 25 Minuten neigte man das Kreuz, indem man es, auf eine Höhe von vier Fuß, gegen die Mauer lehnte. In dieser Lage bot man ihr ein Buch. Sie las die Passion St. Johannes, in französischer Sprache, mit lauter Stimme, und schien

sich dadurch zu ermuthigen. Um ¾ auf zehn Uhr wurde ihre Stimme schwächer, ihre Augen erloschen, sie wurde blaß wie der Tod und sagte: „Ich sterbe. Nehmt mich schnell ab.“

Alle Anwesenden erschracken. Man riß ihr die Nägel aus den Füßen. Das Blut strömte. Man legte das Kreuz auf die Erde, und riß die Nägel aus den Händen. Unter dem Vorwand, daß sie die Kolik habe, führte man sie aus dem Zimmer. Sie war ungefähr 25 Minuten am Kreuz befestigt gewesen. Ich bemerkte, daß sie nicht, wie Franziska an das Kreuz gebunden worden, wahrscheinlich weil man diese Vorsichtsmaßregel für überflüssig erachtete, da das Kreuz nicht umgewendet, und das Unterste nicht nach oben gerichtet werden sollte.

Sechs Minuten vor zehn Uhr kam Maria wieder in das Zimmer. Man wusch ihr die Hände und Füße mit dem Wunderwasser des glückseligen Paris. Sie lachte, und schien viel zufriedener mit diesem Beistand, als mit den Hammerschlägen.

Um zehn Uhr begab sie sich zu Franziska, der man in diesem Augenblick die Nägel aus den Händen riß. Sie liebkoseten sich.

Man hat mich versichert, daß die meisten dieser armen Geschöpfe nur von ihrer Hände Arbeit leben, die wahrscheinlich durch solche Uebungen nicht befördert wird, und daß sie keine andere Gaben erhalten. Aber es ist keinem Zweifel unterworfen, daß mehrere Derjenigen, welche sie als Heilige betrachten, für ihre Bedürfnisse Sorge tragen. Franziska soll ungefähr 2000 Livres jährliches Einkommen haben. Vor zwei oder drei Jahren hat sie mit dem Pater Cottü

eine Reise nach Mans gemacht, wo sie ein Jahr geblieben, um eine kleine Kolonie Verzückter zu gründen.

Es verdient bemerkt zu werden, daß bis jetzt nur Frauen und Mädchen sich dieser grausamen Operation unterzogen. Man behauptet, um das Wunderbare der Sache zu bescheinigen, daß die Opfer dabei nicht den mindesten Schmerz leiden, und daß im Gegentheil Alles, was man mit ihnen vornimmt, ihnen nur angenehme Empfindungen gewährt. Verhielte sich das wirklich also, würde es ohne Zweifel ein großes Wunder sein. Aber da ich mit eigenen Augen die unverkennbarsten Zeichen eines lebhaften Schmerzes gesehen, kann ich als das allein Wunderbare nur den Muth und die Beharrlichkeit betrachten, welche Fanatismus diesen Unglücklichen zu geben im Stande ist.

Anatomisches, physiologisches, hygiänisches und pathologisches Bildniß Napoleons.

Nach den Denkwürdigkeiten seines Kammerdieners Constant.

Nach der Rückkehr aus Aegypten war der Kaiser sehr mager und gelb. Seine Gesichtsfarbe hatte etwas Kupferartiges; seine Augen waren tiefliegend, und seine Formen wohlproportionirt, obgleich ein wenig hager. Sein Porträt in dem Gemälde: „eine Revue des ersten Konsuls auf dem Karusselplatz," von Horaz Vernet, ist sehr ähnlich.

Seine Stirn war sehr hoch und offen. Er hatte wenig Haare, vorzüglich an den Schläfen; aber sie waren sehr fein, sehr weich, und kastanienbraun. Seine schönen blauen Augen malten deutlich die verschiedenen Gefühle seiner Seele. Sie waren bald mild und liebkosend, bald streng und hart.

Sein Mund war schön. Die Lippen waren gleichförmig und ein wenig aneinandergedrängt, vorzüglich bei übler Laune. Obgleich seine Zähne nicht regelmäßig genannt werden konnten, waren sie doch gut und sehr weiß. Er beklagte sich nie darüber. Seine griechische Nase war schön. Er hatte einen ausserordentlich feinen Geruch.

Ueberhaupt war sein Gesicht im Ganzen regelmäßig, wohlgebildet, obgleich zu jener Zeit seine Magerkeit die Schönheit der Züge entstellte, und im Allgemeinen ihren Ausdruck wenig angenehm machte. Man hätte diese Züge, einen nach dem andern, be-

urtheilen müssen, um die vollkommene Regelmäßigkeit und Schönheit des Ganzen würdigen zu können.

Sein Kopf war stark und hatte einen Umfang von zweiundzwanzig Zoll. Er war etwas länger als breit, also ein wenig platt an den Schläfen. Napoleon war sehr empfindlich am Kopfe, weshalb ich seine Hüte wattiren ließ, und sie einige Tage in meinem Zimmer trug, bevor ich sie ihm gab. Seine Ohren waren klein und wohlgebildet. Der Kaiser war auch an den Füßen sehr empfindlich, weshalb ich seine Stiefeln und Schuhe von einem Bedienten der Garderobe, Namens Joseph, der denselben Fuß hatte, wie Napoleon, zuvor austreten ließ.

Er war 5 Fuß, 2 Zoll und 3 Linien groß. Sein Hals war etwas kurz, die Schultern zurückgedrängt, die Brust breit, wenig behaart; Schenkel und Bein wie in der Form gegossen. Seine Füße waren klein, die Zehen wohlgeordnet und ohne Hühneraugen oder Schwielen. Eben so vollkommen waren seine Aerme. Seine Hände konnten bewunderungswürdig genannt werden, und die Nägel seiner Finger verunzierten sie nicht, weshalb er auch eine gewisse Sorgfalt darauf verwendete, so wie auf seine ganze Person; aber Alles ohne Ziererei. Er nagte manchmal an den Nägeln, das war ein Zeichen der Ungeduld, oder strenger, geistiger Beschäftigung.

Später wurde er viel beleibter, ohne dadurch die Schönheit seiner Formen zu verlieren. Sein Ansehen war im Gegentheil gefälliger während dem Kaiserthum, als während dem Konsulat. Seine Haut war sehr weiß geworden, und seine Farbe belebt.

Hatte der Kaiser lange gearbeitet oder nachgedacht,

so litt er an einem ganz eigenen Krampf, einem nervosen Zucken, das er sein ganzes Leben bewahrte. Es bestand in einer oft wiederholten schnellen Erhebung der rechten Schulter, was mehrere Personen, welche diese Gewohnheit an ihm nicht kannten, manchmal für ein Zeichen des Mißvergnügens oder der Mißbilligung hielten, ohne entdecken zu können, worin sie es bei dem Gebieter versehen. Er seinerseits dachte nicht daran, und wiederholte dieselbe Bewegung schnell hinter einander, ohne sie im mindesten zu bemerken.

Ein merkwürdiger Umstand war noch der, daß Napoleon sein Herz nie schlagen fühlte. Er sagte das oft zu Corvisart (seinem ersten Arzt) und zu mir. Mehr als einmal ließ er uns die Hand auf seine Brust legen, um uns von diesem sonderbaren Phänomen zu überzeugen. Wir bemerkten nie die geringste Bewegung.

Der Kaiser aß sehr schnell. Kaum blieb er zwölf Minuten bei Tische. Hatte er genug gegessen, so erhob er sich, und begab sich in den Familiensaal. Die Kaiserin Josephine blieb gewöhnlich sitzen, und machte den übrigen Anwesenden ein Zeichen, sie nachzuahmen. Manchmal folgte sie jedoch ihrem Gemahl auf der Stelle, wonach die Palastdamen in ihren Zimmern speiseten, in denen man ihnen auftrug, was sie wünschten.

Eines Tages, als Prinz Eugen sich unmittelbar nach dem Kaiser vom Tisch erhob, wendete dieser sich um mit den Worten: „Aber Eugen, du hast nicht Zeit gehabt zu essen.“ — Bitt' um Verzeihung, ent-

gegnete der Prinz; ich habe schon im Voraus gespeiset.

Die übrigen Gäste mochten wohl finden, es sei das keine üble Vorsichtsmaßregel. Dieser Zustand der Dinge dauerte jedoch nur bis zum Konsulat; denn von nun an speisete Napoleon mit seiner Gemahlin allein, und lud nur von Zeit zu Zeit irgend eine Person seines Hofes ein. Er hatte damals schon einen Hof.

Sein Frühstück genoß der Kaiser fast immer allein. Es wurde auf einem kleinen Mahagonitisch aufgetragen. Er bediente sich dabei keiner Serviette. Diese Mahlzeit dauerte kaum acht oder zehn Minuten.

Ich werde sogleich anzudeuten Gelegenheit haben, welche üble Wirkung die Gewohnheit, zu schnell zu essen, auf seine Gesundheit hatte. Ausserdem, und gerade der großen Uebereilung wegen, speisete er nicht besonders sauber. Er bediente sich sehr häufig seiner Finger, statt der Gabel, und selbst statt des Löffels. Man stellte das Gericht, welches er am liebsten aß, in seine Nähe. Ohne Umstände speisete er nun auf die eben beschriebene Weise, tauchte sein Brod in die Brühe, saugte es ab, und wiederholte das mehrmals. Demungeachtet wurde die Schüssel herumgegeben, und alle Gäste nahmen daraus. Einige betrachteten das selbst als ein Mittel, dem Gebieter den Hof zu machen.

Des Kaisers Leibgericht war ein Hühnerfrikassee, welchem man seitdem den Namen: „Poulet à la Marengo“ gegeben. Er aß auch gern Bohnen, Linsen, Coteletten, eine geröstete Hammelsbrust, oder ein gebratenes Hühnchen. Gewöhnlich gab er den am

einfachsten zubereiteten Gerichten den Vorzug; dagegen war er schwierig in Hinsicht auf das Brod.

Es ist nicht wahr, daß er, wie man gesagt, einen unmäßigen Kaffeeverbrauch gemacht. Er trank nur eine Obertasse nach seinem Frühstück, und eine andere nach seinem Mittagsessen. Manchmal, wenn er sehr beschäftigt war, geschah es jedoch, daß er, ohne es zu bemerken, zwei Tassen hinter einander leerte. In diesem Fall fühlte er sich jedoch stark bewegt, und konnte nicht schlafen. Oft auch trank er seinen Kaffee kalt, und ohne Zucker, oder zu stark gezuckert.

Um diesen Mißbestand zu vermeiden, übernahm es Josephine, seinen Kaffee mit eigener Hand zuzubereiten. Maria Louise ahmte ihr darin nach. Wenn der Kaiser vom Tische aufstand, und sich in den kleinen Saal begab, trug ihm ein Page, auf einem starkvergoldeten silbernen Kaffeebrett, die Kaffeekanne, die Zuckerdose und eine Tasse nach. Die Kaiserin goß sodann den Kaffee in die Tasse, zuckerte ihn, versuchte ob er süß genug sei, und bot ihn dem Kaiser dar.

Napoleon trank nichts als Chambertin; aber selten ohne Wasser. Ueberhaupt liebte er den Wein nicht, und kannte ihn schlecht. Ich erinnere mich, daß er eines Tages, im Lager von Boulogne, mehrere Offiziere zu Tische zog, und dem Marschall Augereau ein Glas Wein reichen ließ, wobei er ihn mit einer gewissen Zufriedenheit fragte, wie er ihn finde? Der Marschall versuchte ihn auf die Art feiner Weinschmecker, schnalzte mit der Zunge, und sagte: „Es gibt wohl noch bessern.“ Der Kaiser, der ohne Zweifel eine ganz andere Antwort erwartete, be-

gnügte sich über des Marschalls Freimüthigkeit zu lächeln.

Man hat so oft gesagt und wiederholt, daß Napoleon die größten Vorsichtsmaßregeln getroffen, um nicht vergiftet zu werden, daß man diese Angabe endlich für eine geschichtliche Wahrheit gehalten. Aber es ist ein Mährchen, das in dieselbe Kathegorie gehört, wie das von dem stich- und kugelfesten Panzer.

Der Kaiser war in diesem Betrachte im Gegentheil zu vertrauensvoll. Sein Frühstück wurde jeden Morgen in ein offenes Vorzimmer gestellt, in welchem sich alle Diejenigen befanden, denen er eine Privataudienz gewährte, und die dort oft mehrere Stunden hinter einander warteten. Das Frühstück blieb eben so lange stehen. Man suchte es warm zu halten, bis er sein Kabinet verließ, um es zu genießen.

Das Mittagessen wurde in Körben aus der Küche in die oberen Gemächer getragen. Nichts wäre leichter gewesen, als Gift in die Speisen zu streuen. Demungeachtet kennt man keine Spur, daß die diensthuenden Leute es je unternommen, Napoleon zu vergiften. Ihre Anhänglichkeit und Treue ließ selbst den Gedanken daran nicht zu.

Die Gewohnheit, mit großer Hast zu essen, verursachte manchmal dem Kaiser heftige Magenkrämpfe, die gewöhnlich Erbrechungen zur Folge hatten. Eines Tages benachrichtigte mich einer der diensthuenden Kammerdiener in aller Eil, daß der Kaiser sich nach seinem Mittagessen übel befunden, und sehr leide. Ich eilte in sein Zimmer, und fand ihn der Länge nach auf dem Teppich ausgestreckt.

Das war seine Gewohnheit, sobald er sich unwohl fühlte.

Die Kaiserin war neben ihm, und hatte seinen Kopf auf ihren Knien. Er klagte und schmollte zu gleicher Zeit; denn er ertrug dies Uebel mit weniger Geduld, als tausend viel ernstere Zufälligkeiten in den Feldlagern, und der Held von Arcole, der sein Leben in hundert Schlachten gewagt, zeigte sich in solchen Augenblicken eben so weichlich als ungeduldig.

Die Kaiserin tröstete ihn, und sprach ihm Muth zu. Sie, die oft sehr heftige Kopfschmerzen hatte, würde gern das Uebel ihres Gemahls auf sich genommen haben, wäre es nur irgend möglich gewesen.

„Constant," sagte sie, als ich eintrat, „kommen Sie schnell, der Kaiser bedarf Ihrer. Machen Sie ihm Thee, und verlassen Sie ihn nicht, bevor er sich besser befindet."

Kaum hatte er drei Tassen Thee getrunken, so verminderte sich sein Uebel. Josephine hielt immer noch seinen Kopf auf ihren Knien, und liebkoste seine Stirn mit ihrer weißen, fleischigen Hand, oder rieb ihm die Brust.

„Befindest Du Dich jetzt besser?" fragte sie. „Willst Du Dich ein wenig niederlegen? Ich bleibe mit Constant an Deinem Bett." — Ich habe mehrmals ähnliche Szenen gesehen.

Weil ich einmal bei dem Kapitel der Krankheiten des Kaisers bin, will ich auch noch einige Worte über eine andere sagen, die, mit Ausnahme derjenigen, welche seinen Tod veranlaßte, seine schwerste war.

Bei der Belagerung von Toulon, als der Kaiser erst Artillerie-Oberst war, wurde ein Kanonier auf

seinem Stücke getödtet. Bonaparte ergriff sogleich den Stößel, und bediente einige Zeit die Kanone. Unglücklicherweise aber hatte der gebliebene Artillerist eine Krätze von der bösartigsten Gattung gehabt, und der Oberst wurde angesteckt. Er konnte erst nach mehreren Jahren sich davon befreien, und die Aerzte vermutheten, daß die üble Behandlung dieser Krankheit die Ursache seiner ausserordentlichen Magerkeit und seiner gelben Gesichtsfarbe gewesen.

In den Tuilerien nahm er Schwefelbäder und trug ziemlich lange ein blasenziehendes Pflaster, welches er sich früher nicht hatte wollen auflegen lassen, weil er besorgte, es könne ihn im Nachdenken stören. Corvisart bestand lange auf ein Fontanell. Aber der Kaiser wollte sich seinen Arm nicht verunstalten und wies ihn bestimmt ab.

Bei derselben Belagerung von Toulon, bei welcher er vom Hauptmann zum Oberst befördert worden, erhielt er auch einen Bayonettstich in den linken Schenkel, dessen Narbe er mir mehrmals zeigte. Von der Wunde am Fuß, die er bei Regensburg erhalten, war keine Spur mehr bemerkbar.

Wir waren ungefähr 1200 Schritte von Regensburg entfernt. Der Kaiser sah die Oesterreicher auf allen Seiten fliehen, und glaubte, das Gefecht sei beendet. Man hatte sein Frühstück an dem Orte bereitet, den er vorher angedeutet. Er war auf dem Wege dahin, als er sich plötzlich gegen den Marschall Berthier umwendete, mit dem Ausruf: „Ich bin verwundet.“

Der Schlag der Kugel war so stark, daß der Kaiser in sitzender Stellung fiel. Er war an der

Ferse verwundet. Nach dem Kaliber der Kugel konnte man schliessen, daß sie von einem Tiroler Schützen komme, dessen Waffe von der Stadt bis zu uns tragen mochte.

Man kann sich leicht denken, daß ein solches Ereigniß Besorgniß und Schrecken im Generalstabe verbreitete. Ein Adjutant holte mich. Als ich anlangte, fand ich den Wundarzt Ivan beschäftigt, dem Kaiser den Stiefel abzuschneiden. Ich war ihm beim Verbinden behilflich.

Obgleich der Schmerz noch sehr heftig war, befahl Napoleon doch, sogleich sein Pferd vorzuführen. Er schwang sich ohne Stiefel darauf, um den Feind nicht zu Athem kommen zu lassen, und seine Armee zu beruhigen, ritt im Galopp davon, und sein Generalstab hinter ihm her. In solchem Zustande besuchte er alle Linien. Wie man leicht denken kann, frühstückte man an diesem Tage nicht, sondern suchte sich sein Mittagsessen in Regensburg.

Der Kaiser hatte einen großen Widerwillen gegen alle Arzeneien, und nahm er solche, was jedoch nur äusserst selten geschah, so bestanden sie in, mit einem Ei, oder mit Cichorien, oder mit Weinsteinsalz versetztem Wasser. Corvisart hatte ihm empfohlen, jedes Getränk, das einen säuerlichen und unangenehmen Geschmack habe, auf der Stelle auszuspeien. Ich vermuthe, daß er diese Vorschrift in der Voraussetzung machte, man könne ihn vergiften.

Um welche Zeit der Kaiser auch schlafen gegangen war, ich trat immer zwischen sieben und acht Uhr Morgens in sein Zimmer. Seine ersten Fragen

waren unveränderlich, wie spät, und welches Wetter es sei?

Manchmal beklagte er sich über sein übles Aussehen. War dem also, so gestand ich es zu; wo nicht, so widersprach ich. In dem letzten Fall faßte er mich beim Ohr, und nannte mich lachend „Grosse bête," verlangte einen Spiegel, und gestand sodann, daß er mich nur habe necken wollen, und daß er sich wohl befinde.

Er nahm die Zeitungen, fragte nach den Namen der Personen, welche im Vorzimmer warteten, sagte mit wem er sprechen wolle, und unterhielt sich bald mit dem Einen bald mit dem Andern.

Wenn Corvisart kam, trat er ohne Anmeldung herein. Der Kaiser fand ein besonderes Wohlgefallen daran, ihn über seine Kunst zu necken, von der er behauptete, sie sei nur auf Vermuthungen begründet, die Aerzte seien Marktschreier, und weiter nichts, ꝛc. Zur Unterstützung seiner Angabe führte er mehrere Beweise an, vorzüglich die seiner eigenen Erfahrung.

Der Doktor gab nie nach, wenn er Recht zu haben glaubte, und die Unterhaltung dauerte fort, während der Kaiser sich rasirte; denn ich hatte ihn gelehrt, dies Geschäft selbst zu verrichten. Oft vergaß er, daß er sich nur auf einer Seite rasirt hatte, und wenn man ihn davon benachrichtigte, vollendete er lachend die Operation.

Des Kaisers gewöhnlicher Wundarzt Ivan hatte eben so gut, wie Corvisart, seinen Antheil an den Kritiken und Schmähungen gegen seine Kunst. Diese Diskussionen waren immer sehr belustigend. Napoleon war bei denselben eben so heiter als geschwätzig,

und wenn er keine wirkliche Beispiele zur Unterstützung seiner Gründe angeben konnte, erfand er solche, weshalb man auch seinen Angaben nicht immer unbedingten Glauben beimaß.

Eines Tages kniff er, bei einer ähnlichen Unterhaltung, einen seiner Aerzte (ich glaube den Doktor Hallé) so stark am Ohr, daß dieser heftig den Kopf zurückzog, und rief: „Sie thun mir weh!“ Die Art, auf welche diese Worte ausgesprochen wurden, beurkundete seine üble Laune, und von nun an waren seine Ohren auſſer Gefahr. Der Kaiser hatte Respekt dafür.

Beim Aufstehen trank er gewöhnlich eine Tasse Thee oder Orangenblätterwasser. Nahm er ein Bad, so geschah es unmittelbar nachdem er das Bett verlassen hatte. Während er im Wasser war, ließ er sich durch einen Sekretär (bis 1804 von Bourienne) Depeschen und Zeitungen vorlesen. Nahm er kein Bad, so setzte er sich ans Kamin und las selbst, oder ließ sich vorlesen. Er diktirte dem Sekretär auf der Stelle die Antworten und Bemerkungen, welche die Vorlesung der Papiere veranlaßten. In dem Maße, als er sie überflogen, warf er sie zu Boden. Der Sekretär sammelte sie, und brachte sie in Ordnung, wonach er sie in des Monarchen Privatkabinet trug.

Vor seiner vollständigen Ankleidung zog der Kaiser im Sommer eine Hose und einen Schlafrock von weißem Piqué an, im Winter aber eine Hose und einen Schlafrock von Multon. Um den Kopf hatte er ein auf der Stirn zusammengebundenes seidenes Tuch, dessen hintere Zipfel den Nacken bedeckten. Er

band dieses Tuch, das ihn nicht zum besten kleidete, jeden Abend selbst um.

Verließ er das Bad, so bot man ihm ein anderes Tuch, denn das seine war, von der beständigen Bewegung im Wasser, ganz durchnäßt. Waren die Depeschen gelesen, oder das Bad genommen, so ließ er sich ankleiden. Anfänglich rasirte ich ihn, später that er es selbst, wobei er gewöhnlich viel Seife verbrauchte, und den Schaum über den Spiegel verbreitete, welchen Rustan (sein Mameluk) hielt.

Hatte sich der Kaiser rasirt, so wusch er sich Hände und Gesicht, und reinigte seine Nägel mit vieler Sorgfalt. Ich zog ihm nun sein Flanell-Kamisol und sein Hemde aus, und rieb ihm den ganzen Obertheil des Körpers mit einer sehr weichen Seidenbürste. Sodann begoß ich ihn mit kölnischem Wasser, von dem er auf diese Weise einen starken Gebrauch machte. Er hatte diese Gesundheits-Maßregel, die ihm sehr wohl bekam, und die in der That vortrefflich ist, im Morgenlande angenommen.

Nach allen diesen Vorbereitungen zog ich ihm weißseidene Strümpfe (er trug nie andere), mit leichten Socken von Flanell oder Kasimir, Unterhosen von sehr feiner Leinwand oder Barchent an, und bald Hosen von weißem Kasimir, nebst geschmeidigen Reiterstiefeln, bald eine festanliegende Hose von demselben Stoff und derselben Farbe, nebst kleinen englischen Stiefeln, die nur bis zur Hälfte der Wade reichten. Sie waren mit kleinen, silbernen Spornen besetzt, die nur einen halben Zoll lang waren. Alle seine Stiefeln waren mit solchen Spornen versehen.

Ich bekleidete ihn darauf mit seiner Flanell-Unterjacke und seinem Hemd, mit einem dünnen Musselin-Halstuche, und einem schwarzseidenen Tuche darüber; endlich mit einer rundausgeschnittenen Weste von weißem Piqué, und entweder mit einer Jäger- oder einer Grenadier-Uniform, am häufigsten jedoch mit der ersten.

War sein Anzug vollendet, so überreichte man ihm ein Schnupftuch, seine Tabaksdose und eine andere kleine Dose von Schildkröte, die mit feingeschnittenem Süßholz angefüllt war.

Man bemerkt, nach dem eben Gesagten, daß der Kaiser sich von Kopf bis zu den Füßen ankleiden ließ. Er bot zu nichts die Hand, und ließ sich einknöpfen wie ein Kind, während er sich unausgesetzt mit seinen Regierungs-Angelegenheiten beschäftigte.

Ich habe vergessen zu sagen, daß er sich für seine Zähne kleiner Zahnstocher von Buchsbaum, und einer in Opiat getauchten Bürste bediente.

Auszug aus einem Briefe des italienischen Missionärs Bizzozero, über einen Theil Nordamerika's *).

Attakapas, den 15. September 1829.

Ich habe endlich meinen bisherigen Wohnort, in der Nähe von Benington, am rechten Ufer des St. Lorenzstroms, in Ober-Kanada, verlassen. Das Klima und die langen Winter waren höchst schädlich für meine Gesundheit. Ein ehemaliger Bewohner der lachenden und milden Arnothäler kann sich nicht leicht an die des Ontario gewöhnen.

Ich wohne jetzt in einem Lande, dessen Klima für mich viel heilsamer ist. Um dahin zu gelangen, wollte ich zuerst über Baltimore und das Meer mich nach dem mexikanischen Meerbusen und Neu-Orleans begeben. Aber die Erinnerung der Leiden auf meiner Ueberfahrt von Europa nach Amerika, hielt mich von einer zweiten Seereise ab. Ich beschloß demnach zu Lande nach Kolombia zu gehen, auf dem Ohio mich einzuschiffen, um von ihm in den Missisipi und endlich nach Neu-Orleans zu gelangen, wo ich über meine fernere Bestimmung unterrichtet werden sollte.

Den 5. Mai d. J. schiffte ich mich auf dem Ohio

*) Aus diesem Briefe eines römisch-katholischen Priesters kann man entnehmen, daß in dem, was wir in den frühern Jahrgängen dieses Werkes über den Zustand der nordamerikanischen Union gesagt, nichts übertrieben war. Audiatur et altera pars.

ein, der unstreitig einer der schönsten Ströme Nordamerika's ist. Er bewässert ein prächtiges Thal, welches ich auf einer Strecke von 375 Meilen (125 Stunden) zu bewundern Gelegenheit hatte. Das Dampfschiff Quebek, auf welchem ich mich befand, legte 6 Meilen (2 Stunden) in einer Stunde Zeit zurück. Der Lauf des Stroms beträgt 4 Meilen (1 ⅓ Stunden) in einer Stunde Zeit.

Die Schifffahrt, vorzüglich mit Dampfbooten, ist auf den nordamerikanischen Strömen äusserst lebhaft, und trägt nicht wenig zur Vermehrung der Bevölkerung und des Wohlstandes an ihren Gestaden bei. Die Dampfschiffe sind mit allen möglichen Bequemlichkeiten versehen. Man findet in ihnen gute Küche, erträgliche Betten, und Lesezimmer, in denen es an englischen, französischen, nord- und südamerikanischen Zeitungen, so wie an vielen interessanten Büchern nicht fehlt.

Das ganze Ohiothal ist sehr stark bevölkert und mit Gehöften, Eisenhämmern, Manufakturen u. s. w. überdeckt. Das Land ist mit der größten Sorgfalt gebaut. So weit das Auge dringen kann, sieht man nichts als Felder, und mit dem üppigsten Grün bekleidete Hügel, die reiche Erndten versprechen. Im Westen und Süden bemerkt man auch Weinberge, die den herrlichsten Anschein haben.

Zu Mingo, einem sehr schönen Dorfe, das man wohl eine Stadt nennen könnte, und das am westlichen Abhang des Gebirges gelegen ist, welches das Thal von der Meerküste scheidet, beutet man eine unerschöpfliche Asphaltquelle aus, mit deren Oel mehrere Städte versorgt werden, und dessen man sich

auch zum Schiffbau bedient. Ganz in der Nähe ist ein reiches Steinkohlenlager.

Ueberhaupt sind die Steinkohlen in Nordamerika sehr häufig, dergestalt, daß man für den Zentner nur einen französischen Franken bezahlt. Das Holz ist noch wohlfeiler. Aus diesem Grunde gibt es hier auch mehr Dampfschiffe, als in irgend einem Lande der Erde. Pittsburg, wo man die meisten erbaut, und wo die Hauptfabrik der Dampfmaschinen ist, befindet sich auf einem unerschöpflichen Steinkohlen-Lager.

Wir kamen auch an Weheling vorüber, einer ganz neuerdings erbaueten hübschen Stadt, die bereits über 5000 Einwohner hat. Fünfzehn Stunden unterhalb derselben bildet der Ohio einen sechs Stunden langen und eine Stunde breiten sehr reizenden See.

Wenige Stunden nachher legten wir bei Marietta an, der Hauptstadt des Ohiostaates, an der Mündung des Maskragham in den Ohio. Dieser Ort treibt großen Handel.

Man kann jetzt nicht 20 Meilen (7 Stunden) auf dem Ohio zurücklegen, ohne eine kleine Stadt, oder schöne Gehöfte zu sehen, deren Ansehen Wohlstand, Ordnung und Reinlichkeit verräth. Gallipolis, das 1792 von einer Kolonie französischer Emigranten am Einflusse des Sciotto gegründet wurde, so wie Chillicothea, Lexington, Louisville und besonders Cincinnati, sind jetzt schöne Städte, in denen der industrielle Wohlstand aufs höchste gestiegen ist.

Vor zwanzig Jahren bildete der Ohio bei Louisville noch einen Fall, der die Schifffahrt gefährlich

machte. Seitdem hat man längs dem rechten Ufer des Flusses einen Kanal erbauet, durch den diese Unannehmlichkeit beseitigt ist.

Bevor sich der Ohio in den Missisipi ergießt, nimmt er mehrere schiffbare Ströme in sich auf. Alle werden von Dampfschiffen befahren, die sich meistentheils nach Neu-Orleans begeben, wohin sie die Landerzeugnisse, so wie die industriellen Produkte von Kentucki und aus allen westlichen Provinzen der Vereinstaaten bringen. Diese Erzeugnisse bestehen vorzüglich in Pelzwerk, aus Albany und dem nordwestlichen Theile Ober-Kanada's, in Groß- und Kleinvieh, Pöckelfleisch, Baumwolle, Flachs, Hanf, Mehl, Getreide, Mais, Indigo, Holz- und Steinkohlen, Bauholz u. s. w.

Man findet keine wilde Völkerstämme mehr, selbst nicht oberhalb der Zusammenströmung des Missisipi mit dem Ohio. Die Schwanesen, die Scherokesen, die Schikassen u. a. sind verschwunden. Nur von den zweiten gibt es noch einige Familien, die sich mit Viehzucht und der Indigokultur beschäftigen. Sie sind vollkommen zivilisirt, und die Männer sowohl als die Weiber sind auf europäische Weise, oder vielmehr wie die amerikanischen Kolonisten, gekleidet. Man unterscheidet sie nur durch ihren hohen Wuchs, durch ihr langes Haar und durch ihre braunrothe Haut *).

Der Eintritt des Ohio in den Missisipi ist ausserordentlich imposant. Man glaubt einen großen See

*) M. s. den Aufsatz: „Zivilisation der Scherokees-Indianer," im vierten Theile, S. 107 u. f. des Jahrgangs 1830 dieses Werkes.

zu erblicken. Der Missisipi hat eine Tiefe von fünfundzwanzig Klaftern. Er ist der schönste Fluß auf der Erde, denn er ist 800 Stunden lang. Sein Lauf beträgt vier Meilen in einer Stunde. Er durchströmt ungeheure Ebenen, die er alljährlich drei Monate lang unter Wasser setzt, und ist der Nil Amerika's.

Wir hatten zu unserer Linken die schönen Gegenden des alten Florida's, welche zu den am besten kultivirten der Vereinstaaten gehören, und zu unserer Rechten jenes reiche Luisiana, das Frankreich, durch den Vertrag von Basel, an die Union abgetreten. Große Wälder auf der einen, unübersehbare Savannen oder Wiesen auf der andern Seite, begrenzen den Fluß. In der Ferne sieht man prächtige Pflanzereien, die täglich durch neue vermehrt werden, wie Neu-Madrid, die kleine Wiese, St. Franziskus, Kastanienberg u. a., unter der Mündung des Jasu.

Den 25. Mai kamen wir nach Neu-Orleans, wo ich die ferneren Befehle für meine Mission in Attakapas, 100 Stunden nordwestlich von der alten Hauptstadt Luisiana's, erhalten sollte.

Das Land von Jasu bis Neu-Orleans wurde ehemals von der kriegerischen Natschez-Nation bewohnt, die sehr zahlreich war, und die Chateaubriand beschrieben hat. Dies von den französischen Statthaltern grausam verfolgte Volk ist jetzt beinahe gänzlich ausgerottet. Es besteht nur noch aus einigen Familien, die an den Ufern des Alabama, unfern einem der Arme des Mobileflusses, wohnen. Dieser aus 300 bis 400 Individuen bestehende Stamm hat alle seine früheren Gebräuche bewahrt, und lebt nur von

Fischfang und Jagd. Selten kommen einige von ihnen nach Neu-Orleans. Als die französischen Flüchtlinge ihr Champ-d'Asyle an den Ufern der Mobile gegründet, traten die Natschez, nach einigen Feindseligkeiten, in freundschaftliche Verhältnisse mit ihnen, und versorgten sie oft mit Lebensmitteln.

Man spricht nicht mehr von den ehemals so berühmten Nationen der Schaktas und der Muskongos.

Ich habe einen Monat lang zu Neu-Orleans gewohnt. Die Stadt liegt zur Linken des Flusses, ungefähr 40 Stunden von seiner Mündung in den mexikanischen Meerbusen. Ich kann nicht besser die Lage dieses Ortes vergleichen, als mit der von Ferrara, in Italien. Beide sind in einer sumpfigen Ebene erbaut, und unter der Spiegelfläche eines Stroms, durch ungeheure Dämme zurückgehalten, deren Durchbruch die gänzliche Ueberschwemmung der einen wie der andern veranlassen würde.

Der Po, welcher Ferrara bedrohet, ist etwas mehr als eine Meile (20 Minuten) breit, und seine Dämme sind 20 Klaftern (zu 2 ½ Fuß) oder 50 Fuß hoch.

Der Missisipi, bei Neu-Orleans, ist zehnmal breiter als der Po, und seine Dämme sind auch viel höher, dergestalt, daß bei hohem Wasserstand die Schiffe über den Häusern zu schweben scheinen.

Das von den Franzosen im Jahr 1717 gegründete Neu-Orleans war eine Stadt von 5000 bis 6000 Seelen. Im Laufe eines Jahrhunderts ist ihre Bevölkerung bis über 80,000 gestiegen, ihrer äusserst ungesunden Lage zum Trotz. Man sieht in ihr viele schöne aus Ziegeln erbaute Häuser von drei bis vier Stockwerken, ziemlich breite und grade Straßen,

schöne Kirchen, ein hübsches Stadthaus, ein geräumiges Kollegium, und ein neues Straf- und Besserungshaus. Die meisten dieser öffentlichen Gebäude sind auf Kosten eines reichen spanischen Kaufmanns aufgeführt worden, der dazu 12 Millionen verwendete.

Rings um die Stadt, vorzüglich auf den Flußdämmen, sind reizende Spaziergänge, von denen man sehr malerische Aussichten hat. Es giebt zu Neu-Orleans drei Urselinerinnenklöster, in denen die meisten Nonnen Französinnen sind. Sie beschäftigen sich mit der Erziehung armer Mädchen, haben jedoch auch bezahlende Kostgängerinnen in bedeutender Menge. Ihre Novizen müssen sie aus Europa, aus den Antillen oder aus Brasilien kommen lassen, weil die Regierung ihnen nicht erlaubt, Nordamerikanerinnen einzukleiden.

Neu-Orleans treibt einen sehr großen Handel. Es ist der Stapelplatz aller Erzeugnisse der beiden Floridas, Virginiens, der Ohiostaaten, Luisiana's, und überhaupt aller Länder an den Gestaden des Mississipi, und an denen seiner Zuströmungen. Mehr als 1500 Schiffe und Dampfboote legen jährlich bei ihm an. Der Haupthandel des Innern mit dieser Stadt wird von den Bewohnern Kentucky's und Virginiens getrieben. Franzosen, und Unternehmer von Boston, Baltimore, Chesapeak ꝛc., kaufen die meisten Produkte, wie Baumwolle, Indigo, Pelzwerk, Mehl u. s. w., um sie nach Frankreich, England, Deutschland und Italien auszuführen.

Jedermann in dieser Stadt, selbst die farbigen Leute, sprechen Französisch. Die englische Sprache ist

weniger im Gebrauch, doch sind von drei Personen wenigstens zwei mit ihr vertraut.

Neu-Orleans gegenüber, am rechten Ufer des Missisipi, erhebt sich die neue Stadt Mac-Donough, eine gefährliche Nebenbuhlerin. Sie hat schon bei 10,000 Einwohner, und wird wahrscheinlich die Hauptstadt des Missurisaats werden, der sich längs dem Fluß erstreckt, von seiner Mündung bis nach Unter-Luisiana, und dessen Bevölkerung schon 60,000 Seelen übersteigt.

Den 20. Juni habe ich Neu-Orleans verlassen, um mich nach Attakapas zu begeben. Ich schiffte 180 Meilen (60 Stunden) weit dem Missisipi entgegen, und sodann dem Sabinastrom, 60 Meilen (20 Stunden) weit, durch weite und hohe Savannen, bis ich endlich am 28. den Ort meiner Bestimmung erreichte.

Die Attakapas, die noch kein Geograph umständlich beschrieben, sind große lachende Ebenen, ungefähr 100 Stunden nordwestlich von Neu-Orleans. Sie haben eine Oberfläche von mehr als 600 Quadratstunden, und sind, ihrer hohen Lage wegen, weder den Ueberschwemmungen des Missisipi noch seiner Zuströmungen ausgesetzt. Sie werden durch zerstreuete Wälder geschmückt, und sind an mehreren Orten schon bebaut. Das Klima ist sehr gesund, und die Temperatur ist mild. Es ist ungefähr dasselbe Klima, wie das von Neapel.

Das ganze Land ist in reiche und vollkommen wohl besorgte Pflanzereien geschieden. Man bauet hier vorzüglich Getreide, ein wenig Reis und Baum-

wolle erster Qualität. Man kultivirt auch, und nicht ohne Erfolg, Zuckerrohr und Indigo.

Was mich am meisten in Erstaunen gesetzt hat, sind die großen Maulbeerpflanzungen und der Seidenbau, der bereits sehr beträchtlich ist. Ich habe einige Augenblicke mich nach Italien versetzt geglaubt, und die Illusion war um so größer, da die Seidenspinnerinnen meine Muttersprache redeten.

Erst seit ungefähr zehn Jahren hat man diesen Industriezweig im südlichen Luisiana und in einigen Theilen des südlichen Florida's eingeführt, und schon sind die Maulbeerpflanzungen sehr ausgedehnt. Die Kokonserndte beläuft sich auf mehr als 100,000 Rubbs (250,000 Pfund). Man hat die Maulbeersetzlinge aus China, und aus den Umgebungen von Novi, in Piemont, kommen lassen. Von dorther hat man auch die weißen und gelben Seidenwurmeier bezogen, aus denen beinahe doppelt so große Kokons, als die italienischen, entstanden sind. Die Seide, welche sie liefern, ist sehr schön und fest.

Die Seidenspinner sind aus Piemont und Neapel. Ihre Spinnereien sind auf europäische Weise eingerichtet, werden aber durch Dampf in Bewegung gesetzt. Es gibt auch Mühlen zur Bearbeitung der Seide, und ich zweifle nicht, daß die vereinigten Staaten bald hinlänglich eigene Seide haben werden, zum Verbrauch ihrer zahlreichen Stofffabriken, welche sich beständig vermehren, zum größten Schaden derer Europa's und vorzüglich der Stadt Lyon.

Jenseits dem reichen Landstrich von Attakapas, gegen Nordwest, erhebt sich das Land allmälig gegen den Fuß des Felsengebirgs. Es ist trocken, sandig,

unfruchtbar, wie die Steppen der Tatarei, und größtentheils unbewohnt. Nur von Zeit zu Zeit wird es von einigen Indianerhorden durchstreift.

Die Attakapas wurden ehemals von einer wilden Nation bevölkert, deren Name sie als Menschenfresser bezeichnet. Das Land wurde 1770 von Franzosen erobert, und die Einwohner wurden weit nach Norden, oder jenseits dem Missisippi, zurückgedrängt. Die meisten der gegenwärtigen Bewohner dieser schönen Ebenen sind französische Nachkömmlinge, einige Schweizer und eine ziemlich bedeutende Zahl Italiener. Die ersten kultiviren vorzüglich Baumwolle, die Schweizer Baumwolle und Getreide. Die Italiener beschäftigen sich mit dem Seidenbau. Diese drei Industriezweige sind sehr einträglich, und die Bevölkerung ist äusserst wohlhabend.

Bei einigen Pflanzern habe ich auch Reben bemerkt, die einen Wein erzeugen, welcher dem von Toskana nahe kommt. Es ist vorauszusetzen, daß er sich noch verbessern würde, wenn man ihn besser zu behandeln wüßte. Auch in Unter-Florida und im Süden des Ohiostaats gibt es viele Weinpflanzungen.

Bei meiner Ankunft habe ich einige öffentliche Schulen und mehrere Privatlehrer gefunden. Indessen war der religiöse Unterricht noch ziemlich vernachläßigt. Die katholische Religion ist noch die der Mehrheit; aber ich fürchte, daß die Bibelgesellschaften bald den Triumph der Reformation herbeiführen dürften. Das Volk ist durch den Eifer der protestantischen Missionäre über manche Vorschriften unserer Kirche schon zu sehr aufgeklärt, um daran noch besonders zu halten.

Die bewohnte Erde im Vergleich mit dem britischen Reiche.

Nach Balbi.

Wir entnehmen dieser allgemeinen Uebersicht des berühmten Statistikers einige der interessantesten Parallelen. -

Ausdehnung des ganzen Erdballs: 148,522,000 engl. Quadratmeilen. Eigentliche Erde: 37,673,000 QM. Der Ueberrest ist Wasser. Bevölkerung 737 Millionen.

Die fünf Erdtheile.

Asien .	12,118,000 QM. u.	390 Millionen Seelen.	
Amerika	11,146,000 "	39 "	
Afrika .	8,516,000 "	60 "	
Australien	3,100,000 "	20,300,000	
Europa	2,793,000 "	227,700,000	

Russisches Reich	5,912,000 QM. u.	60,000,000 E.	
Britisches Reich *)	4,470,000 "	142,180,000 "	
Chinesisches Reich	4,060,000 "	170,000,000 "	
Brasilian. Reich	2,313,000 "	5,000,000 "	
Nordamerik. Union	1,570,000 "	12,600 000 "	
Mexiko	1,242,000 "	7,500,000 "	
Ottomann. Reich	1,078,000 "	25,000 000 "	
Kolumbia	828,000 "	2,800,000 "	
Portugiesisches Reich	430,000 "	5,607,000 "	
Persien	350,000 "	9,000,000 "	
Annan **)	270,000 "	14,000,000 "	

*) In allen fünf Erdtheilen. Die Besitzungen der ostindischen Compagnie umfassen 349,000 QM. und 80,800,000 Seelen.

Niederländ. Reich	252,000	QM. u.	15,562,000 E.
Spanisches Reich	214,000	"	17,988,000 "
Oesterreich. Reich	194,000	"	32,000,000 "
Französisches Reich	188,000	"	32,554,000 "
Japan	180,000	"	25,000,000 "
Marokko	130,000	"	4,500,000 "
Land der Fellaten *)	120,000	"	3,000,000 "
" Ashanten **)	100,000	"	3,000,000 "
Preussisches Reich	80,450	"	12,464,000 "

Einige der größten Städte der Erde im Vergleich mit London.

London (England), 1,350,000 Einwohner. Pecking (China), 1,300,000. Jeddo (Japan) 1,300,000. Paris (Frankreich), 890,000. Hangtscheu (China), 700,000. Benares (Ostindien), 630,000. Kalkutta (Ostindien), 600,000. Konstantinopel (Türkei) 600,000. Wutschang (China), 600,000. Kanton (China), 500,000. Nanking (China), 500,000. Kingtschin (China), 500,000. Madras (Ostindien), 462,000. St. Petersburg (Rußland), 410,000. Neapel (Italien), 364,000. Fokhan (China), 300,000. Patna (Ostindien), 300,000. Nang-Tschang (China), 300,000. Lucknow (Ostindien), 300,000. Wien (Oesterreich), 300,000. Moskau (Rußland), 300,000. Lissabon (Portugal), 260,000. Kairo (Aegypten), 260,000. Dublin (Irland), 227,000. Berlin (Preussen), 220,000. Amsterdam (Holland), 201,000. Madrid (Spanien), 201,000. Hyderabad (Ostindien), 200,000. Fou-

*) In Afrika.

**) Ibid.

tſcheu (China), 200,000. Jſpahan (Perſien) 200,0000. Aleppo (Syrien), 200,000. Mizrapur (Oſtindien), 200,000. Fünfzig Städte zwiſchen 100,000 und 200,000 Einwohner.

Handels-Marine.

	Fahrzeuge zu	Tonnen Laſt.
Britiſches Reich . .	22,288	2,365,462
England allein . .	15,841	1,958,716
Schottland . . .	2,961	272,003
Irland	1,391	80,583
Inſel Guernſey . .	79	7,298
" Jerſey . . .	142	13,756
" Man	287	7,451
Engliſche Kolonien .	3,657	224,183
Frankreich . . .	14,497	689,448
Nordamerik. Union .	16,000	1,423,111

Mauthertrag im Jahr 1826.

Britiſches Reich . .	20,582,944 Pf. Sterling.
Großbritannien . .	18,551,702 "
Irland	2,031,222 "
Frankreich	4,204,895 "
Rußland	2,240,000 "
Niederlande	508,847 "
Baiern	177,160 "
Dänemark (1817) . .	169,250 "
Spanien (1803—7) .	1,026,218 "
Portugal (1815—19)	915,935 "
Vereinſtaaten . . .	5,457,000 "
Mexiko	1,507,381 "
Kolumbia (1824) . .	835,135 "
Braſilien (1825—28)	1,431,800 "

Zivilliste.

Großbritannien (1826)	1,057,000	Pf. Sterling.
Niederlande (1825) .	218,400	"
Würtemberg (1826) .	103,708	"
Hessen-Darmstadt (1826)	72,154	"
Portugal (1822) . . .	129,350	"
Brasilien (1827) . .	257,800	"
Frankreich (1826) . .	1,280,000	"
Baiern (1826)	258,430	"
Baden (1826) . . .	95,317	"
Schweden (1825) . .	127,337	"
Spanien (1821) . . .	450,910	"

Allgemeine statistische Uebersicht des britisches Reiches.

	Geogr. □M.	Einwohner.
England und Wales	43,678 "	11,977,663 "
Schottland . . .	23,498 "	2,093,000 "
Irland	23,000 "	6,802,000 "
Hannover . . .	11,125 "	1,550,000 "
Jonische Inseln .	754 "	176,000 "
Gebiet der ostindischen Kompagnie . .	349,000 "	80,800,000 "
Vasallen derselben .	485,000 "	32,800,000 "
Insel Zeylon . .	15,650 "	830,000 "
Neusüdwales . .	1,476,000 "	44,000 "
Vandiemensland .	19,800 "	16,000 "
Vorgebirg der guten Hoffnung . .	88,000 "	133,000 "
Guinea	22 000 "	30,000 "
Isle de France . .	1,800 "	97,000 "
Unter-Kanada . .	1,374,000 "	622,000 "
Ober-Kanada . .	75,200 "	280,600 "

	Geogr. QM.	Einwohner.
Neu-Braunschweig .	21,600	78,700
Neu-Schottland . .	10,800	110,000
Prinz Eduard-Insel	1,580	8,000
Cap Breton-Insel .	1,790	24,000
Insel Terre-Neuve	420,500	85,000
Bermuden . . .	1,740	14,500
Bahama-Archipel .	4,100	15,500
Jamaika	4,460	406,000
Inseln unter dem Winde	342	93,000
La Dominique . .	220	20,000
St. Luzia . . .	170	17,000
Barbaden	176	100,000
Tobago	104	16,000
St. Vinzent . . .	291	28,000
Trinité	1,250	50,000
Guyane	12,000	168,000

Von der Gesammtbevölkerung von England und Wallis beschäftigen sich mit Ackerbau 847,957 Familien; mit Handel und in den Manufakturen 1,155,375 F.; auf andere Weise 485,491 F.; im Ganzen 2,43,423 F.; — Mitglieder des Parlaments zählt man 513. — National-Reichthum: jährl. Landeinkommen, nach der Grundsteuer von 1811: 29,476,356 Pf. St.; Werth der Immobilien, welche 1815 Grundsteuer zahlten, 51,898,423 Pf. St.; Werth des Häusereinkommens 1823: 7,393,576 Pf. St. — Armuth. Zahl der Armen 1815: 881,000 Individuen; Verhältniß der Armen gegen die Bevölkerung 13,5; Armenunterstützung während den drei Jahren vor 1815: 6,129,844 Pf. St. — Unterricht. Zahl der Schulkinder 1818:

674,883; Verhältniß zur Bevölkerung 18. — Moralität. Jährlich Verhaftete im Durchschnitt nach 11 Jahren (von 1805 — 1815) 5634; nach 10 Jahren (von 1816 — 1825) 13,020. Im letzten Fall also 1 Verhafteter auf 921 Einwohner.

Statistische Aktenstücke über das Großherzogthum Toskana, das Herzogthum Lukka und den Kirchenstaat.

Großherzogthum Toskana.

I. Weltliche Geistlichkeit: Priester 7000; Laien 3000; zusammen 10,000. — Klostergeistlichkeit: begütert, Mönche 1150, Nonnen 4200; Bettelorden 1400; zusammen 6750. Mönchsklöster 95 (wovon 50 den Bettelorden zustehende); Nonnenklöster 67; zusammen 162. — Jährliches Einkommen der Welt-Geistlichkeit: 20 Erzbischöfe und Bischöfe 500,000 franz. Franken; Kapitel 180,000 Fr.; Pfründen 170,000 Fr.; 2414 Pfarreien *) 800,000 Fr. — Einkommen der Kloster-Geistlichkeit 1,730,000 Fr. **).

II. Wohlthätigkeitsanstalten. Sie haben ein jährliches Einkommen von 1,280,000 Fr., wovon 600,000

*) Jede Diözese hat eine mittlere Bevölkerung von 35,000 Seelen, und jede Pfarrei von 479.

**) Vor der Auflösung der Klöster, im Jahr 1808, hatten sie ein jährliches Einkommen von 12 Millionen Franken. Nach mittlerer Schätzung hat jeder Mönch gegenwärtig 499 Fr. Vor 1808 hatte er 1437 Fr. jährlich.

Fr. unmittelbar für Krankenpflege, und der Ueberrest zu Unterstützungen ausgegeben werden. In den Findelhäusern befinden sich 1100 Kinder. Das Einkommen dieser Anstalten wird auf 570,000 Fr. angeschlagen. Es gibt 35 Spitäler, 12 Findelhäuser und 2 Irrenhäuser.

III. Oeffentliche Schuld. Unter Leopld I i. J. 1765 : 72 Millionen Franken; i. J. 1789: 11 Millionen. Unrer Ferdinand III i. J. 1798: 47 Millionen. Unter der Königin Maria Louise von Hetrurien i. J. 1806: 117 Millionen. Die Regierung verkaufte 1808 die Klostergüter und bezahlte die Schuld. Unter Ferdinand III i. J. 1817: 14 Millionen. Unter Leopold II i. J. 1829 gab es keine Landesschuld mehr.

IV. Oeffentliches Einkommen in verschiedenen Epochen.

	Jährl. Einkommen.	Jährl. Ausgabe.
Unter Leopold I i. J. 1789	8,900,000 Fr.	7,000,000 Fr.
Unter Ferdinand III i. J. 1798	11,000,000 —	7,000,000 —
Unter d. Königin Louise 1806	14,000,000 —	17,000,000 —

V. Einkommen im Jahr 1817. Direkte Abgaben (Grund- und Personensteuer), 3,600,000 Fr. Mauth 6 Millionen. Posten 300,000 Fr. Einregistrirung, Stempel und Hypotheken 1 Million. Lotterie 1 Million. Salz 2 Millionen. Tabak 700,000 Fr. Eisen-, Schwefel- und Alaunminen 1 Million. Krongüter 500,000 Fr. Im Ganzen 16,100,000 Fr.

Ausgabe i. J. 1817. Militärwesen 4,600,000 Fr. Gerechtigkeitspflege 2,600,000. Brücken und Landstraßen, öffentliche Bauten 2 Millionen. Welt- und Kloster-Geistlichkeit (Gnadengehalte u. s. w.) 600,000. Spitäler und Arme 1,300,000. Oeffentlicher Unter-

richt 650,000. Ministerien und Verwaltungsbehörden 1,100,000. Zivil-, Militär- und geistliche Pensionen 1,700,000. Zivilliste 240,000. Zinsen der Staatsschuld 280,000. Ausserordentliche Ausgaben 857,000. Steuerhebung 173,000. Im Ganzen 16 Millionen Franken. — Die Kommunalausgaben der 248 Gemeinden betragen vier Millionen Franken.

VI. Stärke der Landmacht, 5600 Mann. Die Kriegsflotte besteht aus drei Goëletten und zwei Kanonierboten.

VII. Man behauptet, daß die Masse des zirkulirenden Geldes sich im Großherzogthum auf 108 bis 120 Millionen Franken belaufe, und daß die jährliche Produktion auf 84 Millionen Franken steige.

VIII. Ritterorden. Der Verdienst- oder St. Josephorden zählt 152 Mitglieder, nämlich 34 Großkreuze, 29 Kommandanten und 89 Ritter. Der St. Stephansorden hat 700 Mitglieder.

Herzogthum Lukka.

Budget für 1827. Einnahme. Direkte Abgaben (Grund- und Personensteuer), 396,000 Fr. Mauth und Stadtzoll zu Lukka, 500,000. Tabak, 245,000. Salz, 190,000. Einregistrirung und Stempel, 240,000. Post, 14 000. Lotterie, 36,000. Pulver, Salpeter u. s. f. 54,000. Im Ganzen, 1,669,000 Fr.

Ausgabe. Militair (mit Einschluß der Gendarmerie) 500,000 Fr. Gerechtigkeitspflege, 80,000. Finanzen, 354,000. Inneres, 120,000. Zinsen der Staatsschuld, 65,000. Zivilliste, 607,000. Im Ganzen, 1,726,000 Fr.

Die Kommunalausgaben betragen jährlich 12,000 Franken.

Kirchenstaat.

Büdget für 1818. Einnahme. Grundsteuer, 10 Millionen Franken. Mauth, 7,500,000. Stadtzoll zu Rom, 3 Millionen. Umzugssteuer (verpachtet), 6 Millionen. Salz und Tabak (verpachtet), 4,800,000. Einregistrirung und Stempel 5 Millionen. Lotterie, 3,500,000. Post, 600,000. Staatsgüter, 3 Millionen. Im Ganzen 43,400,000 Fr.

Ausgabe. Zinsen der Staatsschuld, 9 Millionen Fr. Militär, 7 Millionen. Polizei, 4,500,000. Gerechtigkeitspflege, 3,500,000. Inneres, 4 Millionen. Zivil-, Militär- und geistliche Pensionen, 3 Millionen. Zivilliste (päbstlicher Hof), 800,000. An Oesterreich 1817 bezahlte Schuld, 1,600,000. Ausserordentliche Ausgaben, 6,800,000. Im Ganzen 40,200,000 Fr.

Im letzten Jahrhundert beliefen sich die reingeistlichen Einkünfte jährlich auf 3½ Millionen Franken, jetzt nur noch auf 1½ Millionen. Sie waren folgendergestalt ertheilt: Für Heiraths-Dispensionen, 500,000 Fr. Für nicht-konsistorielle Benefizien, 1 Million. Für die Annaten (Konsistorial-Benefizien), 1 Million. Für die Breve und die Spogli, 1 Million. Im Ganzen 3½ Millionen.

Zeitungen und Zeitschriften in Polen.

Das jetzige Königreich Polen ist, wie man weiß, nur ein geringer Theil der ehemaligen Republik dieses Namens. Die Theile, welche zu Rußland, Oesterreich und Preußen geschlagen worden sind, haben eine viermal größere Volksmenge, als die kleine Parzelle, welche man jetzt mit dem Namen eines Königreichs dekorirt.

Auf eine Bevölkerung von 4,088,289 Seelen hat dieses letzte 37 Zeitungen und Zeitschriften (also eine auf 110,000 Einw.), welche folgende Titel haben:

1. Rocznik krolewskiego towarzystwa przyiaciol nauk warszawskiego. — Jahrbuch der königlichen Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Warschau. Alle sechs Monate erscheint ein Band in 8.

2. Pamientnik Naukowy etc. — Wissenschaftliche Denkschrift der Gesellschaft für die Elementarbücher. Alle drei Monate wird ein Oktavband ausgegeben.

3. Sylwan, dz'ennik lesny. — Sylwan, Wald- und Jagd-Zeitung. Redakteur Staatsrath Ludwig Plater. Alle drei Monate erscheint ein Heft.

4. Ceres, dziennik rolniczy. — Zeres, Ackerbauzeitung. Sie erscheint in unbestimmten Terminen, höchstens vier Hefte jährlich. Redakteur Flatt, Direktor des landwirthschaftlichen Instituts Mariamont, bei Warschau.

5. Sandomierzanin. — Der Sandomirier. Zeitschrift für polnische Geschichtskunde, herausgegeben von Uiazdowsky. Dieses werthvolle Journal erscheint monatlich.

6. Temida polska. — Polnische Themis. Juristische Zeitschrift, herausgegeben von dem Professor Hube zu Warschau. Sehr geschätzt. Monatlich.

7. Izys polska. — Polnische Isis. Zeitschrift des Ackerbaues, der Künste und Handwerke. Herausgegeben von Anton Lelowsky. Ein sehr nützliches Werk. Monatlich.

8. Slawianin. — Der Slawe. Zeitschrift der Wissenschaften und Künste. Herausgegeben von dem Professor Kitajewsky. Monatlich.

9. Pamientnick fizycznych matematycznych i statystycznych umieientnosci, z zastosowaniem do przemysla. — Denkschrift der physischen, mathematischen und statistischen Wissenschaften, mit Anwendung auf die Industrie. Monatschrift, herausgegeben von den Professoren Pawlowicz und Janicki. Ein vortreffliches Journal.

10. Pamientnick lekarski. — Medizinische Denkschrift. Monatlich herausgegeben von Karl Malcz.

11. Pamientnick Warszawski. — Warschauer Denkschrift der Literatur, der Geschichte, der Staatswirthschaft und Philosophie gewidmet. Redigirt von dem Professor Lach Szyrma. Sie erscheint monatlich und wird sehr stark gelesen.

12. Dziennick Praw. — Gesetzsammlung. Sie ist offiziell und erscheint zwei- oder dreimal monatlich.

13. Kolumb, Dziennik Podrozy. — Kolumbus, Journal der Reisen. Herausgegeben von Dembinsky. Diese vortreffliche Zeitschrift erscheint monatlich. Sie gibt häufig Auszüge aus unserer Bibliothek.

14. Dekameron polski. — Polnischer Demake-

ron, der Literatur gewidmet. Herausgegeben von Ordyniec. Erscheint alle zehn Tage.

15. Piast. Zeitschrift der Land- und Hauswirthschaft. Herausgegeben von Radwansky. Dies nützliche Wochenblatt wird sehr stark gelesen.

16. Dziennik urzendowy Woiewodztwa Mazowieckiego. — Offizielle Zeitung der Woiwodschaft Masowien. Wöchentlich einmal.

17. Pamientnick dla plci pienkney. — Denkschrift für das schöne Geschlecht. Herausgegeben von Gaszynsky. Enthält oft recht gute Aufsätze und Gedichte.

18. Motyl. — Schmetterling. Wöchentliche Blätter für Literatur und Mode. Herausgegeben von dem Fürsten Lubecky.

19. Ziemomysl. Literarisches, historisches und biographisches Wochenblatt für Kinder. Herausgegeben von Chrucky. Sehr gut.

20. Rozmaitosci. — Literarische Miszellen. Sie erscheinen wöchentlich, als Beilage zur Warschauer Zeitung.

21. Gazeta polska. — Polnische Zeitung. Dies politische Blatt erscheint täglich, und ist sehr gut redigirt.

22. Dziennik powszechny. — Allgemeine Zeitung. Steht hinter obiger nicht viel zurück. Als Redakteur nennt sich Chlendawsky.

23. Gazeta warszawska. — Warschauer Zeitung. Die älteste von allen. Sie wird von Lebrün redigirt.

24. Gazeta korrespondenta warszawskiego, — Zeitung des Warschauer Korrespondenten. Redigirt von Wyzynsky.

25. Kuryer warszawski. — Warschauer Kurier. Er erscheint seit 1821 und wird stark gelesen. Redakteur ist Dmuszewsky.

26. Kuryer polski. — Polnischer Kurier. Redigirt von Bronikowsky, Cichocky und Mochnacky.

27. Wiadomosci Handlowe. — Handlungs-Neuigkeiten. Sie erscheinen täglich. Redakteur Grzymala.

28. Dziennik dla malych dzieci. — Zeitschrift für kleine Kinder. Herausgegeben von Jachowicz. Sie erscheint täglich.

29. Zeitung von Plock. Erscheint zu Plock.
30. — Podlachien. — Sielce.
31. — Lublin. — Lublin.
32. — Sandomir. — Radom.
33. — Krakau. — Kielce.
34. — Kalisch. — Kalisch.
35. — Augustow. — Lomza.
36. — Masowien. — Warschau.
37. — Kinder-Magazin — Pulawy.

Das Königreich Polen hat in der neuesten Zeit große Fortschritte in der Publizität gemacht. Zur Zeit der Auflösung des Großherzogthums Warschau (bestehend aus dem jetzigen Königreich Polen, dem Herzogthum Posen und Thorn und der Republik Krakau, mit 5½ Millionen Seelen) i. J. 1815, hatte dieses nur fünf Zeitungen und Zeitschriften, während das alleinige Königreich Polen jetzt deren 37 hat. Zudem hat sich auch der in den Zeitungen herrschende Geist ausserordentlich verbessert.

Auf eine Bevölkerung von 107,934 Seelen, hat

die Republik Krakau fünf Journale (also eine auf 21,586 Individuen). Ihre Titel sind folgende:

1. Rocznik Towarzystwa Naukogewo. — Jahrbücher der literarischen Gesellschaft, vereinigt mit der Jagellonischen Universität. Alle sechs Monate erscheint ein Oktavband.

2. Rozmaitosci Naukowe. — Literarische und historische Miszellen. Sie erscheinen heftweis in 4., in unbestimmten Zeiträumen, sechs bis sieben Hefte jährlich. Herausgeber sind die Professoren Zalusky und Bandtkie. Dies Journal enthält sehr gute Aufsätze.

3. Gazeta Krakowska. — Krakauer Zeitung. Sie erscheint täglich und beschäftigt sich mit der Politik.

4. Goniec Krakowski. — Krakauer Kurier. Literarische Zeitschrift.

5. Dziennik ogrodniczy. — Zeitschrift der Gärtnerei. Herausgegeben von dem Präsidenten der Republik, Wodzicky.

Das russische Polen, bestehend aus den Gouvernements Wilna, Grodno, Minsk, Bialystock, Witepsk, Mohylow, Wolhynien, Podolien, Ukräne, Kiow und Kurland, hat eine Bevölkerung von 11,289,100 Einwohnern, und zwei Journale; also eine für 5,644,550 Seelen. Diese beiden Journale sind:

1. Dziennik Wilenski. — Wilnaer Zeitschrift. Jeden Monat erscheint ein Band in 8. Man findet darin Aufsätze über Literatur, Geschichte, Wissenschaften, Ackerbau, Künste und Handwerke. Haupt-Redakteur ist Marcinowsky. Alle darin enthaltene

Artikel müssen vor dem Druck der Zensur-Kommission zu Petersburg vorgelegt werden.

2. Kuryer Litewsky. — Litthauischer Kurier. Diese politische Zeitung erscheint täglich, ebenfalls unter Zensur. Sie enthält nichts als Auszüge aus den Zeitungen von Warschau und Petersburg.

Das österreichische Polen hat eine Bevölkerung von 4,226,969 Seelen und vier Zeitschriften, oder eine für 1,056,742 Individuen. Ihre Titel sind folgende:

1. Czasopism Biblioteki narodowey Ossolinskich. — Zeitschrift der Ossolinskischen National-Bibliothek zu Lemberg. Ihre Tendenz ist durchaus historisch und bibliographisch. Sie wird herausgegeben von dem Fürsten Lubomirsky.

2. Haliczanin. — Der Gallizier. Literarische und philosophische Zeitschrift, wie die vorstehende in unbestimmten Zeiträumen erscheinend. Herausgegeben von Chlendowsky.

3. Gazetta Lwowska. — Lemberger Zeitung. Politik. Sie erscheint täglich.

4. Rozmaitosci Lwowskie. — Lemberger Miszellen. Literarisches Wochenblatt, gut redigirt, Beilage zu obiger.

Im preussischen Polen erscheint für 1,984,124 Einwohner nur eine Zeitung, die Gazeta Poznankta (Posener Zeitung), politischen Inhalts.

Die gesammten polnischen Länder haben also gegenwärtig, auf eine Bevölkerung von 21,696,416 Seelen, 49 Zeitungen und Zeitschriften, oder eine auf 442,784 Individuen.

Die Journale von Paris, in ihren gegenwärtigen Verhältnissen.

Der Zustand der periodischen Presse ist, in unserer Zeit, der sichere Maßstab der Freiheit eines Volkes. Man kann offen den Satz aufstellen, ohne Widerlegung befürchten zu müssen, daß eine Nation nicht frei ist, wenn die Obrigkeit nach Gutdünken die Zensur auf den Ausspruch der öffentlichen Meinung anwendbar machen kann.

Ist die Presse unbeschränkt, oder läßt man ihr wenigstens eine gesetzliche Selbstständigkeit, so deuten Ton und Karakter der öffentlichen Blätter ziemlich genau des Volkes Gesinnungen, so wie den Grad des Vertrauens und der Harmonie zwischen ihm und seiner Regierung an.

Ist dagegen die Presse gelähmt, durch die auf ihr lastende eiserne Hand der Zensur, so darf man dreist annehmen, daß Vertrauen und Harmonie in den gegenseitigen Beziehungen zwischen Regierung und Volk nicht bestehen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die erste dem letzten nicht erlauben zu können glaubt, seine Gesinnungen öffentlich auszusprechen.

Diese doppelte Thatsache beurkundet sich auf das Klarste überall. Man braucht nicht weit zu gehen, um davon die Ueberzeugung zu gewinnen.

Wo ausschließliche Theokratien, Aristokratien oder Oligarchien bestehen, kann es keine Preßfreiheit geben. Sie verletzen zu viele Interessen, sie usurpiren zu viele Gewalten, sie unterdrücken zu viele Rechte, um

nicht befürchten zu müssen, ihre moralischen Gebrechen, ihre ungesetzlichen Anmaßungen, ihre politischen Spekulationen durch die freie Presse entschleiert zu sehen.

Wehe dem Lande, wo das individuelle oder kollektive Interesse einer Kaste Gesetzmäßigkeit, Ordnung, Ruhe, Eintracht, ja selbst Ehre und Sicherheit eines Volkes im Verborgenen kompromittiren kann, ohne daß die Organe der öffentlichen Meinung gegen solchen Hochverrath sich erheben dürfen.

Unter dem eisernen Despotismus Napoleons war die Presse in allen ihren Zweigen gezwungen, nicht allein ihre eigenen Meinungen zu verschweigen, sie war selbst genöthigt (wie noch jetzt in mehreren Ländern), die der Autorität zu verbreiten. Keine Begebenheit, keine Thatsache konnte durch die Zeitungen verkündet werden, wenn sie nicht vorher nach den eigenthümlichen Ansichten der Regierung zugestutzt und entstellt worden war. Daraus entstand eine gewisse Einseitigkeit, die Hand in Hand mit Betrug und Lüge einherschritt. Man erinnert sich noch der wahrhaft Münchhausischen Bulletins de la grande armée, deren Aufschneiderei an das Unglaubliche grenzte.

Nach dem Sturze des kaiserlichen Systems eigneten die Bourbonen diesen Theil der Gewalt sich nicht zu, und sie thaten sehr wohl daran. Zwar bemüheten sie sich einige Zeit, die „vorläufige Zensur“ zu erhalten; aber ihr Streben in dieser Hinsicht war nur schwach, und die periodische Presse wurde ein Kampfplatz, auf dem die von der Restauration erzeugten Faktionen ihre Kräfte versuchen und das Horoskop ihrer künftigen Bestimmung sich stellen konnten.

Seitdem hat die periodische Literatur in Frankreich eine große Ausdehnung gewonnen, sowohl in materieller als intellektueller Hinsicht, wodurch eine verhältnißmäßige Entwickelung des öffentlichen Geistes beurkundet wird. Das Bedürfniß des Unterrichts, die Konzentrirung der Ansichten, und die zu ihrer Verkündung und Ausführung nothwendige Energie, vermehrten sich von Tag zu Tag.

Die am meisten gelesenen und verbreiteten Zeitungen sind gegenwärtig: der Constitutionnel, das Journal des Débats, der Courrier français, der National und die Quotidienne.

Nach ihm kommen der Moniteur, das Journal de Commerce, der Messager des Chambres, der Temps, der Globe, die Tribune des Départements, der Garde National, die Gazette de France und das Nouveau Journal de Paris. Die Révolution de 1830, der Indépendant, der Tocsin, der Patriote, l'Avenir und einige andere, sind nur wenig verbreitet. Der Pilote, der Drapeau-Blanc, die Nouvelle-France, der Universel, die Écho Français und der Apostolique von Jozon haben aufgehört zu erscheinen.

Zwei dieser Journale, die Quotidienne und die Gazette de France, sind ausschließlich der Vertheidigung und Verbreitung ultramontanisch-jesuitischer, und ultra-monarchisch-absoluter Grundsätze gewidmet. Die Zahl der Abonnenten auf die Gazette war, vor den Ereignissen im Juli, bedeutend. Seitdem hat sie sich um die Hälfte vermindert, während die der Quotidienne ungefähr dieselbe geblieben ist. Beide mögen jetzt 8000 (jede 4000) zahlende Abnehmer haben.

Die Gazette de France ist das eigentliche Organ der Faktion Villèle, von deren Grundsätzen es ausschließlich beseelt wird. Es ist Jesuit, im ausgedehntesten Begriffe des Wortes, d. h. Mephistopheles, Cartouche und Contrafatto zu gleicher Zeit und in gleichen Dosen.

Das Hauptsystem dieses Lnziferblattes, dem keinerlei Schande fremd geblieben, das alle Scham seit Langem abgeschworen, und das von der öffentlichen Meinung mehr verachtet wird, als je etwas verachtet worden, bestand und besteht darin, alle Schattirungen zu verwischen, welche den Zustand der politischen Parteien karakterisiren, und Alles in einem solchen Lichte darzustellen, daß dadurch jede Angelegenheit, die mit den Interessen der Faktion Villèle in Widerspruch steht, so viel als möglich kompromittirt wird, müßte selbst die Sicherheit des Staats dabei aufgeopfert werden. Hauptredakteur dieses Blattes ist ein gewisser de Genoude, eigentlich Genou genannt, und früher Kaffeewirth zu Grenoble. Er wird von den Literatoren Lübis, Colnet und mehreren andern, wie von Franchet, Frénilly, Düdon, Villèle, Berryer, Madrolle ꝛc. unterstützt.

Die Quotidienne befand sich lange unter Leitung des Akademikers Michaud, der sich gegen Villèle erklärte, und deshalb seinen Platz als Vorleser des Königs verlor, den er bald nachher wieder erhielt. Die ultra-royalistisch-ultramontanische Partei des Mémorial Catholique kaufte nun diese Zeitung, deren Haupt-Redakteur de Laurentie wurde, derselbe, welcher die Gräuel der Pariser Bluthochzeit „des rigueurs salutaires (heilsame Strenge)“ nannte. Zu Anfang Au-

gusts 1830 wurde er durch de Brian ersetzt, der ganz von demselben Geiste durchdrungen ist.

Mehrere bekannte Personen, vorzüglich de Bonald, Lamennais, Cottü, Haller, der Restaurator, O'Mahony, de Coucy, der Doktor Recamier u. A. bereicherten die Quotidienne mit den Erzeugnissen ihrer anti-nationalen Gelehrsamkeit. Die letzten fünf, obgleich gegenwärtig in der Schweiz mit der Verfolgung anderer Zwecke beauftragt, nehmen noch immer thätigen Antheil an diesem Blatte, dessen Inhalt so zu sagen ihr politisches Glaubensbekenntniß enthält.

Alles in der Quotidienne ist Heuchelei, Unverschämtheit, Lüge, Hinterlist. Die gegenwärtige Regierung Frankreichs ist ihr in den Tod zuwider, weshalb ihr Hauptstreben darauf hinzielt, ihr so viel als möglich zu schaden, indem sie allarmirende Gerüchte ausstreut, oder den Haß der fremden Mächte aufregt, und unaufhörlich zum Bürgerkrieg oder zur Invasion reizt. In diesem Betrachte wird sie durch ihre Korrespondenten zu Freiburg und Solothurn, in der Schweiz, auf das Thätigste unterstützt.

Während die Quotidienne solchergestalt auf Krieg hinarbeitet, und der Galle der Emigranten beständig neuen Stoff darzubieten sich bemühet, sucht die noch treulosere Gazette de France, den Grundsätzen Villèle's und Consorten getreu, das gegenseitige Vertrauen in allen Ständen zu untergraben, einen Plan, den sie mit wirklich satanischer Geschicklichkeit verfolgt. Ihre frühere, nicht minder boshafte Opposition unter dem Ministerium Martignac war beinahe ausschließ-

lich gegen die Menschen, selten gegen ihre Maßregeln gerichtet. Der angebliche Eigenthümer dieses Blattes, Genoude, war unter Villèle Divisionschef im Ministerium. Er ist ausserdem noch durch seine Karrikaturen der Royalisten, zur Zeit der Restauration, bekannt.

Diese beiden Journale sind, mit dem von Lamennais redigirten „Avenir", die einzigen, welche jetzt noch im Sinne der karlistisch-ultramontanischen Faktion geschrieben werden.

Der Constitutionnel hat von allen zu Paris erscheinenden Zeitungen die meisten Abonnenten, und weithin die meisten Leser. Man rechnet von den ersten fünfundzwanzigtausend und von den letzten vielleicht zwei Millionen. Er wird in allen Kaffeehäusern, Lesekabinetten ꝛc. gehalten. Mehrmals vor Gericht verfolgt, und zu bedeutenden Strafen verurtheilt, selbst mit gänzlicher Unterdrückung bedroht, war die Redaktion unter dem Ministerium Polignac genöthigt, sehr behutsam zu verfahren, um nicht das Interesse des Unternehmens zu kompromittiren, wodurch das Blatt einigermaßen seine Popularität verlor. Die Aktien, welche ursprünglich dreitausend Franken kosteten, hatten bereits einen Werth von hunderttausend Franken erlangt. Dumoulin, Jay, Etienne, Dupin u. A. sind seine Haupt-Redaktoren, die von einer großen Zahl junger Schriftsteller unterstützt werden.

Das Journal des Débats ist alle Epochen der Revolution durchgangen. Als Journal de l'Empire war es, während dem Kaiserthum, das am meisten gelesene Blatt. Es wurde von Dussault, Geoffroy, Etienne,

Hoffmann, Auger, Félетz u. A. redigirt. Etienne hat es verlassen. Die meisten der übrigen Redaktoren sind gestorben, und es hat jetzt nicht mehr denselben Werth, als früher, obgleich es immer noch gut geschrieben ist.

Seit der Restauration i. J. 1814 war es royalistisch, und unterstützte alle Ministerien, bis zur Verungnadung seines Hauptpatrons Châteaubriand, wo es sich zur Opposition gesellte, und von nun an die jesuitische Verwaltung Villèle's und Polignac's unermüdlich angriff. Die Brüder Bertin, Villemain, Salvandy, Guizot, Broglie, Royer-Collard, Fiévée, Duvicquet, Castil-Blaze u. A. sind seine Haupt-Redaktoren.

Der Courrier Français, Organ Benjamin Constant's, Kératry's, de Pradt's, Mignet's, Cauchois-Lemaire's, Chatelain's und anderer rühmlich bekannter Schriftsteller, war unter Ludwig XVIII und Karl X das freisinnigste und verfolgteste aller Oppositionsblätter. Obgleich es jetzt von Zeit zu Zeit noch Opposition bildet, unterstützt es doch die Regierung in den meisten ihrer Maßregeln. Es wird zu Paris sehr häufig, in der Provinz und im Auslande aber seltener gelesen, als der Constitutionnel und die Débats.

Der National und der Temps sind so zu sagen Kinder des Constitutionnel, indem sie von ehemaligen Aktien-Inhabern des letzten gegründet worden, und unter ihren Redaktoren mehrere frühere desselben Journals zählen. Sie entstanden unter dem Ministerium Polignac, zu der Zeit, wo der Constitutionnel, aus den oben angedeuteten Gründen, vorsichtiger und zu-

rückhaltender wurde, weshalb diejenigen seiner Redaktoren, welche nicht mehr offen ihre Meinung aussprechen konnten, sich zurückzogen. Unter ihnen zeichnen sich besonders aus: Thiers, Gaujal, Paulin, Coste, Merilhou, Odilon-Barrot, Isambert.

Der Messager des Chambres wird von jungen bisher noch wenig bekannten Schriftstellern redigirt, unter Verantwortlichkeit Mévil's. Er galt als halboffizielles Organ Martignac's, hat seitdem aber seine Redaktion verändert, und vertheidigt jetzt die Interessen des linken Zentrums.

Das Journal de Commerce ist Lafitte und der äussersten Linken ergeben. Es hat denselben entschiedenen Ton, dieselbe unwandelbar freisinnige Farbe, wie der Courrier français. Es wird vorzüglich von Bankiers, Kaufleuten, Geschäftsmännern, überhaupt vom Handelsstande gelesen. Sein Hauptredakteur ist Bert.

Der Globe wurde 1824 gestiftet, und war anfänglich nur philosophischen Diskussionen gewidmet; seit 1829 aber wurde er ein politisches, täglich erscheinendes Blatt, und verlor dadurch von seiner früheren Solidität, obgleich er fortwährend zu keiner republikanischen oder bonapartistischen Partei gehörte. Unter seinen früheren Mitarbeitern zeichneten sich besonders aus: Jouffroy, de Reid, Damiron, Dubois, de Rémusat, Duchâtel, Duvergier de Hauranne Sohn, Vitet, Dittmer, Cavé, Sainte-Beuve, Magnien, Ampère, Trognon, Carrel, Desclozeaux, Lerminier, Renouard und Bertrand. Die meisten von ihnen haben sich jetzt zurückgezogen. Leroux ist Hauptredakteur dieser Zeitung.

Das Nouveau Journal de Paris beschäftigt sich, nächst den allgemeinen politischen Interessen, auch mit denen der Stadt Paris. Es ist durchaus freisinnig und ziemlich gut redigirt. — Die übrigen Zeitungen sind größtentheils in demselben Sinne verfaßt.

Unter den nicht politischen Journalen bemerkt man den Mercure du XIX siècle, die Revue Encyclopédique, die Revue Britannique, die Revue Germanique, die Revue de Paris, die Revue Française, die Revue des deux Mondes et Journal des Voyages, die Nouvelles Annales des Voyages, das Bulletin universel des Sciences, die Revue Protestante, eine große Zahl anderer wissenschaftlicher, literarischer, religiöser ꝛc. Journale, den Voleur, den Figaro, und eine Menge kleiner Theater-, Mode- und Literaturblätter, die keine besondere Erwähnung verdienen.

Das Bemerkenswertheste in der neuesten ausländischen Literatur.

Großbritannien.

The Friend of Australia; or a plan for exploring the interion ect. — Der Freund Australiens, oder Ausbeutungs- (Nachforschungs-) Plan des Innern des ganzen Kontinents von Neusüdwales. Von einem ehemaligen Offizier im Dienste der englisch-ostindischen Kompagnie. London, 1830. Bei Hurst.

Es ist auffallend genug, daß die Engländer so viele tausend Pfund Sterling ausgegeben, um das geographische Problem der Pole zu lösen, daß sie so viel Geld und so viele Reisende für das Innere Afrik'as aufgeopfert, und daß sie bis jetzt die Nachforschungen im Innern einer ihrer wichtigsten Kolonien durchaus vernachläßigt haben. Alles was man in England über Neusüdwales weiß, besteht darin, daß es ein Land ist, wohin man Verbrecher oder irländische Rebellen schafft, um sich ihrer zu entledigen; daß die Küste beinahe überall unfruchtbar und sandig ist; daß hohe Berge in einiger Entfernung sich erheben, und das Innere verschliessen, aus welchem zu gewissen Zeiten glühende Winde wehen, woraus man geschlossen, daß sich dort große Wüsten befinden.

Diese letzte Voraussetzung scheint jedoch nicht ganz richtig, und wird durch mehrere Thatsachen widerlegt, unter andern durch die plötzlich aus dem Innern herabströmenden Gewässer, welche häufig die Thäler und Niederungen überschwemmen, und die

nach zwei oder drei Tagen wieder verrinnen. Bis jetzt ſind ſelbſt die Mündungen mehrerer Ströme des Innern unbekannt, und die Andeutungen einiger Perſonen, welche auf Befehl der Regierung einen Theil des Landes bereiſet haben, ſind noch ſehr unvollſtändig, um ſo mehr, da es ihnen an den nothwendigen Mitteln gebrach, ihren Nachforſchungen eine größere Ausdehnung zu geben, wie die Expeditionen Blaxlands, Wentworths, Lawſons, Oxley's, Kings und Jameiſons das beweiſen.

Der Verfaſſer des in Rede ſtehenden Werkes entwirft den Plan, die Nachforſchungen zu gleicher Zeit auf mehreren Punkten zu beginnen, und ſie dergeſtalt zu kombiniren, daß die Reiſenden auf beſtimmten Punkten zuſammentreffen, und von dieſen aus immer weiter vordringen könnten. Man müßte zu dieſem Zweck einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt begründen, und denſelben mit allem Nothwendigen an Lebensmitteln, Kleidungsſtücken, Werkzeugen und Munition verſehen.

Der Verfaſſer beſorgt, daß Frankreich, von deſſen Seefahrern zuerſt der Schwanſtrom entdeckt worden, und die bis auf zwanzig Stunden in das Innere des Landes vorgedrungen, dieſen Theil in Anſpruch nehmen könnte. Er verlangt, daß man unverweilt das Land ausbeute, und es ſo genau als möglich beſchreibe, damit man England den Beſitz deſſelben nicht mehr ſtreitig mache, oder eine fremde Kolonie begründe, die des Handels von China, Indien und des ſtillen Meeres ſich bemächtigen könnte.

Military Reminiscences. — Militärische Reminiszenzen. Auszüge eines vierzig Jahre lang während einer Dienstzeit in Ostindien gehaltenen Tagebuches. Von dem Oberst James Welsh. London, 1830. Bei Smith, Elder und Komp.

Viele Menschen, selbst in England, das doch in beständiger Berührung mit Ostindien steht, erblicken in den Anbetern Brama's nur blinde Heiden, die, ohne alle Leidenschaftlichkeit, blos auf die thierischen Lebensgenüsse bedacht, sich dem Götzendienste und unsinnigen Träumereien überlassen.

Man glaubt allgemein, daß die ungeheure Bevölkerung des großen Landes zwischen dem Kap Komorin und dem Himalayagebirg dieselben Gesichts- und Karakterzüge hat, obschon sie aus eben so vielen Stämmen besteht, als die verschiedenen Nationen Europa's.

Die vielen Werke, welche bisher in England über Ostindien erschienen sind, haben nur wenig Licht verbreitet über des Landes wirklichen Zustand. Die Ursache davon ist, daß sie größtentheils von Menschen geschrieben worden, die ihrer Vorurtheile nicht Meister waren, und die in den sich ihnen darbietenden Thatsachen nicht Wahrheit, sondern vielmehr Bestätigung ihrer Irrthümer suchten, weshalb richtige und unparteiische Ansichten äusserst selten sind. Das vorliegende Buch macht, in mehrfacher Hinsicht, davon eine Ausnahme.

Der Oberst Welsh trat 1790 in Dienst der ostindischen Kompagnie, und befand sich vierzig Jahre lang in der Sepoy-Armee, die aus Eingebornen des Landes besteht. Er hatte während dieser langen Zeit Gelegenheit und Muße genug, die Karakter-Schatti-

rungen der fünf Hauptkasten zu beobachten, die eben so auffallend in ihren Sitten, als in ihrer Religion und in ihren Gebräuchen verschieden sind, und die dennoch in ihrer Gesammtmasse ein bewunderungswürdiges Beispiel von Disziplin und Harmonie darbieten.

Der Krieg von Poligar, der 1801 begonnen wurde, ist in Europa beinahe gänzlich unbekannt, obgleich er in mehr als einer Hinsicht die britische Politik in Indien karakterisirt. Theilen wir darüber nur eine Stelle aus dem Werke des Oberst Welsh mit.

„Der Feind hielt nirgends stich. Man sendete mehrere Kompagnien ab, um die Indus aus dem Gesträuch und Gehölz zu treiben, in welches sie sich geworfen. Ich für mein Theil hatte das Unglück, daß man mir in Verfolgung eines der Oberhäupter zuvorkam, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt war, und der von einer Partei unserer Verbündeten verwundet, und kaum einige Schritte von uns gefangen gemacht wurde, wodurch sie uns eine Belohnung von 10,000 Pagoden oder 4000 Pfund Sterling (48,000 rhein. Gulden) entzog. Einige Tage nachher wurden die beiden Mordus (indische Fürsten) und ihre Familien, so wie Katabonia Naig, Delawai Pilly und der stumme Bruder sämmtlich gefangen genommen und — gehängt, mit Ausnahme Dora Suamy's, jüngster Sohn Schina Mordu's und Delawai Pilly's, der, da er von minderer Wichtigkeit war, nebst 70 Anhängern dieser Familie, auf Lebenszeit nach der Prinz von Wales-Insel deportirt ward. So wurde dieser Krieg beendet, der schon so viele Menschen gekostet, und dessen Resultate weit entfernt waren, ehrenvoll für die Ueberlebenden zu sein."

Rußland.

Ausserordentliche Sitzung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, zu Ehren des Freiherrn Alexander von Humboldt, am 16. November 1829.

Alexander von Humboldt's Reisen bilden einige der merkwürdigsten Seiten in der Geschichte der Wissenschaften. Vergleicht man die Resultate seines letzten Ausfluges in Nord-Asien, mit denen von Pallas in denselben Gegenden, so erstaunt man eben so sehr über ihre Menge, als über ihre Gediegenheit.

Pallas hat, man kann es nicht bezweifeln, Alles beschrieben, was er gesehen, Alles was er, nach glaubwürdigen Zeugnissen, für begründet hielt. Seine Reise dauerte mehrere Jahre; er hatte Zeit, das Land unter mehrfachen Gesichtspunkten, und in verschiedenen Jahreszeiten kennen zu lernen.

Freilich war Pallas jung. Er war nicht so gut unterstützt, als Humboldt, und zu der Zeit, wo er Sibirien besuchte, hatten die Wissenschaften noch nicht die großen Fortschritte gemacht, welche die besser geleiteten Arbeiten eines halben Jahrhunderts veranlassen mußten. Humboldt gibt einen sehr richtigen Begriff von diesen Fortschritten.

Führen wir den Theil seiner Rede an, die er in der ausserordentlichen Sitzung der kaiserlichen Akademie zu Petersburg hielt, und in welcher er derselben gedenkt:

„Während dem langen Raum, der meine beiden Reisen trennt, hat die Gestalt der physischen Wissenschaften, besonders der Geognostik, der Chemie und

der elektro-magnetischen Theorie sich beträchtlich verändert. Neue Zurüstungen, ich möchte fast sagen neue Organe sind erdacht worden, um den Menschen in noch unmittelbarere Berührung mit den geheimnißvollen Kräften zu bringen, die das Werk der Schöpfung beleben, und deren ungleicher Kampf, deren anscheinende Zerstörungen ewigen Gesetzen unterworfen sind.

„Wenn die neuern Reisenden in weniger Zeit ihren Beobachtungen einen größeren Raum der Erdoberfläche unterziehen können, so verdanken sie diese ihnen gewordenen Vortheile der Bestimmtheit der mathematischen und physischen Wissenschaften, der Vervollkommnung der Methoden, der Kunst die Thatsachen zu gruppiren, und sich zu allgemeinen Betrachtungen zu erheben.“

Er entwirft sodann von den Pflichten Derjenigen, die, wie er, auf Entdeckung der Thatsachen der Natur ausgehen, eine gedrängte Uebersicht; welche Pflichten, ihm zufolge, von allen Denen erfüllt worden, die ihm vorangegangen auf derselben Bahn, und deren Beispiel seinen Eifer in schwierigen Augenblicken gestählt. „Das ist“, fügte er bescheiden hinzu, „die Quelle des schwachen Erfolgs einer Dahingebung, welche die Nachsicht der Akademie durch ihre Beistimmung zu vergrößern gewürdigt hat.“ Endlich zollte er seinen Reisegefährten Ehrenberg und Rose, so wie dem Kaiser Nikolaus, die Bezeugung eines wohlverdienten Dankes.

Der Präsident der Akademie, Uwarow, beantwortete diese Rede auf eine für den berühmten Reisenden eben so ehrenvolle als einfache Weise.

„Wünschen wir uns Glück“, sagte er unter andern, „über die Verschürzung günstiger Umstände, die, in der glänzendsten Epoche unserer Geschichte, uns den Mann zugeführt, der am würdigsten war, sie zu schätzen. Wer, besser als er, könnte sich Rechnung ablegen von dieser Uebereinstimmung der physischen und moralischen Kräfte, welche die großen Staaten konstituiren, und sie allein befestigen?

„Mögen die verschiedenartigen Szenen, die sich auf allen Seiten ihm dargeboten, nicht aus seinem Gedächtnisse entschwinden. Möge er sich lange an ein Land erinnern, wo sein Verdienst gewürdigt, seine Talente anerkannt, sein Karakter verdientermaßen geschätzt worden. Möge er seinen Landsleuten, möge er Europa sagen, daß er Rußland gesehen, fortschreitend auf der Bahn, die er selbst verherrlicht.“

Kritik.

Bibliothek der wichtigsten neuern Geschichtswerke des Auslandes, in Uebersetzungen von einer Gesellschaft deutscher Gelehrten, unter Redaktion des Hofraths und Professors Pölitz. Leipzig, 1830. Hartlebens Verlagsexpedition.

Ein nützliches Unternehmen, der Beachtung und Unterstützung des Publikums werth. Bereits sind mehrere interessante Werke erschienen, wie „Malcol'ms Geschichte von Persien," nach dem Englischen bearbeitet von Dr. G. W. Becker; „Flassan's Wiener Kongreß," aus dem Französischen von Professor Herrmann; „Rizo Neroulos neueste Geschichte des neuern Griechenlandes," übersetzt von Prof. Dr. Eisenbarth; „Bignon's Geschichte von Frankreich, vom 18. Brumaire (November 1799) bis zum Frieden von Tilsit (Juli 1807)," übersetzt von Prof. Hase.

Abwechselnd mit diesem letzten aus sechs Bänden bestehenden Werke erscheinen: „Raynouard's Geschichte des Munizipalrechts in Frankreich, unter der römischen Herrschaft und unter den drei Dynastien," deutsch bearbeitet vom Geh. Regierungsrath Emmermann; und „Browning's Geschichte der Hugenotten," aus dem Englischen von Dr. Herzog.

Die Bearbeitung der bereits ausgegebenen Lieferungen ist sorgfältig, korrekt und vollkommen dem Geiste der deutschen Sprache angemessen. Sie ist mit erläuternden Noten der Uebersetzer versehen, und entspricht vollkommen der Ankündigung der Verlags-

handlung. Unter den gelehrten Theilnehmern zu diesem Zwecke, zeichnen sich besonders folgende aus: Hofrath und Professor Pölitz zu Leipzig, Herausgeber; Dr. Becker in Leipzig; Berly in Frankfurt a. M.; Prof. Böttiger in Erlangen; Prof. Dr. Eisenbach in Tübingen; Geh. Regierungsrath Emmermann in Wiesbaden; Prof. Hase in Leipzig; Prof. Herrmann in Dresden; Dr. Herzog in Jena; Rath Hoffmann in Zweibrücken; Prof. Kortüm in Basel; Prof. Schneller in Freiburg im Breisgau; Prof. Schubert in Königsberg; Prof. Stein in Berlin; Prof. Wachsmuth in Leipzig; Hofrath Weitzel in Wiesbaden.

Von solchen Männern kann man nur etwas Vorzügliches erwarten.

Cooper's sämmtliche Werke, 57 Bändchen. — Washington Irwing's sämmtliche Werke, 40 Bändchen. — Byron's sämmtliche Werke, herausgegeben von Dr. Adrian. 12 Theile. Alle bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

Der thätige Verleger hat durch dies dreifache Unternehmen die deutsche Literatur mit den Geistesprodukten des ersten britischen Dichters der neuesten Zeit, und mit denen der vorzüglichsten nordamerikanischen Romantiker bereichert.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Werke eines Genies, wie Lord Byron, auf eine poetische Uebertragung in unsere Sprache gegründeten Anspruch machen durften. Eine Sammlung, welche Alles umfasse, was aus dieser originellen, begeister-

ten Feder hervorgegangen, entsprach einem längst gefühlten Bedürfnisse. Aber nicht eines Dichters Kraft konnte einem solchen Unternehmen sich unterziehen, die Talente mehrerer mußten sich vereinigen, um es mit wünschenswerther Schnelle in Ausführung zu bringen. Darum schlossen sich dem Herausgeber, Hrn. Professor Adrian, die Herren Dr. Bärmann, Graf von Haugwitz, Theodor Hell, Prof. Kannegiesser, Legationsrath von Meyer, Prof. Wolff und Andere an.

Die Bearbeitung ist der Aufgabe würdig, und der Verleger seinerseits hat nichts unterlassen, das Werk auf eine würdige Weise auszustatten.

Dasselbe läßt sich auch von den sämmtlichen Werken Cooper's und W. Irwing's sagen. Ihr Geist, ihre Originalität, ihre Lebendigkeit des Kolorits und der Begebenheiten ist zur Gnüge bekannt. Die deutsche Bearbeitung hat ihnen nichts genommen von ihrem ursprünglichen Reiz, und oft ihre Solidität vermehrt.

Die 57 Bändchen der Werke Cooper's enthalten folgende Erzählungen: Der Spion. — Der letzte der Mohikaner. — Die Ansiedler. — Der Lootse. — Lionel Lincoln. — Die Steppe (Prearie). — Der rothe Freibeuter. Die Nordamerikaner. — Die Grenzbewohner, oder die Beweinte von Wish-Ton-Wish.

Washington Irwing's Werke bieten dar: Das Skizzenbuch. — Erzählungen eines Reisenden. — Bracebridge Hall. — Eingemachtes. — Die Geschichte des Lebens und der Reisen Christoph's Kolumbus. — Die Eroberung von Granada. — Humoristische Geschichte von Neu-York.

Kurzer Ueberblick der Stadt Basel und ihrer literarischen und philanthropischen Institute. Von Markus Lutz. Basel, 1830.

Die neue Fahrstraße über den untern Hauenstein, in den Kantonen Solothurn und Basel. Nebst einer Wegkarte. Von M. Lutz. Aarau, 1830.

Diese beiden kleinen Werke, von demselben verdienten Verfasser, sind von gleichem positiven Nutzen, in Hinsicht auf die betreffenden Gegenstände. Das erste ist eine kurze Uebersicht des Merkwürdigsten, was die Stadt Basel in topographischer und statistischer Hinsicht darbietet. Es deutet nächstdem auch die literarischen und philanthropischen Institute dieser Stadt an, welche ihr zu besonderer Ehre gereichen. Die 1459 gestiftete Universität hat bereits mannigfache Schicksale gehabt. Die öffentliche Bibliothek enthält 36,000 Bände, und ungefähr 4000 Handschriften (worunter mehrere griechische und römische) in 1500 Bänden. Unter denselben befinden sich die Aktenstücke zur Geschichte des Konzils von Basel, in 11 Folianten, und Briefe berühmter Männer, in 130 Foliobänden.

Das zweite Werkchen bietet eine genaue Beschreibung der großen Handelsstraße über den untern Hauenstein, in ihrem früheren und in ihrem gegenwärtigen Zustande, dar. Der alte Weg war steil, unbequem und im Ganzen zu schmal. Dennoch wurde er mit Frachtwagen befahren, welche jedoch eines starken Vorspanns bedurften. Die neue Straße hat eine Ansteigung von 5 Fuß auf 100, manchmal noch weniger, während die alte oft eine Senkung von 20 bis 24 Prozent darbot. Die Länge der

erstern beträgt im Kanton Basel, von dem Dorfe Buckten bis auf den höchsten Punkt des Ueberganges (2120 Fuß ü. M.) 7544 Meter, und im Kanton Solothurn, von der Höhe bis zum Dorfe Trimbach, 5041 Meter. Sie ist überall 7 ½ Meter breit. Ihre Erbauung (ohne den Betrag des Landankaufs) hat auf der Solothurner Seite 176,027 Schweizerfranken, und auf der Baseler Seite 84,262 Schwfr., im Ganzen also 260,289 Schweizerfranken gekostet.

Die beigefügte von Franz Schwaller aufgenommene und gezeichnete Karte ist richtig, deutlich und ihrem Zwecke vollkommen entsprechend.

Mannichfaltigkeiten.

Berichtigung.

Nach einer offiziellen Erklärung im Moniteur ist der von mehrern französischen Zeitungen gegen den ehemaligen Obergeneral der Armee zu Algier, Marschall von Bourmont, verbreitete Argwohn, in Bezug auf den Schatz in der Kasauba (dem Palaste des Dey's) durchaus ungegründet.

Wir beeilen uns deshalb, den auf jene Angaben sich begründenden Irrthum unsers vierten Artikels: „Algier und die französische Expedition", im eilften Theile dieses Jahrgangs, nach obiger offiziellen Erklärung zu berichtigen.

Fügen wir noch hinzu, daß wir gegründete Ursache haben, die Aeusserung zu bezweifeln, der Marschall Bourmont werde den Oberbefehl der Armee Ferdinands VII, im Fall eines Krieges gegen Frankreich, übernehmen.

Statistische Parallele.

Nach einem zuverlässigen Vergleich befanden sich in den beiden Hauptstädten Englands und Frankreichs zu Ende 1828:

	zu London,	zu Paris
Gasthöfe, Wirthshäuser und Schenken	4092	2060
Kleidermacher (Meister)	2211	504
Gewürzhändler	1759	1373
Bäcker	4715	560
Schuh- und Stiefelmacher	1568	465
Zeughändler *)	1426	„
Metzger	1348	462
Aerzte, Wundärzte und Apotheker	1318	1394
Zimmerleute	1212	101
Käse-, Butter- und Eierhändler	1008	„
Advokaten, Prokuratoren und Rechtsgelehrte	3105	1126

*) Die Zahl der Zeughändler, so wie der Käse-, Butter- und Eierhändler zu Paris, läßt sich nicht genau bestimmen, weil sie gewöhnlich noch ein anderes Gewerbe nebenbei treiben.

Die Bevölkerung von London belief sich auf 1,200,000 Seelen, und die von Paris auf 890,431. Folglich gibt es

	zu London	zu Paris
Gasthöfe u. s. w. . . .	1 auf 293 1/4 E.	1 auf 432 1/4 E.
Kleidermacher	1 „ 542 19/20	1 „ 1766 3/5
Gewürzhändler	1 „ 682 3/5	1 „ 647 2/3
Bäcker	1 „ 254 1/2	1 „ 1590
Schuhmacher	1 „ 771 2/3	1 „ 1915
Zeughändler	1 „ 841 1/2	„ „ „
Metzger	1 „ 890 1/6	1 „ 1927 1/4
Aerzte, u. s. w. . . .	1 „ 910 1/2	1 „ 638 5/6
Zimmerleute . . .	1 „ 990 1/12	1 „ 8816
Käsehändler u. s. w. .	1 „ 1190 2/5	„ „ „
Advokaten u. s. w. .	1 „ 386 1/3	1 „ 790 4/5

Ein einfaches Mittel, Obstbäume gegen die Verheerungen der Raupen und anderer Insekten zu schützen.

Ein aufgeklärter und unterrichteter Landwirth, Samuel Curtis, hat dies Mittel erdacht und bereits die belohnendsten Folgen davon gewonnen. Lassen wir ihn selbst sprechen:

„Mein Obstgarten, dem ich alle nur ersinnliche Sorgfalt gewidmet, und in welchem ich mehrere tausend Fruchtbäume gepflanzt hatte, befand sich seit einigen Jahren in einem krankhaften Zustande, der mich sehr betrübte. Kaum lockte die Frühlingssonne die ersten Blätter und Knospen hervor, so wurden sie von den Raupen verzehrt. Mitten im Sommer stellten meine Bäume das kläglichste Bild des Winters dar. Ich hatte weder Blüthen noch Früchte.

„Es war unumgänglich nothwendig, ein schnelles Mittel zu ersinnen, das auch im Großen anwendbar gemacht werden könne. Schon hatte ich erkannt, daß die Bespritzung mit Kalkwasser ziemlich entsprechend sei. Aber vielleicht waren meine Versuche theilweis unzulänglich, oder die Bespritzung war nicht allgemein, so daß mehrere Zweige davon nicht befeuchtet wurden: kurz diese Vorsichtsmaßregel blieb ohne Erfolg.

„Ich verzweifelte fast, meine Pflanzungen retten zu können, als mir der Gedanke beifiel, sie mit ungelöschtem,

zu feinem Staub zerstoßenem Kalk zu bepudern. Ich ließ demnach eine Art Gießkanne machen, die der gewöhnlichen ziemlich ähnlich war, ausgenommen, daß sie einer großen Streusandbüchse sich zu nähern schien, und einen starken, halbrunden Henkel hatte, so daß man sie mit einer Hand bewegen und schwingen konnte.

„Dies Instrument war einen Fuß hoch, hatte sieben Zoll im Durchmesser, an dem von kleinen Löchern durchbrochenen Diskus jedoch nur vier Zoll. Das Gefäß kann aus zwei Theilen bestehen, von denen der eine zylindrisch, der andere zugespitzt sein muß, oder um verständlicher zu sein, so bildet das Ganze einen umgekehrten Kegel, der an der Basis sieben Zoll, und am Gipfel vier Zoll im Durchmesser hat.

„Der mit diesem Instrument vorgenommene Puder-Bespritzungs-Versuch erzeugte sofort eine Wirkung, die mir neue Hoffnung gab. Ich benutzte den Augenblick, wo die Blätter sich zu entfalten begannen, und ließ sie, zum größten Mißbehagen der Raupen, die sie nun nicht mehr zu berühren wagten, mit ungelöschtem Kalk bepudern.

„Mit einer Freude, die wahrlich der eines Generals, wenn er das Schlachtenglück auf seine Seite sich neigen sieht, in nichts zurückstand, bemerkte ich die eilende Flucht der Raupen, welche noch einige Lebenskraft hatten, über die Leichenhaufen ihrer bereits verschiedenen Brüder.

„Alle meine Bäume wurden auf solche Weise von dieser schädlichen Brut befreit, und in Kurzem gewannen sie Kraft und Leben wieder. Demungeachtet setzte ich meine Bepuderung von Zeit zu Zeit fort, und rottete die Raupen gänzlich aus. Meine Bäume schmückten sich mit den schönsten Blüthen, dem saftigsten Grün, den herrlichsten Früchten, und ich machte eine Erndte, über deren Reichthum und Güte ich selbst erstaunte, und die weder meine Dienstleute, noch meine Nachbarn begreifen konnten. Sie vermutheten beinahe, daß ich einen Vertrag mit dem Gott-selbeiuns abgeschlossen habe.

„Noch eine Bemerkung. Damit der Kalkstaub seine wohlthätige Wirkung ganz hervorbringe, muß man ihn

auf die Zweige, Aeste und Blätter bald nach dem Falle des Thaus oder nach einem Regen verbreiten. Die Operation gelingt noch besser, wenn man einen schwachen Wind benutzen kann, dessen Zug den Staub überall verbreitet, und den man so gut als möglich auffangen muß. Drei Arbeiter sind hinlänglich, um in einem Tage zwei- oder dreitausend Fuß Bäume zu bestreuen. Sie können den Kalkstaub in einem Sacke mit sich nehmen und daraus ihre Gefässe anfüllen. Es versteht sich von selbst, daß man nicht zu warten braucht, bis die Blätter hervorbrechen, und daß man die Operation gleich in den ersten Tagen des Frühlings verrichten kann.

„Ich habe den Kalk auf meine Bäume kurz vor dem Erscheinen der Blüthen streuen lassen, weil die Insekten, welche die Früchte vernichten, um diese Zeit ihre Verheerungen beginnen, obgleich man sie erst später gewahr wird, wenn es leider nicht mehr Zeit ist, sie zu verhindern. Selbst wenn die Bäume in voller Blüthe stehen, werden eine oder zwei Bestreuungen noch gute Dienste leisten. Für seine Ausgabe aber wird man zehnfältig durch den herrlichen Anblick des Obstgartens und durch eine sichere, reichhaltige Erndte belohnt werden.“

Bevölkerung einiger Städte und Gegenden Deutschlands.

Köln am Rhein hatte 1827 64,961 Einwohner, wovon 5458 Militärpersonen. Das gegenüberliegende Deutz hat 2272 Einw. — In demselben Jahre belief sich die Bevölkerung von Karlsruhe auf 19,520 Seelen, die von Leipzig auf 37.000, und die von Stettin auf 27,569.

Das Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach hatte zu Ende 1826 221,604 Einwohner in 13,219 Häusern. — In demselben Jahre hatte der preussische Regierungsbezirk Düsseldorf 652 823 Einwohner, wovon 400,338 Katholiken, 245 945 Evangelische, 861 Mennoniten, und 5679 Juden.

Revolutionen und Schlachten im Monat Juli.

Die neueste französische Revolution zu Ende Juli 1830 hat uns Veranlassung gegeben, eine Zusammenstellung anderer merkwürdiger Begebenheiten zu machen, welche in demselben Monat sich ereignet hatten.

Beginn der Revolution der vereinigten Staaten Nordamerika's, am 4. Juli 1775.

Den 14. Juli 1789 ereignete sich die erste merkwürdige Thatsache der französischen Revolution.

Die Revolution der vereinigten Provinzen begann im Juli 1581.

Zweite französische Revolution, den 27. Juli 1830.

Die durch die Union von Kalmar veranlaßte Revolution vereinte sich am 8. Juli 1397 auf Margarethe von Waldemars Haupt.

Katharina II entthronte am 9. Juli 1762 ihren Gemahl, Peter III, und begann ihre Regierung.

Kommen wir zu den entscheidenden Schlachten desselben Monats:

Schlacht von Allia, am 18. Juli, durch welche Rom beinahe gestürzt worden ist.

Schlacht von Tiberias, am 3. Juli, wodurch das Königreich Jerusalem in die Hände der Ungläubigen gerieth, und Lusignan entthront wurde.

Schlacht von Urigna, am 25. Juli, in Folge derselben die Mauren aus Portugal vertrieben wurden, und die Alphons I zum Herrn des Königreichs machte.

Schlacht von Boyne, am 21. Juli, die Jakobs II letzte Hoffnungen vernichtete, und dem Prinzen von Oranien den Besitz der Krone sicherte.

Schlacht von Pultawa, am 8. Juli, die Karls XII Macht vernichtete, und die Peters des Großen begründete.

Schlacht von Poitiers, am 22. Juli, durch welche Karl Martel Frankreich von dem drohenden mahomedanischen Joche befreite.

Schlacht bei Bouvines, am 27. Juli, die Philipp August seinen Thron und sein Königreich zusicherte.

Schlacht von Denain, am 25. Juli, gewonnen vom Marschall von Villars, zu Ende des Erbfolgekriegs.

Die Gefechte von Foronovo, Fleurus, Neerwinden und Laufeld fanden statt im Juli.

Condé und Turenne schlugen sich am 2. Juli an den Thoren von Paris und in der St. Antons-Vorstadt.

Bonaparte erstürmte Alexandria am 2. Juli.

Schlacht von Abukir, am 3. Juli; Schlacht bei den Pyramiden, am 25. Juli.

Schlacht von Wagram, am 24. Juli.

Eroberung von Algier zu Anfang Juli 1830.

Den 27. Juli 1790 wiegelten Robespierre und Marat die Bevölkerung von Paris gegen gegen die National-Versammlung und gegen den Hof auf. Robespierre und seine Kollegen wurden am 28. 1793 hingerichtet.

König Georgs IV Busenfreunde.

Unter den Günstlingen des verstorbenen Königs von England zeichneten sich besonders zwei Personen aus. Die erste derselben, Georg Hanger, später Lord Coleraine, war ein wirklicher Fallstaff des 19. Jahrhunderts. Ihn Mylord zu nennen, war für ihn eine Art Beschimpfung, die er nicht ertragen konnte. Gegen Ende seines Daseins wurde sein Benehmen so gemein, daß der König ihn aus seiner Gegenwart verbannen mußte. Als Georg IV noch Prinz-Regent war, lud er sich bei ihm zum Mittagsessen ein. Hanger verlangte vierzehn Tage, um sich gehörig vorzubereiten und seinen hohen Gast nach Würden empfangen können. Er bewohnte ein kleines Häuschen auf der Straße von Hampstead. An dem bestimmten Tage begab sich der Prinz dahin, und mußte mit einer Hammelkotelette und zwei oder drei Kartoffeln vorlieb nehmen.

Die zweite Person war Heinrich Bates Dudley,

ein nichts weniger als „frommer“ Prieſter, gewöhnlich der geiſtliche Boxer genannt. Seine Originalität war eben ſo gemein, und ſeine Unmoralität eben ſo hervorſtechend, als die Hanners. Aber er war ſchlauer, und wenn dieſer ſich regelmäßig jeden Abend in den Tavernen betrank, ſodann dem König, mit einem dicken Knotenſtock unterm Arm und einem wie ein Strick um den Hals gebundenen ſchwarzen Tuche, ſeinen Beſuch abſtattete, war er mehr auf ſeiner Hut, um die Gunſt ſeines gnädigen Gebieters nicht zu verſcherzen.

Er hatte in der Regel jeden Monat zwei oder drei Zweikämpfe, der Boxereien nicht zu gedenken, die ſeine Reputation gemacht Als Rektor von North-Farmbridge, in der Grafſchaft Eſſex, bekümmerte er ſich um ſeine Pfarrgenoſſen wenig oder nicht, und brachte ſein Leben zu London in Zerſtreuungen zu, die mit ſeinem Stande in offenem Widerſpruch waren. Er lebte in den Kuliſſen, arbeitete für das Theater, glänzte in allen Modezirkeln. Er begründete auch den Morning Herald, den er für Leute von gutem Ton beſtimmte, und war Spieler von Profeſſion. Man hat ihn ſogar mit dem Schauſpieler Parſons in der Sakriſtei von Ely, wo er eine Präbende erhalten, Whiſt ſpielen ſehen. Als Baronet und Kanzler der Hauptkirche von Ferns, bewarb er ſich um die Biſchofswürde, die ihm von Lord Grenville verweigert wurde, mit den Worten: „Sie kennen St. Peters Worte: ein Biſchof ſoll nicht ſchlagen.“

Aufhebung der Klöſter in Guatemala.

Dekret. Der Bundeskongreß der Republik Zentral-Amerika, in Betrachtung, daß die Mönche aus dem Staat Guatemala aus Beweggründen vertrieben wurden, die Klugheit und Gerechtigkeit gutheißen; daß ſie in der That das Gebiet der Republik geräumt; daß dieſer Umſtand die Unterdrückung und Reform der Klöſter zum Beſten des Staats begünſtigt; daß die höchſte Behörde für gut erachtet, darüber ſich zu berathen, und daß der Kongreß wäh-

rend der gegenwärtigen Sitzung sich damit zu beschäftigen hat; daß die Ursachen, welche die Vertreibung der Mönche veranlaßt, in ihrer ganzen Stärke bestehen, um die Auflösung der Orden auszusprechen; daß diese Auflösung zu Guatimala bereits begonnen, u. s. w.; hat der Kongreß folgende Bestimmungen erlassen:

Art. 1. Die Nation erkennt keinen religiösen Orden, und nimmt keinen solchen in sich auf. Alle bisher bestandenen sind und bleiben aufgelöset.

Art. 2. Die Bethlemiten (barmherzigen Brüder) allein sind nicht begriffen in der allgemeinen von dem ersten Artikel ausgesprochenen Unterdrückung. Die gesetzgebende Versammlung wird bestimmen, auf welche Weise, und inner welchen Schranken sie im Staate fortbestehen können.

Art. 3. Die Religiosen der aufgelöseten Orden können als Weltgeistliche in der Republik leben, in so fern sie des Vertrauens der Regierung sich nicht unwürdig machen.

Art. 4. In Zukunft gesteht die Nation keine feierliche und immerwährende Gelübde der Nonnen mehr zu. Allein ausgenommen sind nur die jetzt schon ausgesprochenen. Ihre Klöster werden wie bisher fortbestehen. Frauen, welche von nun an darin aufgenommen zu werden wünschen, können nur so lange darin bleiben, als sie wollen, und müssen in denselben auf ihre Kosten leben.

Dem Senat zu übergeben.

So geschehen zu Guatemala, den 6. September 1829.

Unterzeichnet: Urbano Ugarte, Präsident.

Francisco Flores, } Deputirte,
Francisco Bonavent, } Sekretäre.

Ausgefertigt und gesiegelt vom Senat, den 29. Sept. 1829.

Mariano Zerteno, Präsident.

Das letzte Erdbeben zu Lima.

Am 30. März 1828 lag der „Flatterhafte", ein Fahrzeug der britischen Marine, im Hafen von Callao vor Anker. Die Luft war ausserordentlich rein. Nur bemerkte man

gegen halb acht Uhr über der Rede ein kleines Gewölk. Gleich nachher vernahm man ein dumpfes Geräusch, dem entfernten Wirbeln einer Trommel ähnlich. Das Meer ging plötzlich hohl. Das Schiff wurde gewaltsam hin- und hergeschleudert, und das Wasser zischte ringsumher, als wäre man überall mit einem glühenden Eisen hineingefahren.

Eine große Menge kleiner Blasen, ohne Zweifel vom Gaz erzeugt, erschienen auf der Oberfläche, und der Geruch, den sie verbreiteten, war denen eines Sumpfes ähnlich.

In demselben Augenblicke hörte ich den Schrei: „Die Stadt! die Stadt!“ Ich wendete mich gegen Lima, das von einer Staubwolke umhüllt war. Ueber derselben erblickte man den Thurm der Garnisonskapelle. Er bewegte sich heftig einige Sekunden hin und her, zerbrach sodann und stürzte zusammen. Der große, steilabgerissene Felsen am östlichen Ende der Insel San-Lorenzo wurde in der Mitte gespalten Eine etwa 30 Fuß im Durchmesser haltende Masse riß sich davon ab, und stürzte krachend ins Meer.

Auch die Hafendämme zerborsten. Eine dieser Oeffnungen war anderthalb Fuß breit. Viele Menschen verloren das Leben. Man nannte mir unter andern einen Priester, der in der Kirche vor der Bildsäule eines Heiligen kniete, und durch den Sturz derselben erschlagen wurde. Aber was ist diese schwache Andeutung von Thatsachen, gegen das schreckliche und erhabene Schauspiel, das ich vor Augen hatte!

Rachels Grab in Palästina.

Das Thal, oder vielmehr die traurige Ebene Rephidim, dehnt sich über eine Stunde weit aus, ohne dem von der Sonnengluth ermatteten Reisenden einen andern Ruhepunkt darzubieten, als eine Art Karavanserai, in welchem die Araber der Wüste einkehren, das jedoch von dem [illegible] sorgfältig vermieden wird.

Ein wenig weiterhin ſind die Trümmer des Dorfes Rama, von welchem nur noch einige Mauerüberreſte vorhanden ſind. Ganz in der Nähe ſieht man das Grab Rachels*).

Alles in der Umgebung iſt einſam und verödet. Man ſieht hier weder Palmen noch Zypreſſen, und doch regt dieſes einfache Grabmal Erinnerungen an, und erzeugt ein höheres Intereſſe, als die ſchönſten, mit allem Luxus der Künſte geſchmückten Denkmäler. Gleichgültig geht der Reiſende an den Gräbern des Zacharias und des Abſalon, im Thale Joſaphat, vorüber, und kaum wirft er einen Blick auf die der Könige, in der Ebene des Jeremias. Aber bei dem Anblick deſſen Rachels führt ihn ſeine Einbildungskraft zur Wiege des jüdiſchen Volkes, und ſtellt ihm die Bilder des grauеſten Alterthums dar.

Die Türken haben beinahe alle Gräber der Perſonen des alten Teſtaments ſorgfältig bewahrt und geſchmückt. Eine Moſchee erhebt ſich über denen Davids und Salomo's. Ein anderer großer und alter Tempel bedeckt die Grotte Machpela, zu Hebron. Das Thal dieſes Namens wird oft von chriſtlichen Wallfahrern durchſtreift; aber es iſt ihnen, ſo wie den Juden, bei Todesſtrafe verboten, die Höhle zu betreten. Die Gräber der Patriarchen ſollen noch ſehr gut in derſelben zu erkennen ſein. Sie ſind alle in den Felſen gehauen. Das Grab Rachels iſt offen, und die Höhle iſt im Innern vollkommen leer. Vor ihrem Eingange liegt ein großer Stein, der ſie ehemals verſchloſſen zu haben ſcheint.

*) I Buch Moſe, Kap. 25, Vers 10 — 20.

Druckfehler im eilften Band.

Seite 5. Zeile 2 v. o. ſtatt: Der freihe Bund, l. der freche Bund.
„ 14. „ 5 v. u. ſt. unwandelbar, l. anwendbar.
„ 14. „ 4 v. u. ſt. allen Monarchien, l. alten Monarchien.
„ 15. „ 14 u. 15 v. u. ſt. nationellen, l. nationalen.
„ 23. „ 4 v. u. ſt. Van Reve, l. Van Reve.
„ 27. „ 6 v. u. ſt. er nannte, l. er ernannte.
„105. „ 2 v. o. ſt. Tritini's, l. Tartini's.
„133. „ 1 v. o. ſt. 233, l. 133.
„133. „ 9 v. u. ſt. Gebote, l. Gebete.
„179. „ 7 v. u. Note, hinter Oberaufſeher, fehlt: der Bibliothek.
„186. „ 1 v. u. Note, hinter Roms, fehlt: jenſeits.
„188. „ 13 v. u. ſt. Carboranismus, l. Carbonarismus.
„192. „ 8 v. u. ſt. günſtigen, l. günſtigſten.
„193. „ 11 v. u. ſt. das des Doktor, l. des Doktors.
„199. „ 11 v. o. ſt. ſchiein, l. ſchien.
„204. „ 4 v. o. ſt. Leben, l. Beben.
„208. „ 3 v. o. ſt. Alle Straßen, l. Alte Straßen.
„216. „ 11 v. u. ſt. hohe ihm Achtung, l. hohe Achtung ihm.
„228. „ 13 v. o. ſt. ſein Tod, l. ſein Todesurtheil.
„237. „ 10 v. o. hinter Gibraltar fehlt: nach London.
„ 1. „ 5 v. u. in der Anzeige des Umſchlags, ſt. Frankfurt, l. Frankreich.

Inhalt des zwölften Bandes.

Seite

Die Neubildung des Unterhauses des britischen Parlaments 3
Entstehung, Fortschritte und Verfall des holländischen Handels 17
Skizzen aus „Frankreich in den Jahren 1829 und 1830. Von Lady Morgan.“ 38
Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich 62
Allgemeine Uebersicht der öffentlichen Gerechtigkeitsverwaltung in Frankreich, im Laufe des Jahrs 1828 81
Prinz Leopold, und sein Benehmen gegen Griechenland 94
Frankreichs Gegenwart und wahrscheinliche Zukunft . 107
Reise nach den Goldgruben von Potosi 123
Brief über die Kolonie armer Kinder auf dem Berge oberhalb Maykirch, zwei Stunden von Hofwyl . 139
Das Phänomen der Luftspiegelung in Indien . . . 143
Dampffuhrwerke in England 147
Beobachtungen über das tägliche Wachsen einiger Pflanzen 152
Die Sekte der Verzückten in Frankreich 156
Anatomisches, physiologisches, hygiänisches und pathologisches Bildniß Napoleons 169
Auszug aus einem Briefe des italienischen Missionärs Bizzozero, über einen Theil Nordamerika's . . . 182
Die bewohnte Erde im Vergleich mit dem britischen Reiche 192
Statistische Aktenstücke über das Großherzogthum Toskana, das Herzogthum Lukka und den Kirchenstaat 197
Zeitungen und Zeitschriften in Polen 201
Die Journale von Paris in ihren gegenwärtigen Verhältnissen 207
Das Bemerkenswertheste in der neuesten ausländischen Literatur 216
Kritik 223

Mannichfaltigkeiten:

Berichtigung 228
Statistische Parallele 228
Ein einfaches Mittel, Obstbäume gegen die Verheerungen der Raupen und anderer Insekten zu schützen . . . 229
Bevölkerung einiger Städte und Gegenden Deutschlands 231
Revolutionen und Schlachten im Monat Juli 232
König Georgs IV Busenfreunde 233
Aufhebung der Klöster in Guatemala 234
Das letzte Erdbeben zu Lima 235
Rachels Grab in Palästina 236

In der Wild'schen Buchhandlung in Naumburg ist erschienen und bei H. R. Sauerländer in Aarau, so wie in allen Buchhandlungen zu haben:

General Lafayette in Amerika, oder dessen Triumphzug durch Amerika in den Jahren 1824 und 1825. Beschrieben von A. Levasseur und aus dem Französischen übersetzt von A. Levasseur geb. Zeis. 2 Bde. 12 Fr. 6 Bz.

General Lafayette, der Held zweier Welttheile!

Schon bei dem Namen Lafayette schlägt das Herz jedes Freundes der Menschheit höher! Denn kein andrer erfüllt es mit so wohlthuenden Empfindungen, kein andrer vermag schönere Erinnerungen zu wecken! Wir sehen ihn, glühend für Freiheit und Menschenrechte, als Freiwilligen in den Reihen der Söhne Nordamerika's, wir erblicken ihn später unter den heldenmüthigen Kriegern, die der edle sechszehnte Ludwig den Kolonien gegen ihre Dränger zu Hülfe sandte. Er kehrt in das Vaterland zurück, wird zum Mitglied der Notabeln erwählt und zum Commandant der Hauptstadt (Paris) erhoben; errichtet das wichtige Institut der Nationalgarde, führt die dreifarbige Cocarde ein, läßt die Bastille schleifen, rettet am 6. Oktober 1789 die königl. Familie in Versailles, und verhindert den Plan, ihn zum Oberbefehlshaber von Vier Millionen Nationalgarden von Frankreich zu machen u. s. w.

Wie in jener ewig denkwürdigen Epoche, so finden wir ihn noch heute von denselben Gefühlen für vernünftige bürgerliche Freiheit und unveräußerliche Menschenrechte beseelt, und der zweiundsiebenzigjährige Greis steht mit jugendlicher Kraft und Begeisterung in diesem Augenblicke an der Spitze der bewaffneten Macht von Frankreich! Wie ihn vor wenig Wochen die Söhne Frankreichs begrüßten, so thaten es in den Jahren 1824 und 1825 die Kinder des freien Amerika's! Und eben wegen dieses rührenden Ausdrucks einer innigen tiefgefühlten National-Dankbarkeit, wegen den mannichfachen herrlichen Aeußerungen der Gefeierten, welche den vorurtheilsfreien Leser des angekündigten Werkes so lebhaft ansprechen, ist die Lektüre desselben ein hoher Genuß und macht es zur Zierde jeder Privat- und Lesebibliothek.

Von der „Bibliothek der neuesten Weltkunde" erscheint mit Anfang eines jeden Monats ein Theil von 200 bis 250 Seiten. Sein Inhalt wird das Neueste und Denkwürdigste aus dem ganzen Reiche der Weltbegebenheiten umfassen, und überhaupt das in Rede und Betrachtung stellen, was bei allen zivilisirten Völkern der Erde ein allgemeines, höheres Interesse erregen kann.

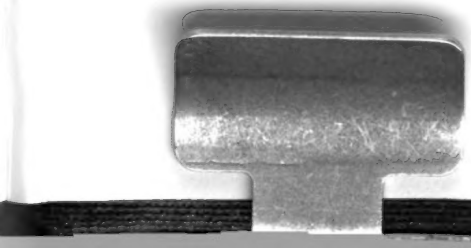
Der Inhalt eines jeden Theils wird unter folgenden Hauptrubriken begriffen sein:

Erwägende Philosophie. — Prüfende Moral. — Geschichte im ausgedehntesten Begriff. — Reisen und geographische Mittheilungen. — Sitten und Gebräuche aller Völker der Erde. — Religion. — Fortschritte der Zivilisation. — Politik. — Staatswissenschaft und Staatswirthschaft. — Erfindungen und Entdeckungen. — Statistik. — Naturgeschichte. — Wissenschaft im Allgemeinen. — Biographien. — Literatur. — Kritik. — Wissenschaftliche und andere Notizen mannigfaltigen Inhalts.

Herausgeber und Verleger haben die erforderlichen Maßregeln getroffen, auch ihre Verbindungen auf solche Weise eingeleitet, daß alle Mittheilungen des In- und Auslandes mit aller möglichen Beförderung ihnen zukommen, so daß sie mit Anfang jeden Monats einen neuen Theil des Denkwürdigsten erscheinen lassen werden. Jeder Aufsatz von allgemeinem Interesse soll sogleich vollständig mitgetheilt, und nicht abgebrochen werden.

Die ganze Sammlung eines Jahrgangs besteht demnach aus zwölf Theilen, für die man sich überhaupt mit 12 fl. oder 8 thlr. jährlich abonnirt, folglich ist jeder Theil um den ungemein billigen Preis à 1 fl. angeschlagen; einzelne Theile werden nicht besonders erlassen, sondern man abonnirt sich für die jährliche Sammlung von 12 Theilen durch Vorausbezahlung bei allen Buchhandlungen und Postämtern von ganz Deutschland und der Schweiz.

Digitized by Google



Digitized by Google

3 1951 D00 327 104 B

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D00 327 104 B
Digitized by Google

image
not
available